

BRANDON
SANDERSON

HEYNE <

DIE SPLITTER
DER
MACHT

ROMAN

Das Buch

Hoch in den Bergen liegt die sagenumwobene Stadt Urithiru, erreichbar nur über die zwölf Eidtore. Hier versucht die junge Edelfrau Schallan Davar die Geheimnisse der uralten Ordensgemeinschaften zu entschlüsseln, die sich einst die Strahlenden Ritter nannten. Nur mit ihrer Hilfe können die Eidtore benutzt werden, und nur ihre Splitterklingen verleihen den Strahlenden übermenschliche Fähigkeiten. Aber wer waren sie wirklich, und warum wurden sie einst aufgelöst? Während Schallan nach Antworten sucht, die bei der Neugründung der Orden helfen können, begreift Fürst Dalinar, dass seine Vision, die Fürsten des Königreichs Alethkar wieder zu einen, noch viel zu klein gedacht war. Nicht nur die Alethi, sondern alle Völker von Roschar müssen vereint werden, denn es droht die alles verheerende Wüstwerdung und damit das Ende von ganz Roschar. Doch ein finsterer Schatten liegt auf dieser Hoffnung – Fürst Dalinars eigene, blutbefleckte Vergangenheit ...

Der Autor

Brandon Sanderson, 1975 in Nebraska geboren, schreibt seit seiner Schulzeit fantastische Geschichten. Er studierte Englische Literatur und unterrichtet Kreatives Schreiben. Sein Debütroman »Elantris« avancierte in Amerika auf Anhieb zum Bestseller. Seit seiner *Steelheart*-Trilogie und den epischen *Sturmlicht-Chroniken* ist Brandon Sanderson auch in Deutschland einer der großen Stars der Fantasy. Brandon Sanderson lebt mit seiner Familie in Provo, Utah.

BRANDON
SANDERSON

DIE SPLITTER DER MACHT

Die Sturmlicht-Chroniken

SECHSTER ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Michael Siefener

HEYNE <

Die Originalausgabe ist unter dem Titel
Oathbringer – Book Three of The Stormlight Archive (Part II)
bei Tor/Tom Doherty Associates, LLC, New York, erschienen.

*Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische
Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser
Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung,
Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer
Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich
ziehen.*

*Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir
für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern
lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.*

Copyright © 2017 by Dragonsteel Entertainment, LLC
Copyright © 2019 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Joern Rauser

Illustrationen und Karten: Dan dos Santos, Ben McSweeney,
Miranda Meeks, Kelley Harris, Isaac Stewart, Howard Lyon
Umschlagillustration: Federico Musetti
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Schaber Datentechnik, Austria

ISBN: 978-3-641-17518-4
V002

www.brandon-sanderson.de

Für Alan Layton,

*der Dalinar (und mich) bejubelt hat,
bevor das Sturmlicht überhaupt existierte*

VORWORT UND DANKSAGUNG

Willkommen bei »Oathbringer«, zu Deutsch »Der Ruf der Klingen« und »Die Splitter der Macht«! Es hat lange gedauert, dieses Buch zu schreiben. Haben Sie herzlichen Dank für Ihre Geduld. Die *Sturmlicht-Chroniken* sind ein gewaltiges Unternehmen – was Sie auch an der langen Dankesliste von Personen weiter unten ablesen können.

Falls Sie nicht die Möglichkeit hatten, »Edgedancer« zu lesen – eine einzelne *Sturmlicht*-Erzählung, die zwischen dem zweiten und dem dritten Buch angesiedelt ist –, möchte ich sie Ihnen hiermit empfehlen. Sie ist entweder als Einzelveröffentlichung oder in dem Sammelband »Arcanum Unbounded« zu finden, in dem Novellen und Geschichten aus dem ganzen Kosmeer versammelt sind (das ist das Universum, in dem diese Reihe sowie die *Nebelgeborenen*-Saga, »Elantris«, »Sturmklänge« und andere Bücher spielen).

Nichtsdestotrotz ist jede Reihe so geschrieben, dass sie eigenständig gelesen und genossen werden kann, ohne dass man die anderen Reihen oder Bücher kennen muss. Wenn es Sie interessiert, können Sie eine längere Erklärung auf brandonsanderson.com/cosmere finden.

Und nun zur Parade der Namen! Wie ich schon oft gesagt habe, steht zwar mein Name auf dem Umschlag, aber es gibt unzählige Personen, die dabei geholfen haben, diese Bücher zu Ihnen zu bringen. Sie haben meinen – und Ihren – herzlichsten Dank verdient, weil sie während der drei Jahre, die ich an diesem Roman geschrieben habe, unermüdlich daran mitgearbeitet haben.

Mein Hauptagent für diese Bücher (und alles andere) ist der wunderbare Joshua Bilmes von JABberwocky. Andere Mitarbeiter der Agentur, die sich ebenfalls damit beschäftigt haben, waren Brady

McReynolds, Krystyna Lopez und Rebecca Eskildsen. Ein besonderer Dank geht an John Berlyne, meinen Agenten von Zeno in England, zusammen mit all den Subagenten, die auf der ganzen Welt für uns arbeiten.

Mein Lektor bei Tor war für dieses Projekt der wie immer brillante Moshe Feder. Besonderer Dank gebührt Tom Doherty, der schon seit Jahren an das *Sturmlicht*-Projekt glaubt, und an Devi Pillai, die während der Entstehung des Romans wesentliche Hilfe bei Lektorat und Veröffentlichung geleistet hat.

Weitere hilfreiche Personen bei Tor waren Robert Davis, Melissa Singer, Rachel Bass und Patty Garcia. Karl Gold war unser Herstellungsleiter und Nathan Weaver der Projektleiter, während Meryl Gross und Rafal Gibek für die Produktion verantwortlich waren. Irene Gallo war die künstlerische Leiterin, Michael Whelan hat den (Original-)Umschlag entworfen, von Greg Collins stammen die Innenillustrationen, und Carly Sommerstein war die Korrektorin.

Bei meinem englischen Verleger Gollancz/Orion geht ein Dank an Gillian Redfearn, Stevie Finegan und Charlotte Clay.

Der Redakteur des Buches war Terry McGarry, der schon bei vielen meiner Romane ausgezeichnete Arbeit geleistet hat. Das E-Book wurde von Victoria Wallis und Caitlin Buckley bei Macmillan betreut.

Viele Leute aus meiner eigenen Firma haben lange an der Produktion gearbeitet. Ein *Sturmlicht*-Roman ist jedes Mal ein entscheidendes und einschneidendes Ereignis hier bei Dragonsteel, darum sollten Sie dem ganzen Team zujubeln (oder, in Peters Fall, ihm ein großes Stück Käse geben), falls Sie ihnen einmal begegnen. Unsere Managerin und Geschäftsführerin ist meine wunderbare Frau Emily Sanderson. Der Vizepräsident und Redaktionsleiter ist der stets so beharrliche Peter Ahlstrom. Künstlerischer Leiter ist Isaac Stewart.

Unsere Versandleiterin (und damit diejenige, die all Ihre signierten Bücher und T-Shirts verschickt, wenn sie über den brandonsanderson.com-Store bestellt wurden) ist Kara Stewart.

Karen Ahlstrom ist für unser Continuity-Wiki verantwortlich. Mein persönlicher Assistent und Marketing-Direktor ist Adam Horne. Emilys Assistentin ist Kathleen Dorsey Sanderson, und Emily »Mem« Grange ist die Aushilfe.

Das Hörbuch wurde von meinen bevorzugten Sprechern Michael Kramer und Kate Reading eingelesen. Vielen Dank, ihr beiden, dafür, dass ihr Zeit dafür gefunden habt!

»Der Ruf der Klingen« und »Die Splitter der Macht« führen die Tradition fort, das *Sturmlicht*-Archiv mit wunderbarer Kunst zu füllen. Wieder haben wir eine fantastische Umschlagillustration von Michael Whelan, dessen Detailgenauigkeit uns ein erstaunlich konkretes Bild von Jasnah Kholin schenkt. Es gefällt mir, dass sie einen Platz zum Leuchten auf diesem Umschlag hat, und ich bin dankbar und fühle mich geehrt, dass Michael sich so viel Zeit außerhalb von seiner Galeriearbeit nimmt, um die Welt von Roschar zu malen.

Es bedarf etlicher Künstler, um die verschiedenen Stile zu erschaffen, die in den Ephemera einer anderen Welt gefunden werden, und diesmal haben wir sogar mit noch mehr Künstlern gearbeitet als je zuvor. Dan dos Santos und Howard Lyon sind für die Gemälde von den Herolden auf dem Vorsatzpapier verantwortlich. Ich wollte, dass ihr Stil die klassischen Gemälde der Renaissance und der späteren Romantik nachahmt, und sowohl Dan als auch Howard haben unsere Erwartungen übertroffen. Diese Bilder sind nicht nur große Buchillustrationen, sondern erstaunliche Kunstwerke, die einen Platz in jeder Galerie verdient haben.

Ich sollte noch anfügen, dass Dan und Howard ihr Talent auch auf die Innengestaltung verwendet haben, wofür ich sehr dankbar bin. Dans Modebilder sind so gut, dass sie ebenso den Umschlag hätten zieren können, und Howards Vignetten für einige Kapitel hoffe ich in den folgenden Bänden wiederzusehen.

Ben McSweeney hat sich ein weiteres Mal zu uns gesellt und neun Zeichnungen aus Schallans Skizzenblock beige-steuert. Obwohl er vom einen Ende des Landes zum anderen umgezogen ist, einen

anstrengenden Beruf hat und sich um die Bedürfnisse seiner wachsenden Familie kümmern muss, hat Ben dennoch überragende Illustrationen abgeliefert. Er ist ein großer Künstler und ein wunderbarer Mensch.

Weiterhin haben Miranda Meeks und Kelley Harris ganzseitige Illustrationen für diesen Band angefertigt. Beide haben schon früher großartige Arbeit für uns geleistet, und ich bin mir sicher, dass Sie sie genauso lieben werden wie ich.

Außerdem hat uns eine Vielzahl von großartigen Menschen hinter der Bühne als Berater geholfen oder andere Elemente der Kunst in diesem Buch ermöglicht: die David Rumsey Map Collection, Brent von Woodsounds Flutes, Angie und Michelle von Two Tone Press, Emily Dunlay, David und Doris Stewart, Shari Lyon, Payden McRoberts und Greg Davidson.

Meine Schreibgruppe zu »Oathbringer« (sie lesen jede Woche Einsendungen, die fünf- bis achtmal so umfangreich wie gewöhnliche Texte sind) bestand aus Karen Ahlstrom, Peter Ahlstrom, Emily Sanderson, Eric James Stone, Darci Stone, Ben Olsen, Kaylynn Zobel, Kathleen Dorsey Sanderson, Alan »Leyten von Brücke Vier« Layton, Ethan »Narb von Brücke Vier« Skarstedt und außerdem Ben »Steckt mich nicht in Brücke Vier« Olsen.

Ein besonderer Dank geht an Chris »Jon« King für seine Rückmeldungen zu einigen besonders kniffligen Szenen um Teft, Will Hoyum für seinen Rat zur Querschnittslähmung und Michelle Walker für ihren besonderen Rat zu jenen Szenen, in denen es um Fragen der geistigen Gesundheit geht.

Beta-Leser waren (tief Luft holen) Aaron Biggs, Aaron Ford, Adam Hussey, Austin Hussey, Alice Arneson, Alyx Hoge, Aubree Pham, Bao Pham, Becca Horn Reppert, Bob Kluttz, Brandon Cole, Darci Cole, Brian T. Hill, Chris »Jon« King, Chris Kluwe, Cory Aitchison, David Behrens, Deana Covell Whitney, Eric Lake, Gary Singer, Ian McNatt, Jessica Ashcraft, Joel Phillips, Jory Phillips, Josh Walker, Michelle Walker, Kalyani Poluri, Rahul Pantula, Kellyn Neumann, Kristina

Kugler, Lyndsey »Lyn« Luther, Mark Lindberg, Marnie Peterson, Matt Wiens, Megan Kanne, Nathan »Natam« Goodrich, Nikki Ramsay, Paige Vest, Paul Christopher, Randy MacKay, Ravi Persaud, Richard Fife, Ross Newberry, Ryan »Drehy« Dreher Scott, Sarah »Saphy« Hansen, Sarah Fletcher, Shivam Bhatt, Steve Godecke, Ted Herman, Trae Cooper und William Juan.

Unsere Kommentarkoordinatoren für die Beta-Leser waren Kristina Kugler und Kellyn Neumann.

Unsere Gamma-Leser waren viele der Beta-Leser und zusätzlich: Benjamin R. Black, Chris »Gunner« McGrath, Christi Jacobsen, Corbett Rubert, Richard Rubert, Dr. Daniel Strange, David Han-Ting Chow, Donald Mustard III, Eric Warrington, Jared Gerlach, Jareth Greef, Yesse Y. Horne, Joshua Combs, Justin Koford, Kendra Wilson, Kerry Morgan, Lindsey Andrus, Lingting Xu, Loggins Merrill, Marci Stringham, Matt Hatch, Scott Escujuri, Stephen Stinnett und Tyson Thorpe.

Wie Sie sehen können, ist ein Buch wie das vorliegende ein *gewaltiges* Unternehmen. Ohne die Bemühungen dieser vielen Menschen würden Sie ein ganz ganz anderes Buch in den Händen halten.

Wie immer geht mein letzter Dank an meine Familie: an Emily Sanderson, Joel Sanderson, Dallin Sanderson und Oliver Sanderson. Sie ertragen einen Ehemann/Vater, der sich oft in einer anderen Welt befindet und über Großstürme und Strahlende Ritter nachdenkt.

Schließlich danke ich aber auch Ihnen allen für Ihre Unterstützung dieser Bücher! Sie kommen nicht immer so schnell aus mir heraus, wie ich es mir wünschte. Das liegt teilweise daran, dass ich sie so vollkommen haben möchte, wie es irgend möglich ist. Sie halten einen Band in Ihren Händen, den ich fast zwei Jahrzehnte lang vorbereitet, skizziert, auf- und umgeschrieben habe. Genießen Sie Ihre Zeit in Roschar.

Reise vor Ziel.

INHALT

Prolog: Diese gehört mir

ERSTER TEIL:

Der Wahrheit trotzen, die Wahrheit lieben

Zwischenspiele

ZWEITER TEIL:

Widerstand! Gesang des Beginns!

Zwischenspiele

DRITTER TEIL: Neue Einheit

Epilog: Große Kunst

Schlussbemerkung

Ars Arcanum

ILLUSTRATIONEN

Anmerkung:

Viele Illustrationen einschließlich der Beschriftungen enthalten Hinweise auf Ereignisse, die zuvor im Text beschrieben wurden. Wenn Sie die Bilder vor dem Lesen betrachten, geschieht das auf Ihr eigenes Risiko.

Karte von Roschar

Blatt: Zeitgenössische thaylenische Damenmode

Karte von Kholinar

Schallans Skizzenbuch: Kholinar-Sprengsel

Seite aus Mythica: Die Ergreiferin der Geheimnisse

Ein Teil des Meeres der Verlorenen Lichter

Weine aus Roschar

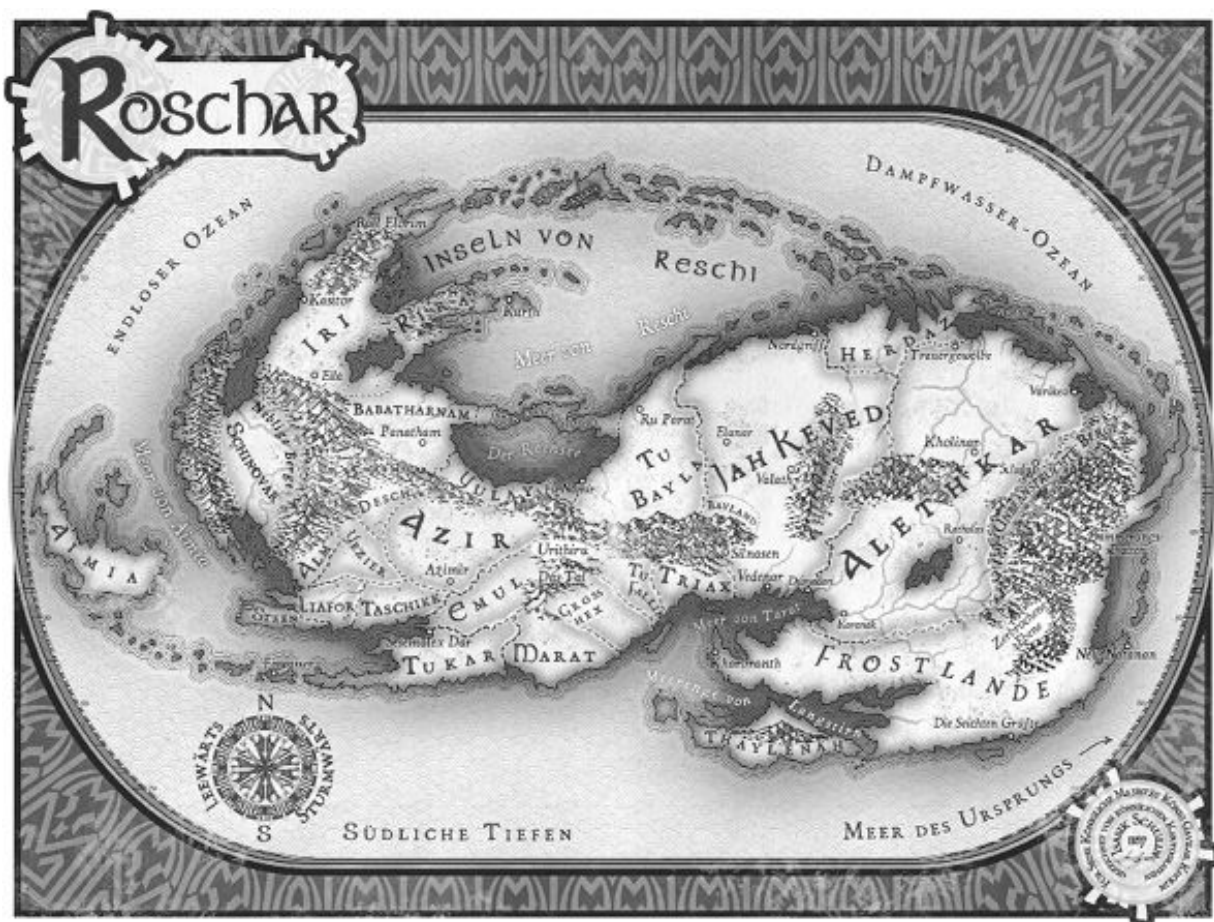
Schallans Skizzenbuch: Mandras

Navanis Notizbuch: Armschiene

Schallans Skizzenbuch: Schadesmar-Sprengsel

Schallans Skizzenbuch: Eidtor-Sprengsel

Karte von Thaylen-Stadt





Venli war entschlossen, sich der Macht als würdig zu erweisen. Sie begab sich zu den anderen, einer kleinen Gruppe, die aus den verbliebenen Lauschern ausgewählt worden war, und bereitete sich auf den kommenden Sturm vor.

Sie wusste nicht, ob Ulim oder seine Phantommeister, die uralten Götter der Lauscher, ihre Gedanken lesen konnten. Wenn es aber möglich war, dann würde sich daraus nur ergeben, dass sie sich loyal verhielt.

Es herrschte Krieg, und Venli kämpfte in der Vorhut. *Sie* hatte die ersten Leersprengsel entdeckt. *Sie* hatte die Sturmform entdeckt. *Sie* hatte ihr Volk erlöst. *Sie* war gesegnet.

Der heutige Tag würde es beweisen. Aus den zweitausend Überlebenden der Lauscher waren neun ausgewählt worden, einschließlich Venli. Neben ihr stand Demid mit einem breiten Grinsen auf dem Gesicht. Er liebte es, neue Dinge zu erlernen, und der Sturm war nur ein weiteres Abenteuer für ihn. Ihnen war etwas Großes versprochen worden.

Siehst du, Eschonai?, dachte Venli. *Siehst du, was wir tun können, wenn du uns nicht andauernd zurückhältst?*

»In Ordnung, ja, gut so«, sagte Ulim, der sich als eine vibrierende rote Energie über den Boden kräuselte. »Gut, gut. Alle in einer Reihe. Bleibt nach Westen ausgerichtet.«

»Sollen wir vor dem Sturm Schutz suchen?«, fragte Melu im Rhythmus des Schmerzes. »Oder Schilde tragen?«

Vor ihnen nahm Ulim die Gestalt einer kleinen Person an. »Mach dich nicht lächerlich. Das ist *unser* Sturm. Ihr habt nichts zu befürchten.«

»Und er wird uns zur Macht verhelfen«, erklärte Venli. »Wird diese Macht die der Sturmform noch übersteigen?«

»Große Macht«, sagte Ulim. »Ihr seid auserwählt. Ihr seid etwas Besonderes. Aber ihr müsst diese Gelegenheit wahrnehmen. Heißt sie willkommen. Ihr müsst sie *wollen*. Andernfalls werden die Mächte nicht in der Lage sein, einen Platz in euren Edelsteinherzen einzunehmen.«

Venli hatte so viel gelitten, aber das hier war ihre Belohnung. Sie hatte keine Lust mehr, in menschlicher Unterdrückung zu leben. Und sie würde nie wieder eine Gefangene sein, nie wieder ohnmächtig sein. Mit dieser neuen Macht würde sie immer – *immer* – in der Lage sein, sich zu wehren.

Der Ewigsturm näherte sich aus dem Westen und kehrte zurück, so wie er es schon einmal getan hatte. Ein kleines Dorf in geringer Entfernung fiel in den Schatten des Sturms und wurde von leuchtend roten Blitzen erhellt.

Venli trat vor und summte im Rhythmus des Begehrens, während sie die Arme zu den Seiten ausstreckte. Der Sturm war anders als die Großstürme. Es gab keine Sturmwand aus Schutt und Kremwasser. Er wirkte weitaus anmutiger: eine wogende Wolke aus Rauch und Finsternis, an deren Rändern Blitze ausbrachen und sie scharlachrot färbten.

Sie legte den Kopf in den Nacken, stellte sich den brodelnden, wirbelnden Wolken entgegen und wurde vom Sturm verzehrt.

Eine wütige, ungestüme Dunkelheit umschloss sie. Brennende Aschestäubchen strömten auf allen Seiten an ihr vorbei, und diesmal spürte sie keinen Regen. Nur den Schlag des Donners. Und den Puls des Sturms.

Asche biss ihr in die Haut, und neben ihr schlug etwas auf und rollte über die Steine. Ein Baum? Ja, ein brennender Baum. Sand, Borkenfetzen und Kiesel strömten ihr über Haut und Panzer. Sie kniete nieder, kniff die Augen zusammen, und mit den Armen schützte sie ihr Gesicht vor den umhertreibenden Trümmern.

Etwas Größeres prallte von ihrem Arm ab und schlug gegen den Panzer. Sie keuchte, fiel zu Boden und rollte sich ein.

Ein Druck umgab sie, drängte gegen ihren Geist, gegen ihre Seele.
Lass mich herein.

Unter Mühen öffnete sie sich dieser Kraft. Es war genauso, wie wenn man eine neue Form annahm, oder?

Schmerz durchfuhr ihr Innerstes, als hätte jemand Feuer in ihre Adern gegossen. Sie schrie auf, und Sand scheuerte über ihre Zunge. Winzige Kohlen rissen an ihrer Kleidung und versengten ihr die Haut.

Und dann: eine Stimme.

WAS IST DAS?

Es war eine warme Stimme. Eine uralte Stimme wie die eines Vaters oder einer Mutter – freundlich hüllte sie sie vollständig ein.

»Bitte«, keuchte Venli in die rauchgeschwängerte Luft. »Bitte.«

JA, sagte die Stimme. WÄHLE JEMAND ANDEREN. DIESE GEHÖRT MIR.

Die Macht, die sich gegen sie gedrängt hatte, zog sich wieder zurück, und die Schmerzen hörten auf. Und dann nahm etwas anderes – etwas Kleineres, weniger Gebietendes – ihren Platz ein. Freudig hieß sie das Sprengsel willkommen, wimmerte vor Erleichterung und stimmte sich in den Rhythmus der Qual ein.

Eine Ewigkeit schien zu vergehen, in der sie vor dem Sturm zusammengekauert auf der Erde lag. Schließlich wurde der Wind

schwächer. Die Blitze verblassten. Der Donner wich in die Ferne zurück.

Sie blinzelte sich den Splitt aus den Augen. Als sie sich dann bewegte, fielen kleine Stücke Kremstein und zerfetzte Borkenteile von ihr ab. Sie hustete, stand auf und betrachtete ihre ruinierte Kleidung und die versengte Haut.

Die Sturmform trug sie nicht länger. Sie hatte sich verwandelt in ... tja, war das die Flinkform? Ihre Kleidung fühlte sich zu groß für ihren Körper an, und er zeigte auch nicht mehr die gewohnte beeindruckende Muskulatur. Sie stimmte sich in die Rhythmen ein und stellte fest, dass es noch immer die neuen waren – die harten, wütenden Rhythmen, die die Formen der Macht begleiteten.

Das war nicht die Flinkform, und es war auch nichts anderes, das sie kannte. Sie hatte Brüste – selbst wenn sie klein waren, wie es außerhalb der Paarungsform üblich war – und lange Haarsträhnen. Sie drehte sich um und wollte sehen, ob es bei den anderen genauso war.

Demid stand in ihrer Nähe, und obwohl seine Kleidung in Fetzen hing, war sein muskulöser Körper nicht verletzt. Mächtig und mit breiter Brust stand er da – er war viel größer als sie. Er wirkte eher wie eine Statue als wie ein Lauscher. Als er sich reckte und streckte, glühten seine Augen rot, und sein Körper pulsierte vor dunkelvioletter Macht. Es war ein Glühen, das gleichzeitig Licht und Finsternis verströmte. Dann zog es sich zurück, und Demid schien zufrieden zu sein, es nach seinem Willen wieder hervorrufen zu können.

Was für eine Form war *das*? Sie wirkte so majestätisch; ihre Panzerkämme stachen an den Armen und Wangen aus der Haut hervor. »Demid?«, fragte sie.

Er drehte sich zu Melu um, die in ähnlicher Gestalt herbeikam, und sagte etwas in einer Sprache zu ihr, die Venli nicht kannte. Aber die Rhythmen waren da, und sie kündeten von Spott.

»Demid?«, fragte Venli. »Wie fühlst du dich? Was ist geschehen?«

Er sprach wieder in dieser seltsamen Sprache, und seine Worte verschwammen in ihrem Kopf und regten und drehten sich, bis Venli sie endlich doch verstand. »... Odium reitet auf dem Wind, so wie früher einmal der Feind. Unglaublich. Aharat, bist du das?«

»Ja«, sagte Melu. »Das ... das fühlt ... sich gut an.«

»Fühlt«, sagte Demid. »Es *fühlt*.« Er holte tief und lange Luft.

Waren sie verrückt geworden?

Nicht weit von ihr entfernt zog sich Mrun unter einem großen Felsblock heraus, der vorhin noch nicht da gewesen war. Entsetzt erkannte Venli darunter einen gebrochenen Arm, aus dem Blut tropfte. In unmittelbarem Widerspruch zu Ulims Versprechen, dass alle in Sicherheit sein würden, war einer von ihnen zerschmettert worden.

Obwohl Mrun genauso groß und stark war wie die Übrigen, geriet er ins Taumeln, als er auf den Felsen zutrat. Er ergriff den Stein und fiel auf die Knie. In seinem Körper floss jenes dunkelviolette Licht, und er ächzte und murmelte nichts als Kauderwelsch. Altoki näherte sich von der anderen Seite. Sie ging gebeugt, hatte die Zähne gebleckt, und ihre Schritte glichen denen eines Raubtiers. Als sie näher kam, hörte Venli, wie sie zwischen ihren zusammengebißenen Zähnen flüsterte: »Hoher Himmel. Tote Winde. Blutregen.«

»Demid«, sagte Venli im Rhythmus der Zerstörung, »etwas ist schiefgegangen. Setz dich und warte. Ich möchte das Sprengsel suchen.«

Demid blickte sie an. »Hast du diesen Leichnam gekannt?«

»Diesen Leichnam? Demid, warum ...«

»O nein. O nein. O *nein*!« Ulim huschte über den Boden auf sie zu. »Du ... du bist nicht ... Oh, ganz schlecht, ganz schlecht.«

»Ulim!«, rief Venli, stimmte sich in den Spott ein und deutete auf Demid. »Mit meinen Gefährten stimmt etwas nicht. Welches Unheil hast du über uns gebracht?«

»Red nicht mit ihnen, Venli!«, sagte Ulim und nahm die Gestalt eines kleinen Mannes an. »Zeig nicht auf sie!«

Demid stand nicht weit von ihnen entfernt und sammelte in seiner Hand dunkelviolette Macht, die wie in einer Pfütze zusammenlief. Dabei sah er Venli und Ulim an. »Du bist es«, sagte er zu Ulim. »Der Abgesandte. Ich habe Achtung vor deinem Werk, Sprengsel.«

Ulim verneigte sich vor Demid. »Bitte, Großer der Verschmolzenen, sieh die Leidenschaft und vergib diesem Kind.«

»Du solltest es ihr erklären«, sagte Demid, »damit sie mich nicht ... reizt.«

Venli runzelte die Stirn. »Was ist ...«

»Komm mit mir«, sagte Ulim und kräuselte sich über den Boden. Besorgt und überwältigt von ihrer Erfahrung stimmte sich Venli in den Rhythmus der Qualen ein und folgte ihm. Hinter ihr versammelten sich Demid und die Übrigen.

Ulim verwandelte sich vor ihr in eine menschliche Gestalt zurück. »Du hast Glück. Er hätte dich vernichten können.«

»Das würde Demid niemals tun.«

»Zu deinem Pech ist dein Einst-Paarer *nicht mehr da*. Das ist Hariel – und er gehört zu den Übelsten der Verschmolzenen.«

»Hariel? Was meinst du mit ...« Sie verstummte, als die anderen leise mit Demid sprachen. Sie waren so groß, so überheblich, und ihr Betragen machte einen so ... falschen Eindruck.

Jede neue Form veränderte einen Lauscher bis in die Art des Denkens und des Temperaments hinein. Dennoch blieb jeder derselbe. Selbst die Sturmform hatte Venli nicht in etwas anderes verwandelt. Vielleicht ... war sie weniger mitfühlend und angriffslustiger geworden. Doch sie war noch immer sie selbst.

Aber bei den Übrigen verhielt es sich anders. Demid hielt sich anders als ihr Einst-Paarer und sprach auch nicht mehr wie dieser.

»Nein ...«, flüsterte sie. »Du hast gesagt, wir öffnen uns einem neuen Sprengsel – einer neuen Form!«

»Ich *sagte*«, zischte Ulim, »dass ihr euch öffnet. Ich habe nicht gesagt, wer in euch eintreten wird. Eure Götter brauchen neue

Körper. So ist es bei jeder Rückkehr. Ihr solltet euch geschmeichelt fühlen.«

»Geschmeichelt darüber, *getötet* zu werden?«

»Ja, zum Besten der Rasse«, erwiderte Ulim. »Das sind die Verschmolzenen: uralte, wiedergeborene Seelen. Du hast anscheinend eine andere Form der Macht erhalten. Ein Band mit einem niedrigeren Sprengsel, das dich über die gewöhnlichen Lauscher erhebt – die herkömmliche Formen haben. Zugleich setzt es dich aber eine Stufe unter die Verschmolzenen. Eine *große* Stufe.«

Sie nickte und wollte zu der Gruppe zurückgehen.

»Warte«, sagte Ulim und huschte über den Boden vor ihr. »Was hast du vor? Was stimmt nicht mit dir?«

»Ich werde diese Seele fortschicken«, sagte sie. »Und Demid zurückholen. Er muss die Konsequenzen kennen, bevor er sich dazu entscheidet, etwas so Drastisches ...«

»Zurückholen?«, fragte Ulim. »*Zurückholen*? Aber er ist doch *tot*. Und das solltest du ebenfalls sein. Das ist schlecht. Was hast du getan? Hast du widerstanden, so wie deine Schwester?«

»Geh mir aus dem Weg.«

»Er wird dich töten. Ich hatte dich vor ihm gewarnt ...«

»Abgesandter«, sagte Demid im Rhythmus der Vernichtung und wandte sich Ulim und Venli zu. Es war nicht seine eigene Stimme.

Sie stimmte sich in Qualen ein. Es war *nicht seine Stimme*.

»Lass sie durch«, sagte das Wesen in Demids Körper. »Ich möchte mich mit ihr unterhalten.«

Ulim seufzte. »Mist.«

»Du redest schon wie ein Mensch, Sprengsel«, sagte Demid. »Du hast hier großartige Dienste geleistet, aber du hast dich an ihre Art angeglichen und benutzt ihre Sprache. Das finde ich unangenehm.«

Ulim schlängelte sich über die Steine davon. Venli trat auf die Gruppe der Verschmolzenen zu. Zwei von ihnen hatten noch immer Schwierigkeiten, sich zu bewegen. Sie taumelten, stolperten und

fielen auf die Knie. Zwei andere zeigten ein verzerrtes, falsches Grinsen.

Die Lauscher-Götter waren nicht bei voller geistiger Gesundheit.

»Ich bedauere den Tod deines Freundes, gute Dienerin«, sagte Demid mit tiefer Stimme und im Einklang mit dem Rhythmus der Befehlsgewalt. »Auch wenn ihr die Kinder von Verrätern seid, euer Krieg muss unterstützt werden. Ihr habt unseren Erbfeinden gegenübergestanden und seid kein Jota zurückgewichen, auch dann nicht, als ihr dem Untergang geweiht wart.«

»Bitte«, sagte Venli. »Er war mir lieb und wert. Könnt ihr ihn zurückbringen?«

»Er ist in die jenseitige Blindheit eingegangen«, sagte Demid. »Im Gegensatz zu dem geistlosen Sprengsel, mit dem du dich verbunden hast – und das in deinem Edelsteinherzen wohnt –, kann meine Seele ihre Wohnstatt mit niemand anderem teilen. Nichts, weder das Neuwachsen noch eine Handlung Odiums kann ihn wiederherstellen.«

Er streckte die Hand aus, ergriff Venli am Kinn, hob es dann an und betrachtete sie. »Du solltest eine Seele tragen, neben der ich tausende von Jahren gekämpft habe. Sie wurde abgewiesen, denn du bist für etwas anderes vorgesehen. Odium hat etwas mit dir vor. Genieße es und trauere nicht um das Hinscheiden deines Freundes. Am Ende wird Odium jenen Rache bringen, gegen die wir kämpfen.«

Er ließ sie los, und sie musste sich zusammenreißen, damit sie nicht hinfiel. Nein. Nein, sie würde keine Schwäche zeigen.

Aber ... Demid ...

Sie drängte ihn aus ihren Gedanken, wie sie es vor ihm auch schon mit Eschonai getan hatte. Dies war der Pfad, den sie eingeschlagen hatte, als sie vor vielen Jahren Ulim zum ersten Mal zugehört und beschlossen hatte, das Risiko einzugehen, das mit der Rückkehr der Götter ihres Volkes verbunden war.

Demid war gestorben, aber sie war verschont geblieben. Und Odium selbst, Gott der Götter, hatte etwas Bestimmtes für sie vorgesehen. Sie setzte sich auf den Boden und wartete, während sich die

Verschmolzenen in ihrer seltsamen Sprache miteinander berieten. Als sie wartete, bemerkte sie etwas, das in geringer Entfernung von ihr über dem Boden schwebte. Es war ein kleines Sprengsel, das ihr wie eine Kugel aus Licht erschien. Ja ... so etwas hatte sie auch in Eschonais Nähe gesehen. Was war das?

Es wirkte recht aufgeregt und schoss erst über den Stein und dann näher auf Venli zu. Sofort wusste sie etwas – es war ein instinktives Wissen, so sicher wie das Wissen um die Stürme und die Sonne. Wenn die Kreaturen, die in der Nähe standen, dieses Sprengsel sahen, würden sie es sofort vernichten.

Sie legte die Hand schützend über das Sprengsel, als die Kreatur, die Demids Körper trug, auf sie zukam. Sie drückte das kleine Sprengsel gegen den Felsen und stimmte sich in den Rhythmus der Verlegenheit ein.

Er schien nicht bemerkt zu haben, was sie soeben getan hatte.

»Mach dich bereit, fortgetragen zu werden«, sagte er. »Wir müssen nach Alethela reisen.«



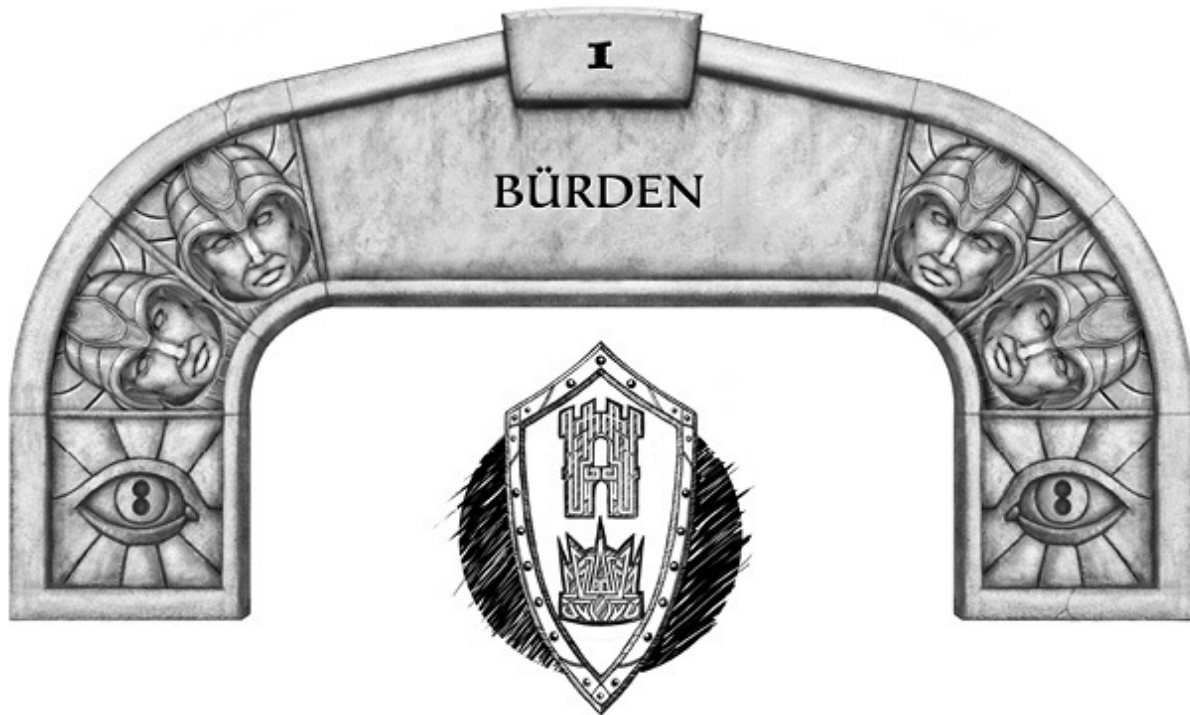
ERSTER TEIL

*Der Wahrheit trotzen,
die Wahrheit lieben*

DALINAR · SCHALLAN
KALADIN · ADOLIN



Diese Folio-Seite wendet sich an die thaylenische Kaufmannsschicht mit einem Stil, der stark von der Mode beeinflusst ist, welche die adligen Damen am Hof von Königin Fen Rnarndi tragen.



Als Steinwächter habe ich mein ganzes Leben damit verbracht, mich selbst opfern zu wollen. Insgeheim befürchte ich, dass dies der Weg der Feigheit ist – der einfache Ausweg.

Aus Schublade 29-5, Topas

Die Wolken, die sich für gewöhnlich um die Basis des Plateaus von Urithiru sammelten, zeigten sich heute nicht, und so konnte Dalinar die endlosen Felsstürze unter dem Fundament des Turms betrachten. Den Talboden vermochte er nicht zu erkennen; die Felsen schienen in eine endlose Tiefe abzufallen.

Doch trotz dieses schwindelerregenden Anblicks fiel es ihm schwer, sich vorzustellen, wie hoch in den Bergen sie sich befanden. Navanis Schreiberinnen waren in der Lage, die genaue Höhe auszurechnen, indem sie irgendwie die Luft benutzten, aber ihre Zahlen sagten ihm nicht viel. Er wollte *sehen*. Befanden sie sich tatsächlich an einer Stelle oberhalb der Zerbrochenen Ebene, höher als die Wolken? Oder trieben die Wolken hier in den Bergen niedriger dahin?

Wie nachdenklich du in deinen alten Tagen geworden bist, dachte er, als er auf eine Eidtor-Plattform stieg. Navani hielt seinen Arm, obwohl Taravangian und Adrotagia hinter ihnen die Plattform betraten.

Navani sah ihm in die Augen, während sie warteten. »Macht dir deine letzte Vision noch immer Sorgen?«

Das war es zwar nicht, was ihn gegenwärtig ablenkte, aber er nickte trotzdem. Er machte sich wirklich Sorgen. Wegen Odium. Obwohl der Sturmwater zu seiner früheren Selbstsicherheit zurückgekehrt war, konnte Dalinar die Erinnerung an das mächtige Sprengsel, das vor Furcht gewimmert hatte, nicht abschütteln.

Navani und Jasnah hatten seinem Bericht über das Treffen mit dem dunklen Gott gebannt zugehört, aber sie hatten diese Vision keiner breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

»Vielleicht«, sagte Navani, »war das ebenfalls eines dieser vorausgeplanten Ereignisse, das du nach dem Willen des Allmächtigen sehen solltest.«

Dalinar schüttelte den Kopf. »Odium hat sich so *wirklich* angefühlt. Ich habe ein richtiges Gespräch mit ihm geführt.«

»Du kannst auch mit anderen Personen in den Visionen sprechen, nur nicht mit dem Allmächtigen selbst.«

»Du bist der Meinung, dass der Allmächtige kein vollständiges Abbild eines Gottes erschaffen kann. Nein. Ich habe die Ewigkeit gesehen, Navani ... eine gewaltige göttliche Endlosigkeit.«

Er zitterte. Sie hatten beschlossen, fürs Erste auf die Benutzung der Visionen zu verzichten. Wer wusste schon, welches Risiko sie eingingen, indem sie andere in diese Visionen hineinführten und sie möglicherweise Odium aussetzten?

Aber wer kann sagen, ob es ihm nicht auch möglich ist, in die wirkliche Welt hineinzureichen?, dachte Dalinar. Er schaute wieder hoch. Die Sonne war nichts als ein brennendes Weiß, der Himmel ein verwaschenes Blau. Dabei hatte er geglaubt, oberhalb der Wolken eine bessere Perspektive zu haben.

Schließlich hatten Taravangian und Adrotagia sie erreicht, gefolgt von Taravangians seltsamer Wogenbinderin, der kurzhaarigen Malata. Dalinars Leibwache bildete die Nachhut. Rial salutierte vor ihm. Schon wieder.

»Du musst nicht jedes Mal vor mir salutieren, wenn ich dich ansehe, Sergeant«, sagte Dalinar trocken.

»Bin bloß besonders vorsichtig, Herr.« Der lederige, dunkelhäutige Mann salutierte ein weiteres Mal. »Möchte nicht angezeigt werden, weil ich zu wenig Respekt habe.«

»Ich habe dich nicht namentlich genannt, Rial.«

»Aber jeder hat es gewusst, Hellherr.«

»Na, so etwas ...«

Rial grinste, und Dalinar bedeutete dem Mann, seine Feldflasche zu öffnen. Er schnüffelte daran; seine Nase suchte nach Alkohol. »Ist sie diesmal rein?«

»Vollkommen. Beim letzten Mal habt Ihr mich getadelt. Jetzt ist nur Wasser drin.«

»Und den Alkohol hast du ...«

»In meinem Flachmann, Herr«, sagte Rial. »Rechte Beintasche meiner Uniform. Aber macht Euch keine Sorgen; sie ist fest zugeknöpft, und ich habe vollkommen vergessen, dass es sie gibt. Ich werde sie erst wiederentdecken, wenn ich meine Pflichten erledigt habe.«

»Dessen bin ich mir sicher.« Dalinar ergriff Navanis Arm und folgte Taravangian und Adrotagia.

»Du hättest jemand anderen zu deiner Beschützung abkommandieren können«, flüsterte Navani ihm zu. »Dieser schmierige Mann ist ... so unpassend.«

»Eigentlich mag ich ihn«, gab Dalinar zu. »Er erinnert mich an einige meiner Freunde aus den alten Zeiten.«

Das Kontrollgebäude in der Mitte dieser Plattform war wie die anderen gebaut: Mosaike auf dem Boden, der Schlüsselmechanismus in der gebogenen Wand. Doch die Muster auf dem Boden zeigten

Glyphen aus dem Dämmerungssang. Dieses Gebäude glich jenem in Thaylen-Stadt, und wenn es aktiviert wurde, tauschten die beide die Plätze.

Es gab zehn Plattformen hier und zehn auf der übrigen Welt verstreut. Die Glyphen auf den Böden deuteten an, dass es möglich war, unmittelbar von einer Stadt in eine andere verbracht zu werden, ohne zuerst nach Urithiru kommen zu müssen. Bisher war noch nicht entdeckt worden, wie das gelingen mochte, und fürs Erste konnte jedes Tor nur mit seinem Zwilling vertauscht werden. Dafür mussten sie zuvor auf beiden Seiten entsperrt werden.

Navani begab sich geradewegs zum Kontrollmechanismus. Malata gesellte sich zu ihr und sah Navani über die Schulter zu, während sie sich an dem Schlüsseloch zu schaffen machte, das in der Mitte eines zehnstrahligen Sterns in einer Metallplatte steckte. »Ja«, sagte Navani, nachdem sie einige Aufzeichnungen gelesen hatte. »Der Mechanismus ist der gleiche wie jener auf der Zerbrochenen Ebene. Man muss das hier drehen ...«

Sie schrieb etwas durch eine Spannfeder nach Thaylen-Stadt, drängte dann alle aus dem Raum und verließ ihn schließlich selbst. Einen Augenblick später blitzte das ganze Gebäude auf. Ein Kreis aus Sturmlicht umzuckte es wie das Nachbild eines Brandes in der Dunkelheit. Dann traten Kaladin und Schallan aus der Tür.

»Es funktioniert!«, sagte Schallan, als sie herauskam und vor Freude beinahe überfloss. Kaladin hingegen wirkte gefasst und ruhig. »Es würde uns viel Sturmlicht sparen, wenn es möglich wäre, nicht die ganze Plattform, sondern nur die Kontrollgebäude auszutauschen.«

»Bisher haben wir bei jedem Übergang die Eidtore mit der vollen Kraft betrieben«, sagte Navani. »Ich vermute, das ist nicht der einzige Fehler, den wir hinsichtlich dieses Ortes und seiner Maschinen begehen. Aber da ihr das thaylenische Tor nun geöffnet habt, sollte es uns möglich sein, es nach unserem Belieben zu benutzen – mit Hilfe der Strahlenden natürlich.«

»Herr«, sagte Kaladin zu Dalinar, »die Königin ist bereit, Euch zu treffen.«

Taravangian, Navani, Adrotagia und Malata betraten das Gebäude, Schallan hingegen ging die Rampe hinunter und auf Urithiru zu. Dalinar packte Kaladin am Arm, als dieser ihr folgen wollte.

»Gab es auf dem Flug vor dem Großsturm keine Schwierigkeiten?«, fragte Dalinar.

»Keine, Herr. Ich bin zuversichtlich, dass es gelingen wird.«

»Also wirst du beim nächsten Sturm nach Kholinar fliegen, Soldat. Ich verlasse mich darauf, dass du und Adolin Elhokar davon abhalten werdet, etwas Närrisches zu tun. Seid vorsichtig. Seltsames geht in dieser Stadt vor, und ich kann es mir nicht leisten, euch zu verlieren.«

»Ja, Herr.«

»Fliegt am südlichen Arm des Todesbiegenflusses entlang. Die Parscher mögen diese Gegend inzwischen erobert haben, aber sie gehört jetzt dir.«

»... Herr?«

»Du bist ein Splitterträger, Kaladin. Das macht dich mindestens zu einem Angehörigen des vierten Dahns und zum Landeigentümer. Elhokar hat schöne Besitzungen für dich gefunden, die im letzten Jahr nach dem Tod des dortigen Hellherrn, der keine Erben hatte, an die Krone gefallen sind. Es ist kein besonders großes Land, aber jetzt bist du der Herr darüber.«

Kaladin wirkte verblüfft. »Gibt es Orte auf diesem Land, Herr?«

»Sechs oder sieben; einer davon ist nicht unbedeutend. In ganz Alethkar gehört der Fluss zu denen, die am beständigsten Wasser tragen. Sogar im Mittelfrieden trocknet er nicht aus. Außerdem führt eine viel benutzte Karawanenroute dort hindurch. Deinen Untertanen geht es gut.«

»Herr, Ihr wisst, dass ich eine solche Bürde nicht tragen will.«

»Wolltest du ein Leben ohne Bürden führen, hättest du nicht die Eide sprechen sollen«, sagte Dalinar. »Bei solchen Dingen können wir nicht wählen, mein Sohn. Sorg einfach dafür, dass du einen guten

Verwalter, weise Schreiberinnen und einige verlässliche Männer aus dem fünften und sechsten Dahn hast, die in den Orten das Sagen haben. Wir können von Glück reden – auch du –, wenn wir am Ende all dessen noch über ein Königreich verfügen, das uns aufgebürdet werden kann.«

Kaladin nickte langsam. »Meine Familie lebt im nördlichen Alethkar. Da ich inzwischen geübt habe, im Sturm zu fliegen, will ich sie holen, sobald ich von der Kholinar-Mission zurückgekehrt bin.«

»Öffne das Eidtor, und danach kannst du tun, was du willst. Ich sage dir, dass das Beste, das du gegenwärtig für deine Familie tun kannst, darin besteht, Alethkar vor dem Untergang zu bewahren.«

Den Berichten der Spannfedern zufolge bewegten sich die Bringer der Leere allmählich nach Norden und hatten einen großen Teil von Alethkar erobert. Relis Ruthar hatte versucht, die im Lande verbliebenen Streitkräfte der Alethi zu sammeln, war aber in Richtung Herdaz zurückgedrängt worden und hatte unter der Gewalt der Verschmolzenen große Verluste erlitten. Doch die Bringer der Leere töteten niemanden, der nicht an den Kämpfen beteiligt war. Kaladins Familie sollte also in Sicherheit sein.

Der Hauptmann lief die Rampe hinunter, Dalinar sah ihm nach und dachte an seine eigenen Bürden. Sobald Elhokar und Adolin von ihrer Mission zur Rettung Kholinars zurückgekehrt waren, würden sie mit den Vorbereitungen zu Elhokars Einsetzung als Großkönig fortfahren. Doch er hatte es bis jetzt noch nicht verkündet, nicht einmal den Großprinzen gegenüber.

Etwas in Dalinar wusste, dass er nun damit fortfahren sollte. Er sollte Adolin zum Großprinzen ernennen und selbst zurücktreten, und doch schob er es noch hinaus. Es wäre die endgültige Trennung zwischen ihm und seinem Heimatland. Zuerst wollte er wenigstens versuchen, bei der Rückeroberung der Hauptstadt zu helfen.

Dalinar gesellte sich zu den anderen in dem Kontrollgebäude und nickte Malata zu. Sie rief ihre Splitterklinge und steckte sie in den Schlitz. Das Metall der Platte bewegte sich, zerfloss und passte sich

der Gestalt der Klinge an. Sie hatten zahlreiche Tests durchgeführt, und obwohl die Mauern des Gebäudes kaum dick zu nennen waren, konnte man die Spitze der Splitterklinge nicht auf der anderen Seite herausragen sehen. Sie verschmolz mit dem seltsamen Mechanismus.

Malata drückte gegen die Seite des Schwertgriffs. Die innere Wand des Kontrollgebäudes drehte sich. Der Boden unter den Mosaiken erglühte und beleuchtete sie, als bestünden sie aus Bleiglas. Malata hielt ihre Klinge in der korrekten Position an, und einen Lichtblitz später waren sie angekommen. Dalinar verließ das kleine Gebäude und trat auf eine Plattform in der fernen Stadt Thaylen, einem Hafen an der Westküste auf einer großen Insel in der Nähe der Frostlande.

Hier war die Plattform, die das Eidtor umgab, in einen Skulpturengarten umgewandelt worden – aber die meisten Statuen lagen umgekippt und zerbrochen am Boden. Königin Fen stand zusammen mit ihrem Gefolge auf der Rampe. Vermutlich hatte Schallan ihr gesagt, sie solle in einer gewissen Entfernung warten, falls die Versetzung der Plattform allein aus irgendwelchen Gründen nicht gelingen sollte.

Die Plattform befand sich hoch oben in der Stadt, und als Dalinar sich dem Rand näherte, bemerkte er, was für eine großartige Aussicht er von hier genoss. Der Anblick raubte Dalinar den Atem.

Thaylen-Stadt war eine Gebirgsmetropole wie Kharbranth und schmiegte sich an einen Hang, der sie vor den Großstürmen schützte. Dalinar war nie zuvor hier gewesen, aber er hatte die Karten studiert und wusste, dass Thaylen-Stadt früher nur einen kleinen Teil in der Mitte der modernen Ansiedlung gebildet hatte, der als der Alte Bezirk bekannt war. Dieser erhöht gelegene Teil war durch den Verlauf der Felsen geformt worden, die vor Jahrtausenden von Menschenhand bearbeitet worden waren.

Doch die Stadt war weit über diesen Teil hinausgewachsen. Ein niedriger gelegenes Viertel, das Unterer Bezirk genannt wurde, zog sich über das Gestein am Fuß der Mauer, einer weiten, gedrungenen

Befestigungsanlage im Westen, die von den Klippen auf der einen Seite der Stadt bis zum Vorgebirge auf der anderen Seite verlief.

Über und hinter dem Alten Bezirk hatte sich die Stadt in einer Reihe stufenförmiger Erhebungen ausgebreitet. Diese Hohen Bezirke endeten beim Herrscherbezirk am oberen Ende der Stadt und beherbergten Paläste, Herrenhäuser und Tempel. Die Plattform des Eidtores befand sich hier oben, am nördlichen Rand der Stadt und in der Nähe der Klippen, die bis hinunter zum Meer reichten.

Früher war diese Stadt wegen ihrer verblüffenden Architektur bekannt gewesen. Doch heute erstarrte Dalinar aus einem anderen Grund. Dutzende ... nein, hunderte Gebäude waren eingestürzt. Ganze Viertel lagen in Schutt und Trümmern, während höher gelegene Häuser durch den Ewigsturm eingerissen und auf die darunter liegenden Anwesen gestürzt waren. Was früher als eine der schönsten Städte in ganz Roschar gegolten hatte – bekannt für seine Künste, seinen Handel und seinen feinen Marmor –, war nun so zerbrochen und zerschmettert wie ein Teller aus feinstem Porzellan, den eine achtlose Dienstmagd fallen gelassen hatte.

Ironischerweise hatten viele einfachere Gebäude des unteren Bereichs der Stadt im Schatten der Mauer den Stürmen getrotzt. Aber die berühmten Docks von Thaylen lagen jenseits dieser Befestigungsanlagen auf der kleinen Halbinsel im Westen vor der Stadt. Dieses Gebiet war besonders dicht bebaut gewesen – hauptsächlich mit Lagerhäusern, Tavernen und Läden, allesamt aus Holz.

Sie waren vollkommen weggefeigt worden. Nur Ruinen waren übrig geblieben.

Sturmwater. Kein Wunder, dass sich Fen seinen störenden Befehlen widersetzt hatte. Der größte Teil dieser Verwüstungen war durch den ersten vollen Ewigsturm bewirkt worden; Thaylen-Stadt war ihm einigermaßen ungeschützt ausgeliefert, denn kein Land lag vor ihm, wenn er aus Westen über den Ozean herbeiblies. Außerdem hatten eine Menge Gebäude aus Holz bestanden, insbesondere in den

Hohen Bezirken. Dies war ein Luxus gewesen, der nur an Orten wie Thaylen-Stadt möglich war, die bisher lediglich den sanften Ausläufern der Sturmwinde unterworfen gewesen waren.

Der Ewigsturm war nun schon fünfmal wiedergekommen, auch wenn die nachfolgenden Stürme glücklicherweise nicht mehr so stark wie der erste gewesen waren. Dalinar stand am Rand der Plattform, nahm den Anblick für eine Weile in sich auf, dann führte er seine Gruppe dorthin, wo Königin Fen samt ihrem Gefolge aus Schreiberinnen, Hellaugen und Leibwächtern auf der Rampe stand. Auch ihr Prinzgemahl Kmakl war anwesend, ein ällicher Thaylener mit Brauen und Schnauzbart, die zusammen das Gesicht einrahmten. Er trug eine Weste und eine Kappe und wurde von zwei Feuerer-Schreiberinnen begleitet.

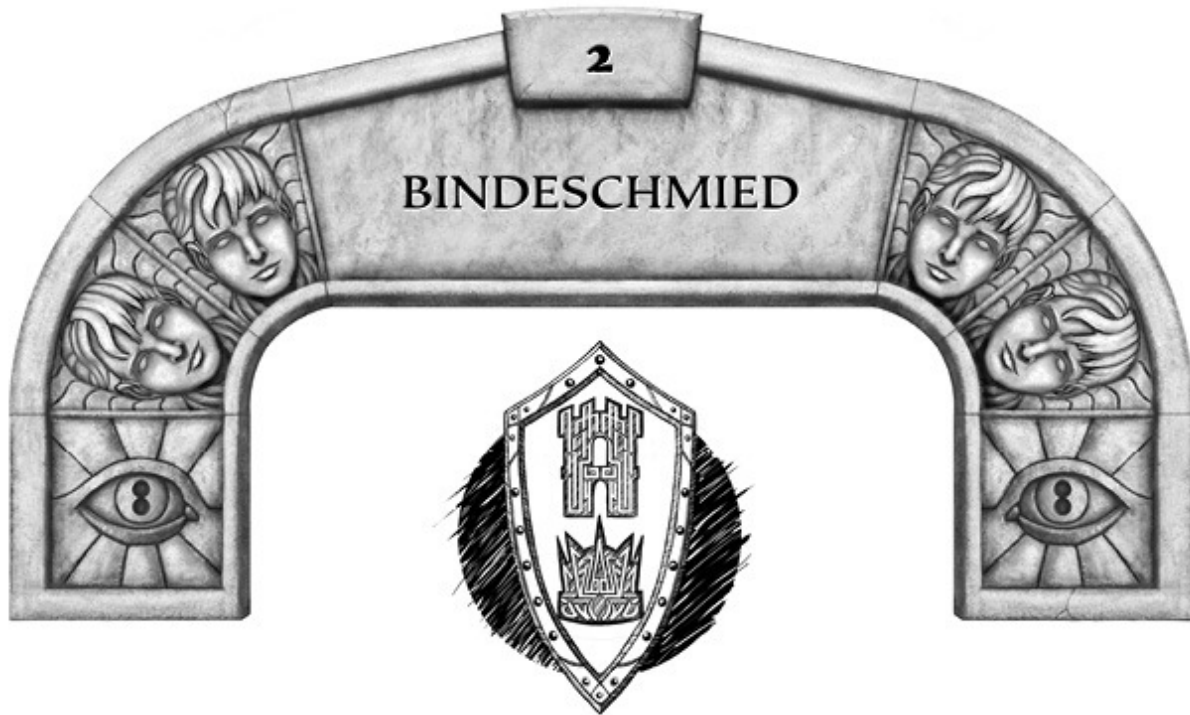
»Fen ...«, sagte Dalinar sanft, »es tut mir so leid.«

»Offenbar haben wir zu lange im Luxus gelebt«, sagte Fen, und er war überrascht von ihrem Akzent. In den Visionen hatte es ihn gar nicht gegeben. »Ich erinnere mich, dass ich als Kind häufig befürchtete, die Menschen in den anderen Ländern könnten herausfinden, wie schön es hier ist, wie mild das Wetter und wie sanft die Stürme sind. So hatte ich befürchtet, wir könnten eines Tages von Einwanderern überrannt werden.«

Sie drehte sich zu ihrer Stadt um und seufzte leise und traurig.

Wie mochte es wohl gewesen sein, hier zu leben? Dalinar versuchte sich vorzustellen, in einem Haus zu wohnen, das sich nicht wie eine Festung anfühlte. Gebäude aus Holz und mit großen Fenstern. Mit Dächern, die nur den Regen abhalten mussten. Er hatte die Leute scherzen hören, dass man in Kharbranth eine Glocke heraushängen musste, wenn man wissen wollte, ob der Großsturm eingetroffen sei, denn sonst würde man ihn verpassen, weil man ihn gar nicht bemerkte. Taravangian hatte Glück gehabt, denn seine eigene Stadt war ein wenig nach Süden ausgerichtet und daher einer Verwüstung dieses Maßstabs bisher entgangen.

»Nun«, sagte Fen, »wir sollten eine kleine Stadtbesichtigung machen. Ich glaube, es gibt einige wenige Orte von Bedeutung, die noch stehen.«



Wenn das hier Bestand haben soll, dann möchte ich einen Bericht über meinen Gemahl und meine Kinder hinterlassen. Wzmal war ein Mann, der so gut und liebevoll war, wie ihn sich eine Frau nur erträumen kann. Und Kmakra und Molinar waren die wahren Edelsteine meines Lebens.

Aus Schublade 12-15, Rubin

Der Tempel von Schalasch«, sagte Fen und machte – als sie eintraten – eine weite Handbewegung.

Für Dalinar sah er genauso aus wie die anderen, die sie ihnen bereits gezeigt hatte: ein großer Raum mit einer hohen Kuppeldecke und gewaltigen Räucherpfannen. Hier verbrannten Feuerer tausende von Bannglyphen für das Volk, das sich um Gnade und Hilfe an den Allmächtigen wandte. Rauch stieg hoch in die Deckenkuppel und entwich dort durch kleine Löcher wie Wasser durch ein Sieb.

Wie viele Gebete haben wir an einen Gott verbrannt, den es nicht mehr gibt?, dachte Dalinar. Oder erhält sie nun jemand anders?

Dalinar nickte höflich, als Fen die antiken Ursprünge des Gebäudes erklärte und einige der Könige und Königinnen aufzählte, die hier

gekrönt worden waren. Sie erläuterte die Bedeutung der komplexen Verzierungen an der Rückwand und führte die Gruppe an die Seiten, wo sie die Schnitzwerke besichtigen konnten. Es war eine Schande, mehrere Statuen sehen zu müssen, deren Gesichter abgeschlagen worden waren. Wie war der Sturm hier hereingekommen?

Als sie fertig waren, führte Königin Fen sie nach draußen auf einen Platz im Herrscherbezirk, auf dem Sänften bereitstanden. Navani stieß ihn an.

»Was ist los?«, fragte er leise.

»Hör auf, so finster dreinzuschauen.«

»Ich schaue nicht finster drein.«

»Du bist gelangweilt.«

»Ich ... schaue nicht finster drein.«

Sie hob eine Braue.

»Sechs Tempel?«, fragte er. »Diese Stadt liegt in Trümmern, und wir sehen uns Tempel an.«

Vor ihnen kletterten Fen und ihr Gemahl in eine Sänfte. Bisher hatte Kmakls Aufgabe bei dieser Besichtigungstour lediglich darin bestanden, hinter Fen zu stehen und – wenn immer sie etwas sagte, das er als bedeutsam erachtete – ihren Schreiberinnen zuzunicken, damit sie die Worte der Königin in die offiziellen Berichte aufnahmen.

Kmakl trug kein Schwert. In Alethkar hätte dies darauf hingewiesen, dass der Mann – schon wegen seines Ranges – ein Splitterträger war, aber hier war das nicht der Fall. In Thaylenah gab es nur fünf Klingen – und drei Splitterpanzer –, und jede befand sich im Besitz einer alten Familie, die sich der Verteidigung des Throns verschworen hatte. Hätte Fen ihm nicht besser diese Splitter gezeigt?

»Finster ...«, sagte Navani.

»Das ist es doch, was sie von mir erwarten«, sagte Dalinar und deutete mit dem Kopf auf die thaylenischen Schreiberinnen und Würdenträger. Ganz vorn in dem Zug befand sich eine Gruppe von Soldaten, die Dalinar mit großem Interesse beäugten. Vielleicht

bestand der wahre Zweck dieser Besichtigungen darin, den Hellaugen eine Möglichkeit zu verschaffen, ihn genau zu betrachten.

Die Sänfte, die er sich mit Navani teilte, duftete nach Steinknospenblüten. »Das Fortschreiten von einem Tempel zum nächsten ist eine Tradition in Thaylen-Stadt«, sagte Navani leise, als ihre Träger die Sänfte anhoben. »Der Besuch aller zehn stellt eine Reise durch den gesamten Herrscherbezirk dar und ist eine nicht gerade feinsinnige Zurschaustellung der Vorin-Frömmigkeit des Throns. In der letzten Zeit hatten die Regenten Schwierigkeiten mit der Kirche.«

»Ich fühle mit ihnen. Glaubst du, sie hören mit diesem ganzen Pomp auf, wenn ich ihnen erkläre, dass ich ebenfalls ein Häretiker bin?«

Navani beugte sich in der kleinen Sänfte vor und legte ihm die Freihand auf das Knie. »Liebster, wenn dich das alles so ärgert, hätten wir vielleicht einen Diplomaten herschicken sollen.«

»Ich bin ein Diplomat.«

»Dalinar ...«

»Das ist jetzt meine Pflicht, Navani. Ich *muss* meine Pflicht tun. Immer wenn ich sie in der Vergangenheit versäumt habe, ist etwas Schreckliches geschehen.« Er ergriff ihre Hände. »Ich beschwere mich, weil ich dir gegenüber offen reden kann. Ich verspreche dir, dass ich meine finsternen Blicke auf ein Minimum beschränken werde.«

Während die Träger sie geschickt einige Treppenstufen emportrugen, sah Dalinar aus dem Fenster der Sänfte. Dieser obere Teil der Stadt hatte den Sturm recht gut überstanden, denn viele der Gebäude waren aus dickem Stein errichtet. Doch einige waren eingestürzt. Die Sänfte kam an einer umgekippten Statue vorbei, die an den Fußknöcheln abgebrochen und von einem hohen Sims in Richtung des Unteren Bezirks gefallen war.

Die Stadt ist härter getroffen worden, als es die Berichte angedeutet haben, dachte er. Dieses Maß an Zerstörung ist einzigartig. Ist es nur all dem Holz und den fehlenden Maßnahmen

zuzuschreiben, mit denen die Stürme abgemildert werden können? Oder steckt mehr dahinter? Einige Berichte über den Ewigsturm erwähnten gar keine Winde, sondern nur Blitze. Andere sprachen auf verwirrende Weise nicht von Regen, sondern von brennenden Kohlen. Selbst innerhalb eines einzigen Ewigsturms gab es die unterschiedlichsten Ausprägungen.

»Für Fen ist es vermutlich tröstlich, wenn sie etwas Vertrautes tut«, sagte Navani leise zu ihm, als die Träger sie beim nächsten Haltepunkt absetzten. »Diese Besichtigungsreise ist eine Erinnerung an die Zeit, bevor die Stadt solche Schrecken durchgemacht hat.«

Er nickte. Dieser Gedanke half ihm, einen weiteren Tempel zu ertragen.

Fen kletterte gerade ebenfalls aus ihrer Sänfte. »Der Tempel von Battah ist einer der ältesten in der ganzen Stadt. Die größte Sehenswürdigkeit stellt natürlich das Simulacrum von Paralet dar, die großartige Statue, die ...« Sie verstummte, und Dalinar folgte ihrem Blick zu den Steinfüßen des umgestürzten Standbildes. »Oh. Richtig.«

»Kommt, wir wollen uns den Tempel ansehen«, drängte Dalinar sie. »Ihr habt gesagt, es sei einer der ältesten. Wer ist denn der älteste?«

»Nur Ischis Tempel ist noch älter«, sagte sie. »Aber wir werden weder dort noch hier länger verweilen.«

»Ach, nein?«, fragte Dalinar und bemerkte den fehlenden Gebetsrauch über dem Dach. »Ist das Gebäude beschädigt?«

»Das Gebäude? Nein, nicht das Gebäude.«

Zwei müde wirkende Feuerer kamen heraus und gingen die Treppe hinunter. Ihre Roben waren mit roten Flecken übersät. Dalinar sah Fen an. »Habt Ihr etwas dagegen, wenn ich trotzdem hineingehe?«

»Wenn Ihr wollt.«

Als Dalinar zusammen mit Navani die Treppe hochstieg, bemerkte er einen Geruch im Wind. Es war der Geruch von Blut, der ihn an die Schlacht erinnerte. Als sie das Podest erklommen hatten und in den

Tempel schauten, war der Anblick ebenfalls vertraut. Hunderte Verwundete lagen auf dem Marmorboden oder auf einfachen Pritschen, und Schmerzsprensel erstreckten sich wie orangefarbene sehnige Hände zwischen ihnen.

»Wir mussten improvisieren«, sagte Fen, als sie hinter ihm durch die Tür trat, »nachdem unsere traditionellen Krankenhäuser belegt waren.«

»So viele?«, fragte Navani und hielt sich die Schutzhand vor den Mund. »Können denn nicht einige von ihnen nach Hause geschickt werden, damit sie von ihren Familien gesund gepflegt werden?«

Doch Dalinar vermochte die Antwort auf diese Frage an den leidenden Menschen abzulesen. Manche erwarteten nur noch den Tod; sie hatten innere Blutungen oder litten an unheilbaren Infektionen, die von winzigen roten Fäulnisssprengeln auf der Haut angezeigt wurden. Andere hatten kein Zuhause mehr, in das sie hätten zurückkehren können, denn es waren viele Familien zu sehen, die sich um eine verwundete Mutter, einen Vater oder ein Kind zusammendrängten.

Bei den Stürmen ... Dalinar schämte sich beinahe dafür, dass sein eigenes Volk den Ewigsturm so gut überstanden hatte. Als er sich schließlich umdrehte und zum Gehen anschickte, wäre er beinahe gegen Taravangian gestoßen, der wie ein Geist im Türdurchgang stand. Der alte Monarch wirkte zerbrechlich, verschwand fast in seinen weichen Roben und weinte bitterlich, als er die Menschen in dem Tempel betrachtete.

»Bitte«, sagte er. »*Bitte*. Meine Ärzte halten sich in Vedenar auf. Es wäre eine einfache Reise durch das Eidtor. Erlaubt mir, sie herzubringen. Erlaubt mir bitte, dieses Leiden zu lindern.«

Fen kniff die Lippen zu einer schmalen Linie zusammen. Sie war mit diesem Treffen einverstanden gewesen, aber das machte sie noch nicht zu einem Teil von Dalinars geplanter Koalition. Doch was konnte sie einer solchen Bitte entgegenhalten?

»Eure Hilfe wäre sehr willkommen«, sagte sie.

Dalinar unterdrückte ein Lächeln. Fen hatte einen Schritt auf sie zugemacht, indem sie erlaubt hatte, das Eidtor zu aktivieren. Das hier war ein weiterer Schritt. *Taravangian, du bist ein Schatz.*

»Leih mir eine Schreiberin und eine Spannfeder«, sagte Taravangian. »Ich werde meine Strahlende anweisen, sofort Hilfe zu holen.«

Fen erteilte die notwendigen Befehle, und ihr Gemahl nickte, damit ihre Worte aufgeschrieben wurden. Als sie zurück zu den Sänften gingen, blieb Taravangian auf der Treppe stehen und schaute auf die Stadt hinaus.

»Euer Majestät?«, fragte Dalinar und hielt inne.

»Ich kann hierin meine Heimat erkennen, Hellherr.« Er legte eine zitternde Hand gegen die Tempelwand und stützte sich an ihr ab. »Ich blinzele mit meinen matten Augen, und ich sehe Kharbranth, das im Krieg zerstört wurde. Und dann frage ich mich: ›Was muss ich tun, um die Menschen zu beschützen?‹«

»Wir werden sie beschützen, Taravangian. Das *schwöre* ich.«

»Ja ... ja, ich glaube Euch, Schwarzdorn.« Er stieß einen langen Seufzer aus und schien noch mehr in sich zusammenzusacken. »Ich glaube ... ich glaube, ich werde hierbleiben und meine Ärzte erwarten. Bitte schließt Euch den anderen an.«

Als der Rest davonging, setzte sich Taravangian auf die Treppe. Von seiner Sänfte aus schaute Dalinar zurück und sah den alten Mann dort sitzen, die Hände vor sich gefaltet, den leberfleckigen Kopf gesenkt, beinahe in der Haltung eines Knienden vor einem verbrennenden Gebet.

Fen trat neben Dalinar. Die weißen Locken ihrer Augenbrauen bebten im Wind. »Es ist viel mehr an ihm, als die Leute wissen – auch noch nach seinem Unfall. Das habe ich schon oft gesagt.«

Dalinar nickte.

»Aber«, fuhr Fen fort, »er tut so, als wäre die ganze Stadt ein Friedhof. Das ist jedoch *nicht* der Fall. Wir werden sie aus den Trümmern neu errichten. Meine Baumeister planen, Mauern vor jeden

Bezirk zu setzen. Wir werden wieder Boden unter die Füße bekommen. Wir müssen nur dem Sturm voraus sein. Es ist bloß der plötzliche Verlust der Arbeitskräfte, der uns lähmt. Unsere Parscher ...«

»Meine Armeen könnten beim Wegschleppen der Trümmer, beim Bewegen der Steine und dem Wiederaufbau helfen«, sagte Dalinar. »Sagt mir nur Bescheid, und Ihr werdet Zugang zu tausenden helfenden Händen haben.«

Fen erwiderte darauf nichts, aber Dalinar hörte gemurmelte Worte von den jungen Soldaten und Dienern, die neben den Sänften warteten. Dalinar richtete seine Aufmerksamkeit auf sie, insbesondere auf einen von ihnen. Für einen Thaylener war der junge Mann groß und hatte blaue Augen und gestärkte Brauen, die er sich glatt an den Kopf gekämmt hatte. Seine saubere Uniform war natürlich im Thaylen-Stil geschneidert; die kurze Jacke war über der Brust eng geknöpft.

Das wird ihr Sohn sein, dachte Dalinar, als er die Gesichtszüge des jungen Mannes eingehend betrachtete. Nach der Tradition der Thaylener war er bloß einer der Offiziere, nicht aber der Erbe. Die Monarchie dieses Reiches war nicht vererbbar.

Aber ob er nun der Erbe war oder nicht, dieser junge Mann war wichtig. Er flüsterte den anderen etwas Höhnisches zu, und sie nickten, murmelten und betrachteten Dalinar mit finsternen Mienen.

Navani stieß Dalinar an und schenkte ihm einen fragenden Blick.

Später, formte er mit den Lippen und wandte sich an Königin Fen. »Ist der Tempel Ischis ebenfalls voller Verwundeter?«

»Ja. Vielleicht können wir ihn überspringen.«

»Ich hätte nichts dagegen, mir die unteren Bezirke der Stadt anzusehen«, sagte Dalinar. »Vielleicht den großen Basar, von dem ich schon so viel gehört habe?«

Navani zuckte zusammen, und Fen versteifte sich.

»Er war ... unten beim Hafen, nicht wahr?«, fragte Dalinar und schaute auf das Trümmerfeld vor der Stadt. Er hatte angenommen,

der Basar habe sich im Alten Bezirk, also im Mittelpunkt der Stadt befunden. Er hätte die Karten genauer studieren müssen.

»Im Hof von Talenelat habe ich Erfrischungen bereitstellen lassen«, sagte Fen. »Er ist der letzte Punkt auf unserer Rundreise. Sollen wir direkt dorthin gehen?«

Dalinar nickte, und sie setzten sich wieder in die Sänften. Drinnen beugte er sich zu Navani vor und sagte leise: »Königin Fen ist keine absolute Autorität.«

»Selbst dein Bruder hatte keine *vollkommene* Macht.«

»Aber in der Thaylen-Monarchie ist es noch viel schlimmer. Der Rat der Kaufleute und Marineoffiziere sucht schließlich den Regenten oder die Regentin aus. Sie alle haben großen Einfluss in der Stadt.«

»Ja. Worauf willst du hinaus?«

»Das bedeutet, dass Fen nicht allein auf meine Bitten reagieren kann«, sagte Dalinar. »Solange es Elemente in der Stadt gibt, die der Meinung sind, dass ich einen Eroberungsfeldzug plane, kann sie militärischer Hilfe niemals zustimmen.« Er fand einige Nüsse in einem Fach der Armlehne und kaute auf ihnen herum.

»Wir haben keine Zeit für ein langes politisches Tauziehen«, sagte Navani und bedeutete ihm, ihr ein paar Nüsse abzugeben. »Vielleicht hat Teschav Familie in der Stadt, auf die sie sich stützen kann.«

»Es wäre einen Versuch wert. Oder ... mir kommt gerade eine Idee.«

»Hat sie zur Folge, dass jemand verprügelt wird?«

Er nickte. Darauf seufzte sie.

»Sie warten auf ein Spektakel«, sagte Dalinar. »Sie wollen sehen, was der Schwarzdorn tun wird. Königin Fen ... in den Visionen verhielt sie sich schon genauso. Sie hat sich mir erst geöffnet, als ich ihr mein ehrliches Gesicht gezeigt habe.«

»Dein ehrliches Gesicht *muss* nicht das eines Mörders sein, Dalinar.«

»Ich werde versuchen, niemanden zu töten«, sagte er. »Ich werde ihnen bloß eine Lektion erteilen. Sie brauchen eine Vorführung.«

Eine Lektion. Eine Vorführung.

Diese Worte blieben in seinem Kopf stecken, und er stellte fest, dass er in seinen Erinnerungen nach etwas Verschwommenem, Unbestimmtem suchte. Nach etwas ... etwas, das mit dem Graben zu tun hatte und mit ... Sadeas?

Die Erinnerung schoss davon und versteckte sich dicht unter der Oberfläche seines Bewusstseins. Sein Unterbewusstsein scheute davor zurück, und er zuckte zusammen, als hätte er eine Ohrfeige erhalten.

In dieser Richtung ... in dieser Richtung lag *Schmerz*.

»Dalinar?«, fragte Navani. »Es wäre *möglich*, dass du recht hast. Vielleicht ist es für unsere Botschaft wirklich nicht hilfreich, wenn dich die Leute höflich und ruhig sehen.«

»Also *doch* noch mehr finstere Blicke?«

Sie seufzte. »Noch mehr finstere Blicke.«

Er grinste.

»Oder du grinst einfach«, fügte sie hinzu. »Das wirkt bei dir *noch* beunruhigender.«

Der Hof von Talenelat war ein großes Steingeviert, das Steinsehne, dem Herold der Soldaten geweiht war. Auf einem stufenförmigen Podest stand der Tempel selbst, aber sie erhielten keine Gelegenheit hineinzuschauen, denn der Haupteingang war eingestürzt. Ein großer rechteckiger Steinblock, der als Sims gedient hatte, war heruntergefallen.

Wunderschöne Reliefs bedeckten die Außenwände und zeigten den Herold Talenelat, wie er sich allein gegen eine Woge von Bringern der Leere behauptete. Leider war das Kunstwerk an unzähligen Stellen gerissen und gebrochen. Ein großer schwarzer Brandfleck am oberen Teil der Mauer zeigte an, dass ein Blitz des Ewigsturms in das Gebäude eingeschlagen war.

Keinem anderen Tempel war es so schlecht ergangen. Es war, als hegte Odium einen besonderen Groll gegen ihn.

Talanelat, dachte Dalinar. *Er war derjenige, den sie im Stich gelassen hatten. Der, den ich verloren habe ...*

»Ich muss mich um noch etwas kümmern«, sagte Fen. »Da der Handel in dieser Stadt beinahe zum Erliegen gekommen ist, bin ich nicht in der Lage, Euch ein großes Essen anzubieten – nur einige Nüsse und Früchte sowie gepökelten Fisch. Wir haben alles, was uns zur Verfügung steht, für Euch bereitgestellt. Ich werde bald zurückkehren, und dann werden wir miteinander reden. In der Zwischenzeit werden sich meine Diener um Eure Bedürfnisse kümmern.«

»Danke«, sagte Dalinar. Sie wussten beide, dass sie ihn absichtlich warten ließ. Es würde nicht lange dauern – vielleicht eine halbe Stunde. Nicht so lange, dass es als Beleidigung hätte aufgefasst werden können, aber gerade so lange, dass es ihm verdeutlichte, wer hier das Sagen hatte, egal wie mächtig er selbst war.

Obwohl es seinem Wunsch entgegenkam, ein wenig Zeit mit Fens Untertanen zu verbringen, ärgerte ihn dieses Spiel. Fen und ihr Gemahl zogen sich zurück und ließen ihr Gefolge bei Dalinar, damit es ebenfalls die mageren Speisen genießen konnte.

Doch Dalinar entschloss sich zu einem Kampf.

Fens Sohn würde dazu ausreichen. Er schien der Kritischste der Anwesenden zu sein. *Ich möchte nicht wie der Aggressor wirken*, dachte Dalinar, während er sich näher an den jungen Mann heranbrachte. *Und ich sollte so tun, als wüsste ich nicht, wer er ist.*

»Die Tempel waren hübsch«, sagte Navani, als sie sich zu ihm gesellte. »Aber du hast sie nicht genossen, oder? Du hättest lieber etwas Militärisches gesehen.«

Eine ausgezeichnete Eröffnung. »Du hast recht«, sagte er. »Du da. Hauptmann. Ich verträdele meine Zeit nicht gern. Zeig mir die Stadtmauer. Wenigstens das ist etwas von wirklichem Interesse.«

»Meint Ihr das ernst?«, fragte Fens Sohn auf Alethi mit einem starken Thaylen-Akzent, in dem alle Wörter ineinanderflossen.

»Ich meine es immer ernst. Was ist los? Befindet sich eure Armee in einem so schlechten Zustand, dass es euch peinlich ist, sie mir zu zeigen?«

»Ich werde keinem feindlichen General erlauben, unsere Verteidigungsanlagen zu inspizieren.«

»Ich bin nicht dein Feind, mein Sohn.«

»Und ich bin nicht Euer Sohn, Tyrann.«

Dalinar tat so, als wäre er zutiefst enttäuscht. »Du folgst mir schon den ganzen Tag, Soldat, und sprichst Worte, von denen ich beschlossen habe, sie nicht zu hören. Aber jetzt bist du nahe der Linie, hinter der, wenn du sie überschreitest, eine Antwort für dich bereitliegt.«

Der junge Mann schwieg und zeigte ein gewisses Maß an Zurückhaltung. Er schien zu überdenken, in welche Lage er sich zu bringen drohte. Doch dann kam er offenbar zu dem Ergebnis, dass dieses Risiko es wert war, eingegangen zu werden. Wenn er hier und jetzt den Schwarzdorn demütigte, könnte es vielleicht die Stadt retten – zumindest seiner Meinung nach.

»Ich bedauere nur«, fuhr der Mann ihn an, »dass ich nicht laut genug gesprochen habe, damit Ihr die Beleidigungen deutlicher hören konntet, Despot.«

Dalinar seufzte laut, knöpfte seine Uniformjacke auf und zog sie aus. Nun trug er nur noch das behagliche Unterhemd.

»Keine Splitter«, sagte der junge Mann. »Langschwerter.«

»Wie du willst.« Fens Sohn besaß keine Splitter, aber er hätte sie sich ausleihen können, wenn Dalinar darauf bestanden hätte. Rial und Dalinars Leibwächter kamen auf ihn zu; Vorahnungssprengsel peitschten nervös hinter ihnen her. Dalinar winkte sie zurück.

»Verletz ihn nicht«, flüsterte Navani, dann hielt sie kurz inne. »Aber verlier auch nicht.«

»Ich werde ihm nichts antun«, sagte Dalinar und reichte ihr seine Jacke. »Ansonsten kann ich dir nichts versprechen.« Sie verstand es nicht – was aber vollkommen natürlich war. Er durfte diesen Mann

nicht einfach zusammenschlagen. Damit würde er den anderen nur beweisen, dass Dalinar ein Schläger und Raufbold war.

Er schritt den Kampfplatz ab und zählte die Schritte, die er machen konnte, ohne den Ring zu verlassen.

»Ich habe Langschwerter gesagt«, meinte der junge Mann und hob seine Waffe. »Wo ist Euer Schwert?«

»Wir machen es mit abwechselndem Vorteil, drei Minuten«, sagte Dalinar. »Bis zum Austritt des ersten Blutes. Du kannst gern anfangen.«

Der junge Mann erstarrte. Mit abwechselndem Vorteil. Das bedeutete, dass er drei Minuten bewaffnet sein und gegen den unbewaffneten Dalinar kämpfen würde. Wenn Dalinar das überstand, ohne eine blutende Wunde davongetragen oder den Kampfkreis verlassen zu haben, müsste er im Gegenzug auch drei Minuten unbewaffnet gegen den bewaffneten Dalinar überstehen.

Das war ein lächerliches Ungleichgewicht, das eigentlich nur in Übungskämpfen vorkam, wenn die Männer für Situationen ausgebildet wurden, in denen sie unbewaffnet gegen einen bewaffneten Feind standen. Aber in diesen Fällen wurden nie scharfe Klingen eingesetzt.

»Ich ...«, sagte der junge Mann. »Ich nehme lieber ein Messer.«

»Nicht nötig. Mit dem Langschwert bin ich einverstanden.«

Der junge Mann sah Dalinar verständnislos an. In den Liedern und Geschichten wurde oft von einem heldenhaften Unbewaffneten berichtet, der viele bewaffnete Gegner bezwingt, aber in der Wirklichkeit war es unglaublich schwierig, mit bloßen Händen gegen einen einzelnen Bewaffneten zu kämpfen.

Fens Sohn zuckte mit den Schultern. »Obwohl ich liebend gern als der Mann bekannt geworden wäre, der den Schwarzdorn im gerechten Kampf besiegt hat«, sagte er, »bin ich auch mit einem ungerechten Kampf einverstanden. Aber Eure Männer müssen einen Eid schwören, dass ich nicht als Mörder verrufen werde, wenn es

schlecht für Euch ausgeht. Ihr selbst habt diese Bedingungen vorgeschlagen.«

»Abgemacht«, sagte Dalinar und sah Rial und die anderen an, die vor ihm salutierten und den Eid schworen.

Eine thaylenische Schreiberin bezeugte die Bedingungen des Kampfes. Sie zählte zum Start, und sofort kam der junge Mann auf Dalinar zu und schwang sein Schwert mit großem Nachdruck. Gut. Wenn man in einen Kampf wie diesen einwilligte, sollte man nicht zögern.

Dalinar wich dem Schlag aus und nahm eine Ringerhaltung ein, auch wenn er nicht vorhatte, nahe genug für einen Zweikampf an den Gegner heranzukommen. Während die Schreiberin die Zeit maß, wich Dalinar immer wieder den Angriffen aus und bewegte sich am Rande des Rings entlang, wobei er sorgsam darauf bedacht war, ihn nicht zu verlassen.

Fens Sohn gab sich zwar recht angriffslustig, zeigte aber auch eine tiefe Vorsicht. Vermutlich hätte er Dalinar dazu zwingen können, aus dem Kreis zu entweichen, stellte ihn aber immer wieder bloß auf die Probe. Nun griff er erneut an, und Dalinar huschte vor dem aufblitzenden Schwert schnell zur Seite.

Der junge Mann wurde immer nervöser und frustrierter. Wäre es ein bewölkter Tag gewesen, hätte er vielleicht das schwache Schimmern des Sturmlichtes bemerkt, das Dalinar in sich hielt.

Während sich die drei Minuten dem Ende näherten, wurde der junge Mann immer wilder. Er wusste, was ihm bevorstand: drei Minuten allein und unbewaffnet im Ring gegen den Schwarzdorn. Die Angriffe erfolgten nicht mehr zögerlich, sondern zunächst entschlossen und dann verzweifelt.

In Ordnung, dachte Dalinar. Jetzt ungefähr ...

Die Schreiberin zählte rückwärts, kam bei zehn an. Der junge Mann stürmte in einem letzten, wilden Angriff auf ihn ein.

Dalinar stand auf, entspannte sich und hielt die Hände an die Flanken, damit das Publikum sah, dass er absichtlich nicht mehr

auswich. Dann warf er sich dem Angriff des jungen Mannes entgegen.

Das Langschwert traf ihn mitten in der Brust, drang links vom Herzen ein. Dalinar ächzte unter dem Anprall und dem Schmerz, aber es gelang ihm, sich so zu drehen, dass das Schwert sein Rückgrat nicht erreichte.

Blut füllte den einen Lungenflügel, und das Sturmlicht quoll auf und heilte ihn. Der junge Mann wirkte entsetzt, als ob er trotz allem weder erwartet noch sich gewünscht hatte, einen solchen Treffer zu landen.

Der Schmerz verging. Dalinar hustete, spuckte etwas Blut zur Seite aus, packte dann den jungen Mann beim Handgelenk und schob sich das Schwert auf diese Weise noch tiefer in die Brust.

Der junge Mann ließ den Schwertgriff los, taumelte rückwärts und riss die Augen auf.

»Das war ein guter Stoß«, sagte Dalinar mit wässriger und rauer Stimme. »Ich habe gesehen, wie verzweifelt du am Ende warst. Andere hätten ganz die Fassung und die Haltung verloren.«

Der Sohn der Königin fiel auf die Knie und blickte zu Dalinar hoch, der auf ihn zutrat und hoch über ihm aufragte. Blut quoll aus der Wunde, fleckte sein Unterhemd, aber dann gelang es dem Sturmlicht endlich, die Wunde um den Stahl herum zu schließen. Dalinar sog so viel davon ein, dass er sogar im Tageslicht deutlich schimmerte.

Auf dem Hof war es still geworden. Die Schreiberinnen schwiegen entsetzt. Die Soldaten hatten die Hände an ihre Schwerter gelegt, und Schocksprengsel huschten in Gestalt gelber Dreiecke zwischen ihnen umher.

Navani hatte die Arme vor der Brust verschränkt und schenkte ihm ein verstecktes Lächeln.

Dalinar packte das Schwert am Griff und riss es sich aus der Brust. Sofort heilte das Sturmlicht die Wunde. Der junge Mann stand auf und stammelte: »Jetzt seid Ihr an der Reihe, Schwarzdorn. Ich bin bereit.«

»Nein, du hast mich so verletzt, dass ich blute.«

»Ihr habt es zugelassen.«

Dalinar riss sich das Hemd vom Leib und warf es dem Jungen zu.
»Gib mir dein Hemd, und wir nennen es ein Unentschieden.«

Der Junge fing das blutige Hemd auf und sah Dalinar verwirrt an.

»Ich will dein Leben nicht, Sohn«, sagte Dalinar. »Und ich möchte auch deine Stadt nicht haben – und ebenso wenig euer Reich. Wollte ich Thaylenah erobern, würde ich dich nicht anlächeln und euch Frieden versprechen. Das solltest du aufgrund meines Rufes eigentlich wissen.«

Dalinar drehte sich zu den Offizieren, Hellaugen und Schreiberinnen um. Er hatte sein Ziel erreicht. Sie zeigten Respekt vor ihm – und Angst. Er hatte sie in der Hand.

Und es war ein Schock für ihn, sein eigenes plötzliches und starkes *Missfallen* daran zu spüren. Aus irgendeinem Grund trafen ihn diese verängstigten Mienen tiefer, als es das Schwert getan hatte.

Wütend und beschämt – und zwar aus einem Grund, den er noch nicht verstand – drehte er sich um und ging davon. Er stieg die Stufen vom Hof zum Tempel empor und winkte Navani weg, als sie sich zu ihm gesellen und mit ihm sprechen wollte.

Allein. Er musste jetzt allein sein. Er stieg hinauf zu dem Tempel, drehte sich um, setzte sich auf die oberste Stufe und lehnte den Rücken gegen den eingestürzten Sims. Der Sturmwater grollte in seinem Hinterkopf. Und jenseits dieses Lautes lag ...

Enttäuschung. Was hatte er gerade erreicht? Er sagte, er wolle dieses Volk nicht erobern, aber welche Geschichte erzählte das, was er unternahm? *Ich bin stärker als ihr*, verkündeten seine Taten. *Ich muss nicht gegen euch kämpfen. Ich könnte euch zerschmettern, ohne mich besonders dafür anzustrengen.*

Sollte es so sein, wenn die Strahlenden Ritter in die Stadt kamen?

In seinen Eingeweiden verspürte Dalinar Übelkeit. Er hatte solche Kunststücke schon sein ganzes Leben hindurch gezeigt: als er in seiner Jugend Teleb rekrutiert hatte, und als er Elhokar zu der Überzeugung gedrängt hatte, dass Dalinar ihn nicht umzubringen

versuchte, und auch, als er vor kurzem Kadasch gezwungen hatte, im Übungsraum gegen ihn zu kämpfen.

Unter ihm sammelten sich die Menschen um Fens Sohn und redeten aufgeregt mit ihm. Der junge Mann rieb sich die Brust, als wäre er derjenige, der abgestochen worden war.

In seinem Hinterkopf hörte Dalinar beständig die beharrliche Stimme. Er hörte sie schon seit dem Beginn seiner Visionen.

Vereinige sie.

»Ich versuche es«, flüsterte Dalinar.

Warum konnte er niemanden auf friedliche Weise überzeugen? Warum denn konnte er die Leute nicht dazu bringen, ihm zuzuhören, ohne dass er sie zuerst blutig schlagen musste – oder sie mit seinen eigenen blutigen Wunden schockierte?

Er seufzte, lehnte sich zurück und legte den Kopf gegen die Steine des zerbrochenen Tempels.

Vereinige uns. Bitte.

Das war jetzt ... eine andere Stimme. Es waren hundert Stimmen, die sich überlagerten und alle dieselbe Bitte aussprachen – so leise, dass er sie kaum hören konnte. Er schloss die Augen und versuchte die Quelle dieser Stimmen zu finden.

Der Stein? Ja, nun hatte er das Gefühl, als würde der Quader *Schmerz* empfinden. Dalinar zuckte zusammen. Er hörte das Sprengsel *des Tempels*. Diese Tempelmauern hatten jahrhundertlang als Einheit bestanden. Nun litten die Bruchstücke Schmerzen. Sie betrachteten sich noch immer als ununterbrochene Reihe von Reliefs und nicht als zerstörte Fassade mit herausgebrochenen und herumliegenden Stücken. Sie sehnten sich danach, wieder eine unbeschädigte Einheit zu bilden.

Das Sprengsel des Tempels schrie mit vielen Stimmen, so wie Männer, die ihre zerschmetterten Leiber auf dem Schlachtfeld beweinten.

Bei den Stürmen! *Muss denn alles, woran ich denke, immer mit Zerstörung zu tun haben? Und mit Sterben, mit zerfetzten Körpern,*

mit dem Rauch in der Luft und dem Blut auf den Steinen?

Die Wärme in ihm verriet, dass es keineswegs so sein musste.

Er stand auf, drehte sich um, und voller Sturmlicht packte er den herabgestürzten Simsquader, der den Eingang versperrte. Er spannte sich gegen den Block an und verschob ihn, bis er darunterschlüpfen und mit den Schultern gegen ihn drücken konnte.

Er holte tief Luft und presste sich nach oben. Stein knirschte gegen Stein, während er den Sims wieder über den Eingang schob. Als er den Block mit dem Rücken hoch genug gehoben hatte, stemmte er die Hände dagegen. Er stieß einen Schrei aus, drückte mit Beinen, Rücken und Armen gleichzeitig und wuchtete den Sims mit all seinen Kräften wieder an seine ursprüngliche Stelle. Das Sturmlicht tobte in ihm, und in seinen Gelenken knackte es. Sie wurden erst ausgerenkt, heilten dann wieder, und bald war der Sims sicher über der Tür befestigt.

Jetzt *spürte* er, dass ihn der Tempel weiter drängte. Unbedingt wollte er wieder zu einem Ganzen werden. Dalinar sog weiteres Sturmlicht in sich hinein, so viel er halten konnte, und dabei entleerte er jeden Edelstein, der er bei sich trug.

Schweiß strömte über sein Gesicht, und er verschob den Sims noch ein wenig, bis es sich ganz *richtig* anfühlte. Die Macht floss durch seine Arme und versickerte schließlich im Stein.

Die Reliefs fügten sich wieder zusammen.

Der Steinsims regte sich noch ein wenig und verband sich mit den Mauern. Licht erfüllte die Risse im Stein und schmolz diesen zusammen, während Ruhmsprengsel um Dalinars Kopf erschienen.

Als das Glühen verging, war die Fassade des majestätischen Tempels – einschließlich der Tür und der zerbrochenen Reliefs – geheilt. Dalinar stellte sich davor, ohne Hemd und schweißbedeckt, und fühlte sich zwanzig Jahre jünger.

Nein, der Mann, der er vor zwanzig Jahren gewesen war, hätte dies niemals tun können.

Bindeschmied.

Eine Hand berührte seinen Arm; er spürte Navanis sanfte Finger.
»Dalinar ... was hast du getan?«

»Ich habe zugehört.« Die Macht war zu viel mehr zu gebrauchen als nur zum Zerstören. *Das haben wir bisher nicht beachtet. Wir haben die Antworten nicht beachtet, die unmittelbar vor unseren Augen gelegen haben.*

Er warf einen Blick über die Schulter auf die Menschenmenge, die nun die Stufen hinaufeilte und sich um ihn versammelte. »Du«, sagte Dalinar zu einer der Schreiberinnen. »Bist du diejenige, die an Urithiru geschrieben und nach Taravangians Ärzten verlangt hat?«

»J... ja, Hellherr«, sagte sie.

»Schreib noch einmal. Lass meinen Sohn Renarin holen.«



Königin Fen fand ihn im Hof des Tempels von Battah – dem mit der großen, zerbrochenen Statue. Ihr Sohn – der nun Dalinars blutiges Unterhemd wie eine Art Gürtel um die Hüfte geknotet trug – führte eine Gruppe von zehn Männern mit Seilen an. Sie hatten soeben die Hüfte der Statue wieder auf die Beine gesetzt, Dalinar leerte das Sturmlicht aus geborgten Kugeln und versiegelte damit den Stein.

»Ich glaube, ich habe den linken Arm gefunden!«, rief ein Mann von unten, wo der Hauptteil der Statue durch das Dach eines Hauses gebrochen war. Da jubelte Dalinars Mannschaft aus Soldaten und Hellaugen und eilte die Stufen hinunter.

»Ich hatte nicht erwartet, den Schwarzdorn ohne Hemd anzutreffen«, sagte Königin Fen, »und ... Bildhauer zu spielen?«

»Ich vermag nur unbelebte Dinge zu reparieren«, erklärte Dalinar und wischte sich die Hände an einem Stofffetzen ab, den er sich um die Hüfte gebunden hatte. Die Verwendung einer so großen Menge von Sturmlicht war eine neue und erschöpfende Erfahrung für ihn.
»Mein Sohn wird die wichtigere Arbeit erledigen.«

Eine kleine Familie verließ den Tempel über ihnen. An den vorsichtigen Schritten des Vaters, der von seinen Söhnen gestützt

wurde, war zu erkennen, dass er sich im Sturm ein Bein – oder sogar beide Beine – gebrochen hatte. Der stämmige Mann bedeutete seinen Söhnen zurückzutreten und ging einige Schritte ohne Unterstützung. Er machte große Augen, taumelte und fand rasch das Gleichgewicht wieder.

Dalinar kannte dieses Gefühl: Es war die Auswirkung des Sturmlichts. »Ich hätte es früher erkennen müssen. Ich hätte ihn holen lassen sollen, sobald ich diese Verwundeten gesehen habe. Ich bin ein Narr.« Dalinar schüttelte den Kopf. »Renarin besitzt die Gabe des Heilens. Diese Macht ist neu für ihn, ebenso wie es die meine für mich ist, und am besten kann er jene heilen, die erst vor kurzer Zeit verwundet wurden. Ich frage mich, ob es so ähnlich ist wie das, was ich tue. Sobald sich die Seele an die Wunde gewöhnt, ist sie schwerer zu schließen.«

Ein einzelnes Ehrfurchtsprengsel erschien um Fen herum, als sich die Familie ihr näherte, verneigte und etwas auf Thaylenisch sagte, wobei der Vater wie ein Narr grinste. Einen Augenblick lang hatte Dalinar das Gefühl, er könnte verstehen, was die Leute sagten. Es war, als würde sich ein Teil von ihm zu dem Mann hin ausstrecken und ein Band mit ihm eingehen wollen. Es war eine seltsame Erfahrung, die er nicht einzuordnen wusste.

Als die Familie schließlich gegangen war, wandte sich Dalinar der Königin zu. »Ich weiß nicht, wie lange Renarin durchhalten wird, und ich habe keine Ahnung, wie viele Wunden so frisch sind, dass er sie heilen kann. Aber wenigstens sind wir in der Lage, endlich zu handeln.«

Unten riefen die Männer etwas und wuchteten einen Steinarm durch das Fenster des Hauses.

»Wie ich sehe, habt Ihr auch Kdralk bezaubert«, bemerkte Fen.

»Er ist ein guter Junge«, sagte Dalinar.

»Er war entschlossen, Euch zum Duell herauszufordern. Wie ich höre, habt Ihr dem entsprochen. Ihr wollt die ganze Stadt auf Eure

Seite ziehen, indem ihr jeden einzelnen Einwohner bezaubert, nicht wahr?«

»Hoffentlich nicht. Das klingt so, als würde es eine Menge Zeit erfordern.«

Ein junger Mann kam gerade vom Tempel heruntergerannt und hielt ein Kind mit strähnigen Haaren in den Armen. Seine Kleidung war staubig und zerfetzt, aber er zeigte ein breites Grinsen. Der Junge verneigte sich vor der Königin und dankte dann Dalinar in gebrochenem Alethi. Renarin behauptete gegenüber jedermann, sein Vater sei für die Heilungen verantwortlich.

Fen sah den beiden nach, als sie weggingen. Ihre Miene war undeutbar.

»Ich brauche Eure Hilfe, Fen«, flüsterte Dalinar.

»Es fällt mir schwer zu glauben, dass Ihr überhaupt irgendetwas braucht, wenn ich bedenke, was Ihr heute alles erreicht habt.«

»Splitterträger können nicht allein bestehen.«

Sie sah ihn an und runzelte die Stirn.

»Verzeihung, das ist ein militärischer Leitsatz. Es ... ach, egal. Fen, ich habe Strahlende zur Verfügung, ja, aber sie können diesen Krieg nicht gewinnen, wie mächtig sie auch sein mögen. Viel wichtiger ist der Umstand, dass ich nicht sehen kann, was mir entgeht. Und ich brauche Euch, damit Ihr es mir zeigt.

Ich denke wie ein Alethi, ebenso wie die meisten meiner Ratgeber. Wir sinnen über Kriege und Konflikte nach, aber wir übersehen auch wichtige Tatsachen. Als ich zuerst von Renarins Kräften erfuhr, dachte ich nur daran, Männer auf dem Schlachtfeld zu heilen, damit der Krieg fortgesetzt werden kann. Ich brauche Euch – ich brauche die Azisch. Ich brauche eine Koalition von Herrschern, die das sehen, was ich nicht sehen kann, denn wir stehen einem Feind gegenüber, der ganz anders als alle denkt, mit denen wir es bisher zu tun hatten.« Er neigte ihr den Kopf zu. »Bitte. Schließt Euch mir an, Fen.«

»Ich habe bereits das Tor geöffnet, und ich werde dem Rat vorschlagen, Euch bei Euren Kriegsbemühungen zu unterstützen. Ist

es nicht das, was Ihr wolltet?«

»Nicht ganz, Fen. Ich möchte, dass Ihr Euch mir *anschließt*.«

»Worin besteht denn der Unterschied?«

»In dem, was zwischen ›meinem‹ und ›unserem‹ Krieg liegt.«

»Ihr seid gnadenlos.« Sie holte tief Luft und schnitt ihm das Wort ab, als er etwas einzuwenden versuchte. »Ich vermute, das ist es, was wir gegenwärtig brauchen. Also gut, Schwarzdorn. Ihr, ich, Taravangian. Das ist die erste richtige Vorin-Koalition, die die Welt seit der Hierokratie gesehen hat. Es ist schade, dass zwei von uns über Reiche herrschen, die in Schutt und Asche liegen.«

»Drei sogar«, erwiderte Dalinar mit einem Ächzen. »Kholinar wird vom Feind belagert. Ich habe Hilfe geschickt, aber fürs Erste ist Alethkar als besetztes Königreich zu betrachten.«

»Wundervoll. Nun, ich glaube, ich kann die einzelnen Fraktionen meiner Stadt davon überzeugen, dass sie Eure Truppen als Hilfe duldet. Und wenn das alles gut geht, werde ich an den Prim von Azir schreiben. Vielleicht hilft uns das weiter.«

»Dessen bin ich mir sicher. Jetzt, da Ihr Euch zu uns gesellt habt, ist das Eidtor der Azisch äußerst bedeutend für unsere Sache.«

»Nun, es wird gewiss nicht einfach werden«, gab Fen zurück. »Die Azisch sind keineswegs so verzweifelt wie ich – und, offen gesagt, sie sind keine Vorin. Die Leute hier – mich eingeschlossen – reagieren auf den Druck eines entschlossenen Monarchen. Stärke und Leidenschaft – das ist die Art der Vorin. Aber diese Taktik wird bei den Azisch nur dazu führen, dass sie sich eingraben und noch stärker Widerstand leisten.«

Er rieb sich das Kinn. »Habt Ihr Vorschläge?«

»Ich glaube nicht, dass Ihr sie sehr angenehm finden werdet.«

»Versucht es«, sagte Dalinar. »Allmählich begreife ich, dass die Art, wie ich die Dinge für gewöhnlich angehe, ernsten Beschränkungen und Hindernissen unterliegt.«



Ich mache mir Sorgen um meine Wahrheitswächter-Gefährten.

Aus Schublade 8-21, zweiter Smaragd

Der Sturm gehörte nicht zu Kaladin.

Er beanspruchte den Himmel und in gewissem Umfang auch die Winde für sich. Doch Großstürme waren etwas anderes – sie waren wie ein Land, in dem er sich als Würdenträger zu Besuch aufhielt. Er erfuhr noch immer Respekt, besaß aber keine wirkliche Autorität.

Beim Kampf gegen den Attentäter in Weiß war Kaladin zusammen mit dem Großsturm gereist, indem er vor der Sturmfront wie ein Blatt dahingetrieben war, das von einer Welle weggespült wird. Diese Methode war viel zu gefährlich, wenn er andere Personen mitnahm und der Großsturm mit voller Macht unter seinen Füßen tobte. Auf ihrer Reise nach Thaylenah hatten er und Schallan andere Methoden ausprobiert. Es hatte sich herausgestellt, dass er auch dann noch Kraft aus dem Sturm ziehen konnte, wenn er in einiger Entfernung über ihm flog, solange der Abstand nicht mehr als etwa hundert Fuß betrug.

Nun schwebte er in dieser Höhe zusammen mit zwei Brückenmännern und Elhokars Mannschaft. Die Sonne schien hell über ihnen, und der ewige Sturm erstreckte sich unter ihnen in alle Richtungen. Es war ein Wirbeln aus Schwarz und Grau, erhellt von Blitzfunken. Unter ihnen brummte es, als würde sich der Sturm über die kleine Gruppe ungeladener Passagiere ärgern. Die Sturmwand konnten sie jetzt nicht sehen; sie befanden sich weit hinter ihr. Ihr Ziel – Kholinar – erforderte es, dass sie eher nördlich als westlich über die Unbeanspruchten Berge in Richtung des nördlichen Alethkar reisen mussten.

Eine faszinierende Schönheit lag in den wirbelnden Mustern des Sturms, und Kaladin musste sich zwingen, seine ganze Aufmerksamkeit auf die zu richten, die ihm anvertraut waren. Es waren sechs, sodass sich zusammen mit ihm, Drehy und Narb insgesamt neun Personen ergaben.

König Elhokar befand sich an der Front. Sie hatten die Splitterpanzer nicht mitnehmen können, da diese nicht gepeitscht werden konnten. Stattdessen trug der König dicke Kleidung und eine seltsame Maske mit gläserner Front, die den Wind ablenkte. Schallan hatte diese Ausrüstung vorgeschlagen; offenbar stammte sie aus der Seefahrt. Hinter ihm flog Adolin, dann kamen zwei von Schallans Soldaten – die schlampigen Deserteure, die sie wie verwunderte Axthundwelpen zu sammeln schien – und ihre Kammerdienerin. Kaladin verstand zwar nicht, warum diese drei dabei sein mussten, aber der König hatte darauf bestanden.

Adolin und die anderen waren genauso gekleidet wie der König, wodurch Schallan noch etwas seltsamer wirkte. Sie flog nur in ihrer blauen Havah – die sie mit Nadeln festgesteckt hatte, damit sie nicht allzu sehr flatterte – und trug eine weiße, eng anliegende Hose darunter. Sturmlicht trat aus ihrer Haut, hielt sie warm und trug sie.

Ihre Haare strömten hinter ihr her – kräftiges, dunkles Rot. Sie hielt die Arme ausgestreckt und die Augen geschlossen und grinste. Kaladin musste ihre Geschwindigkeit beständig an die der anderen

anpassen, denn sie konnte nicht widerstehen, sich immer wieder den Wind durch die Finger fließen zu lassen und den Windsprengeln zuzuwinken, wenn sie an ihnen vorbeikam.

Wie schafft sie es, so zu grinsen?, wunderte sich Kaladin. Während ihrer gemeinsamen Reise durch die Klüfte hatte er ihre Geheimnisse kennengelernt. Und die Wunden, die sie verbarg. Und doch ... irgendwie gelang es ihr, all das für eine Weile zu vergessen. Dazu wäre Kaladin nie in der Lage gewesen. Selbst wenn er nicht besonders grimmig war, fühlte er sich von der Last seiner Pflichten oder von den Menschen, um die er sich kümmern musste, niedergedrückt.

Schallans unbeschwerte Freude erregte in ihm den Wunsch, ihr zu zeigen, wie man *richtig* flog. Er konnte sie zwar nicht peitschen, aber er konnte ihren Körper dazu benutzen, den Wind zu formen, sodass er in der Luft tanzte ...

Seine Aufmerksamkeit lenkte er wieder auf das Hier und Jetzt und verbannte seine dummen Tagträume. Kaladin drückte die Arme fest an seine Flanken und bot dem Wind dadurch eine geringere Angriffsfläche. So flog er allmählich an den anderen vorbei und konnte ihr Sturmlicht erneuern. Für seine Flugmanöver benutzte er kaum das Sturmlicht, sondern den Wind selbst.

Narb und Drehy flogen etwa zwanzig Fuß unterhalb der Gruppe und passten auf, dass niemand plötzlich aus irgendeinem Grund absackte. Kaladin erneuerte sein Peitschen und brachte sich in eine Linie zwischen Schallan und König Elhokar. Der König starrte durch seine Maske fest geradeaus, als hätte er den wundersamen Sturm unter ihm völlig vergessen. Schallan trieb auf dem Rücken dahin und strahlte, während sie hoch in den Himmel schaute. Der Saum ihrer festgesteckten Kleidung kräuselte sich und flatterte.

Bei Adolin war es ganz anders. Er schaute kurz zu Kaladin hinüber, schloss dann die Augen und biss die Zähne zusammen. Wenigstens ruderte er nicht mehr mit den Armen, wenn sie auf eine Luftströmung trafen, die aus einer anderen Richtung blies.

Sie sprachen nicht miteinander, denn ihre Stimmen wären in dem rauschenden Wind untergegangen. Kaladins Instinkt sagte ihm, dass er die Kraft des Windes vermutlich ein wenig dämpfen konnte, während er flog – er hatte es schon einmal getan –, aber es gab einige Fähigkeiten, die er nicht nach Belieben einsetzen konnte.

Schließlich war unten im Sturm ein Lichtstreifen zu sehen. Er verwandelte sich in ein gewundenes Band, dessen Licht zu Kaladin hinauftrieb. »Wir haben soeben den Windläufer-Fluss überquert«, sagte Syl. Ihre Worte waren für ihn eher ein Gedanke als ein hörbarer Laut.

»Also befinden wir uns schon in der Nähe von Kholinar«, sagte er.

»Es ist offensichtlich, dass sie den Himmel mag«, sagte Syl und schaute dabei zu Schallan hinüber. »Es ist ganz natürlich für sie. Sie wirkt fast wie ein Sprengsel, und das erachte ich als ein großes Lob.«

Er seufzte und sah Schallan nicht an.

»Also«, sagte Syl und schwebte auf seine andere Seite, »du musst in Gesellschaft von Menschen sein, wenn du glücklich sein willst, Kaladin. Das weiß ich genau.«

»Ich habe meine Brückenmannschaft«, murmelte er, und seine Stimme verlor sich im Wind – aber Syl konnte ihn trotzdem genauso deutlich hören, wie er sie hörte.

»Das ist nicht dasselbe, und das weißt du genau.«

»Sie hat ihre Kammerdienerin auf eine Spähermission mitgenommen. Sie könnte keine Woche überstehen, ohne dass ihr jemand die Haare frisiert. Glaubst du etwa, das würde mich interessieren?«

»Glauben?«, fragte Syl. Sie nahm die Gestalt einer winzigen jungen Frau in einem mädchenhaften Kleid an und flog durch den Himmel vor ihm. »Ich *weiß*. Glaube doch nur nicht, dass mir deine verstohlenen Blicke entgangen wären.« Sie grinste.

»Wir sollten langsamer werden, damit wir nicht über Kholinar hinausschießen«, sagte Kaladin. »Sag das Narb und Drehy.«

Kaladin kümmerte sich um einen nach dem anderen, beendete das Peitschen, das sie vorwärtstrieb, und ersetzte es durch ein halbes Peitschen nach oben. Dieses Peitschen zeitigte seltsame Wirkungen, die immer wieder Sigzils Versuche zunichtemachten, eine korrekte wissenschaftliche Terminologie des Peitschens auszuarbeiten. Seine vielen Berechnungen waren zunächst davon ausgegangen, dass jemand, auf den ein Peitschen ausgeübt wurde, sowohl unter dieser Kraft als auch unter der Anziehungskraft der Erde stand.

Doch das war nicht der Fall. Wenn man jemanden einem einfachen Peitschen unterwarf, vergaß der Körper vollständig die Gravitation und stürmte in die Richtung, in die er gepeitscht wurde. Bei einem teilweisen Peitschen vergaß nur ein Teil des Körpers die Anziehungskraft, während der Rest noch immer nach unten strebte. Also machte ein halbes Peitschen einen Menschen gewichtslos.

Kaladin platzierte die Gruppe so, dass er mit dem König sowie mit Adolin und Schallan sprechen konnte. Seine Brückenmänner und Schallans Gefolge schwebten in einiger Entfernung in der Luft. Auch Sigzils neue Mutmaßungen konnten nicht alles erklären, was Kaladin tat. Irgendwie hatte er so etwas wie einen Kanal um die Gruppe gebildet. Es war beinahe, als würden sie sich in einem Fluss befinden, dessen Strömung sie dicht zusammenhielt.

»Er ist wirklich wunderschön«, sagte Schallan, als sie den Sturm betrachtete, der alles außer den Gipfeln einiger ferner Berge links von ihnen bedeckte. Vermutlich handelte es sich um die Sonnenmacher-Berge. »Es ist wie beim Mischen von Farben, wenn die dunkle Farbe innerhalb ihrer Wirbel neue und hellere Tönungen hervorbringt.«

»Mir reicht es, wenn ich mir das Schauspiel aus sicherer Entfernung ansehen kann«, sagte Adolin und hielt sich an Kaladins Arm fest, damit er nicht weggetrieben wurde.

»Wir sind nicht mehr weit von Kholinar entfernt«, sagte Kaladin. »Und das ist gut, denn wir nähern uns dem hinteren Ende des Sturms, und bald habe ich keinen Zugriff mehr auf das Sturmlicht.«

»Ich habe das Gefühl, ich werde meine Schuhe gleich verlieren«, sagte Schallan und blickte nach unten.

»Deine Schuhe?«, meinte Adolin. »Ich habe mein *Mittagessen* irgendwo da hinten verloren.«

»Ich stelle mir immer wieder vor, wie etwas von mir abfällt und in den Sturm hineinstürzt«, flüsterte Schallan. »Und dann darin verschwindet. Für immer.« Sie sah Kaladin an. »Und wo bleiben jetzt die lustigen Bemerkungen über verlorene Stiefel?«

»Daran ist nichts lustig.« Er zögerte. »Aber das hat Euch noch nie von irgendetwas abgehalten.«

Schallan grinste. »Hast du je darüber nachgedacht, Brückenmann, dass *schlechte* Kunst mehr für die Welt tut als gute Kunst? Ein Künstler verbringt den größten Teil seines Lebens nicht damit, Meisterwerke zu erschaffen, sondern zu üben – vor allem zu Beginn. Und selbst wenn ein Künstler zum Meister geworden ist, misslingen ihm manche Werke. Und bei anderen stimmt etwas nicht, bis endlich der letzte Pinselstrich geführt wird.

Aus schlechter Kunst kannst du mehr lernen als aus guter Kunst, so wie deine Fehler wichtiger sind als deine Erfolge. Außerdem bringt gute Kunst zumeist die gleichen Gefühle bei den Betrachtern zum Vorschein – die meisten Beispiele guter Kunst gehören zur gleichen *Art* von guter Kunst. Aber schlechte Werke sind immer auf ihre ganz eigene Art schlecht. Deshalb bin ich froh, dass es die schlechte Kunst gibt, und ich bin sicher, dass mir der Allmächtige zustimmt.«

»Sagst du all das nur, um deinen seltsamen Sinn für Humor zu rechtfertigen, Schallan?«, fragte Adolin belustigt.

»Meinen Sinn für Humor? Nein, ich versuche nur, die Erschaffung von Hauptmann Kaladin zu rechtfertigen.«

Kaladin beachtete sie nicht weiter, sondern blinzelte ostwärts. Die Wolken hinter ihnen veränderten ihr tiefes, unheimliches Schwarz und Grau zu helleren Tönungen – zur Farbe von Fels' Morgenbrei. Der Sturm war fast vorbei; was mit einer Fanfare begonnen hatte, endete

mit einem ausgedehnten Seufzer, und die Böen machten allmählich friedlichem Regen Platz.

»Drehy, Narb«, rief Kaladin. »Haltet alle weiterhin in der Luft. Ich sehe mich unten um.«

Die beiden salutierten vor ihm, und Kaladin fiel durch die Wolken, deren Inneres wie dreckiger Nebel wirkte. Er tauchte frostbedeckt aus ihnen hervor, und der Regen prasselte auf ihn herab. Allmählich wurde er schwächer. Über ihm grollte leise der Donner.

Genug Licht drang durch die Wolken, sodass er die Landschaft unter sich eingehend betrachten konnte. Tatsächlich befanden sie sich nahe der Stadt. Sie war majestätisch, aber er zwang sich, zuerst nach den Feinden Ausschau zu halten, bevor er dem Erstaunen und der Verblüffung nachgab. Er bemerkte eine weite Ebene vor der Stadt – ein Schlachtfeld, das von allen Bäumen und Felsbrocken gesäubert war, sodass es einer angreifenden Armee keinerlei Schutz bot. Dieses Feld war leer, was nicht unerwartet war.

Die Frage lautete: Wer hielt die Stadt gegenwärtig – die Menschen oder die Bringer der Leere? Vorsichtig stieg er ab. Die Stadt schimmerte vor Sturmlicht, das aus Käfigen drang, in denen die Edelsteine zum Aufladen in den Sturm gehängt worden waren. Und ... ja, über den Wachtposten flatterten Alethi-Flaggen, die aufgezogen worden waren, nachdem der Sturm seinen Höhepunkt überschritten hatte.

Kaladin stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Kholinar war noch nicht gefallen, aber wenn die Berichte stimmten, dann waren die Orte in der Umgebung allesamt eingenommen worden. Als er genauer hinschaute, erkannte er, dass der Feind damit begonnen hatte, Schutzgebäude auf dem Schlachtfeld zu errichten. Es waren Bunker, von denen aus der Nachschub für Kholinar unterbunden werden konnte. Bisher waren sie nicht mehr als Fundamente aus Ziegeln und Mörtel. In den Zeiten zwischen den Stürmen wurden sie vermutlich von großen Streitkräften des Feindes bewacht und weiter aufgebaut.

Nun endlich erlaubte er sich, Kholinar eingehender zu betrachten. Er wusste, dass er vor Staunen den Mund aufreißen würde; es war so unausweichlich wie ein herannahendes Gähnen, das er nicht länger unterdrücken konnte. Zuerst war es wichtig gewesen, das Gebiet nach Gefahren abzusuchen und sich einen Überblick über das Gelände zu verschaffen.

Und dann durfte er starren.

Bei den Stürmen, war diese Stadt schön!

In einem Halbtraum, in dem er den Sturmwater gesehen hatte, war er einmal über sie hinweggefliegen. Doch das hatte ihn nicht so beeindruckt wie dieser Gleitflug, in dem er die gewaltige Metropolis eingehender betrachten konnte. Er hatte bereits andere Städte gesehen – und die Kriegslager zusammengekommen waren vermutlich größer als Kholinar –, aber es war gar nicht die Größe, die ihn so verblüffte, sondern die Vielgestaltigkeit. Er war an zweckmäßige Bunker gewöhnt, nicht aber an Steingebäude mit zahlreichen unterschiedlichen Formen und Dächern.

Das, was Kholinar vor allem ausmachte, waren natürlich die Windklingen: seltsame Felsformationen, die aus dem Stein aufragten, als seien es die Flossen einer gigantischen Kreatur, die zum größten Teil im Boden verborgen war. Die großen Steinbögen waren von glitzernden roten, weißen und orangefarbenen Felsschichten durchzogen, die im Regen noch stärker zutage traten. Kaladin hatte nicht gewusst, dass die Stadtmauern teilweise auf den Spitzen der äußeren Windklingen errichtet waren. Dort wuchsen die niedrigeren Teile der Mauer buchstäblich aus dem Boden hervor, während die Menschen Festungen darauf erbaut und mit ihnen die Höhen und Spalten zwischen den Steinbögen ausgefüllt hatten.

Der nördliche Teil der Stadt wurde von dem Palastkomplex überragt, der so zuversichtlich in die Höhe strebte, als wollte er den Stürmen trotzen. Der Palast stellte mit seinen hellen Säulen, den Rotunden und Türmen selbst eine kleine Stadt dar.

Und etwas stimmte ganz und gar nicht mit ihm.

Eine Wolke hing über dem Palast – eine Dunkelheit, die auf den ersten Blick nur eine optische Täuschung zu sein schien. Doch je länger Kaladin hinsah, desto deutlicher wurde das Gefühl der Falschheit; am stärksten schien es ein Gebiet im östlichen Abschnitt des Palastkomplexes zu betreffen. Dort befand sich ein kleiner, hochgelegener Platz, der mit niedrigen Gebäuden angefüllt war. Es handelte sich um das Palastkloster.

Und um die Plattform des Eidtores.

Kaladin kniff die Augen zusammen und peitschte sich wieder in die Höhe, bis er zwischen den Wolken verschwand. Vermutlich hatte er bereits zu lange in der Luft gehangen – er wollte nicht, dass sich die Bewohner über eine leuchtende Gestalt am Himmel erregten.

Aber ... diese Stadt. In Kaladins Herz lebte noch immer der Junge vom Land, der davon geträumt hatte, einmal die Welt zu bereisen.

»Hast du die Dunkelheit um den Palast herum gesehen?«, fragte Kaladin Syl.

»Ja«, flüsterte sie. »Etwas stimmt nicht.«

Kaladin ließ die Wolken hinter sich und stellte fest, dass seine Mannschaft in der Brise nach Westen abgetrieben war. Er peitschte sich auf sie zu und bemerkte erst jetzt, dass sein Sturmlicht durch den Sturm nicht erneuert worden war.

Drehy und Narb wirkten erleichtert, als er bei ihnen eintraf. »Kal ...«, begann Narb.

»Ich weiß. Uns bleibt nicht mehr viel Zeit.« Er wandte sich an Elhokar. »Euer Majestät, die Stadt liegt unmittelbar unter uns, und unsere Streitkräfte kontrollieren noch immer die Mauern. Die Parschendi bauen Sturmbunker und belagern die Gegend, aber der größte Teil ihrer Armee hat sich in Erwartung des Sturms vermutlich in die umliegenden Orte zurückgezogen.«

»Die Stadt steht noch!«, gab Elhokar zurück. »Ausgezeichnet! Hauptmann, bring uns nach unten.«

»Euer Majestät«, sagte Kaladin, »wenn wir einfach aus dem Himmel absteigen, werden uns die feindlichen Späher bemerken.«

»Ach ja?«, meinte Elhokar. »Wir wollten unentdeckt bleiben, weil wir befürchtet hatten, uns in die Stadt einschleichen zu müssen. Aber wenn unsere eigenen Kräfte sie noch halten, können wir doch einfach zum Palast marschieren, dort das Kommando übernehmen und das Eidtor aktivieren.«

Kaladin zögerte. »Euer Majestät, etwas ... scheint mit dem Palast nicht zu stimmen. Er sieht *dunkel* aus, und Syl hat es ebenfalls gesehen. Ich rate zur Vorsicht.«

»Meine Frau und mein Kind befinden sich dort«, sagte Elhokar. »Sie könnten in Gefahr sein.«

Während deiner sechs Jahre im Krieg scheinst du dir keine Sorgen um sie gemacht zu haben, dachte Kaladin.

»Wir sollten trotzdem absteigen«, sagte der König. »Wir müssen das Eidtor so schnell wie möglich erreichen ...« Er verstummte, sah zuerst Kaladin, dann Schallan und schließlich Adolin an. »Oder?«

»Ich rate zur Vorsicht«, wiederholte Kaladin.

»Der Brückenmann ist nicht gerade schreckhaft, Euer Majestät«, sagte Adolin. »Wir wissen nicht, was in der Stadt los ist oder was seit den Berichten von Chaos und Revolte dort geschehen sein kann. Mir erscheint es klug, vorsichtig zu sein.«

»Also gut«, sagte Elhokar. »Das ist der Grund, warum ich die Lichtweberin mitgenommen habe. Was schlägt Ihr vor, Hellheit?«

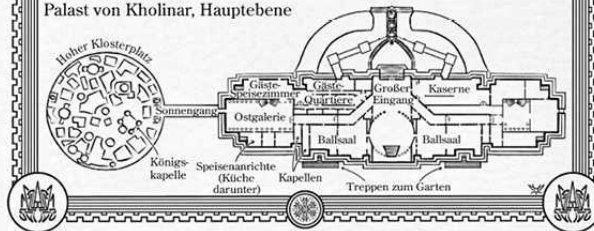
»Wir sollten außerhalb der Stadt landen«, erwiderte Schallan. »So weit entfernt, dass uns das Schimmern des Sturmlichts nicht verrät. Wir können Illusionen benutzen, um uns in die Stadt einzuschleichen und herauszufinden, wie die Lage ist. So müssen wir uns nicht offenbaren.«

»Nun gut«, sagte Elhokar und nickte kurz. »Mache es so, wie sie vorgeschlagen hat, Hauptmann.«

KHOLINAR



Palast von Kholinar, Hauptebene





Wir sollen nach Belieben jedes Geheimnis aufzeichnen und hier zurücklassen können? Woher wissen wir, dass sie irgendwann entdeckt werden? Nun, es ist mir gleichgültig. Also soll es aufgezeichnet werden.

Aus Schublade 2-3, Rauchstein

Die feindliche Armee ließ zu, dass sich Flüchtlinge der Stadt näherten.

Zuerst war Kaladin darüber erstaunt. Lag nicht der Sinn einer Belagerung darin, jegliches Eindringen in die Stadt zu *verhindern*? Dennoch wurde es einem stetigen Strom von Menschen erlaubt, sich Kholinar zu nähern. Die großen Haupttore waren wegen der fremden Armee verschlossen, aber die – ebenfalls nicht gerade kleinen – Seitentore standen weit offen.

Kaladin gab das Fernrohr an Adolin weiter. Sie waren an einem weit abgelegenen, uneinsehbaren Ort gelandet und von dort aus zu Fuß zur Stadt zurückgegangen. Und es war dunkel gewesen, als sie endlich dort eingetroffen waren. Sie hatten beschlossen, die Nacht außerhalb der Stadt zu verbringen, versteckt von einer Illusion

Schallans. Beeindruckenderweise hatte ihr Lichtweben die ganze Nacht überdauert und dabei nur wenig Sturmlicht benötigt.

Nun war der Morgen angebrochen, und sie beobachteten die Stadt, die ungefähr eine Meile entfernt lag. Von außen wirkte ihr Versteck bloß wie ein weiterer Steinblock. Schallan konnte ihn nicht so gestalten, dass man zwar von drinnen nach draußen, nicht aber von außen nach drinnen blicken konnte, und sie hatte einen Schlitz anbringen müssen, den jeder bemerken würde, der an ihnen vorbeiging.

Die Illusion fühlte sich wie eine Höhle an – allerdings fuhren Wind und Regen geradewegs hindurch. Der König und Schallan hatten den ganzen Morgen gegrummelt und sich über die feuchte, kalte Nacht beschwert. Kaladin und seine Männer hingegen hatten wie Steine geschlafen. Das war einer der Vorteile, Brücke Vier durchlebt zu haben.

»Sie lassen die Flüchtlinge herein, damit die Vorräte der Stadt umso schneller aufgebraucht werden«, erklärte Adolin, während er durch das Fernrohr schaute. »Eine solide Taktik.«

»Hellheit Schallan«, sagte Elhokar, »Ihr könnt uns alle mit einer Illusion umkleiden, nicht wahr? Dann können wir so tun, als wären wir Flüchtlinge, und die Stadt ohne Schwierigkeiten betreten.«

Schallan nickte geistesabwesend. Sie saß in Reichweite des Lichtschatfes, der durch ein kleines Loch in der Decke fiel, und zeichnete.

Nachdem Adolin das Fernglas von Elhokar zurückerhalten hatte, richtete er es auf den Palast, der die Stadt in der Ferne überragte. Es war ein sonniger, heller und klarer Tag, und in der Luft lag nur eine geringe Feuchtigkeit vom Großsturm des vergangenen Tages. Keine einzige Wolke befand sich am Himmel.

Doch aus irgendeinem Grund lag der Palast noch immer im Schatten.

»Was könnte das sein?«, fragte Adolin und senkte das Fernglas.

»Einer von *ihnen*«, flüsterte Schallan. »Die Ungemachten.«

Kaladin sah sie an. Sie hatte den Palast gezeichnet, aber er wirkte verdreht, schien seltsame Winkel und verzerrte Wände aufzuweisen.

Elhokar betrachtete den Palast lange und eingehend. »Du hattest recht, zur Vorsicht zu mahnen, Windläufer. Mein Instinkt rät mir noch immer, einfach in die Stadt zu laufen. Aber das wäre falsch, nicht wahr? Ich muss *klug* und *vorsichtig* zugleich sein.«

Sie gaben Schallan die Zeit, ihre Zeichnungen zu vollenden, denn sie behauptete, diese für die Erschaffung von komplexen Illusionen zu benötigen. Schließlich stand sie auf und durchblätterte kurz ihren Skizzenblock. »In Ordnung. Die meisten von uns brauchen keine Verkleidung, denn niemand kennt mich oder mein Gefolge. Ich vermute, das Gleiche gilt für Kaladins Männer.«

»Selbst wenn mich jemand erkennen sollte«, sagte Narb, »ergeben sich daraus keine Schwierigkeiten. Niemand hier weiß, was auf der Zerbrochenen Ebene mit mir geschehen ist.« Drehy nickte.

»Also gut«, sagte Schallan und wandte sich an Adolin und Kaladin. »Ihr beide bekommt neue Gesichter und Kleidung. Ich werde euch in alte Männer verwandeln.«

»Ich brauche keine Verkleidung«, sagte Kaladin. »Ich ...«

»Du hast zu Anfang des Monats einige Zeit bei den Parschern verbracht«, sagte Schallan. »Es ist das Beste, vorsichtig zu sein. Außerdem schaust du immer so finster drein wie ein alter Mann. Daher wird das, was ich mit dir vorhabe, sehr gut zu dir passen.«

Kaladin schenkte ihr einen bösen Blick.

»Ausgezeichnet. Bitte so bleiben!« Schallan trat auf ihn zu und hauchte ihn an. Sturmlicht hüllte ihn ein. Er sollte eigentlich in der Lage sein, es in sich aufzunehmen, aber es widersetzte sich ihm. Das war ein seltsames Gefühl – als hätte er eine glühende Kohle gefunden, die keinerlei Hitze abstrahlte.

Das Sturmlicht verschwand, und er hob die Hand, die nun völlig verrunzelt war. Sein Uniformmantel war zu einer selbstgewebten braunen Jacke geworden. Er berührte sein Gesicht, fühlte aber keine Veränderung.

Adolin zeigte auf ihn. »Schallan, das wirkt ausgesprochen *erbärmlich*. Ich bin beeindruckt.«

»Wie bitte?« Kaladin sah seine Männer an. Drehy zuckte zusammen.

Schallan wickelte Adolin ebenfalls in Licht ein. Dabei verwandelte er sich in einen stämmigen, hübschen Mann von etwa sechzig Jahren mit dunkelbrauner Haut, weißem Haar und einer schlanken Gestalt. Seine Kleidung war nicht mehr sonderlich prachtvoll, aber in gutem Zustand. Er sah wie einer der alten Schurken aus, die man in der Taverne fand und die unablässig von den wunderbaren Dingen sprachen, die sie in ihrer Jugend getan hatten. Er war die Art von Mann, bei dessen Anblick gewisse Frauen zu dem Schluss kamen, dass sie ältere Männer bevorzugten, während sie in Wirklichkeit nur *ihn* haben wollten.

»Also, das ist ungerecht«, sagte Kaladin.

»Wenn ich es überspanne, könnten die Leute misstrauisch werden«, sagte Schallan leichthin und trat vor den König. »Majestät, Euch mache ich zur Frau.«

»In Ordnung«, sagte Elhokar.

Kaladin zuckte zusammen. Er hatte einen Einwand erwartet. Auch Schallan schien diese Erwartung gehegt zu haben, denn offenbar schluckte sie eine unnötig gewordene spitze Erwiderung herunter.

»Wisst Ihr«, sagte sie stattdessen, »ich glaube nicht, dass Ihr Euch anders als ein König betragen könnt, und deshalb werdet Ihr den Wachen bestimmt nicht auffallen, wenn ich Euch zu einer adligen helläugigen Dame ...«

»Ich habe gesagt, es ist in Ordnung, Lichtweberin«, meinte Elhokar. »Wir dürfen keine Zeit verschwenden. Meine Stadt und die ganze Nation sind in Gefahr.«

Schallan atmete wieder aus, und der König wurde in eine große, prächtige Alethi-Frau mit Zügen verwandelt, die an die von Jasnah erinnerten. Kaladin nickte anerkennend. Schallan hatte recht; etwas an Elhokars Haltung deutete sogleich auf eine adlige Abstammung

hin. Dies war eine ausgezeichnete Möglichkeit, die Menschen von der Frage abzulenken, um wen es sich bei ihm wohl handeln mochte.

Als sie ihr Gepäck zusammensuchten, schwirrte Syl in das umschlossene Gebiet. Sie nahm die Gestalt einer jungen Frau an, flog zu Kaladin hinüber und trat entsetzt einen Schritt in der Luft zurück.

»Oh!«, sagte sie. »Hui!«

Kaladin sah Schallan finster an. »Was habt Ihr mit mir *gemacht*?«

»Sei nicht so ablehnend«, sagte sie. »Es betont deine außerordentliche Persönlichkeit bloß noch stärker.«

Lass sie nicht an dich heran, dachte Kaladin. *Sie will dich auf den Arm nehmen*. Er hob sein Gepäck auf. Es spielte keine Rolle, wie er aussah; schließlich war es nur eine Illusion.

Aber was *hatte* sie denn getan?

Er führte die anderen hinaus, und sie marschierten in einer Reihe los. Hinter ihnen zerschmolz die Felsillusion. Kaladins Männer trugen gleichförmige blaue Uniformen ohne jedes Abzeichen. Sie hätten zur Leibwache eines kleineren Hauses im Kholin-Prinzentum gehören können. Schallans Männer hingegen waren in braune Uniformen gekleidet, und mit Elhokar im Gewand einer helläugigen Frau wirkten sie tatsächlich wie eine echte Flüchtlingsgruppe. Elhokar würde als Hellherrin angesehen werden, die ohne Sänfte oder Wagen vor der herannahenden feindlichen Armee hatte fliehen müssen. Sie hatte einige Leibwächter, ein paar Diener und Schallan als ihr junges Bündel mitgenommen. Und Kaladin war ihr ... was?

Bei den Stürmen! »Syl«, knurrte er leise, »kann ich dich einmal nicht als Schwert, sondern als ein flaches, leuchtendes Metallstück rufen?«

»Als Spiegel?«, fragte sie und flog neben ihn. »Hm ...«

»Bist du dir nicht sicher, ob es möglich ist?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob es würdevoll ist.«

»Würdevoll? Seit wann kümmerst du dich um deine Würde?«

»Ich lasse nicht mit mir spielen. Ich bin eine *majestätische* Waffe, die nur auf *majestätische* Weise verwendet werden darf.« Sie

summte sich selbst etwas zu und schwirrte davon. Bevor er sie zurückrufen und sich beschweren konnte, hatte Elhokar ihn bereits eingeholt.

»Langsamer, Hauptmann«, sagte der König. Sogar seine Stimme hatte sich verändert und klang nun ausgesprochen damenhaft. »Du läufst uns allen davon.«

Widerstrebend zügelte sich Kaladin. Elhokar zeigte nicht, was er von Kaladins Gesicht hielt; der König hatte den Blick starr geradeaus gerichtet. Er dachte nie viel über andere Menschen nach; sein Verhalten war für ihn also das übliche.

»Weißt du, sie nennen ihn den Windläufer«, sagte der König leise. Es dauerte eine Weile, bis Kaladin begriffen hatte, dass Elhokar den Strom meinte, der an Kholinar vorbeifloss. Ihr Weg führte sie über eine große Steinbrücke auf die andere Seite. »Die Alethi-Hellaugen herrschen wegen *euch*. Dein Orden war stark hier in diesem Land, als es noch Alethela hieß.«

»Ich ...«

»Unsere Suche ist lebenswichtig«, fuhr Elhokar fort. »Wir können es uns nicht leisten, diese Stadt aufzugeben. Wir *dürfen* uns keine Fehler leisten.«

»Ich versichere Euch, Majestät«, sagte Kaladin, »dass ich nicht vorhabe, einen Fehler zu machen.«

Elhokar sah ihn kurz an, und einen Augenblick lang glaubte Kaladin den wahren König zu sehen. Es lag nicht etwa daran, dass die Illusion verblasste; vielmehr war es die Art, wie sich Elhokars Lippen anspannten, wie er die Stirn runzelte und sein Blick äußerst durchdringend wurde.

»Ich habe nicht von dir gesprochen, Hauptmann«, sagte der König gelassen. »Ich habe mich auf meine eigenen Beschränkungen bezogen. Sollte ich in dieser Stadt versagen, musst *du* zur Stelle sein und sie schützen.«

Beschämt wandte Kaladin den Blick ab. Hatte er diesen Mann wirklich für selbstsüchtig gehalten? »Euer Majestät ...«

»Nein«, sagte Elhokar fest. »Es ist an der Zeit, realistisch zu sein. Ein König muss für sein Volk tun, was er kann, und meine Urteilskraft hat sich als ... unzulänglich erwiesen. Alles, was ich in meinem Leben ›erreicht‹ habe, kommt von meinem Vater oder von meinem Onkel. Du bist hier, Hauptmann, damit du Erfolg hast, sollte ich versagen. Vergiss das nicht. Öffne das Eidtor, Sorge dafür, dass meine Frau und mein Kind durch es hindurch und in Sicherheit gebracht werden, und kehre mit einer Armee zurück, um die Truppen der Stadt zu verstärken.«

»Ich werde mein Bestes tun, Euer Majestät.«

»Nein«, sagte Elhokar. »Du wirst das tun, was ich dir befehle. Sei zu Außerordentlichem bereit, Hauptmann. Nichts Geringeres wird ausreichen.«

Bei den Stürmen! Wie schaffte es Elhokar bloß, ein Kompliment zu machen und gleichzeitig beleidigend zu sein? Als er die Worte hörte, die ihn an seine Tage in Amarams Armee erinnerten, spürte Kaladin ein Gewicht auf seinen Schultern. Es war damals, als die Leute angefangen hatten, über ihn zu reden und Dinge von ihm zu erwarten.

Diese Gerüchte waren zu einer Herausforderung geworden und hatten einen Mann erschaffen, der einerseits wie Kaladin aussah, andererseits aber größer war, als Kaladin es je sein konnte. Er hatte sich diesen fiktiven Mann zunutze gemacht und sich auf ihn verlassen, um seine Mannschaft aufzustocken und Soldaten in seine Einheit versetzt zu bekommen. Ansonsten wäre er Tarah nie begegnet. Es war nützlich, einen gewissen Ruf zu haben, solange er nicht erdrückend wurde.

Der König fiel in der Marschordnung zurück. Sie überquerten das Feld vor der Stadt unter den wachsamen Blicken der Bogenschützen auf der Mauer. Es machte Kaladin nervös, obwohl es sich um Alethi-Soldaten handelte. Er versuchte, sein Unbehagen zu vergessen, indem er sich ganz auf die Betrachtung der Mauer konzentrierte, als sie in ihren Schatten traten.

Diese Gesteinsschichten, dachte er, erinnern mich an die Tunnel in Urithiru. Gab es da vielleicht eine Verbindung?

Er warf einen Blick über die Schulter, während Adolin zu ihm aufschloss. Der verwandelte Prinz zuckte zusammen, als er Kaladin ansah.

»He«, sagte Adolin, »hm ... hui! Das ist wirklich fesselnd.«

Sturmverdamnte Frau. »Was wollt Ihr?«

»Ich habe nachgedacht«, sagte Adolin. »Wir werden einen Ort in der Stadt benötigen, an dem wir uns verkriechen können, nicht wahr? Wir können nicht unseren ursprünglichen Plänen folgen und einfach zum Palast gehen, aber wir können ihn auch nicht angreifen. Zumindest müssen wir uns vorher umsehen.«

Kaladin nickte. Er hasste den Gedanken, zu viel Zeit in Kholinar zu verbringen. Keiner der anderen Brückenmänner hatte bisher das Zweite Ideal geschworen, daher konnte Brücke Vier nicht mit ihren neuen Kräften üben, bis er zurückkam. Gleichzeitig aber wirkte der verschattete Palast stark beunruhigend. Sie mussten unbedingt ein paar Tage hier verbringen und Informationen sammeln.

»Einverstanden«, sagte Kaladin. »Habt Ihr eine Idee, wohin wir uns begeben könnten?«

»Ich kenne den richtigen Ort. Er wird von Leuten geführt, denen ich vertraue, und er liegt so nah am Palast, dass wir von dort aus zu Erkundigungen aufbrechen können, aber er ist auch so weit entfernt, dass wir nicht sogleich in das verwickelt werden, was dort vorgehen mag. Hoffentlich.« Er wirkte besorgt.

»Wie war es?«, fragte Kaladin. »Das Wesen unter dem Turm, gegen das Ihr und Schallan gekämpft habt?«

»Schallan hat Zeichnungen davon angefertigt. Du solltest sie fragen.«

»Ich habe sie schon in den Berichten gesehen, die Dalinars Schreiberinnen mitgegeben haben«, sagte Kaladin. »Aber wie war es?«

Adolin richtete die blauen Augen wieder auf den Weg. Die Illusion war so wirklichkeitsgetreu, dass nur schwer zu glauben war, wer hinter ihr steckte – aber er ging noch auf die gleiche Art wie früher: mit der angeborenen Selbstsicherheit, die nur die Hellaugen hatten.

»Es war ... falsch«, sagte Adolin schließlich. »Unheimlich. Ein Gestalt gewordener Albtraum.«

»Ungefähr so wie mein Gesicht?«, fragte Kaladin.

Adolin sah ihn an und grinste. »Zum Glück hat Schallan es hinter dieser Illusion versteckt.«

Kaladin stellte fest, dass er lächelte. So wie Adolin dies sagte, war klar, dass es sich um einen Scherz handelte – der nicht nur auf Kosten des anderen ging. Adolin wollte, dass man zusammen mit ihm lachte.

Sie näherten sich dem Durchgang in der Mauer. Die Seitentore waren im Vergleich zum Stadttor zwar winzig, aber noch immer breit genug, um einen Karren hindurchzulassen. Leider wurde der Durchgang von Soldaten versperrt, und vor ihnen sammelte sich eine Menge. Wutsprengsel kochten am Boden zwischen ihnen. Die Flüchtlinge schüttelten die Fäuste und riefen, dass man ihnen den Zugang absichtlich verweigere.

Noch vor kurzem waren die Menschen hereingelassen worden. Was war geschehen? Kaladin warf einen Blick zu Adolin und deutete mit dem Kinn auf die Menschenmasse. »Sollen wir nachsehen?«

»Ja«, sagte Adolin und drehte sich zu den anderen um. »Ihr wartet hier.«

Narb und Drehy hielten an, aber Elhokar folgte Kaladin und Adolin, die ihren Weg fortsetzten – ebenso wie Schallan. Ihr Gefolge zögerte kurz, dann lief es hinter ihr her. Bei den Stürmen, die Kommandostruktur in dieser Expedition wurde allmählich zu einem Albtraum.

Herrisch übernahm Elhokar die Führung und brüllte die Leute an, ihm aus dem Weg zu gehen. Unwillig gehorchten sie. Eine Frau mit seinem Auftreten war niemand, dem man sich widersetzte. Kaladin

tauschte einen müden Blick mit Adolin aus, dann schlossen sie zum König auf.

»Ich verlange Zugang zur Stadt«, sagte Elhokar, als er das vordere Ende der Menge erreicht hatte. Inzwischen war sie auf fünfzig oder sechzig Personen angeschwollen, und es trafen immer noch mehr ein.

Die kleine Wächtergruppe betrachtete Elhokar von oben bis unten, und schließlich sagte der Hauptmann: »Wie viele Kämpfer könnt Ihr für die Verteidigung der Stadt bereitstellen?«

»Keinen einzigen«, fuhr Elhokar ihn an. »Das hier ist meine *persönliche* Leibwache.«

»Dann, Hellheit, solltet Ihr sie *persönlich* nach Süden führen und es bei einer anderen Stadt versuchen.«

»Bei welcher?«, wollte Elhokar wissen. Die Frage wurde von vielen Wartenden aufgenommen. »Überall sind Ungeheuer, Hauptmann.«

»Es heißt, im Süden gibt es weniger von ihnen«, sagte der Soldat und streckte den Arm in diese Richtung. »Wie dem auch sei, Kholinar ist bis zum Überlaufen voll. Ihr werdet hier keinen Unterschlupf finden. Vertraut mir. Geht weiter. Die Stadt ...«

»Wer ist dein Vorgesetzter?«, unterbrach ihn Elhokar.

»Ich diene dem Großmarschall Azure von der Mauergarde.«

»Großmarschall Azure? Von einem solchen Mann habe ich nie gehört. Sehen diese Leute etwa so aus, als könnten sie weiterziehen? Ich *befehle* dir, uns alle in die Stadt zu lassen.«

»Ich habe aber schon den Befehl, täglich nur einer bestimmten Zahl den Zutritt zu erlauben«, sagte der Wächter mit einem Seufzen. Kaladin kannte den Grund für seine Verzweiflung. Elhokar schaffte es, ein solches Gefühl selbst bei der geduldigsten Wache hervorzurufen. »Wir haben die Grenze bereits überschritten. Ihr werdet bis morgen warten müssen.«

Die Menschen grollten, und weitere Wutsprenksel erschienen um sie herum.

»Wir sind nicht hartherzig«, rief der Hauptmann der Wache. »Hört mir bitte zu! Es gibt wenig zu essen in der Stadt, und wir haben kaum

mehr Platz in den Sturmbunkern. Jede neu hinzukommende Person belastet unsere Reserven! Und die Ungeheuer haben sich hier zusammengerottet. Wenn Ihr nach Süden flieht, könnt Ihr dort Unterschlupf finden. Vielleicht gelingt es Euch sogar, bis nach Jah Keved zu gelangen.«

»Das ist unannehmbar!«, sagte Elhokar. »Ihr habt also diese verrückten Anweisungen von jenem Azure-Knaben erhalten. Und unter wessen Befehl steht er?«

»Der Großmarschall hat keinen Vorgesetzten.«

»Wie bitte?«, fragte Elhokar. »Und was ist mit Königin Aesudan?«

Der Wächter schüttelte nur den Kopf. »Also ... gehören diese beiden Männer zu Euch?« Er zeigte auf Drehy und Narb, die noch im hinteren Teil der Menge standen. »Sie sehen wie gute Soldaten aus. Wenn Ihr sie zur Mauerwache schickt, kann ich Euch einen sofortigen Zugang zur Stadt gewähren, und wir werden auch dafür sorgen, dass Ihr eine Getreideration erhaltet.«

»Aber der da nicht«, sagte ein anderer Wächter und zeigte auf Kaladin. »Er sieht krank aus.«

»Unmöglich!« sagte Elhokar. »Ich muss meine Wächter jederzeit bei mir haben.«

»Hellheit ...«, sagte der Hauptmann. Bei den Stürmen, Kaladin empfand fast so etwas wie Mitleid mit dem armen Mann.

Plötzlich wurde Syl munter und schoss als Lichtband in den Himmel. Nun schenkte Kaladin Elhokar und den Wächtern keine Aufmerksamkeit mehr. Er suchte den Himmel ab, bis er Gestalten bemerkte, die in einer V-Formation auf die Stadtmauer zuflogen. Es waren mindestens zwanzig Bringer der Leere; jeder zog eine Spur aus dunkler Energie hinter sich her.

Die Soldaten auf der Mauer schrien auf. Es folgte drängender Trommelschlag, und der Hauptmann der Wache stieß einen lauten Fluch aus. Er und seine Männer rannten durch das offene Tor auf die nächste Treppe zu, die hoch auf die Mauer führte.

»Hinein!«, rief Adolin, während die anderen Flüchtlinge vorwärtsstrebten. Er packte den König und schleifte ihn mit sich.

Kaladin kämpfte gegen die Menge an und weigerte sich, in die Stadt gedrückt zu werden. Stattdessen legte er den Kopf in den Nacken und beobachtete, wie die Bringer der Leere gegen die Mauer trafen. Kaladins Position erschwerte es ihm zu verstehen, was dort oben geschah.

Einige Männer wurden in geringer Entfernung von der Mauerkrone gestoßen. Kaladin machte einen Schritt auf sie zu, doch bevor er etwas unternehmen konnte, prallten sie mit schrecklich lauten Geräuschen auf den Boden. Bei den Stürmen! Er wurde weiter auf die Stadt zugeschoben und konnte sich kaum zurückhalten, Sturmlicht in sich aufzunehmen.

Ganz ruhig, sagte er zu sich selbst. Es geht darum hineinzugelangen, ohne bemerkt zu werden. Willst du das ruinieren, indem du der Stadt zu Hilfe fliegst?

Aber es war seine Aufgabe, die Menschen zu beschützen.

»Kaladin!«, rief Adolin, der sich durch die Menge zurück zu Kaladin kämpfte. »Komm nach drinnen.«

»Sie erobern die Mauer, Adolin. Wir sollten helfen.«

»Wie denn?«, fragte Adolin, beugte sich zu Kaladin vor und sagte leiser: »Willst du die Splitterklingen rufen und sie wild durch die Luft schwingen, so wie ein Bauer, der Himmelsaale jagt? Sie stellen nur unsere Verteidigung auf die Probe. Das ist kein richtiger Angriff.«

Kaladin holte tief Luft und ließ zu, dass Adolin ihn in die Stadt zerrte. »Es sind zwei Dutzend Verschmolzene. Sie könnten leicht die ganze Stadt einnehmen.«

»Nicht allein«, sagte Adolin. »Jeder weiß, dass Splitterträger allein keine Schlacht gewinnen können, und das gilt genauso für die Strahlenden und die Verschmolzenen. Man braucht Soldaten, wenn man eine ganze Stadt erobern will. Komm jetzt.«

Sie begaben sich in die Stadt, schlossen zu den anderen auf und ließen die Mauer und die Tore hinter sich. Kaladin versuchte, die

fernen Schreie der Soldaten nicht zu hören. Wie Adolin richtig vermutet hatte, endete der Überfall genauso schnell, wie er begonnen hatte, und die Verschmolzenen flogen nach wenigen Minuten des Kampfes von der Mauer weg. Kaladin seufzte auf, sah ihnen nach, riss sich zusammen und folgte den anderen, während Adolin sie eine breite Hauptstraße entlangführte.

Von innen betrachtet wirkte Kholinar sowohl noch beeindruckender als auch noch bedrückender. Sie kamen an endlosen Seitenstraßen vorbei, die von hohen, dreistöckigen Häusern gesäumt waren und wie Steinschachteln wirkten. Und – bei den Stürmen! – der Wächter an der Mauer hatte nicht übertrieben. Menschenmassen verstopften jede einzelne Straße. Es gab nicht viele Gassen in Kholinar, denn die Häuser waren zumeist aneinandergebaut und standen in langen Reihen. Die Leute saßen in der Gosse und hielten Laken und ihre wenigen Besitztümer umkrallt. Allzu viele Türen waren geschlossen. In den Kriegslagern wurden an schönen Tagen wie diesem die Sturmtüren und Läden geöffnet, damit die Brise hereinwehen konnte. Doch hier war es anders. Aus Furcht vor der Welle der Flüchtlinge war alles verriegelt und verrammelt.

Schallans Soldaten drängten sich dicht um sie und hielten die Hände schützend an ihren Hosentaschen. Sie schienen mit dem Leben im Bauch der Städte vertraut zu sein. Glücklicherweise hatte Schallan Kaladins Vorschlag angenommen und Gaz nicht mitgebracht.

Wo sind die Patrouillen?, dachte Kaladin, während sie eine gewundene Straße entlanggingen, die über mehrere Hügel führte. Bei all den Menschen wurden doch sicherlich viele Wächter gebraucht, um die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten.

Er sah nichts dergleichen, bis sie den Bezirk der Stadt verlassen hatten, der unmittelbar an die Mauer grenzte, und in ein reicheres Gebiet gelangten. Hier standen größere Häuser, und die Grundstücke waren mit Eisenzäunen umgeben, die durch gehärteten Krim mit dem Steinboden verbunden waren. Hinter diesen Zäunen befanden sich tatsächlich Wächter, aber auf den Straßen waren keine zu sehen.

Kaladin spürte die Blicke der Flüchtlinge. Und ebenso ihre Verwunderung. Konnte man ihn und seine Gefährten ausrauben? War es das wert? Hatten sie etwas zu essen? Zum Glück schienen die Speere, die Narb und Drehy trugen – und auch die Knüppel, die Schallans Männer in den Händen hielten – mögliche Räuber wirksam abzuschrecken.

Kaladin ging schneller und holte Adolin an der Front der kleinen Gruppe ein. »Ist dein sicheres Haus in der Nähe? Mir gefallen diese Straßen ganz und gar nicht.«

»Es ist noch ein wenig entfernt«, sagte Adolin. »Aber ich stimme dir zu. Bei den Stürmen, ich hätte ein ganz gewöhnliches Seitenschwert mitnehmen sollen. Wer hätte je gedacht, dass ich einmal zögern würde, meine Splitterklinge zu rufen?«

»Warum können Splitterträger keine Stadt halten?«, fragte Kaladin.

»Das ist ein grundlegender militärischer Leitsatz«, sagte Adolin. »Splitterträger mögen zwar geschickt darin sein, Menschen zu töten, aber was sollen sie gegen die Bevölkerung einer ganzen Stadt ausrichten? Jeden ermorden, der ihnen Widerstand leistet? Sie würden überwältigt werden, und die Splitter werden ihnen nicht helfen. Diese fliegenden Bringer der Leere werden eine ganze Armee herbeiführen müssen, wenn sie die Stadt erobern wollen. Aber zuerst werden sie sich die Mauern vornehmen und versuchen, die Verteidigung zu schwächen.«

Kaladin nickte. Zwar glaubte er, einiges über Kriegsführung zu wissen, aber in Wahrheit besaß er keine solche Ausbildung wie Adolin. Er hatte an Kriegen teilgenommen, aber selbst *geführt* hatte er sie nicht.

Je weiter sie sich von der Mauer entfernten, desto besser schien es in der Stadt zu werden. Hier gab es weniger Flüchtlinge und einen größeren Anschein von Recht und Ordnung. Sie kamen an einem Markt vorbei, der tatsächlich geöffnet hatte, und darin erspähte er endlich eine Polizeitruppe mit unbekannten Uniformen.

Unter anderen Umständen wäre das hier ein sehr hübsches Viertel gewesen. Schieferborkenkämme standen entlang der Straße und waren mit einer Vielzahl von Farben angemalt. Gezüchtete Bäume, die nur selten ihre Blätter einzogen, wuchsen vor vielen Häusern und hatten die dicken Wurzeln in den Stein gebohrt.

Die Flüchtlinge drängten sich in Familienverbänden zusammen. Hier waren die Häuser um große Innenhöfe herum gebaut, auf welche die Fenster ausgerichtet waren. In diesen Höfen drängten sich nun die Leute und hatten sie zu behelfsmäßigen Schutzräumen umgebaut. Zum Glück bemerkte Kaladin bisher keine Verhungerten. Offenbar besaß die Stadt noch Vorräte.

»Hast du das gesehen?«, fragte Schallan leise, als sie Kaladin erreicht hatte.

»Was denn?«, fragte er und blickte über seine Schulter.

»Schausteller auf dem Markt in sehr seltsamer Kleidung.« Schallan runzelte die Stirn und deutete in eine einmündende Straße, an der sie gerade vorbeikamen. »Da ist noch einer.«

Es war ein ganz in weiße Stoffstreifen gekleideter Mann, die bei jeder Bewegung strömten und flatterten. Er hielt den Kopf gesenkt und hüpfte an der Straßenecke vor und zurück. Als er den Blick hob und Kaladin ansah, war er der erste Fremde, der nicht gleich wieder wegschaute.

Kaladin beobachtete ihn, bis ihm ein Chull, das einen Wagen mit Sturmtrümmern zog, den Blick versperrte. Vor ihnen verließen die Menschen plötzlich die Straße.

»Zur Seite«, sagte Elhokar. »Ich möchte wissen, was hier los ist.«

Sie gesellten sich zu der Menge, die sich gegen die Häuser drückte. Kaladin steckte die Hände in sein Gepäck und schützte die große Zahl von Kugeln, die er in einem schwarzen Beutel mit sich herumtrug. Bald marschierte ein seltsamer Zug die Straßenmitte entlang. Auch diese Männer und Frauen waren wie Schausteller gekleidet – ihre Gewandung war mit hellen Streifen aus rotem, blauem und grünem

Stoff geschmückt. Sie gingen vorbei und riefen Unsinniges. Es waren Worte, die Kaladin zwar kannte, die aber nicht zusammenpassten.

»Was – bei der Verdammnis! – geschieht in dieser Stadt?«, murmelte Adolin.

»Ist das nicht normal?«, flüsterte Kaladin zurück.

»Bei uns gibt es zwar Straßenkünstler und Musikanten, aber doch nicht so etwas. Bei den Stürmen! Was ist das?«

»Sprengsel«, flüsterte Schallan. »Sie ahmen Sprengsel nach. Diejenigen da hinten sind wie Flammensprengsel, und die in Weiß und Blau und mit den fliegenden Bändern – Windsprengsel. Und da sind Gefühlssprengsel. Und dort, das sind der Schmerz und die Angst, die Vorahnung ...«

»Es ist also eine Parade«, sagte Kaladin und runzelte die Stirn.

»Aber niemand scheint Spaß zu haben.«

Die Zuschauer hielten die Köpfe gesenkt, und sie murmelten etwas ... oder beteten sie etwa? In der Nähe lehnte ein weiblicher Alethi-Flüchtling – eingewickelt in Lumpen und mit einem jammernden Baby in den Armen – gegen eines der Gebäude. Erschöpfungssprengsel erschienen um sie herum wie Staubschwaden, die in die Luft stiegen. Aber sie waren nicht braun, wie üblich, sondern hellrot und wirkten irgendwie *verzerrt*.

»Das ist falsch, falsch, *falsch*«, sagte Syl von Kaladins Schulter aus.

»Oh ... oh, dieses Sprengsel ist von *ihm*, Kaladin.«

Schallan starrte die aufsteigenden Erschöpfungssprengsel, die keine waren, mit großen Augen an. Dann packte sie Adolin am Arm. »Wir müssen weitergehen«, zischte sie.

Er drängte sich durch die Menge bis zu einer Straßenkreuzung, wo sie die seltsame Prozession hinter sich lassen konnten. Kaladin packte den König am Arm, während Drehy, Narb und Schallans Wächter einen Kordon um sie bildeten. Der König ließ zu, dass Kaladin ihn wegführte – zum Glück. Denn Elhokar hatte gerade in seiner Tasche herumgesucht – vermutlich nach einer Kugel, die er der

erschöpften Frau schenken konnte. Bei den Stürmen! Mitten in einer Menschenmenge!

»Jetzt ist es nicht mehr weit«, sagte Adolin, sobald sie in die etwas ruhigere Seitenstraße gekommen waren. »Folgt mir.«

Er führte die Gruppe zu einem schmalen Torbogen, hinter dem die Häuser um einen gemeinsamen Hof herum erbaut worden waren. Natürlich hatten auch hier Flüchtlinge Unterschlupf gesucht. Viele drängten sich in Zelten zusammen, die behelfsmäßig aus Decken und Laken errichtet und vom Sturm des vergangenen Tages noch feucht waren. Lebenssprengsel tauchten in den Pflanzen auf.

Vorsichtig bahnte sich Adolin einen Weg zwischen den Menschen hindurch, kam endlich an die Tür, nach der er gesucht hatte, und klopfte an. Es war eine Hintertür, die nicht zur Straße, sondern in den Hof hinausführte. War das vielleicht der Weinkeller eines reichen Mannes? Es wirkte allerdings eher wie ein Wohnhaus.

Adolin klopfte noch einmal und wirkte besorgt. Kaladin trat neben ihn und erstarrte. Auf der Tür befand sich eine glänzende Stahlplatte mit eingravierten Zahlen. Darin erkannte er sein Spiegelbild.

»Beim Allmächtigen«, sagte Kaladin und betastete die Narben und Beulen auf seinem Gesicht, von denen einige eiterten. Falsche Zähne stachen aus seinem Mund hervor, und das eine Auge saß höher im Kopf als das andere. Die Haare wuchsen in einzelnen Büscheln, und seine Nase war *winzig*. »Was habt Ihr mit mir *gemacht*, Frau?«

»Ich habe vor kurzem gelernt«, sagte Schallan, »dass eine gute Verkleidung sehr einprägsam sein darf, solange sie es aus den falschen Gründen ist. Du, Hauptmann, hast die Angewohnheit, den Leuten in Erinnerung zu bleiben. Also habe ich dein Gesicht hinter etwas versteckt, das *noch* einprägsamer ist.«

»Ich sehe wie ein scheußliches Sprengsel aus.«

»He!«, sagte Syl.

Schließlich öffnete sich die Tür, und hinter ihr stand eine kleine, matronenhafte Thaylenerin in einer Weste, über der sie eine Schürze

trug. Hinter ihr wartete ein stämmiger Mann mit weißem Bart, der im Hornesser-Stil gestutzt war.

»Was ist los?«, fragte sie. »Wer seid Ihr?«

»Oh!«, sagte Adolin. »Schallan, ich brauche ...«

Mit einem Handtuch, das sie ihrem Gepäck entnommen hatte, rieb Schallan über sein Gesicht, als würde sie Schminke entfernen, und überdeckte damit die Verwandlung, durch die Adolins eigenes Gesicht wieder zum Vorschein kam. Adolin grinste die Frau an, und ihr Kiefer klappte herunter.

»Prinz *Adolin*?«, sagte sie. »Los, beeilt Euch. Kommt herein. Draußen ist es nicht sicher!«

Sie geleitete die Gruppe rasch ins Innere des Hauses und schloss die Tür. Kaladin sah sich blinzelnd in dem Zimmer um, das von Kugellicht erhellt wurde. Die Wände waren mit Stoffballen und Ankleidepuppen gesäumt, an denen halb fertige Anzüge hingen.

»Wo sind wir hier?«, fragte Kaladin.

»Nun, ich war der Meinung, dass wir einen vollkommen sicheren Ort brauchen«, sagte Adolin. »Wir müssen bei jemandem Unterschlupf finden, dem ich mein Leben und sogar noch mehr anvertrauen würde.« Er sah Kaladin an und deutete auf die Frau. »Daher habe ich uns zu meiner Schneiderin geführt.«



Ich möchte meinen formellen Protest gegen den Vorschlag anbringen, den Turm zu verlassen. Das ist ein äußerster Schritt, der unüberlegt wirkt.

Aus Schublade 2-22, Rauchstein

Geheimnisse.

Diese Stadt war voll davon. Sie war damit *vollgestopft*, und zwar so sehr, dass sie an den Nähten unweigerlich herausquollen.

Es gab nur eines, was Schallan tun musste. Sie musste sich selbst ins Gesicht schlagen.

Das war schwieriger, als es zunächst den Anschein hatte. Immer zuckte sie dabei zusammen. *Na los, komm schon*, dachte sie und ballte die Faust. Sie kniff die Augen zusammen, atmete tief durch und schlug sich dann mit der Freihand gegen die Schläfe.

Es tat kaum weh. Sie war einfach nicht fähig, sich heftig genug zu schlagen. Vielleicht sollte sie Adolin darum bitten. Er befand sich im hinteren Arbeitsraum der Schneiderei. Schallan hatte sich in den vorderen Ausstellungsraum begeben, denn sie befürchtete, die anderen könnten ihre Versuche, ein Schmerzsprengsel anzulocken, mit Verwunderung aufnehmen.

Sie hörte die Stimmen, als die höfliche Schneiderin befragt wurde. »Es begann mit den Aufständen, Euer Majestät«, sagte die Frau zur Antwort auf eine Frage Elhokars. »Oder vielleicht ein wenig vorher, mit dem ... na ja, es ist schwierig. Oh, ich kann gar nicht glauben, dass Ihr hier seid. Die Leidenschaft sagte mir, dass etwas passieren würde, aber das ... ich meine ...«

»Atme tief durch, Yokska«, sagte Adolin freundlich. Sogar seine Stimme klang hinreißend. »Sobald du all das verarbeitet hast, können wir fortfahren.«

Geheimnisse, dachte Schallan. *Geheimnisse haben all dies ausgelöst.*

Schallan spähte in das Hinterzimmer. Der König, Adolin, die Schneiderin Yokska und Kaladin saßen dort und trugen allesamt wieder ihre richtigen Gesichter. Sie hatten Kaladins Männer sowie Rot, Ishnah und Vathah zusammen mit der Schneidersmagd in die oberen Zimmer geschickt, damit sie für die Gäste zugerichtet wurden.

Yokska und ihr Gemahl würden auf Pritschen hier im Hinterzimmer schlafen; natürlich bekam Elhokar ihr Schlafzimmer. Doch nun hatte sich die kleine Gruppe erst einmal in einem Kreis unter den gleichgültigen Blicken der Schneiderpuppen in ihren halbfertigen Mänteln zusammengesetzt.

Ähnliche, aber fertige Mäntel waren überall im Laden ausgestellt worden. Sie zeigten helle Farben – noch hellere, als die Alethi sie auf der Zerbrochenen Ebene trugen – und hatten Gold- oder Silberfäden, glänzende Knöpfe und feine Stickereien auf den großen Taschen.

»Es war die Hinrichtung der Feuerin, Hellherr«, sagte Yokska. »Die Königin hat sie hängen lassen, und ... oh, es war so schrecklich. Gesegnete Leidenschaft, Euer Majestät! Ich will nichts Böses über Eure Gemahlin sagen. Sie wird nicht gewusst haben, dass ...«

»Sag es uns einfach«, meinte Elhokar. »Du brauchst keine Vergeltung zu befürchten. Ich muss nur wissen, was die Leute in der Stadt denken.«

Yokska zitterte. Sie war eine kleine, üppige Frau, die ihre langen thaylenischen Augenbrauen zu zwei Locken geringelt trug, und ihre Bluse sowie der Rock waren sicherlich besonders modisch. Schallan blieb ein wenig im Türdurchgang stehen und war neugierig auf das, was die Schneiderin noch sagen würde.

»Nun«, fuhr Yokska fort, »während der Aufstände ist die Königin ... die Königin ist sozusagen verschwunden. Hin und wieder haben wir Verlautbarungen von ihr gehört, aber oft haben sie kaum einen Sinn ergeben. Als dann noch die Feuerin gestorben ist, ist alles aus dem Ruder gelaufen. Die Stadt befand sich schon vorher in Aufruhr ... Sie hatte so *schlimme* Dinge geschrieben, Euer Majestät. Über den Zustand der Monarchie und den Glauben der Königin und ...«

»Und Aesudan hat sie zum Tode verurteilt«, sagte Elhokar. Sein Gesicht wurde nur von wenigen Kugeln in der Mitte des Kreises erhellt und lag daher halb im Schatten. Es war ein höchst beeindruckendes Bild, und Schallan prägte es sich für eine spätere Zeichnung ein.

»Ja, Euer Majestät.«

»Offenbar war es das dunkle Sprengsel, das den tatsächlichen Befehl gab«, sagte Elhokar. »Das dunkle Sprengsel, das den Palast beherrscht. Meine Frau wäre niemals so unklug, eine Feuerin in derart schwierigen Zeiten öffentlich hinrichten zu lassen.«

»Oh! Ja, natürlich. Dunkles Sprengsel. Im Palast.« Yokska klang erleichtert darüber, dass es einen Grund gab, der Königin nicht die Schuld für die Ereignisse zu geben.

Schallan dachte kurz nach und bemerkte eine Schere auf einer Platte in ihrer Nähe. Sie ergriff die Schere und huschte wieder in den Verkaufsraum. Dann schob sie ihren Rock zur Seite und stach sich mit der Schere ins Bein.

Der scharfe Schmerz brannte durch den ganzen Körper.

»Hm«, sagte Muster. »Vernichtung. Das ... das passt nicht zu dir, Schallan. Zu weit.«

Sie zitterte unter dem Schmerz. Blut quoll aus der Wunde, und sie drückte die Hand dagegen.

Da! Nun hatte es gewirkt. Schmerzsprengsel erschienen um sie herum, als würden sie aus dem Boden kriechen – wie kleine, vom Körper getrennte Hände. Sie wirkten, als hätten sie keine Haut und bestünden nur aus Sehnen. Normalerweise waren sie hell orangefarben, aber diese hier zeigten ein kränkliches Grün. Und sie waren außerdem *falsch* ... statt menschlicher Hände schienen es die eines Ungeheuers zu sein – zu verzerrt und mit Krallen versehen, die aus den Sehnen herausragten.

Eifrig prägte sich Schallan ein Erinnerungsbild ein, während sie den Rock noch zur Seite hielt, damit er nicht blutig wurde.

»Hat das nicht wehgetan?«, fragte Muster von der Wand aus.

»Aber natürlich«, sagte Schallan, während ihr die Tränen in die Augen traten. »Darum ging es doch.«

»Hm ...« Er summt und schien besorgt, doch das musste er gar nicht sein, denn Schallan hatte das bekommen, was sie gewollt hatte. Zufrieden nahm sie ein wenig Sturmlicht in sich auf und heilte sich damit, und dann wischte sie sich das Blut mit einem Stück Stoff aus ihrer Tasche vom Bein. Schließlich wusch sie ihre Hände und auch den Stoff im Becken des Badezimmers. Über das fließende Wasser war sie erstaunt – so etwas hatte sie in Kholinar nicht erwartet.

Sie holte ihren Zeichenblock hervor und kehrte zur Tür des Hinterzimmers zurück, wo sie sich gegen den Rahmen lehnte und eine rasche Skizze der seltsamen, verzerrten Schmerzsprengsel anfertigte. Jasnah würde ihr sagen, sie solle den Zeichenblock weglegen und sich zu den anderen setzen, aber Schallan war oft aufmerksamer, wenn sie zeichnen konnte. Niemand, der diese Fähigkeit nicht besaß, schien das verstehen zu können.

»Berichte uns vom Palast«, sagte Kaladin. »Von dem ... dunklen Sprengsel, wie Seine Majestät es genannt hat.«

Yokska nickte. »O ja, Hellherr.«

Schallan sah Kaladin an und wollte beobachten, welche Reaktion er zeigte, als er Hellherr genannt wurde. Aber er zeigte gar keine. Seine Verkleidung war verschwunden, doch Schallan hatte die Zeichnung davon für eine mögliche Wiederverwendung aufbewahrt. Früher am Morgen hatte er seine Klinge herbeigerufen, und seine Augen waren nun so blau wie die eines jeden anderen Hellherrn. Sie waren bisher nicht verblasst.

»Da war ein unerwarteter Großsturm«, fuhr Yokska fort. »Und danach hat das Wetter verrücktgespielt. Der Regen kam in einzelnen heftigen Güssen. Aber, oh! Dieser neue Sturm, der mit den roten Blitzen, hat über dem Palast eine *Dunkelheit* zurückgelassen. So scheußlich! Dunkle Zeiten. Ich vermute ... ich vermute, sie sind noch nicht zu Ende.«

»Wo war die königliche Leibgarde?«, fragte Elhokar. »Sie sollte die Palastwache verstärken und die Ordnung wiederherstellen!«

»Die Palastwache hat sich längst in den Palast zurückgezogen, Euer Majestät«, sagte Yokska. »Und sie hat der Stadtwache befohlen, sich in der Kaserne zu verbarrikadieren. Sie ist auf Befehl der Königin in den Palast gegangen und ... und ist seitdem nicht mehr gesehen worden.«

Bei den Stürmen, dachte Schallan und arbeitete weiter an ihrer Zeichnung.

»Oh, ich befürchte, ich springe herum, aber ich habe etwas vergessen!«, fuhr Yokska fort. »Mitten in dem Aufstand kam eine Verlautbarung von der Königin. Oh, Euer Majestät! Sie wollte die Parscher der Stadt hinrichten lassen! Nun, wir alle haben geglaubt, sie ist ... Ich bitte um Entschuldigung, aber wir haben tatsächlich geglaubt, jetzt ist sie verrückt geworden. Diese armen Wesen. Was haben sie denn getan? Das haben wir gedacht. Wir wussten es ja nicht.

Also, die Königin hat Ausrufer überall in der Stadt losgeschickt, die behauptet haben, die Parscher seien die Bringer der Leere. Und ich muss sagen, dass sie damit wohl recht hatte. Aber es war trotzdem

so merkwürdig. Sie schien gar nicht bemerkt zu haben, dass die halbe Stadt in Aufruhr geraten war!«

»Das dunkle Sprengsel«, sagte Elhokar und ballte die Faust. »Nicht Aesudan, sondern es ist dafür verantwortlich.«

»Gab es Berichte über seltsame Morde?«, fragte Adolin. »Über Morde oder andere Gewalttaten, die sich doppelt ereignet haben – ein Mensch stirbt, und ein paar Tage später wird ein anderer Mensch auf genau dieselbe Weise umgebracht?«

»Nein, Hellherr. Nichts ... nichts dergleichen, aber es sind so viele umgebracht worden.«

Schallan schüttelte den Kopf. Hier musste ein anderer der Ungemachten am Werk sein, ein weiteres uraltes Sprengsel Odiums. Religion und Überlieferung sprachen nur sehr vage von ihnen, wenn überhaupt, und machten meistens in großer Vereinfachung ein einziges böses Wesen aus ihnen. Navani und Jasnah hatten während der letzten Wochen Nachforschungen über sie angestellt, aber sie wussten noch nicht besonders viel.

Ich brauche weitere Einzelheiten, dachte Schallan. *Mehr Daten*. Was war das Peinlichste, das sie sich vorstellen konnte?

»Nun«, sagte Elhokar, »auch wenn wir nicht befohlen haben, die Parscher hinzurichten, sondern sie nur verbannt haben, scheint dieser Befehl doch auch Aesudan erreicht zu haben. Sie muss ausreichend frei von der Kontrolle durch die dunklen Kräfte gewesen sein, um durch die Spannfedern Kenntnis von unseren Worten erlangt zu haben.«

Aber er erwähnte die logischen Probleme nicht, die sich dabei ergaben. Wenn die Schneiderin recht hatte und das dunkle Sprengsel während des Ewigsturms eingetroffen war, dann hatte Aesudan die Feuerin aus eigenem Antrieb hinrichten lassen, denn dieses Urteil war vorher gefällt worden. Auch der Befehl, die Parscher zu verbannen, war vor dem Eintreffen des Ewigsturms erteilt worden. Und wer wusste, ob einer der Ungemachten überhaupt so jemanden wie die Königin beeinflussen konnte?

Aber Yokska schien ein wenig flatterhaft in ihrer Wiedergabe der Ereignisse zu sein, und vielleicht hatte sie darum die zeitliche Abfolge durcheinandergebracht. Wie dem auch sei, Schallan brauchte etwas Peinliches. *Als mir mein Vater bei einer abendlichen Festlichkeit zum ersten Mal Wein gegeben hat und ich ihn vergossen habe. Nein ... nein ... es muss mehr ...*

»Oh!«, sagte Yokska. »Euer Majestät, das solltet Ihr wissen. Die Verlautbarung zur Hinrichtung der Parscher ... nun, eine Gruppe bedeutender Hellaugen ist ihr nicht gefolgt. Und dann, nach dem schrecklichen Sturm, hat die Königin andere seltsame Befehle erteilt, und so sind die Hellaugen zu ihr gegangen.«

»Lass mich raten«, sagte Kaladin. »Sie sind nie aus dem Palast zurückgekehrt.«

»Nein, Hellherr, das sind sie nicht.«

Wie wäre es mit dem Augenblick, als ich aufgewacht bin und Jasnah gesehen habe, nachdem ich fast gestorben wäre? Das war, als sie herausgefunden hatte, dass ich sie hintergangen hatte?

Sicherlich würde es ausreichen, wenn sie sich an *dieses* Ereignis erinnerte, oder?

Nein?

Mist.

»Die Parscher«, sagte Adolin. »Wurden sie tatsächlich hingerichtet?«

»Nein«, fuhr Yokska fort. »Wie ich schon gesagt habe, alle waren mit dem Aufruhr beschäftigt – vermutlich mit Ausnahme der Diener, die die Befehle der Königin aushängen mussten. Am Ende hat die Mauerwache eingegriffen. Sie hat so etwas wie Ordnung in der Stadt geschaffen, die Parscher zusammengetrieben und sie auf die Ebene vor der Stadt verbannt. Und dann ...«

»... kam der Ewigsturm«, sagte Schallan und öffnete heimlich den Knopf am Ärmel ihrer Schutzhand.

Yokska schien auf ihrem Stuhl zusammenzuschrumpfen. Die anderen verstummten, was eine ausgezeichnete Gelegenheit für Schallan

darstellte. Sie holte tief Luft, schlenderte in das Hinterzimmer hinein und hielt ihren Skizzenblock in der Hand, als wäre sie davon abgelenkt. Sie schaffte es, über einen Stoffballen am Boden zu stolpern, schrie auf und stürzte mitten in den Kreis der Stühle.

Sie lag auf dem Boden, der Rock war ihr bis zur Hüfte hochgerutscht, und heute trug sie eine enge Hose darunter. Ihre Schutzhand lugte zwischen den Ärmelknöpfen hervor und lag nicht nur vor den Augen des Königs offen, sondern auch vor denen von Kaladin und Adolin.

Das war vollkommen, entsetzlich und ganz *unglaublich* peinlich und demütigend. Sie spürte, wie sie tief errötete, und Schamsprengsel senkten sich in einer Welle um sie herum. Sonst nahmen sie die Gestalt von fallenden roten und weißen Blütenblättern an.

Doch diese hier glichen eher Bruchstücken aus Glas.

Die Männer waren natürlich abgelenkt durch die Lage, in die sie sich gebracht hatte. Sie quiekte, machte sich rasch ein Erinnerungsbild der Schamsprengsel, richtete sich auf, errötete noch stärker und steckte die Hand in den Ärmel zurück.

Das ist wohl das Verrückteste, das du je getan hast, dachte sie. Und das bedeutet eine ganze Menge.

Sie packte ihren Skizzenblock und eilte davon. Dabei kam sie an Yokskas weißbärtigem Mann vorbei, der ein Tablett mit Wein und Tee auf den Händen balancierte und im Türdurchgang stand. Schallan hatte noch kein einziges Wort von ihm gehört. Sie nahm den Becher mit dem dunkelsten Wein, kippte ihn in einem einzigen Schluck herunter und spürte die Blicke der Männer in ihrem Rücken.

»Schallan?«, meldete sich Adolin zu Wort. »Äh ...«

»AllesgutwareinExperiment«, sagte sie, floh in den Verkaufsraum und warf sich auf einen der Stühle, die für die Kundschaft vorgesehen waren. *Bei den Stürmen, das war wirklich erniedrigend.*

Sie konnte noch immer einen Teil des Hinterzimmers sehen. Yokskas Mann begab sich mit seinem silbernen Tablett zu der Gruppe. Er blieb neben Yokska stehen – obwohl es dem Protokoll entsprochen hätte,

zuerst den König zu bedienen – und berührte ihre Schulter. Sie legte ihre Hand auf die seine.

Schallan blätterte ihren Skizzenblock auf und bemerkte zufrieden, dass weitere Schamsprengsel um sie herum zu Boden fielen. Sie bestanden noch immer aus Glas. Schallan begann mit einer Zeichnung und vergrub sich ganz darin, sodass sie nicht über das nachdenken musste, was sie soeben getan hatte.

»Also ...«, sagte Elhokar im angrenzenden Zimmer. »Wir haben gerade über die Mauerwache gesprochen. Sie hat die Befehle der Königin befolgt?«

»Nun, das war ungefähr um die Zeit, als der Großmarschall erschienen ist. *Ihn* hatte ich auch nie zuvor gesehen. Er kommt nicht oft von der Mauer herunter. Er hat die öffentliche Ordnung wiederhergestellt, und das ist gut, aber die Mauerwache ist nicht so zahlreich, dass sie in der Stadt Patrouille gehen *und* die Mauer bewachen kann. Deshalb haben sich die Soldaten darauf beschränkt, auf der Mauer Wache zu schieben, und uns hier unten lassen sie einfach nur ... überleben.«

»Wer herrscht jetzt?«, fragte Kaladin.

»Niemand«, sagte Yokska. »Verschiedene Großherren ... na ja, sie haben die Kontrolle über einige Viertel der Stadt erlangt. Manche sind der Meinung, dass die Monarchie gestürzt ist und der König – Verzeihung, Euer Majestät – sie im Stich gelassen hat. Aber die wahre Macht in dieser Stadt ist der Kult der Augenblicke.«

Schallan schaute von ihrer Zeichnung auf.

»Sind das die Leute, die wir auf der Straße gesehen haben?«, fragte Adolin. »Sie waren wie Sprengsel gekleidet.«

»Ja, Großherr«, sagte Yokska. »Ich weiß ... ich weiß aber nicht, was ich Euch sagen soll. In dieser Stadt sehen die Sprengsel manchmal seltsam aus, und die Leute glauben, dass es etwas mit der Königin, mit dem unheimlichen Sturm und den Parschern zu tun hat ... sie haben Angst. Einige behaupten inzwischen, sie könnten die

Ankunft einer neuen Welt erkennen – einer wirklich seltsamen neuen Welt. Einer Welt, die von Sprengseln beherrscht wird.

Die Vorin-Kirche hat den Kult der Augenblicke zwar als Häresie verdammt, aber es waren so viele Feuerer im Palast, als dieser dunkel wurde. Die meisten, die übrig geblieben sind, haben bei einem der Großherren Schutz gesucht, die kleine Teile von Kholinar für sich beanspruchen. Sie werden immer isolierter und herrschen allein über ihre Viertel. Und dann ... und dann sind da die Fabriale ...«

Fabriale. Schallan sprang auf die Beine und steckte den Kopf ins angrenzende Zimmer. »Was ist mit den Fabrialen?«

»Wenn man ein Fabrial benutzt«, sagte Yokska, »gleichgültig welcher Art – von der Spannfeder über den Wärmer bis zum Schmerzrial –, zieht man sie an. Kreischende gelbe Sprengsel, die wie Streifen aus schrecklichem Licht auf dem Wind reiten. Sie umwirbeln dich und schreien dich an. Und das bringt dann für gewöhnlich die Kreaturen aus dem Himmel herbei – jene mit der fließenden Kleidung und den langen Speeren. Sie ergreifen das Fabrial und töten manchmal denjenigen, der es zu benutzen versucht hat.«

Bei den Stürmen ..., dachte Schallan.

»Hast du das mit eigenen Augen beobachtet?«, fragte Kaladin. »Wie haben die Sprengsel ausgesehen? Hast du sie reden gehört?«

Schallan sah Yokska an, die noch mehr auf ihrem Stuhl zusammengesackt war. »Ich glaube ... wir sollten der guten Schneiderin eine Pause gönnen«, bemerkte Schallan. »Wir sind wie aus dem Nichts an ihrer Tür erschienen, haben ihr das Schlafzimmer weggenommen und verhören sie nun ausgiebig. Ich bin sicher, die Welt wird nicht untergehen, wenn wir sie ein paar Minuten in Ruhe lassen, damit sie ihren Tee trinken und sich erholen kann.«

Die Frau sah Schallan mit einem Ausdruck reinster Dankbarkeit an.

»Bei den Stürmen!«, sagte Adolin und sprang auf die Beine. »Du hast natürlich recht, Schallan. Yokska, vergib uns. Ich möchte dir ganz herzlich danken für ...«

»Ihr müsst mir nicht danken, Euer Hoheit«, sagte sie. »Oh, und die Leidenschaft hatte mir verraten, dass Hilfe kommen würde. Und hier ist sie! Aber wenn der König es erlaubt – ein wenig Ruhe ... Ja, ein wenig Ruhe wäre *sehr* willkommen.«

Kaladin grunzte und nickte, und Elhokar machte eine Handbewegung, die zumindest nicht *ganz* abweisend war. Eher ... geistesabwesend. Die drei Männer ließen Yokska allein, damit sie sich ein wenig ausruhen konnte, und gesellten sich zu Schallan in den Verkaufsraum, in den das Licht der untergehenden Sonne durch die Vorhänge der Schaufenster fiel. Für gewöhnlich waren diese Vorhänge wohl aufgezogen, sodass die Kreationen der Schneiderin sichtbar waren, aber zweifellos war der Laden in der letzten Zeit meistens geschlossen gewesen.

Die vier versammelten sich und versuchten zu verarbeiten, was sie soeben herausgefunden hatten. »Also?«, fragte Elhokar mit ungewöhnlich leiser und nachdenklicher Stimme.

»Ich möchte wissen, was mit der Mauerwache los ist«, bemerkte Kaladin. »Ihr Anführer ... kennt ihn niemand von Euch?«

»Großmarschall Azure?«, fragte Adolin. »Nein. Aber ich bin schon seit vielen Jahren nicht mehr in der Stadt gewesen. Sicherlich wurden etliche Offiziere in der Zeit befördert, in der wir anderen uns im Krieg abgeplagt haben.«

»Vielleicht ist Azure derjenige, der die Stadt mit Essen versorgt«, sagte Kaladin. »Jemand stellt Getreide bereit. Ohne eine Nahrungsquelle wäre die Stadt schon längst verhungert.«

»Zumindest haben wir etwas gelernt«, sagte Schallan. »Wir wissen jetzt, warum die Spannfedern schweigen.«

»Die Bringer der Leere versuchen die Stadt zu isolieren«, sagte Elhokar. »Sie haben den Palast abgesperrt, damit niemand das Eidtor benutzen kann, und dann haben sie die Kommunikation durch die Spannfedern unterbunden. Sie warten, bis sie eine Armee zusammengestellt haben, die groß genug ist.«

Schallan zitterte. Sie hielt ihren Skizzenblock hoch und zeigte ihnen die Zeichnungen, die sie angefertigt hatte. »Etwas stimmt nicht mit den Sprengseln dieser Stadt.«

Die Männer nickten, als sie ihre Zeichnungen betrachteten, aber nur Kaladin schien zu begreifen, was sie getan hatte. Er schaute von der Zeichnung des Schamsprengsels zu ihrer Hand und hob fragend eine Braue.

Sie zuckte die Schultern. *Nun, es ist geglückt, nicht wahr?*

»Vorsicht«, sagte der König leise. »Wir dürfen nicht einfach in den Palast eindringen und dieser Finsternis, die ihn eingenommen hat, zum Opfer fallen, aber wir können es uns auch nicht leisten, untätig zu bleiben.«

Er richtete sich auf. Schallan hatte sich daran gewöhnt, Elhokar als unbedeutend abzutun, was hauptsächlich an der Art lag, wie Dalinar ihn behandelte. Aber nun zeigte er eine aufrichtige Entschlossenheit und betrug sich in der Tat wie ein König.

Ja, dachte sie und machte ein weiteres Erinnerungsbild von Elhokar. Ja, du bist ein König. Und du kannst dem Erbe deines Vaters gerecht werden.

»Wir brauchen einen Plan«, sagte Elhokar. »Ich würde gern deine kluge Meinung hören, Windläufer. Wie sollten wir uns dieser Sache nähern?«

»Ehrlich gesagt weiß ich nicht, ob wir uns ihr überhaupt nähern sollten. Euer Majestät, es könnte das Beste sein, mit dem nächsten Großsturm zum Turm zurückzukehren und Dalinar Bericht zu erstatten. Er kann uns hier in seinen Visionen nicht erreichen, und wenn sich wirklich ein Ungemachtes Wesen im Palast festgesetzt hat, würde das weit über unsere Mission hinausgehen.«

»Aber wir benötigen doch nicht Dalinars Zustimmung, um zu handeln«, sagte Elhokar.

»Ich meinte nicht ...«

»Was würde mein Onkel tun, Hauptmann? Dalinar weiß nicht mehr als wir selbst. Entweder kümmern wir uns jetzt und hier um Kholinar,

oder wir überlassen die Stadt, das Eidtor *und* meine Familie dem Feind.«

Schallan stimmte ihm zu, und sogar Kaladin nickte langsam.

»Wir sollten uns zumindest in der Stadt umhören und ein besseres Gefühl für die Ereignisse bekommen«, merkte Adolin an.

»Ja«, sagte Elhokar. »Ein König braucht genaue Kenntnisse, wenn er korrekt handeln will. Lichtweberin, könntet Ihr das Aussehen einer Botin annehmen?«

»Natürlich«, sagte Schallan. »Warum?«

»Nehmen wir einmal an, ich würde einen Brief an Aesudan diktieren«, sagte der König, »und ihn mit dem königlichen Siegel versehen. Ihr würdet dann die Rolle der Botin spielen, die eigens von der Zerbrochenen Ebene hergekommen ist und viele Mühen auf sich genommen hat, um der Königin meine Worte zu überbringen. Ihr würdet im Palast vorstellig werden und herausfinden, wie die Wachen auf Euch reagieren.«

»Das ist ... keine schlechte Idee«, sagte Kaladin und klang überrascht.

»Es könnte gefährlich sein«, wandte Adolin ein. »Vielleicht bringen die Wachen sie in den Palast hinein.«

»Ich bin die Einzige von uns allen, die unmittelbar gegen eines der Ungemachten Wesen gekämpft hat«, sagte Schallan. »Vermutlich wird es mir – und nur mir – möglich sein, ihren Einfluss zu erkennen, und außerdem habe ich die Mittel, um wieder zu entkommen. Ich stimme mit Seiner Majestät überein. Jemand muss in den Palast eindringen und nachsehen, was dort geschieht. Ich verspreche, sofort die Flucht anzutreten, wenn mir mein Bauch sagt, dass es brenzlich wird.«

»Hm ...«, sagte Muster unerwartet von ihrem Rock aus. Für gewöhnlich zog er es vor, still zu bleiben, wenn andere Personen in der Nähe waren. »Ich werde aufpassen und warnen. Wir werden vorsichtig sein.«

»Versucht zu erfahren, in welchem Zustand sich das Eidtor befindet«, sagte der König. »Seine Plattform ist ein Teil des Palastkomplexes, aber es gibt noch andere Wege dorthin, die nicht durch den Palast führen. Es wäre wohl das Beste für die Stadt, wenn wir uns hineinstehlen, das Tor aktivieren und mit seiner Hilfe Verstärkung herbeiholen könnten. Erst dann können wir uns um die Rettung meiner Familie kümmern. Aber zunächst müsst Ihr den Palast auskundschaften, Schallan.«

»Und der Rest von uns soll heute Nacht einfach hier herumsitzen?«, beschwerte sich Kaladin.

»Das Warten und Vertrauen auf jene, denen du Macht verliehen hast, ist die Seele des Königtums, Windläufer«, sagte Elhokar. »Aber ich vermute, Hellheit Schallan hätte nichts gegen deine Gesellschaft einzuwenden, und es wäre gut, wenn ihr jemand im Notfall helfen kann.«

Er hatte nicht ganz recht; sie *hatte* etwas gegen Kaladins Anwesenheit einzuwenden. Schleier wollte nicht von ihm beobachtet werden, und Schallan wollte nicht, dass er Fragen über diese Maske stellte.

Doch sie fand keinen vernünftigen Einwand. »Ich möchte ein Gefühl für die Stadt bekommen«, sagte sie und sah Kaladin an. »Yokska soll den Brief des Königs schreiben, und wenn er fertig ist, bringst du ihn mir. Adolin, gibt es einen guten und praktischen Treffpunkt?«

»Vielleicht die große Treppe hoch zum Palastkomplex?«, sagte er. »Sie ist unmöglich zu übersehen, und vor ihr befindet sich ein kleiner Platz.«

»Ausgezeichnet«, sagte Schallan. »Ich werde einen schwarzen Hut tragen, Kaladin. Du kannst dein eigenes Gesicht benutzen, was wohl keine Gefahr darstellt, da wir an den Mauerwächtern vorbeigekommen sind. Aber dieses Sklavenmal ...« Sie streckte die Hand aus und wollte eine Illusion erschaffen, die es von seiner Stirn tilgte.

Er ergriff ihre Hand. »Nicht nötig. Ich werde die Haare darüberkämmen.«

»Es wird trotzdem zu sehen sein«, sagte sie.

»Das ist egal. In einer Stadt voller Flüchtlinge wird es niemanden interessieren.«

Sie rollte mit den Augen, bedrängte ihn aber nicht weiter. Vermutlich hatte er recht. In seiner Uniform würde er wohl als Sklave angesehen werden, den jemand gekauft und in seine Hauswache gesteckt hatte. Auch wenn das *Schasch*-Mal schon *sehr* seltsam war.

Der König entfernte sich, weil er seinen Brief vorbereiten wollte, und Adolin und Kaladin blieben in dem Verkaufsraum zurück und unterhielten sich leise über die Mauerwache. Indessen stieg Schallan die Treppe hoch. Ihr eigenes kleines Zimmer lag im ersten Stock.

Darin befanden sich bereits Rot, Vathah und die Spionin Ishnah. Sie sprachen leise miteinander.

»Wie viel habt ihr beim Lauschen mitbekommen?«, fragte Schallan sie.

»Nicht so viel«, antwortete Vathah und zeigte mit dem Daumen über seine Schulter. »Wir waren zu sehr damit beschäftigt, Ishnah dabei zuzusehen, wie sie das Schlafzimmer der Schneiderin durchsucht hat, weil sie herausfinden wollte, ob die Frau dort etwas versteckt hat.«

»Sag mir, dass du nichts durcheinandergebracht hast.«

»Gar nichts«, versprach Ishnah. »Und es gibt auch nichts zu berichten. Die Frau scheint wirklich so langweilig zu sein, wie sie wirkt. Aber die Jungs haben eine Menge über das Vorgehen bei einer Durchsuchung gelernt.«

Schallan drückte sich an dem schmalen Gästebett vorbei und warf einen Blick aus dem Fenster auf eine beeindruckende Straße. So viele Häuser, so viele Menschen. Das war einschüchternd.

Glücklicherweise würde Schleier dies nicht so sehen. Es gab da bloß ein Problem.

Ich kann nicht mit dieser Mannschaft arbeiten, dachte sie, ohne dass sie irgendwann Fragen stellen. Die Kholinar-Mission würde sie

zu einer Entscheidung zwingen, da Schleier nicht mit ihnen geflogen war.

Sie hatte sich davor gefürchtet. Und ... es vielleicht auch geahnt? »Ich muss es ihnen sagen«, flüsterte sie.

»Hm«, sagte Muster. »Es ist gut. Fortschritt.«

Schallan kam sich eher so vor, als stünde sie mit dem Rücken zur Wand. Sie ging zu ihrem Gepäck und holte einen weißen Mantel sowie einen Hut daraus hervor, der an den Seiten zusammengefaltet war. »Ein wenig Privatsphäre bitte, Jungs«, sagte sie zu Vathah und Rot. »Schleier muss sich anziehen.«

Sie sahen von dem Mantel zu Schallan und wieder zurück. Rot schlug sich gegen den Kopf und lachte. »Ihr macht *Scherze*. Also, jetzt fühle ich mich wie ein Idiot.«

Sie hatte erwartet, Vathah werde sich verraten fühlen. Doch stattdessen nickte er – als wäre nun alles völlig klar. Er salutierte mit einem Finger vor ihr, dann zogen sich die beiden Männer zurück.

Ishnah blieb. Schallan hatte – nach einiger Überlegung – beschlossen, die Frau mitzunehmen. Mraize hatte sie unter die Lupe genommen, und am Ende brauchte Schleier ihre Kenntnisse.

»Du wirkst nicht so überrascht«, sagte Schallan, während sie sich umzog.

»Ich war misstrauisch, als Schleier ... als Ihr mir gesagt habt, ich sollte mit auf diese Mission gehen«, sagte sie. »Dann habe ich Eure Illusionen gesehen und die Wahrheit geahnt.« Sie hielt inne. »Aber ich hatte es andersherum vermutet. Ich war der Meinung, Hellheit Schallan sei das Trugbild. Aber die Spionin ... *das* ist also die falsche Identität.«

»Falsch«, sagte Schallan. »Beide sind gleichermaßen falsch.« Als sie sich umgekleidet hatte, durchblätterte sie ihren Skizzenblock und fand eine Zeichnung von Lyn in ihrer Späher-Uniform. Ausgezeichnet. »Geh und sag dem Hellherrs Kaladin, dass ich schon unterwegs bin und er mich in etwa einer Stunde treffen soll.«

Sie kletterte aus dem Fenster, sprang aus dem ersten Stock zu Boden, und ihr Sturmlicht sorgte dafür, dass sie sich nicht die Beine brach. Dann ging sie beherzt die Straße entlang.



Ich kehrte zum Turm zurück und fand streitende Kinder statt stolzer Ritter vor. Deswegen hasse ich diesen Ort. Ich werde die verborgenen unterseeischen Höhlen von Aimia kartographieren; sucht meine Karten in Akinah.

Aus Schublade 16-16, Amethyst

Schleier genoss es, wieder in einer richtigen Stadt zu sein, auch wenn sie einen brutalen und halb verwilderten Eindruck machte.

Die meisten Städte befanden sich am Rande der Zivilisation. Jedermann redete über die Dörfer und die kleinen Ortschaften in der Mitte des Nirgendwo, als wären diese unzivilisiert, aber Schleier hatte die Menschen in diesen Orten als angenehm, ausgeglichen und zufrieden mit ihrer stilleren Lebensart empfunden.

In den Städten war es anders. Die Städte balancierten am Rande der Tragfähigkeit und waren stets nur einen Schritt vom Hungertod entfernt. Wenn so viele Menschen so eng zusammengepfercht lebten, rieben sich ihre Kulturen, ihre Ideen und auch ihr Geruch aneinander. Das Ergebnis wurde Zivilisation genannt. Sie war das im Zaum

gehaltene Chaos, unter Druck gesetzt und gleichsam auf Flaschen gezogen, sodass sie nicht entweichen konnte.

Spannung lag in den Städten. Man konnte sie atmen und bei jedem Schritt spüren. Schleier liebte es.

Als sie einige Straßen von der Schneiderei entfernt war, zog sie sich die Krempe ihres Hutes in die Stirn und hielt sich eine Seite ihres Skizzenbuches unter die Nase, als würde sie eine Karte lesen. Auf diese Weise verdeckte sie das Ausatmen des Sturmlichts, das ihre Gesichtszüge und ihr Haar so veränderte, dass sie nicht mehr wie Schallan, sondern wie Schleier aussah.

Kein Sprengsel kam und warnte kreischend vor dem, was sie getan hatte. Also war das Lichtweben etwas anderes als die Benutzung von Fabrialen. Sie war sich ziemlich sicher gewesen, dass es keine Schwierigkeiten machen würde, denn schließlich hatten sie alle eine Verkleidung getragen, als sie in die Stadt eingedrungen waren, doch sicherheitshalber wollte sie weit genug entfernt von dem Schneiderladen sein, wenn sie ihre Verwandlung durchführte.

Schleier schlenderte die Hauptstraße entlang, und der lange Mantel kräuselte sich um ihre Waden. Sofort kam sie zu dem Ergebnis, dass Kholinar ihr gefiel. Sie mochte es, wie sich die Stadt über die Hügel erstreckte – ein buckliges Laken aus Häusern. Sie mochte es auch, wie im einen Augenblick die Hornesser-Gewürze in der Brise herbeetriebenen und dufteten und im nächsten die gekochten Krabben der Alethi zu riechen waren. Zugegeben, inzwischen waren es vermutlich keine echten Krabben mehr, sondern Kremlinge.

Diesen Teil hingegen mochte sie nicht. Die armen Leute. Selbst in einem so wohlhabenden Stadtteil konnte sie kaum einen Viertelblock weit gehen, ohne sich um zusammengedrängte Personen auf der Straße vorbeidrücken zu müssen. Die Höfe in der Mitte der einzelnen Blocks waren vollgestopft mit Menschen, die früher wahrscheinlich einmal normale Dorfbewohner gewesen, nun aber verarmtes Stadtvolk waren.

Es gab nicht viele Gefährte mit Rädern auf den Straßen. Einige Sänften waren zu sehen, umringt von Wächtern. Aber das Leben hörte wegen eines Krieges nicht auf – nicht einmal wegen eines zweiten Aharietiam. Wasser musste geschöpft und Kleidung gewaschen werden. Das war wohl in der Hauptsache Frauenarbeit, wie sie an den großen Gruppen der Männer erkannte, die in der Gegend herumstanden. Wer sollte schließlich die Männer bezahlen, wenn in der Stadt niemand mehr das Sagen hatte? Wer bediente noch die Schmieden? Wer säuberte die Straßen oder schnitt Krem? Schlimmer noch, in einer Stadt dieser Größe würden die meisten harten körperlichen Arbeiten von Parschern erledigt worden sein. Niemand war erpicht darauf, für sie einzuspringen.

Der Brückenjunge hat recht, dachte Schleier, als sie an einer Straßenkreuzung anhielt. *Die Stadt wird tatsächlich noch ernährt.* Eine Stadt wie Kholinar würde sich rasch selbst auffressen, sobald Nahrung und Wasser versiegt.

Nein, Städte waren keine Orte der Zivilisation. Genauso wenig war ein Weißdorn gezähmt, nur weil er ein Halsband trug.

Eine kleine Gruppe von Kultisten, die sich als Verwesungssprengsel verkleidet hatten, humpelte die Straße hinunter; die feuchte rote Farbe auf ihrer Kleidung erinnerte an Blut. Schallan empfand diese Menschen als außerordentlich und alarmierend, vielleicht sogar als verrückt, aber Schleier war davon nicht überzeugt. Sie waren allzu theatralisch – und es gab zu viele von ihnen –, als dass sie alle wirklich wahnsinnig sein konnten. Es war eine Marotte, eine kurzlebige Erscheinung. Eine Art, mit unerwarteten Ereignissen umzugehen und dem Leben, das auf den Kopf gestellt worden war, wieder eine Form zu geben.

Aber das bedeutete nicht, dass sie nicht gefährlich waren. Eine Gruppe von Menschen, in der jeder den anderen beeindrucken will, ist stets gefährlicher als ein einsamer Psychopath. Also machte sie einen weiten Bogen um die Kultisten.

Die nächste Stunde hindurch sah sich Schleier die Stadt genau an, während sie sich in allgemeiner Richtung des Palastes bewegte. Das Viertel, in dem sich die Schneiderei befand, war das normalste von allen. Es hatte einen florierenden Markt, auf dem sie sich genauer umsehen wollte, sobald sie die Zeit dazu hatte. Es hatte auch Parks, und obwohl sie durch Massen von Menschen besetzt waren, schien es diesen doch gut zu gehen. Die Familien – sogar ganze Dorfverbände – machten das Beste aus der Lage.

Schleier kam an den bunkerartigen Häusern der Reichen vorbei. Einige waren geplündert worden. Die Tore waren aufgebrochen, die Fensterläden zerschlagen, der Erdboden vor ihnen mit Laken und Holzverschlagen bedeckt. Anscheinend hatten einige helläugige Familien nicht genügend Wächter beschäftigt.

Immer wieder brachte Schleiers Weg sie näher an die Stadtmauern heran, und dann kam sie in Viertel, die völlig überfüllt waren und in denen die Menschen verzweifelt schienen. Sie starrten mit leeren Augen vor sich hin, und ihre Kleidung hing in Fetzen. Es waren Menschen ohne Heimat und ohne Gemeinschaft.

Doch je näher sie dem Palast kam, desto leerer wurde die Stadt. Sogar die Unglücklichen, die in den Straßen bei der Mauer geblieben und den Überfällen der Bringer der Leere ausgesetzt waren, hielten sich von dieser Gegend fern.

Dadurch wirkten die Häuser der Reichen in dem Palastviertel ... fehl am Platze. In gewöhnlichen Zeiten war es ein Privileg, so nahe am Palast zu wohnen, und jedes große Grundstück hatte seine eigenen Mauern, die private Gärten und große Fenster schützten. Aber nun spürte Schleier die Falschheit dieses Bezirks wie ein Prickeln auf der Haut. Die Familien, die hier gelebt hatten, mussten es ebenfalls spüren, aber sie blieben stur in ihren Häusern.

Sie spähte gerade durch das schmiedeeiserne Tor eines solchen Anwesens und bemerkte Soldaten, die dort Wache schoben. Es waren Männer in dunklen Uniformen, deren Farben und Abzeichen sie nicht zuordnen konnte. Wenn einer von ihnen zufällig in Schleiers

Richtung blickte, war es ihr nicht einmal möglich, seine Augenfarbe zu bestimmen. Vermutlich lag es nur am Licht, aber ... bei den Stürmen! Auch diese Soldaten hatten etwas Falsches an sich. Sie bewegten sich merkwürdig und huschten hierhin und dorthin, als seien sie Raubtiere. Sie redeten nicht, wenn sie auf ihrer Patrouille aneinander vorbeikamen.

Schleier wich auf die Straße zurück und ging sie weiter entlang. Der Palast lag unmittelbar vor ihr. Und davor befand sich die breite Treppe, an der sie Kaladin treffen sollte, doch sie hatte noch ein wenig Zeit. Sie schlüpfte in einen angrenzenden Park – den ersten in dieser Stadt, der nicht mit Flüchtlingen vollgestopft war. Hoch aufragende Stumpfwichtbäume – sie waren offenbar auf Größe und ausgreifendes Blattwerk gezüchtet worden – bildeten einen schattenspendenden Baldachin.

Hier, fern von allen neugierigen Blicken, legte sie mit Hilfe des Sturmlichts das Gesicht und die Kleidung von Lyn über die Illusion von Schleier. Nun wirkte sie stärker und stämmiger und trug die blaue Uniform der Späher. Ihr Hut wurde zu einem schwarzen Regenhut von der Art derer, die oft während der Weinung getragen wurden.

Sie verließ den Park als Schleier, die eine Rolle spielte. Sie versuchte sich diese Unterscheidung einzuprägen. Sie war *noch immer* Schleier. Bloß in Verkleidung.

Nun musste sie versuchen, so viel wie möglich über das Eidtor herauszufinden. Der Palast war auf einer Anhöhe erbaut worden, die sich über die Stadt erhob. Schleier huschte durch die Straßen an der östlichen Seite, wo sie tatsächlich bald auf die Plattform des Eidtores stieß. Sie war von Gebäuden umgeben und genauso hoch wie der Palast – etwa zwanzig Fuß. Mit dem Palast war sie durch einen überdachten Fußweg verbunden, der auf einer kleinen Mauer verlief.

Sie haben diesen Fußweg unmittelbar über der Rampe erbaut, dachte sie verärgert. Der einzige andere Weg hoch zur Plattform führte über eine Treppe, die in den Stein geschlagen war, doch sie wurde von Menschen in Sprengsel-Kostümen bewacht.

Schleier beobachtete das Gebiet aus sicherer Entfernung. War also der Kult irgendwie mit diesem Eidtor verbunden? Oben auf der Plattform kräuselte sich Rauch von einem großen Feuer in die Luft, und Schleier hörte Geräusche aus dieser Richtung. Waren das ... Schreie?

Der ganze Ort hatte eine nervenzermürende Wirkung. Sie zitterte und zog sich zurück. Sie fand Kaladin gegen das Postament einer Statue gelehnt auf dem Platz vor der Palasttreppe. Die Statue war in Bronze seelengegossen und stellte eine Gestalt in einem Splitterpanzer dar, die aus den Wellen aufzusteigen schien.

»He«, sagte sie leise. »Ich bin's. Gefallen dir die Stiefel dieser Verkleidung?« Sie hob den Fuß.

»Müssen wir das immer wieder hervorholen?«

»Ich habe dir nur ein Codewort gegeben, Brückenjunge«, sagte sie. »Damit ich beweisen kann, dass ich die bin, die ich zu sein vorgebe.«

»Lyns Gesicht hat das schon deutlich gemacht«, sagte er und übergab ihr den Brief des Königs in einem versiegelten Umschlag.

Ich mag ihn, dachte Schleier. Ein ... seltsamer Gedanke war das, denn dieses Gefühl war in Schleier viel stärker ausgeprägt als in Schallan. *Ich mag das Grüblerische an ihm, und diese gefährlichen Augen.*

Warum war Schallan ganz auf Adolin ausgerichtet? Er war zwar nett, aber auch langweilig. Man konnte ihn nicht aufziehen, ohne sich hinterher schlecht zu fühlen. Kaladins Blicke hingegen waren höchst befriedigend.

Der Teil von ihr, der – tief in ihrem Innern – noch immer zu Schallan gehörte, ärgerte sich über solche Gedanken. Also richtete Schleier ihre Aufmerksamkeit auf den Palast. Es war ein großartiges Bauwerk, glich aber mehr einer Festung, als sie es erwartet hatte. Typisch Alethi. Das Erdgeschoss war ein massives Rechteck, dessen kurze Seite sich gegen den Sturm richtete. Die oberen Stockwerke wurden immer kleiner, und über der Mitte des Gebäudes erhob sich eine Kuppel.

Aus der Nähe konnte Schleier nicht genau erkennen, wo das Sonnenlicht aufhörte und die Schatten begannen. Tatsächlich fühlte sich die Finsternis in der Luft anders an als in Urithiru zur Zeit des dunklen Sprengsels. Sie hatte den Eindruck, dass sie nicht alles sah. Wenn sie kurz den Blick abwandte und dann wieder hinschaute, hätte sie *schwören* können, dass sich etwas verändert hatte. Hatte sich einer der Pflanzkübel bewegt, oder war jemand die breite Treppe hinauf gelaufen? Oder ... war dieses Tor schon immer blau angemalt gewesen?

Sie machte ein Erinnerungsbild, sah weg und wieder hin und machte ein neues Erinnerungsbild. Sie wusste nicht genau, was es ihr nützen sollte, denn sie hatte schon früher Schwierigkeiten gehabt, den Palast zu zeichnen.

»Seht Ihr sie?«, flüsterte Kaladin. »Die Soldaten, die zwischen den Säulen stehen?«

Sie hatte sie nicht gesehen. Die Front des Palastes war oberhalb der breiten Treppe mit Säulen verziert. Wenn Schleier länger in die Schatten starrte, sah sie dort Männer, die sich unter dem Vorsprung versammelt hatten, der von den Säulen getragen wurde. Sie standen wie Statuen da, hielten ihre Speere aufrecht und bewegten sich nicht.

Vorahnungssprengsel stiegen um Schleier herum auf, und sie zuckte zusammen. Während zwei der Sprengsel völlig normal aussahen – wie platte Wimpel –, schienen die anderen falsch zu sein. Sie schwenkten lange, dünne Fortsätze, die wie jene Peitschen aussahen, mit denen die Diener ausgepeitscht wurden.

Schleier tauschte einen raschen Blick mit Kaladin aus und machte ein Erinnerungsbild von den Sprengseln.

»Sollen wir?«, fragte Kaladin.

»Ich gehe. Du bleibst hier.«

Er sah sie an.

»Wenn etwas schiefgeht, solltest du in der Lage sein, zu mir zu eilen und mir zu helfen. Wir dürfen uns nicht beide in die Hand eines Ungemachten Wesens begeben. Ich rufe, wenn ich dich brauche.«

»Und wenn ich Euren Ruf nicht hören kann? Oder wenn Ihr nicht rufen könnt?«

»Dann schicke ich Muster zu dir.«

Kaladin verschränkte die Arme vor der Brust und nickte. »In Ordnung. Aber seid vorsichtig.«

»Ich bin immer vorsichtig.«

Er hob eine Braue, doch sicherlich dachte er gerade an Schallan. Schleier hingegen war nicht so töricht.

Das Ersteigen der Treppe schien allzu lange zu dauern. Einen Augenblick lang hätte sie schwören können, dass sich die Stufen bis in den Himmel, bis in die ewige Leere erstreckten. Doch dann hatte sie das obere Ende erreicht und stand vor den Säulen.

Eine Wächtergruppe näherte sich ihr.

»Ich habe eine Botschaft vom König!«, rief sie und hielt den Umschlag in die Höhe. »Ich muss sie direkt an Ihre Majestät, die Königin aushändigen. Ich bin von der Zerbrochenen Ebene bis hierher gereist!«

Die Wächter marschierten im Gleichschritt zu einer Tür des Palastes. Einer der Männer öffnete sie, während sich die übrigen hinter Schleier stellten und sie vorwärtsdrängten. Sie schluckte. Schweiß kühlte ihre Stirn, und sie ließ es zu, zur Tür geschoben zu werden, die wie ein Rachen war ...

Schleier trat in eine große Empfangshalle aus Marmor, die von einem strahlenden Kugellüster erhellt wurde. Kein Ungemachtes Wesen. Keine Finsternis, die nur darauf wartete, sie zu verschlingen. Erleichtert atmete sie aus, aber sie spürte etwas. Dieses phantomartige, unheimliche Gefühl war hier drinnen stärker. Die *Falschheit*. Sie fuhr zusammen, als ihr einer der Soldaten die Hand auf die Schulter legte.

Ein Mann mit den Abzeichen eines adligen Hauptmanns trat aus einem kleinen Raum, der von der großen Empfangshalle abzweigte. »Was ist hier los?«

»Eine Botin«, sagte einer der Soldaten. »Von der Zerbrochenen Ebene.« Ein anderer nahm Schleier den Briefumschlag aus der Hand und reichte ihn dem Hauptmann. Sie konnte die Augen der Männer erkennen, und sie schienen ganz gewöhnlich zu sein – dunkeläugige Untergebene, ein helläugiger Offizier.

»Wer war dein Kommandant dort?«, fragte der Hauptmann sie, betrachtete den Briefumschlag und das Siegel mit zusammengekniffenen Augen. »Also? Ich habe ein paar Jahre auf der Ebene gedient.«

»Hauptmann Colot«, sagte sie und nannte damit den Offizier, der sich den Windläufern angeschlossen hatte. Er war nicht wirklich Lyns Kommandant, aber er hatte Späherinnen in seiner Mannschaft.

Der Hauptmann nickte und gab den Brief an einen seiner Männer weiter. »Bring ihn zu Königin Aesudan.«

»Ich soll ihn persönlich abgeben«, sagte Schleier, auch wenn sie es kaum erwarten konnte, den Palast zu verlassen. Wenn sie ehrlich zu sich selbst war, wollte sie nur noch fliehen. Aber sie musste bleiben. Was immer sie hier erfahren konnte, es war von ...

Einer der Soldaten rammte sein Schwert in sie.

Es geschah so schnell, dass sie nur keuchend auf die Schwertklinge starren konnte, die aus ihrer Brust ragte – nass von ihrem eigenen Blut. Er riss die Waffe wieder heraus, und Schleier brach mit einem Ächzen zusammen. Instinktiv griff sie nach ihrem Sturmlicht.

Nein ... nein ... verhalte dich so, wie ... wie Jasnah es getan hat ...

Spielen. Vortäuschen. Entsetzt starrte sie hoch zu den Männern, täuschte sie, und Schmerzsprengsel erschienen um Schleier herum. Ein Soldat lief mit dem Brief davon, aber der Hauptmann begab sich einfach zurück zu seinem Zimmer. Keiner der anderen sagte ein Wort, während sie sich auf den Boden ausblutete und ihr Blick verschwamm ...

Sie schloss die Augen und atmete dann kurz und scharf ein wenig Sturmlicht ein. Sie speicherte es in sich, hielt die Luft an. Das reichte aus, um sie am Leben zu halten und die inneren Wunden zu heilen ...

Muster, bitte geh nicht. Unternimm nichts. Summe nicht, brumme nicht. Sei still. Bleib still.

Einer der Soldaten hob sie auf und warf sie sich über die Schulter, dann trug er sie durch den Palast. Sie wagte es, das eine Auge ein wenig zu öffnen und stellte fest, dass die Halle mit Dutzenden und Aberdutzenden von Soldaten gesäumt war. Sie ... standen einfach nur da. Sie lebten, regten sich, hüstelten. Einige lehnten gegen die Wand hinter ihnen, doch alle behielten starr ihre Position bei. Sie mochten menschlich sein, aber sie waren *falsch*.

Der Wächter, der sie trug, kam an einem Spiegel vorbei, der vom Boden bis zur Decke reichte und in einem reich verzierten Bronzerahmen steckte. Darin erblickte sie den Wächter mit Lyn über seiner Schulter. Und dahinter, tief im Innern des Spiegels, bewegte sich etwas, während das Spiegelbild verblasste, und blickte Schallan mit einer plötzlichen, überraschten Bewegung an. Es wirkte wie der Schatten einer Person mit weißen Flecken an Stelle der Augen.

Rasch schloss Schleier das eine Auge wieder. Bei den Stürmen, was war denn *das* gewesen?

Beweg dich nicht. Bleib vollkommen still. Atme nicht einmal. Das Sturmlicht erlaubte ihr zu überleben, ohne Luft zu holen.

Der Wächter trug sie eine Treppe hinunter, öffnete eine Tür und schritt eine weitere Treppe abwärts. Dann legte er sie nicht sonderlich sanft auf den Steinboden, warf ihren Hut hinterher, drehte sich um und ging. Eine Tür wurde abgeschlossen.

Schleier wartete so lange, wie sie es gerade noch ertragen konnte, dann öffnete sie die Augen und fand sich im Dunkeln wieder. Sie holte tief Luft und hätte sich bei dem Gestank nach Schimmel und Verwesung fast übergeben. Sie ahnte, welcher Anblick sie erwarten würde, und davor fürchtete sie sich. Doch sie sog das Sturmlicht in sich ein, bis sie glühte.

Sie war neben einer kleinen Reihe von Leichen abgeworfen worden. Insgesamt waren es sieben: drei Männer und vier Frauen, zwar in

feiner Kleidung, aber bedeckt von Verwesungssprengeln, und ihr Fleisch war von Kremlingen angenagt worden.

Sie unterdrückte einen Schrei und mühte sich auf die Beine. Vielleicht ... vielleicht waren das hier einige der Hellaugen, die den Palast aufgesucht hatten, weil sie mit der Königin hatten sprechen wollen?

Sie nahm ihren Hut an sich und mühte sich zur Treppe. Das hier war der Weinkeller – ein Steingewölbe, das unmittelbar in den Fels gehauen worden war. Als sie bei der Tür angekommen war, bemerkte sie, dass Muster sprach. Seine Stimme klang so fern.

»Schallan? Ich habe gespürt, was du mir gesagt hast. Geh nicht. Schallan, bist du wohlauf? Oh! Die Vernichtung. Du vernichtest manche Dinge, aber die Vernichtung anderer regt dich auf. Hm ...« Er schien mit seiner Erkenntnis zufrieden zu sein.

Sie konzentrierte sich ganz auf seine Stimme, denn sie stellte etwas Vertrautes dar. Wenigstens war sie kein Schwert, das aus ihrer Brust herausragte, und sie war auch nicht mit der Grobheit vergleichbar, mit der sie hier abgeworfen und zum Verrotten zurückgelassen worden war. Sie unterschied sich von der Reihe der Leichen mit den entblößten Knochen, den entsetzten Gesichtern und den herausgefressenen Augen ...

Nicht denken. Nicht hinsehen.

Sie schob das alles beiseite, legte die Stirn gegen die Tür, öffnete sie und fand einen leeren Steinkorridor dahinter, von dem aus weitere Stufen nach oben führten.

Dort würden zu viele Soldaten sein. Sie nahm eine neue Illusion an – die einer Dienstmagd aus ihrem Skizzenbuch. Vielleicht wäre das weniger verdächtig. Zumindest wurde auf diese Weise das Blut verdeckt.

Sie begab sich nicht nach oben, sondern nahm einen anderen Weg, der weiter in die Tunnel hineinführte. Das hier schien das Kholin-Mausoleum zu sein, das mit einer anderen Art von Leichen gesäumt war: mit alten Königen, die zu Statuen geworden waren. Ihre

Steinaugen jagten sie die leeren Tunnel entlang, bis sie an eine Tür gelangte, die hinaus in die Stadt zu führen schien, denn unter ihr blinzelte Sonnenlicht hindurch.

»Muster«, flüsterte sie. »Sieh dich draußen nach Wachen um.«

Er summte, glitt unter der Tür hindurch und kehrte einen Augenblick später zurück. »Hm ... da sind zwei.«

»Geh zurück und bewege dich möglichst langsam an der Wand nach rechts«, erklärte sie und lud ihn mit Sturmlicht auf.

Er gehorchte und schob sich wieder durch den Türspalt. Eine Stimme, die sie erschaffen hatte, ging von ihm aus, während er sich bewegte. Es war die Stimme des Hauptmanns von oben, der nach den Wachen rief. Sie entsprach ihm zwar nicht ganz, da Schleier keine Zeichnung von ihm hatte anfertigen können, aber es schien doch zu funktionieren, denn sie hörte, wie sich Stiefelgetrappel entfernte.

Sie glitt hinaus und stellte fest, dass sie sich an der Basis der Erhebung befand, auf der der Palast errichtet worden war. Etwa zwanzig Fuß über ihr ragte ein Felsvorsprung heraus. Die abgelenkten Wachen liefen rechts von ihr davon. Schleier huschte in die nächste Straße, rannte schneller und war dankbar, dass sie endlich die Möglichkeit bekam, ein wenig von ihrer Energie loszuwerden.

Im Schatten eines leeren Gebäudes, dessen Fenster zerbrochen waren und dem die Tür fehlte, brach sie schließlich zusammen, während Muster über den Boden auf sie zuglitt. Die Wächter schienen sie tatsächlich nicht bemerkt zu haben.

»Geh und suche nach Kaladin«, sagte sie zu Muster. »Bring ihn her. Warne ihn davor, dass die Soldaten ihn möglicherweise vom Palast aus beobachten und ihn verfolgen werden.«

»Hm.« Muster glitt weg von ihr. Sie schlang die Arme um sich und drückte sich gegen die Steinmauer. Ihr Mantel war noch immer blutbespritzt. Nach langem, nervenzerreißendem Warten bog Kaladin endlich in die Straße ein und eilte auf sie zu. »Bei den Stürmen!«,

sagte er, während er sich neben ihr hinkniete. Muster schlüpfte von seinem Mantel herunter und summt fröhlich. »Schallan, was ist denn mit Euch passiert?«

»Nun«, sagte sie, »als wahre Kennerin all der Dinge, die mich schon einmal umgebracht haben, würde ich sagen, dass ein *Schwert* passiert ist.«

»Schallan ...«

»Die böse Macht, die über den Palast herrscht, hält offenbar nicht viel von jemandem, der einen Brief vom König bringt.« Sie lächelte ihn an. »Man könnte wohl sagen, dass sie das ziemlich deutlich gemacht hat.«

Lächle. Du musst lächeln.

Alles muss in Ordnung sein. Es muss etwas sein, das einfach von mir abfallen kann.

Bitte.

»Nun ...«, sagte Kaladin. »Ich bin froh, dass wir ... zumindest nicht im Nebel herumgestochert haben.« Er grinste verschämt.

Damit hatte er recht. Bloß ein weiterer Tag und eine weitere Unterwanderung. Er half ihr auf die Beine und wollte nach ihrer Verletzung schauen, aber sie schob seine Hand weg. Die Wunde befand sich an einer *nicht* schicklichen Stelle.

»Entschuldigung«, sagte er. »Das ist mein Arztinstinkt. Sollen wir zurück zum Versteck gehen?«

»Ja, bitte«, sagte sie. »Ich möchte heute nicht noch einmal getötet werden. Das ist ziemlich erschöpfend ...«



Die Unstimmigkeiten zwischen den Himmelsbrechern und den Windläufern haben geradezu tragische Ausmaße angenommen. Ich bitte jeden, der dies hört, anzuerkennen, dass ihr nicht so verschieden seid, wie ihr glaubt.

Aus Schublade 27-19, Topas

Dalinar griff in den dunklen Steinschacht, in dem er die Ehrenklinge des Attentäters versteckt hatte. Sie war noch da; er ertastete den Griff unter dem Steinsims.

Als er sie berührte, erwartete er, mehr zu spüren. Macht? Ein Prickeln? Dies war schließlich eine Waffe der Herolde; sie war so alt, dass gewöhnliche Splitterklingen im Vergleich dazu als jung gelten mussten. Doch als er sie hervorgeholt hatte und aufstand, war das Einzige, das er spürte, seine eigene Wut. Dies war die Waffe des Attentäters, der seinen Bruder getötet hatte. Die Waffe, mit der Roschar terrorisiert und die zur Ermordung der Herren von Jah Keved und Azir eingesetzt worden war.

Es war kurzsichtig von ihm gewesen, eine derart alte Waffe nur als das Schwert des Attentäters in Weiß zu betrachten. Er betrat den

angrenzenden größeren Raum und betrachtete dort das Schwert im Licht der Kugeln, die er auf einen Steinblock gelegt hatte. Diese Waffe war schmal und elegant; es war die Waffe eines Königs. Jezerezeh'Elin.

»Einige haben angenommen, du seiest einer der Herolde«, sagte Dalinar zu dem Sturmwater, der in seinem Hinterkopf grummelte und donnerte. »Jezerezeh, der Herold der Könige und Vater der Stürme.«

Die Menschen sagen viele närrische Dinge, erwiderte der Sturmwater. *Einige nennen Kelek den Sturmwater, andere Jezrien. Ich bin keiner von beiden.*

»Aber Jezerezeh war *tatsächlich* ein Windläufer.«

Er war vor den Windläufern da. Er war Jezrien, ein Mann, dessen Macht keinen Namen trug. Sie entsprach ihm. Die Windläufer wurden erst so genannt, nachdem Ischar die Orden gegründet hatte.

»Ischi'Elin«, sagte Dalinar. »Der Herold des Glücks ...«

... oder der Mysterien, sagte der Sturmwater, *oder der Priester. Oder eines halben Dutzends anderer Dinge, je nachdem, was die Menschen ihm zugeschrieben haben. Er ist jetzt genauso wahnsinnig wie der Rest. Vielleicht sogar noch wahnsinniger.*

Dalinar senkte die Ehrenklinge und sah nach Osten in Richtung des Ursprungs. Obwohl ihm die Steinmauern den Blick versperrten, wusste er, wo er den Sturmwater finden konnte. »Ist dir bekannt, wo sie sind?«

Ich habe es dir gesagt. Ich sehe nicht alles. Nur kurze Blicke im Sturm.

»Ist dir bekannt, wo sie *sind*?«

Ich weiß es nur von einem, sagte er mit einem Grollen. *Ich ... habe Ischar gesehen. Er verflucht mich in der Nacht und nennt sich selbst einen Gott. Er sucht den Tod. Seinen eigenen. Vielleicht auch den eines jeden Menschen.*

Etwas rastete in Dalinars Kopf ein. »Sturmwater!«

Ja?

»Oh. Hm, das war nur ein Fluch ... Ganz gleich. Tezim, der Gott-Priester von Tukar? Ist er es? Ist Ischi, der Herold des Glücks, der Mann, der Krieg gegen Emul führt?«

Ja.

»Aus welchem Grund?«

Er ist verrückt. Suche nicht nach Bedeutung in seinen Handlungen.

»Wann ... wann hast du dich entschieden, mir das mitzuteilen?«

Als du danach gefragt hast. Wann sonst sollte ich darüber sprechen?

»Als du daran gedacht hast!«, sagte Dalinar. »Du weißt Dinge, die wichtig sind, Sturmwater.«

Seine Antwort bestand nur in einem Grollen.

Dalinar holte tief Luft und versuchte sich zu beruhigen. Sprengsel dachten nicht wie Menschen. Wut würde nichts an dem ändern, was der Sturmwater zu ihm gesagt hatte. Aber was würde überhaupt etwas ändern?

»Wusstest du von meinen Kräften?«, fragte Dalinar. »Wusstest du, dass ich den Stein heilen kann?«

Ich wusste es, als du es getan hast, sagte der Sturmwater. Ja, als du es getan hast, habe ich es schon immer gewusst.

»Weißt du, was ich sonst noch tun kann?«

Natürlich. Sobald du es herausfindest, werde ich es wissen.

»Aber ...«

Deine Kräfte werden kommen, wenn du für sie bereit bist – nicht früher, sagte der Sturmwater. Sie können weder erzwungen noch gesteigert werden.

Aber schaue nicht auf die Kräfte der anderen – auch nicht auf die Kräfte jener, die deine Wogen teilen. Ihr Schicksal ist nicht das deine, und ihre Kraft ist klein und unbedeutend. Was du mit jenen Statuen getan hast, war nichts weiter als ein Schaubudenzauber.

Dein ist die Macht, die Ischar einst in Händen hielt. Bevor er zum Herold des Glücks wurde, nannte man ihn den Binder der Götter. Er war der Gründer des Eidpaktes. Kein Strahlender ist zu mehr in der

Lage als du. Deine Macht ist die Macht der Verbindung, der Zusammenführung von Menschen und Welten, von Geist und Seele. Deine Wogen sind die größten von allen, aber sie werden nichts ausrichten, wenn du sie nur zur Schlacht benutzt.

Diese Worte überspülten Dalinar und schienen ihn mit ihrer Kraft geradezu rückwärts zu prügeln. Als der Sturmwater endlich schwieg, war Dalinar der Atem ausgegangen, und er spürte das Herannahen des Kopfschmerzes. Reflexartig atmete er Sturmlicht ein, woraufhin es im Zimmer dunkler wurde. Die Schmerzen verzogen sich, aber der kalte Schweiß blieb.

»Gibt es da draußen noch andere wie mich?«, fragte er schließlich.

Gegenwärtig nicht, und es kann auch immer nur drei geben. Einen für jeden von uns.

»Drei?«, fragte Dalinar. »Drei Sprengsel, die Bindeschmiede erschaffen. Du ... und die Bebauerin sind zwei davon?«

Der Sturmwater lachte tatsächlich. *Es würde dir sehr schwerfallen, sie zu deinem Sprengsel zu machen. Ich würde gern dabei zusehen, wie du es versuchst.*

»Wer ist es dann?«

Meine Geschwister sind für dich nicht von Bedeutung.

Sie schienen sogar von erheblicher Bedeutung zu sein, aber Dalinar hatte gelernt, wann er es unterlassen musste, den Sturmwater zu bedrängen. Es würde nur dazu führen, dass sich das Sprengsel zurückzog.

Dalinar packte die Ehrenklinge mit festem Griff und sammelte seine Kugeln ein, von denen eine matt geworden war. »Habe ich dich je gefragt, wie du sie auflädst?« Dalinar hielt die Kugel hoch und betrachtete den Rubin in ihrer Mitte. Er hatte bereits einzelne Rubine gesehen und war immer wieder überrascht gewesen, wie klein sie doch waren. In dem Glas wirkten sie weitaus größer.

Ehrs Macht ist während eines Sturms an einem Ort konzentriert, sagte der Sturmwater. Sie durchdringt alle drei Reiche und bringt in einem Augenblick das physische, das kognitive und das spirituelle

zusammen. Die Edelsteine, die dem Wunder des spirituellen Reiches ausgesetzt sind, werden durch seine unendliche Macht erleuchtet.

»Könntest du diese Kugel jetzt gleich aufladen?«

Ich ... weiß nicht. Er klang fasziniert. *Halte sie von dir ab.*

Dalinar tat es und spürte etwas – ein Zupfen an seinem Innersten, als würde sich der Sturmwater gegen das gemeinsame Band auflehnen. Die Kugel aber blieb matt.

Es ist nicht möglich, sagte der Sturmwater. *Ich bin dir nahe, doch die Macht ist es nicht – sie reitet noch auf dem Sturm.*

Das war weitaus mehr, als er für gewöhnlich vom Sturmwater erfuhr. Er hoffte, sich an die genauen Worte erinnern zu können, wenn er sie vor Navani wiederholte. Aber wenn der Sturmwater ihm dabei zuhören sollte, würde er Dalinars Fehler berichtigen. Der Sturmwater hasste es, falsch zitiert zu werden.

Dalinar trat in den Gang hinaus und gesellte sich zu Brücke Vier. Er hielt die Ehrenklinge hoch – ein machtvolles, die Welt veränderndes Artefakt. Aber wie die Splitterklingen, die nach ihr gestaltet waren, war auch diese Waffe nutzlos, wenn sie versteckt blieb.

»Das hier«, sagte er zu den Männern von Brücke Vier, »ist die Ehrenklinge, die euer Hauptmann wiedergewonnen hat.«

Die ungefähr zwanzig Männer kamen näher, und ihre neugierigen Gesichter spiegelten sich in dem Metall.

»Jeder, der sie hält«, fuhr Dalinar fort, »wird sofort die Kräfte eines Windläufers erhalten. Die Abwesenheit eures Hauptmanns hat eure Ausbildung unterbrochen. Vielleicht ist diese Waffe in der Lage auszuweichen, auch wenn sie jeweils nur von einer einzigen Person benutzt werden kann.«

Sie starrten das Schwert an, und Dalinar hielt es Kaladins Erstem Leutnant entgegen – dem bärtigen älteren Brückenmann, der Teft hieß.

Teft streckte die Hand danach aus, zog sie aber gleich wieder zurück. »Leyten!«, bellte er. »Du bist doch unser sturmverdammt

Rüstmeister. Du nimmst das Ding.«

»Ich?«, sagte ein stämmiger Brückenmann. »Das ist doch keine Rüstung.«

»Aber fast.«

»Ich ...«

»Luftkranke Flachländer«, sagte Fels der Hornesser, schob sich vor und packte die Waffe. »Eure Suppe ist kalt. Das ist eine Redewendung für ›Ihr seid allesamt dämlich.« Der Hornesser hob das Schwert neugierig an, und seine Augen wurden glasig blau.

»Fels?«, fragte Teft. »Du? Mit einer Waffe?«

»Ich werde dieses Ding nicht schwingen«, sagte Fels und rollte mit den Augen. »Ich werde nur dafür sorgen, dass es in Sicherheit bleibt. Das ist alles.«

»Es ist eine Splitterklinge«, warnte Dalinar. »Ihr habt doch damit geübt, oder?«

»Das haben wir, Herr«, sagte Teft. »Aber das macht es noch nicht unmöglich, dass sich einer aus diesem sturmverdamnten Haufen damit die eigenen Füße absäbelt. Doch ... wir können sie wenigstens zum Heilen einsetzen, wenn es eintreten sollte. Sigzil, überleg dir ein Rotationssystem, damit wir mit den Übungen anfangen können.«

Heilen ... Dalinar kam sich unsäglich dumm vor. Er hatte es schon wieder nicht begriffen. Jeder, der diese Klinge hielt, besaß die Kräfte eines Strahlenden. Bedeutete das, dass sie das Sturmlicht auch zur Selbstheilung einsetzen konnten? Wenn dem so war, dann wäre dies eine wertvolle zusätzliche Eigenschaft der Waffe.

»Erzählt niemandem, dass ihr dieses Schwert besitzt«, sagte Dalinar zu ihnen. »Ich vermute, ihr werdet lernen, es wegzuschicken und herbeizurufen, so wie jede gewöhnliche Splitterklinge. Findet heraus, was ihr könnt, und erstattet mir dann Bericht.«

»Wir werden sie gut verwenden, Herr«, versprach Teft.

»Ausgezeichnet.« Das Uhrfabrial an seinem Unterarm klingelte, und Dalinar unterdrückte ein Seufzen. Navani hatte gelernt, dem Ding das Klingeln beizubringen? »Bitte entschuldigt mich jetzt. Ich muss mich

auf ein Treffen mit einem Kaiser vorbereiten, der sich tausend Meilen entfernt befindet.«



Kurze Zeit später stand Dalinar auf seinem Balkon. Er hatte die Hände hinter dem Rücken verschränkt und blickte auf die Plattformen der Eidentore hinaus.

»Als ich jünger war, habe ich viele Geschäfte mit den Azischen gemacht«, sagte Fen hinter ihm. »Vielleicht glückt es nicht, aber es ist ein *weitaus* besserer Plan als das übliche Alethi-Gehabe.«

»Es gefällt mir nicht, dass er allein geht«, erwiderte Navani.

»Es wird berichtet«, sagte Fen trocken, »dass ihm in die Brust gestochen wurde, er danach einen Felsbrocken gehoben hat, der ungefähr so schwer wie zehn Männer war, und meine Stadt Steinblock für Steinblock wieder zusammengefügt hat. Ich glaube, er wird ganz gut allein zurechtkommen.«

»Kein Sturmlicht kann ihm helfen, wenn er bloß eingesperrt wird«, sagte Navani. »Vielleicht schicken wir ihn in die Geiselhaft.«

Sie stritten um sein Wohlergehen. Er sollte die Risiken begreifen. Und das tat er. Er ging zu Navani hinüber und gab ihr einen sanften Kuss. Dann lächelte er sie an, drehte sich um und streckte die Hand Fen entgegen, die ihm ein in Papier eingewickeltes Päckchen überreichte, das nur so groß wie ein breiter Briefumschlag war.

»Das ist alles?«, fragte er. »Alle drei sind da drin?«

»Sie sind mit den passenden Glyphen bezeichnet«, sagte Navani. »Und die Spannfeder liegt auch dabei. Sie haben versprochen, während des Treffens nur Alethi zu sprechen. Daher benötigst du keine Übersetzerin und kannst allein gehen, wie du es verlangt hast.«

»Und das werde ich«, sagte Dalinar und begab sich zur Tür. »Ich werde Fens Vorschlag ausprobieren.«

Navani stand rasch auf und ergriff mit ihrer Freihand seinen Arm.

»Ich versichere dir, dass mir nichts zustoßen wird«, sagte er.

»Das kannst du nicht wissen. Aber es ist nicht anders als die vielen hundert Male, die du in die Schlacht gezogen bist. Hier.« Sie gab ihm eine kleine, mit Stoff bespannte Schachtel.

»Ein Fabrial?«

»Ein Imbiss«, sagte sie. »Es ist nicht vorhersehbar, wann du das nächste Mal etwas zu essen bekommst.«

Sie hatte die kleine Schachtel in eine Bannglyphe gewickelt. Dalinar hob eine Braue, und sie zuckte mit den Achseln. *Es kann nicht schaden, oder?*, schien sie damit sagen zu wollen. Dann umarmte sie ihn, hielt ihn länger als gewöhnlich fest und trat zurück. »Wir werden die Spannfeder nicht aus den Augen lassen. Und sollte es eine ganze Stunde lang keine Verständigung geben, kommen wir und holen dich.«

Er nickte. Natürlich konnte er ihnen nicht selbst schreiben, aber er konnte die Spannfeder an- und abstellen und damit Signale schicken – ein alter Generalstrick, wenn keine Schreiberin zur Hand war.

Kurz darauf trat er auf Urithirus westliches Plateau. Er überquerte es in Richtung des Eidtores und kam dabei an Männern vorbei, die in Formation marschierten. Sergeanten brüllten Befehle; Boten trugen Nachrichten hierhin und dorthin. Zwei seiner Splitterträger – Rust und Serugiadis, Männer mit Panzer, aber ohne Schwert – übten mit gewaltigen Splitterbögen und schossen riesige Pfeile über hunderte von Fuß auf ein großes Strohziel, das Kaladin für sie an einem nahen Berghang aufgestellt hatte.

Eine große Zahl einfacher Soldaten saß herum. Die Männer hielten Kugeln in den Händen und starrten sie eindringlich an. Es hatte sich die Nachricht verbreitet, dass Brücke Vier rekrutierte. In letzter Zeit hatte Dalinar zahlreiche Männer in den Korridoren bemerkt, die eine Kugel »für das Glück« in der Hand hielten. Er war hier draußen sogar an einer Gruppe vorbeigekommen, in der davon geredet wurde, Kugeln zu *schlucken*.

Der Sturmwater grollte missvergnügt. *Sie gehen es von hinten an. Dumme Männer. Sie können nicht einfach das Licht einsaugen und dann zu Strahlenden werden. Zuerst müssen sie sich dem Strahlen*

nähern und nach dem Licht Ausschau halten, damit sie das Versprechen erfüllen können.

Dalinar brüllte die Männer an, sie sollten weiter üben und bloß keine Kugeln schlucken. Sie gehorchten hastig und waren entsetzt, als der Schwarzdorn über ihnen aufragte. Mit einem Kopfschütteln ging er weiter. Leider führte ihn sein Weg mitten durch eine inszenierte Schlacht. Zwei Blöcke von Speermännern drängten auf dem Plateau gegeneinander, ächzten und grunzten und übten, ihre Formation auch unter Druck beizubehalten. Obwohl sie nur über stumpfe Übungsspeere verfügten, ging es hauptsächlich darum, sich vor dem Angriff abzusichern.

Dalinar erkannte die Warnzeichen dafür, dass die Männer es zu weit trieben. Sie schrien sich mit echter Verbitterung an, und Wutsprenksel kochten um ihre Füße hoch. Eine der Linien geriet ins Schwanken, und anstatt sich zurückzuziehen, rammten die Gegner ihre Schilde immer wieder gegen sie.

Grün und Weiß auf der einen Seite, Schwarz und Kastanienbraun auf der anderen. Sadeas und Aladar. Dalinar fluchte, als er sich den Männern näherte und ihnen zurief, sie sollten sich zurückziehen. Bald wurde sein Befehl von den Hauptmännern und Kommandanten aufgenommen. Die letzten Reihen der beiden Übungsblocks wichen nach hinten, und die Gegner in der Mitte gerieten in eine Schlägerei.

Dalinar rief, während Sturmlicht auf den Steinen vor ihm schimmerte. Diejenigen, die sich nicht an der Schlägerei beteiligt hatten, sprangen zurück. Der Rest wurde vom Sturmlicht überfallen, das sie an den Boden festklebte. Alle außer denjenigen, die sich in einer wahren Raserei befanden, stellten nun den Kampf ein.

Dalinar trennte auch die Wildesten voneinander, stieß sie auf den Boden und klebte ihre Hintern an dem Felsen fest, dicht neben ihren eigenen Wutsprenkseln. Die Männer schlugen um sich, doch als sie ihn erkannten, erstarrten sie und wirkten angemessen zerknirscht.

Ich erinnere mich, wie ich selbst ein Gefangener der Schlacht war, dachte Dalinar. *Ist das die Mitreißung?* Er bemerkte, dass er sie

schon seit ... seit einer besonders langen Zeit nicht mehr gespürt hatte. Er würde die Männer fragen und herauszufinden versuchen, ob sie die Mitreißung ebenfalls spüren konnten.

Dalinar ließ zu, dass sich das Sturmlicht wie ein leuchtender Dampf auflöste. Aladars Offiziere befahlen ihrer Gruppe einen geordneten Rückzug und brüllten den Männern zu, sie sollten Freiübungen machen. Doch die Soldaten aus Sadeas' Armee spuckten nur auf den Boden, erhoben sich, zogen sich in mürrischen Gruppen zurück, fluchten und murmelten.

Es wird schlimmer mit ihnen, dachte Dalinar. Unter Torol Sadeas waren sie zwar schlampig und sogar sadistisch, aber noch immer richtige Soldaten gewesen. Ja, sie hatten zu Raufereien geneigt, aber in der Schlacht hatten sie bereitwillig gehorcht. Sie waren gut, wenn auch nicht besonders gut gewesen.

Und nun flatterte das neue Sadeas-Banner über diesen Männern. Meridas Sadeas – Amaram – hatte das Aussehen des Glyphenpaares verändert, wie es der Tradition entsprach. Sadeas' gedrungener Turm war verlängert und der Hammer gegen eine Axt ausgetauscht worden.

Trotz des ihm anhaftenden Rufes, seine Armee mit fester Hand zu führen, schien es offensichtlich, dass er Schwierigkeiten hatte, diese Männer zu kontrollieren. Er hatte noch nie zuvor eine so große Streitmacht befehligt, und vielleicht hatte die Ermordung ihres Großprinzen die Männer so sehr aufgebracht, dass Amaram dem nichts mehr entgegensetzen konnte.

Aladar war es nicht gelungen, wesentliche Informationen über Torols Tod herauszufinden. Die Untersuchung dauerte angeblich noch an, doch es gab keinerlei Spuren. Das Sprengsel hatte diesen Mord nicht begangen, aber niemand wusste, wer sonst es gewesen sein mochte.

Ich muss mich um diese Soldaten kümmern, dachte Dalinar. *Sie müssen müde gemacht werden, damit sie sich nicht mehr in Kämpfe stürzen ...*

Vielleicht hatte er das Richtige für sie. Er dachte darüber nach, als er endlich zur Rampe der Plattform ging, auf der sich das Eidtor erhob, und den leeren Bereich vor dem Kontrollgebäude überquerte. Jasnah wartete im Innern. Sie las ein Buch und machte sich gleichzeitig Notizen. »Wieso hat es so lange gedauert?«, fragte sie.

»Auf dem Paradeplatz hätte es fast einen Aufstand gegeben«, sagte er. »Zwei Übungsformationen haben angefangen, aufeinander einzuschlagen.«

»Sadeas?«

Dalinar nickte.

»Wir werden uns um sie kümmern müssen.«

»Ich habe schon darüber nachgedacht. Vielleicht wäre ein wenig harte körperliche Arbeit – unter strenger Aufsicht – in einer zerstörten Stadt genau das Richtige für sie.«

Jasnah lächelte. »Wie passend, dass wir Königin Fen gerade eine solche Hilfe angeboten haben. Du solltest Sadeas' Truppen tatsächlich zur völligen Erschöpfung bringen, vorausgesetzt natürlich, wir können sie dort unter Kontrolle halten.«

»Ich werde mit kleineren Einheiten anfangen, damit wir sicher sein können, Königin Fen nicht noch mehr Schwierigkeiten ins Haus zu schicken«, sagte Dalinar. »Hast du etwas vom Erkundungstrupp des Königs in Kholinar gehört?« Wie Dalinar erwartet hatte, war der Sturmwater nicht in der Lage, die kleine Truppe zu erreichen und sie in eine Vision zu holen – und das hätte Dalinar auch niemals gewagt –, aber sie hatten Elhokar und Schallan mehrere Spannfedern mitgegeben.

»Nichts. Wir passen auf und berichten dir sofort, wenn wir irgendeine Reaktion erhalten.«

Dalinar nickte und bezwang seine Sorgen um Elhokar und seinen Sohn. Er musste darauf vertrauen, dass sie ihre Aufgabe entweder erledigen oder eine Möglichkeit finden würden, ihm mitzuteilen, was sie daran hinderte.

Jasnah rief ihre Splitterklinge herbei. Es war seltsam, wie natürlich diese Frau mit einem Schwert aussah. »Bist du fertig?«

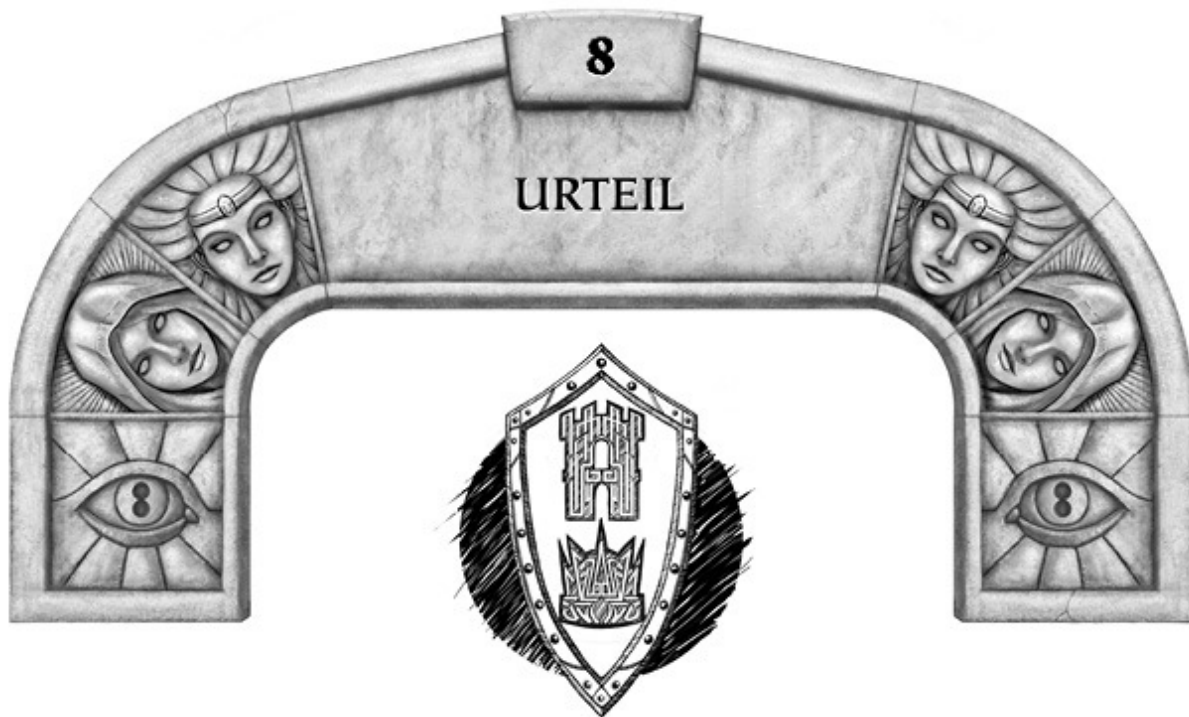
»Ja.«

Lift, das Reschi-Mädchen, hatte vom Azisch-Hof die Erlaubnis erhalten, das Eidtor auf ihrer Seite zu entsperren. Endlich war der Kaiser bereit, sich mit Dalinar persönlich zu treffen.

Jasnah setzte den Mechanismus in Gang. Die innere Wand drehte sich, und der Boden schimmerte. Licht blitzte nach draußen, und sofort drang stickige Hitze durch die Türöffnungen. Anscheinend erlebte Azir gerade die sommerliche Jahreszeit.

Es *roch* hier anders. Nach exotischen Gewürzen und Feinerem wie unvertrauten Hölzern.

»Viel Glück«, sagte Jasnah, während er den Raum verließ. Es blitzte hinter ihm auf, als sie nach Urithiru zurückkehrte und er sich auf den Weg zum Hof der Azisch machte.



Nun, da wir den Turm aufgeben, kann ich endlich gestehen, dass ich diesen Ort hasse. Zu viele Regeln.

Aus Schublade 8-1, Amethyst

Erinnerungen wirbelten in Dalinars Kopf herum, während er in Azimir einen langen Korridor außerhalb des Kontrollgebäudes entlangging, über das sich eine prächtige Bronzekuppel wölbte. Der Große Markt, wie dieses Bauwerk genannt wurde, war ein gewaltiger überdachter Einkaufsbezirk. Das konnte sich als unpraktisch erweisen, wenn Dalinar vollen Gebrauch von dem Eidtor machen musste.

Gegenwärtig sah er gar nichts von dem Markttreiben; das Kontrollgebäude – das wie ein Monument mitten auf dem Markt stand – war nun von hölzernen Wänden und einem neuen Korridor umgeben. Niemand befand sich hier; und das Licht kam von Kugellampen an den Wänden. Sapphire. Ein Zufall, oder eine Geste des Respekts vor einem Kholin-Besucher?

Am Ende öffnete sich der Gang in einen kleinen Raum, in dem sich etliche Azisch-Soldaten befanden. Sie trugen Stahlpanzer,

farbenfrohe Kappen, Großschilde und Äxte mit sehr langen Griffen, aber kleinen Schneiden. Die ganze Gruppe fuhr zusammen, als Dalinar eintrat, dann scheuten sie vor ihm zurück und hielten ihre Waffen drohend erhoben.

Dalinar streckte die Arme zu beiden Seiten aus. In der einen Hand hielt er Fens Päckchen und in der anderen seine Speiseschachtel. »Ich bin unbewaffnet.«

Sie sprachen rasch auf Azisch miteinander. Er sah nirgendwo den Prim oder die kleine Strahlende, aber die Personen in den gemusterten Roben waren die Wesire und andere Würdenträger – die Azisch-Version von Feuerern. Außer in diesem Land waren die Feuerer weitaus stärker in die Regierungen eingebunden, als es eigentlich schicklich schien.

Eine Frau trat vor – die vielen Lagen ihrer langen, extravaganten Robe raschelten, als sie sich bewegte. Ein passender Hut vervollständigte ihre Kleidung. Offenbar war sie eine wichtige Person; vielleicht handelte es sich bei ihr um die Dolmetscherin.

Zeit für meinen ersten Angriff, dachte Dalinar und öffnete das Päckchen, das Fen ihm gegeben hatte, dann holte er vier Blätter Papier hervor.

Er reichte sie der Frau und war zufrieden, als er das Entsetzen in ihren Augen bemerkte. Zögernd nahm sie die Papiere entgegen und rief ihren Gefährten etwas zu. Sie stellten sich zwischen sie und Dalinar, und die Wächter wurden nervös. Einige hatten ihre dreieckigen Kattari gezogen, eine Art von Kurzschwert, das hier im Westen sehr beliebt war. Dalinar hatte schon immer eines besitzen wollen.

Die Feuerer zogen sich hinter die Soldaten zurück und unterhielten sich aufgeregt. Der Plan hatte vorgesehen, in diesem Raum Freundlichkeiten auszutauschen, worauf Dalinar unverzüglich nach Urithiru zurückkehren sollte und die Azisch das Eidtor auf ihrer Seite wieder sperren würden. Doch er wollte mehr. Er hatte auch vor, mehr

zu *bekommen*. Eine Art von Bündnis oder wenigstens ein Treffen mit dem Kaiser.

Einer der Feuerer las die Papiere den anderen vor. Sie waren mit Azisch-Schrift bedeckt, einer merkwürdigen Sprache, deren Zeichen wie Kremling-Spuren aussahen. Ihr fehlten die eleganten, weit ausgreifenden senkrechten Striche der Alethi-Frauenschrift.

Dalinar schloss die Augen und lauschte der unvertrauten Sprache. Wie bereits zuvor in Thaylen-Stadt hatte er auch jetzt wieder einen Augenblick lang das Gefühl, sie verstehen zu können. Er spannte sich an und spürte, dass ihm die Bedeutung der Worte ganz nahe war.

»Würdest du mir helfen, sie zu verstehen?«, flüsterte er dem Sturmwater zu.

Wieso glaubst du, dass ich das kann?

»Zier dich nicht«, flüsterte Dalinar. »In den Visionen habe ich neue Sprachen gesprochen. Du kannst mich Azisch sprechen lassen.«

Der Sturmwater grollte unzufrieden. *Das war ich nicht*, sagte er schließlich. *Das bist du selbst gewesen.*

»Wie mache ich das?«

Versuche, einen von ihnen zu berühren. Mit Hilfe der spirituellen Haftung bist du imstande, eine Verbindung herzustellen.

Dalinar betrachtete die Gruppe der feindselig wirkenden Wächter. Er seufzte und machte eine Handbewegung, die Trinken andeutete. Die Soldaten tauschten scharfe Worte miteinander aus, dann wurde einer der Jüngsten mit einer Feldflasche nach vorn geschoben. Dalinar nickte dankbar, und während er einen Schluck aus der Flasche nahm, packte er den jungen Mann beim Handgelenk und ließ ihn nicht mehr los.

Sturmlicht, grollte es in seinem Kopf.

Dalinar drückte das Sturmlicht in den anderen Mann und spürte etwas – es war wie ein freundliches Geräusch, das aus einem anderen Raum herandrang. Man musste nur hineingehen. Nach einem vorsichtigen Drücken öffnete sich die Tür, und Geräusche wogten in

Drehungen durch die Luft. Dann veränderten sie sich wie eine Musik, die die Tonart wechselt, von Unsinn zu Sinn.

»Hauptmann!«, schrie der junge Wächter, den Dalinar festhielt.
»Was soll ich tun? Er hat mich gepackt!«

Dalinar ließ ihn los, und glücklicherweise blieb sein Verständnis der Sprache bestehen. »Es tut mir leid, Soldat«, sagte Dalinar und gab die Feldflasche zurück. »Ich wollte dich nicht beunruhigen.«

Der junge Soldat trat zwischen seine Gefährten zurück. »Der Kriegsherr spricht *Azisch*?« Er klang so überrascht, als wäre er einem redenden Schädel begegnet.

Dalinar verschränkte die Hände hinter dem Rücken und beobachtete die Feuerer. *Du beharrst darauf, sie als Feuerer zu betrachten*, sagte er stumm zu sich selbst, *weil sie lesen können, sowohl die Männer als auch die Frauen*. Aber er befand sich nicht mehr in Alethkar. Trotz ihrer bauschigen Roben und der großen Hüte trugen die Azisch-Frauen nichts über ihren Schutzhänden.

Der Sonnenmacher, Dalinars Vorfahr, hatte behauptet, dass die Azisch die Zivilisation bitter nötig gehabt hatten. Dalinar fragte sich, ob das damals wirklich jemand geglaubt hatte, oder ob allen klar gewesen war, dass es sich nur um eine Rechtfertigung handelte.

Als die Wesire zu Ende gelesen hatten, wandten sie sich an Dalinar und senkten die Blätter, die er ihnen gegeben hatte. Er war Königin Fens Plan gefolgt, weil er eingesehen hatte, dass er sich nicht einfach mit einem Schwert in der Hand durch Azir kämpfen konnte. Stattdessen hatte er eine andere Art von Waffe mitgebracht.

Einen Aufsatz.

»Sprecht Ihr tatsächlich unsere Sprache, Alethi?«, fragte ihn die Anführerin der Wesire. Sie hatte ein rundes Gesicht, dunkelbraune Augen und trug eine Kappe mit hellen Mustern darauf. Ihr ergrauendes Haar hing an der Seite in einem festen Zopf herab.

»Ich hatte kürzlich die Gelegenheit, sie zu lernen«, sagte Dalinar.
»Ich nehme an, Ihr seid Wesirin Noura?«

»Hat Königin Fen das hier wirklich geschrieben?«

»Mit ihrer eigenen Hand, Euer Gnaden«, sagte Dalinar. »Es steht Euch frei, Euch selbst mit Thaylen-Stadt in Verbindung zu setzen und Euch zu vergewissern.«

Sie drängten sich zusammen und beratschlagten mit leisen Stimmen. Bei dem Aufsatz handelte es sich um eine lange, aber zwingende Erörterung über den wirtschaftlichen Wert der Eidtore für die Städte, in denen sie standen. Fen war der Ansicht, dass Dalinars verzweifelter Wunsch, eine Allianz zu schmieden, die geeignete Möglichkeit bildete, vorteilhafte und günstige Handelsabkommen in ganz Urithiru zu schließen. Selbst wenn Azir nicht beabsichtigte, der Koalition vollständig beizutreten, sollte das Land eine Vereinbarung zur Benutzung der Eidtore abschließen und eine Delegation zum Turm schicken.

Das Schreiben sagte mit vielen Worten das Offensichtliche, was Dalinars Geduld auf eine schwere Probe stellte. Aber hoffentlich passte es gerade deshalb so ausgezeichnet für die Azisch. Und wenn es nicht ausreichte ... nun, Dalinar ging nie in die Schlacht, ohne frische Truppen in Reserve zu haben.

»Euer Ehren«, sagte Noura, »so beeindruckt wir darüber sind, dass Ihr Euch die Mühe gemacht habt, unsere Sprache zu lernen – und auch wenn die hier dargestellten Gründe geradezu zwingend sind –, halten wir es doch für das Beste, wenn ...«

Sie verstummte, als Dalinar in das Päckchen griff und ein zweites Bündel Papiere hervorzog – sechs Seiten diesmal. Er hielt sie vor der Gruppe hoch, als handele es sich um ein Banner, und dann reichte er sie den anderen entgegen. Ein Wächter zuckte vor ihm zurück, und seine Rüstung klirrte.

In dem kleinen Zimmer wurde es still. Schließlich nahm ein Wächter die Papiere entgegen und brachte sie den Wesiren. Ein kleinerer Mann machte sich daran, sie stumm zu lesen. Es handelte sich um einen ausführlichen Traktat von Navani, in dem sie über die Wunder berichtete, die sie in Urithiru entdeckt hatten, und die Azisch-

Gelehrten formell einlud, sie zu besuchen und diese Erstaunlichkeiten mit eigenen Augen zu betrachten.

Sie argumentierte klug mit der Wichtigkeit neuer Fabriale und Technologien, die beim Kampf gegen die Bringer der Leere eingesetzt werden konnten. Sie hatte Zeichnungen von den Zelten beigefügt, die ihnen beim Kampf während der Weinung geholfen hatten, und erklärte ihre Pläne für schwimmende Türme. Und mit Dalinars Erlaubnis bot sie ein Geschenk an: detaillierte Schnittzeichnungen, die Taravangian aus Jah Keved mitgebracht hatte und die die Herstellung von sogenannten Halbsplittern erklärten. Dabei handelte es sich um Fabrialschilde, die einigen Schlägen von Splitterklingen standhalten konnten.

Der Feind steht vereint gegen uns, hatte sie als letztes Argument geschrieben. Er besitzt den einzigartigen Vorteil der Harmonie, der Fokussierung und einer Erinnerung, die weit in die Vergangenheit zurückreicht. Wenn wir ihm Widerstand leisten wollen, brauchen wir unsere größten Geister, seien sie Alethi, Azisch, Veden oder Thaylener. Ich bin gern bereit, Staatsgeheimnisse preiszugeben, denn die Zeit des Hortens von Informationen ist vorbei. Entweder lernen wir zusammen, oder wir gehen allesamt einzeln unter.

Die Wesire reichten die Zeichnungen herum und betrachteten sie lange. Als die Gruppe Dalinar wieder ansah, erkannte er, dass sich ihre Haltung geändert hatte. Bemerkenswerterweise gelang es.

Er wusste zwar nichts über Schriften, aber er hatte einen Instinkt für den Kampf. Wenn der Gegner nach Luft rang, ließ man ihn nicht wieder los. Man rammte ihm das Schwert geradewegs in die Kehle.

Dalinar griff noch einmal in das Päckchen und holte das letzte Blatt Papier hervor. Es war auf beiden Seiten beschrieben. Er hielt es zwischen Daumen und Zeigefinger hoch. Die Azisch sahen es mit großen Augen an, als zeigte er ihnen gerade einen schimmernden Edelstein von unschätzbarem Wert.

Diesmal trat Wesirin Noura höchstpersönlich vor und nahm das Blatt entgegen. »›Urteil‹«, las sie. »›Von Jasnah Kholin.‹«

Die anderen drängten sich an den Wachen vorbei, versammelten sich um Noura und lasen mit. Obwohl dies der kürzeste Text war, hörte Dalinar, wie sie sich voller Verwunderung darüber unterhielten.

»Seht nur, er enthält alle sieben von Aqqus logischen Formen!«

»Da ist eine Anspielung an die *Große Hinwendung*. Und ... bei den Stürmen ... sie zitiert Prim Kasimarlix in drei aufeinander folgenden Ebenen, und jedes Mal wird das gleiche Zitat auf eine weitere Ebene des Erhabeneren Verstehens gehoben.«

Eine der Frauen hielt sich die Hand vor den Mund. »Es ist vollständig in einem einzigen rhythmischen Metrum geschrieben!«

»Großer *Yaezir*«, sagte Noura. »Das *stimmt*.«

»Die Anspielungen ...«

»Was für Wortspiele ...«

»Der *Schwung* und die *Rhetorik* ...«

Logiksprengsel brachen um sie herum auf und zeigten die Umrisse kleiner Gewitterwolken. Dann drehten sich die Wesire gleichzeitig zu Dalinar um.

»Das ist ein *Kunstwerk*«, sagte Noura.

»Ist es ... überzeugend?«, fragte Dalinar.

»Es regt zu weiteren Überlegungen an«, sagte Noura und warf einen Blick auf die anderen, die allesamt nickten. »Ihr seid allein gekommen. Das schockiert uns. Habt Ihr keine Angst um Eure Sicherheit?«

»Eure Strahlende hat sich – für eine so junge Person – als außerordentlich weise erzeigt«, sagte Dalinar. »Ich bin sicher, dass ich mich auf sie verlassen kann, was meine Sicherheit angeht.«

»Ich würde mich auf nichts verlassen, was sie angeht«, sagte einer der Männer und kicherte. »Höchstens darauf, dass sie Euch in einem unbeobachteten Augenblick das Geld klaut.«

»Wie dem auch sei«, meinte Dalinar, »ich bin hergekommen, weil ich Euch bitten möchte, mir zu vertrauen. Und das schien mir der beste Beweis für meine Absichten zu sein. Wir sollten nicht wie Männer

reden, die in einem Kriegszelt um einen Waffenstillstand feilschen, sondern uns wie Verbündete verhalten.«

»Ich werde diese Schriftstücke dem Prim und seinem Rat vorlegen«, sagte Wesirin Noura schließlich. »Ich gebe zu, er scheint Euch zu mögen, obwohl Ihr auf unerklärliche Weise seine Träume heimsucht. Kommt mit.«

Das würde ihn vom Eidtor und von jeder Möglichkeit wegführen, im Notfall rasch nach Hause zu fliehen. Aber genau das war es, worauf er gehofft hatte.

»Gern, Euer Gnaden.«



Sie gingen über einen gewundenen Pfad durch den von der Kuppel überwölbten Markt, der nun leer war und wie eine Geisterstadt wirkte. Viele Straßen endeten vor Barrikaden, die von Soldaten bewacht wurden.

Der Große Markt von Azimir war in eine Art umgekehrter Festung verwandelt worden, die die Stadt vor allem schützte, was durch das Eidtor kommen mochte. Wenn Truppen das Kontrollgebäude verlassen sollten, würden sie sich in einem Labyrinth verwirrender Straßen wiederfinden.

Doch zum Pech für die Azisch war das Tor nicht das Kontrollgebäude allein. Ein Strahlender könnte die gesamte mit ihm verbundene Kuppel verschwinden lassen und eine Armee geradewegs in die Mitte Azimirs führen. Dalinar würde vorsichtig sein müssen, wenn er darüber sprach.

Er ging neben Wesirin Noura, während ihr Gefolge die Blätter unter sich herumreichte. Noura unterhielt sich nicht mit ihm, und Dalinar machte sich keine Illusionen. Diese Reise durch die dunklen, überdachten Straßen, vorbei an den dicht gedrängten Marktgebäuden und an gewundenen Wegen entlang, sollte ihn verwirren, sodass er den Rückweg nicht mehr fand.

Schließlich stiegen sie zu einem oberen Bereich hinauf und traten durch einen Torbogen auf einen Sims, der außen an der Kuppel entlangführte. Klug. Von hier oben sah er, dass die Ausgänge im Erdgeschoss des Marktes verbarrikadiert waren. Der einzige Weg hinaus führte über diese Treppe, auf diese Plattform, welche die große Bronzekuppel umringte, und dann über eine weitere Treppe wieder hinunter.

Von diesem hochgelegenen Punkt aus konnte er einiges von Azimir überblicken. Er war erleichtert darüber, keine großen Zerstörungen feststellen zu müssen. Einige Gebäude an der Westseite der Stadt schienen eingestürzt zu sein, aber insgesamt hatte die Stadt den Ewigsturm recht gut überstanden. Die meisten Häuser bestanden aus Stein, und die großen Kuppeln – viele waren mit rötlich-goldener Bronze ausgekleidet – spiegelten das Sonnenlicht wider wie geschmolzene Wunder. Die Bewohner trugen farbenfrohe Kleidung mit Mustern, die eine Schreiberin wie eine Sprache lesen konnte.

Der Sommer hier war wärmer als alles, woran Dalinar gewöhnt war. Er wandte sich nach Osten. Urithiru lag irgendwo in dieser Richtung, im Vorgebirge – weitaus näher an Azir als an Alethkar.

»Hier entlang, Schwarzdorn«, sagte Noura und stieg die hölzerne Treppe hinunter. Sie war auf Holzstelzen errichtet. Als Dalinar sie sah, überkam ihn eine unwirkliche Erinnerung. Sie mahnten ihn undeutlich an etwas – in seinen Gedanken stand er über einer Stadt und schaute auf hölzerne Streben hinunter ...

Rathalas, dachte er. *Der Graben*. Die Stadt, die den Aufstand gewagt hatte. Richtig. Ihm wurde kalt, und der Druck von etwas Verborgenem versuchte in sein Bewusstsein einzudringen. Es gab noch weitere Erinnerungen an diesen Ort, die ihm nicht mehr deutlich bewusst waren.

Er ging die Treppe hinunter und deutete es als Zeichen des Respekts, dass zwei ganze Divisionen die Kuppel umgaben. »Sollten diese Männer nicht auf den Stadtmauern stehen?«, fragte Dalinar. »Was ist, wenn die Bringer der Leere angreifen?«

»Sie haben sich durch Emul zurückgezogen«, sagte Noura. »Der größte Teil jenes Landes steht jetzt in Flammen, was entweder den Parschern oder Tezims Armeen zuzuschreiben ist.«

Tezim. Er war ein Herold. *Sicherlich hat er sich nicht auf die Seite des Feindes geschlagen, oder?* Vielleicht war das Beste, worauf sie hoffen konnten, ein Krieg zwischen den Bringern der Leere und den Armeen eines wahnsinnigen Herolds.

Unten warteten Rikschas auf sie. Zusammen mit Dalinar setzte sich Noura in eine von ihnen. Es war eine neue Erfahrung, von einem Mann gezogen zu werden, der die Tätigkeit eines Chulls ausübte. Auch wenn die Rikscha um einiges schneller als eine Sänfte war, empfand Dalinar sie doch als weitaus weniger würdevoll.

Die Stadt war auf besonders übersichtliche und ordentliche Weise angelegt worden. Navani hatte dies stets bewundert. Er hielt nach weiteren Anzeichen der Zerstörung Ausschau, und während er einige wenige entdeckte, wunderte er sich über eine andere Seltsamkeit. Massen von Menschen standen in Klumpen zusammen; sie trugen farbenprächtige Westen, lockere Hosen oder Röcke und gemusterte Kappen. Dabei riefen sie etwas von Ungerechtigkeit, und obwohl sie verärgert wirkten, waren sie von Logiksprengseln umgeben.

»Worum geht es hier?«, fragte Dalinar.

»Sie protestieren.« Noura sah ihn an und bemerkte offensichtlich seine Verwirrung. »Sie haben eine förmliche Beschwerde eingereicht und sich dem Befehl verweigert, die Stadt zu verlassen und auf den Höfen zu arbeiten. Nun haben sie einen Monat Zeit, ihre Klage kundzutun, bevor sie gezwungen werden, sich in ihr Schicksal zu fügen.«

»Sie können einen kaiserlichen Befehl einfach *missachten*?«

»Ich vermute, Ihr würdet einfach alle auf Euer Schwert spießen. Nun, wir machen es hier anders. Es gibt geregelte Verfahren. Unsere Einwohner sind keine Sklaven.«

Dalinar spürte, wie er wütend wurde. Offensichtlich wusste sie nicht viel über Alethkar, wenn sie annahm, dass alle Alethi-Dunkelaugen

wie Chulle waren, die man herumscheuchen konnte. Die unteren Klassen besaßen eine lange und stolze Tradition von Rechten, die mit ihrer sozialen Stellung verbunden waren.

»Diese Leute«, sagte er, als ihm eine Erkenntnis kam, »sind zu den Feldern befohlen worden, weil Ihr Eure Parscher verloren habt.«

»Unsere Felder sind noch nicht bestellt worden«, sagte Noura und blickte in die Ferne. »Es ist so, als hätten sie genau gewusst, wann sie mit ihrem Abzug den größten Schaden anrichten. Zimmerer und Schuster müssen jetzt zu harter körperlicher Arbeit gezwungen werden, damit keine Hungersnot entsteht. Wir schaffen es vielleicht, uns weiterhin zu ernähren, aber für den Handel und die Infrastruktur sind die Auswirkungen verheerend.«

In Alethkar sind sie nicht so fixiert auf diese Dinge gewesen, denn die Rückgewinnung des Reiches erschien wichtiger. In Thaylenah war die Katastrophe handgreiflicher gewesen; die Stadt lag verwüstet da. Beide Reiche waren abgelenkt und sahen die andere Gefährdung nicht: die wirtschaftliche.

»Wie ist es passiert?«, fragte Dalinar. »Der Auszug der Parscher?«

»Sie haben sich im Sturm versammelt«, antwortete sie. »Sie haben ihre Behausungen verlassen und sind geradewegs in den Sturm hineingelaufen. Einige Berichte besagen, dass die Parscher angeblich das Schlagen von Trommeln gehört haben. Andere Berichte – sie sind alle sehr widersprüchlich – reden von Sprengseln, die die Parscher angeführt haben.

Sie sind auf die Stadttore zugeschwärmt, haben sie im Regen aufgestoßen und sind danach auf die Ebene hinausgetreten, von der die Stadt umgeben wird. Am nächsten Tag haben sie eine förmliche wirtschaftliche Wiedergutmachung für die unzulässige Verwendung ihrer Arbeitskraft verlangt. Sie haben behauptet, der Paragraph, der die Parscher vom Lohnanspruch befreit, sei gesetzwidrig, und sie haben Klage bei Gericht eingereicht. Wir haben mit ihnen verhandelt – es war eine bizarre Erfahrung, wie ich Euch versichern kann –, doch dann haben einige ihrer Anführer sie einfach weggeführt.«

Bemerkenswert. Die Alethi-Parscher hatten sich wie Alethi benommen und zum Kampf zusammengerottet. Die thaylenischen Parscher waren in See gestochen. Und die Azisch-Parscher ... nun, sie hatten etwas typisch Azischhaftes getan – nämlich eine Beschwerde eingereicht.

Er durfte sich nicht davon täuschen lassen, dass er dies sehr lustig fand, denn Navani hatte ihn davor gewarnt, die Azisch zu unterschätzen. Die Alethi rissen gern Witze über sie. Man sagte, wenn man einen ihrer Soldaten beleidigte, würde er ein Formular mit der Bitte einreichen, die Beschimpfung erwidern zu dürfen. Aber das war nur eine Karikatur, die vermutlich genauso zutraf wie Nouras Eindruck, dass Dalinars Volk alles nur mit Schwert und Speer regelte.

Als sie beim Palast eingetroffen waren, wollte Dalinar Noura und ihrem Gefolge ins Innere folgen, aber die Soldaten bedeuteten ihm, sich in ein kleines Nebengebäude zu begeben.

»Ich hatte gehofft, persönlich mit dem Kaiser sprechen zu können«, rief er hinter Noura her.

»Leider kann dieser Petition nicht entsprochen werden«, sagte sie. Die Gruppe ließ ihn zurück und betrat den großen Palast, ein majestätisches Gebäude aus Bronze, das von knollenartigen Kuppeln überwölbt wurde.

Die Soldaten führten ihn in eine kleine Kammer mit einem niedrigen Tisch in der Mitte und hübschen Sofas an den Wänden. Hier ließen sie ihn allein und bezogen Stellung vor dem Zimmer. Es war nicht gerade ein Gefängnis, aber offensichtlich war es ihm nicht gestattet, sich frei in dem Gebäude zu bewegen.

Mit einem Seufzen setzte er sich auf eines der Sofas und stellte die Schachtel mit seinem Essen auf den Tisch neben einigen Schüsseln, in denen sich getrocknete Früchte und Nüsse befanden. Er holte die Spannfeder hervor und schickte Navani ein kurzes Signal, das *Zeit* bedeutete. Sie hatten sich darauf verständigt, dass er es geben sollte, wenn er noch eine Stunde benötigte, bevor jemand aus Sorge in Panik geriet.

Er stand auf und ging im Zimmer herum. Wie konnten Menschen so etwas ertragen? In der Schlacht gewann oder verlor man, je nach der eigenen Stärke. Am Ende des Tages wusste man, wo man stand.

Doch dieses endlose Reden rief eine große Unsicherheit in ihm hervor. Würden die Wesire die Schriften als unwesentlich betrachten? Offenbar war Jasnahs Ruf sogar hier sehr gut, aber man schien mehr von ihrer Art des Ausdrucks als von ihren Argumenten fasziniert zu sein.

Davor hattest du schon immer Angst, nicht wahr?, sagte der Sturmwater in seinen Gedanken.

»Wovor?«

Dass die Welt irgendwann nicht mehr von Schwertern und Generälen, sondern von Stiften und Schreiberinnen beherrscht werden könnte.

»Ich ...« *Beim Blute meiner Väter.* Das stimmte.

War das der Grund dafür, dass er persönlich die Verhandlungen führen wollte? Warum er keine Botschafter hergeschickt hatte? Vertraute er tief in seinem Innern ihren vergoldeten Worten und verzwickten Versprechungen nicht, die allesamt in Schriften enthalten waren, die er nicht lesen konnte? Sollten Papierblätter etwa härter sein als der härteste Splitterpanzer?

»Das Kräfteressen der Reiche sollte eine *männliche* Kunst sein«, sagte er. »Ich sollte in die Lage kommen, sie selbst auszuüben.«

Der Sturmwater grollte, aber es war kein wirklicher Widerspruch. War es etwa ... Belustigung?

Schließlich setzte sich Dalinar wieder auf eines der Sofas. Es wäre gut, er würde etwas essen ... aber seine kleine Schachtel stand bereits geöffnet auf dem Tisch, und Krümel lagen daneben. Das Behältnis war leer. Was zum Henker ...?

Langsam richtete er den Blick auf eines der anderen Sofas. Das schlanke Reschi-Mädchen hockte nicht auf der Sitzfläche, sondern auf der Rückenlehne. Sie trug eine übergroße Azisch-Robe und eine

Kappe und kaute an der Wurst herum, die Navani ihm mitgegeben hatte und die er in das Curry hätte geben sollen.

»Ein bisschen fade«, sagte sie.

»Soldatenration«, erwiderte Dalinar. »Ich mag es so.«

»Vielleicht weil du selbst fade bist?«

»Ich mag es nicht, wenn eine Mahlzeit zur Ablenkung wird. Bist du schon die ganze Zeit über hier?«

Sie zuckte mit den Achseln und aß weiter. »Du hast vorhin etwas gesagt. Über Männer.«

»Ich ... mir wurde klar, dass mir die Vorstellung nicht gefällt, die Schreiberinnen könnten die Geschicke von Nationen bestimmen. Dass die Dinge, die Frauen schreiben, stärker als das Militär sein könnten.«

»Ja, das ergibt einen Sinn. Viele Jungs haben Angst vor Mädchen.«

»Ich habe keine ...«

»Man sagt, es verändert sich, wenn du erwachsen wirst«, meinte sie und lehnte sich vor. »Ich weiß das nicht, denn ich werde nicht erwachsen. Ich habe herausgefunden, wie ich das erreiche. Ich höre einfach auf zu essen. Wer nicht isst, wird nicht größer. So einfach ist das.«

Sie sagte das alles mit vollem Mund.

»So einfach«, meinte Dalinar. »Bestimmt.«

»Ich werde schon sehr bald damit anfangen«, sagte sie. »Möchtest du diese Früchte noch haben, oder ...«

Er beugte sich vor und schob ihr die beiden Schalen mit getrockneten Früchten entgegen. Sofort machte sie sich darüber her. Dalinar lehnte sich wieder zurück. Das Mädchen wirkte fehl am Platze. Sie war zwar ein Hellauge mit blasser, klarer Iris, aber das zählte hier nicht so viel wie im Westen. Die herrschaftliche Kleidung war zu groß für sie, und sie hatte sich nicht die Mühe gemacht, ihre Haare zurückzukämmen und unter die Kappe zu stecken.

Der gesamte Raum – ja sogar die gesamte Stadt – stellte ein Muster an Prahlerei dar. Die mit Blattmetall überzogenen Kuppeln, die

Rikschas, und auch große Teile der Wände dieses Zimmers. Die Azisch besaßen nur wenige Seelengießer, und einer war berühmt dafür, Bronze herstellen zu können.

Der Bodenbelag und die Sofas zeigten lebhafte Muster in Orange und Rot. Die Alethi bevorzugten gediegenere Farben und vielleicht ein wenig Stickerei. Den Azisch hingegen gefiel es, wenn ihre Dekorationen so aussahen, als wären sie das Produkt eines Malers, der einen Niesanfall hatte.

Und in der Mitte all dessen hockte dieses Mädchen, das so einfach wirkte. Sie schwamm durch das ganze Gepränge hindurch, aber es blieb nicht an ihr haften.

»Ich habe zugehört, was sie da drinnen gesagt haben, Knackhintern«, meinte das Mädchen. »Bevor ich hergekommen bin. Ich glaube, sie werden ablehnen. Sie haben einen *Finger*.«

»Ich kann mir vorstellen, dass sie sogar viele Finger haben.«

»Nein, das ist ein besonderer. Getrocknet, sieht so aus, als hätte er einem Uropa gehört, aber tatsächlich stammt er von einem Kaiser. Von Kaiser Schnorchi oder ...«

»Snoxil?«, fragte Dalinar.

»Ja, genau der.«

»Er war Prim, als mein Vorfahr Azimir erobert hat«, sagte Dalinar mit einem Seufzen. »Das ist eine Reliquie.« Die Azisch konnten ein abergläubischer Haufen sein, trotz all ihrer Logik, ihrer Schriften und Gesetze. Diese Reliquie wurde vermutlich bei ihren Diskussionen als Erinnerung an jene Zeit verwendet, in der die Alethi zuletzt in Azir gewesen waren.

»Ja, also, ich weiß bloß, dass er tot ist, und deshalb macht er sich keine Sorgen um ... um ...«

»Odium.«

Das Reschi-Mädchen erzitterte.

»Könntest du mit den Wesiren sprechen?«, fragte Dalinar. »Und ihnen sagen, dass es deiner Meinung nach eine gute Idee ist, meine

Koalition zu unterstützen? Sie haben doch auf dich gehört, als du sie gebeten hast, das Eidtor zu entsperren.«

»Nö, sie haben auf Gawx gehört«, sagte sie. »Die alten Säcke, die diese Stadt beherrschen, mögen mich nicht besonders.«

Dalinar grunzte. »Dein Name lautet Lift, nicht wahr?«

»Richtig.«

»Und dein Orden?«

»Für vorbildliches Benehmen.«

»Ich meinte den Orden der Strahlenden Ritter. Welche Kräfte hast du?«

»Oh. Äh ... Grattänzer? Ich husche herum und so.«

»Du huschst herum.«

»Das macht wirklich Spaß. Außer wenn ich irgendwo anstoße. Dann macht es nur ein bisschen Spaß.«

Dalinar beugte sich vor und wünschte sich wieder einmal, er könnte einfach zu den Schreiberinnen und Narren gehen und mit ihnen sprechen.

Nein. Diesmal musst du den anderen vertrauen, Dalinar.

Lift hielt den Kopf schräg. »Hm. Du riechst wie sie.«

»Sie?«

»Wie das verrückte Sprengsel, das im Wald lebt.«

»Du bist der *Nachtschauerin* begegnet?«

»Ja. Du auch?«

Er nickte.

Sie saßen unbeholfen da, bis ihm das junge Mädchen eine der Schalen mit getrockneten Früchten zuschob. Dalinar nahm ein Stück und kaute schweigend darauf herum, und dann nahm sie ein anderes.

Sie aßen die gesamte Schale leer und sagten nichts mehr, bis die Tür geöffnet wurde. Dalinar fuhr zusammen. Noura stand in der Tür, flankiert von anderen Wesiren. Ihr Blick fiel auf Lift, und sie lächelte. Noura schien nicht so schlecht über das Mädchen zu denken, wie Lift es angedeutet hatte.

Dalinar stand auf und verspürte ein Gefühl ehrfürchtiger Scheu. Er bereitete seine Argumente und Bitten vor. Sie mussten ...

»Der Kaiser und sein Rat«, sagte Noura, »haben beschlossen, Eure Einladung nach Urithiru anzunehmen.«

Dalinar unterdrückte seine Einwände. Hatte sie *annehmen* gesagt?

»Der Prim von Emul hat Azir schon beinahe erreicht«, sagte Noura. »Er hat die Weisen mitgebracht, und sie sollten bereit sein, sich uns anzuschließen. Leider ist Emul nach dem Angriff der Parscher nur noch ein Schatten seiner selbst. Ich vermute, er kann jede Hilfe gebrauchen und wird bereitwillig eine Koalition mit Euch eingehen.

Der Prinz von Taschikk hat einen Botschafter in der Stadt – seinen Bruder. Er wird ebenfalls kommen, und angeblich wird sich die Prinzessin von Yezier persönlich hierherbegeben und um Unterstützung bitten. Wir werden uns um sie kümmern. Vermutlich ist sie der Meinung, dass es in Azimir sicherer ist. Sie verbringt sowieso immer das halbe Jahr hier.

Alm und Desch haben ebenfalls Botschafter in der Stadt, und Liafor schließt sich stets dem an, was wir tun, solange sie die Speisen für die sturmverdamnten Versammlungen liefern dürfen. Für Steen vermag ich nicht zu sprechen, denn sie sind verschlagen. Ich bezweifle, dass Ihr Tukars Priester-König in Euren Reihen haben wollte, und Marat ist überrannt worden. Aber wir sind in der Lage, einen großen Teil des Reiches zu Euren Besprechungen zu bringen.«

»Ich ...«, stammelte Dalinar. »Vielen Dank!« Es geschah *wirklich*! Azir war der Dreh- und Angelpunkt, so wie sie es gehofft hatten.

»Nun, Eure Frau hat einen guten Bericht geschrieben«, sagte Noura.

Er zuckte zusammen. »Es war Navanis Bericht, der Euch überzeugt hat? Nicht Jasnahs?«

»Jedes der drei Schreiben hat dazu beigetragen, und die Berichte aus Thaylen-Stadt sind ermutigend«, sagte Noura. »Das hat bei unserer Entscheidung keine geringe Rolle gespielt. Aber während Jasnah Kholins Schreiben genauso beeindruckend ist, wie ihr Ruf es nahelegt, ist Herrin Navanis Bitte ... authentischer.«

»Sie ist einer der authentischsten Menschen, die ich kenne.« Dalinar grinste wie ein Narr. »Und sie ist gut darin, das zu bekommen, was sie haben will.«

»Ich möchte Euch zurück zum Eidtor geleiten. Wir werden mit Euch in Verbindung bleiben, was den Besuch des Prim in Eurer Stadt angeht.«

Dalinar nahm seine Spannfeder und verabschiedete sich von Lift, die inzwischen auf der Rückenlehne eines Sofas stand und ihm zuwinkte. Als ihn die Wesire zu der Kuppel brachten, in der sich das Eidtor befand, wirkte der Himmel heller. Er hörte, wie sie sich angeregt miteinander unterhielten, während sie sich in die Rikschas setzten. Sie schienen die Entscheidung, nun da sie gefallen war, mit Begeisterung aufzunehmen.

Dalinar schwieg auf der Reise, denn er befürchtete, er könnte etwas Grobes sagen und dadurch alles noch ruinieren. Als sie unter die Marktkuppel getreten waren, ergriff er die Gelegenheit und erwähnte Noura gegenüber, dass das Eidtor zum Transport aller möglichen Dinge benutzt werden könne, einschließlich der Kuppel selbst.

»Ich befürchte, es stellt ein größeres Sicherheitsrisiko dar, als es Euch bewusst ist«, sagte er, als sie das Kontrollgebäude erreicht hatten.

»Was würde geschehen, wenn wir ein Bauwerk über der einen Hälfte der Plattform errichten?«, fragte Noura. »Würde sie dadurch in zwei Hälften geschnitten? Was ist, wenn eine Person halb hier und halb drüben ist?«

»Das wissen wir noch nicht«, sagte Dalinar und schaltete die Spannfeder in einem bestimmten Rhythmus ein und aus, um Jasnah durch das Eidtor zu rufen, damit sie ihn abholen konnte.

»Ich muss etwas eingestehen«, sagte Noura leise, während sich die Wesire hinter ihr unterhielten. »Es gefällt mir nicht, überstimmt zu werden. Ich bin zwar die treue Dienerin des Kaisers, aber ich halte nichts von Euren Strahlenden, Dalinar Kholin. Diese Mächte sind

gefährlich, und die Strahlenden aus dem Altertum haben sich am Ende als Verräter erwiesen.«

»Ich werde Euch überzeugen«, sagte Dalinar. »Wir werden Euch beweisen, dass es so richtig ist. Ich benötige nur eine Gelegenheit dazu.«

Im Eidtor blitzte es, und Jasnah erschien darin. Dalinar verneigte sich respektvoll vor Noura und trat in das Gebäude hinein.

»Ihr seid nicht das, was ich erwartet hatte«, sagte Noura.

»Was hattet Ihr denn erwartet?«

»Ein Tier«, sagte sie offen heraus. »Eine halbmenschliche Kreatur aus Krieg und Blut.«

Etwas daran traf ihn zutiefst. *Ein Tier* ... ein Widerhall von Erinnerungen erbehte in seinem Innern.

»So bin ich einmal gewesen«, sagte Dalinar. »Ich hatte aber den Segen guter Vorbilder, die mich dazu gebracht haben, nach Höherem zu streben.« Er deutete mit dem Kopf auf Jasnah, die das Schwert in dem Schlitz bewegte. Die innere Wand drehte sich, und nun konnte der Übertritt nach Urithiru beginnen.

Auf der anderen Seite wartete Navani vor dem Gebäude auf ihn. Dalinar kam heraus und blinzelte in das Sonnenlicht. Die Bergluft war kalt, und ihn fröstelte. Er grinste Navani breit an, öffnete den Mund und wollte ihr sagen, was sie mit ihrem Schreiben erreicht hatte.

Ein Tier ... ein Tier handelt doch, wenn es bedrängt wird ...

Erinnerungen.

Wenn man es peitscht, wird es wild.

Dalinar geriet ins Taumeln.

Undeutlich hörte er, wie Navani einen Schrei ausstieß und um Hilfe rief. Sein Blickfeld verschwamm, er fiel auf die Knie und verspürte ein überwältigendes Gefühl der Übelkeit. Er krallte die Finger in den Steinboden; die Nägel brachen ab. Navani ... Navani rief nach einer Heilerin. Sie glaubte, er sei vergiftet worden.

Aber das war gar nicht geschehen. Es war um einiges schlimmer.

Bei den Stürmen. Er *erinnerte* sich. Mit dem Gewicht von tausend Felsblöcken brach es über ihn herein.

Er erinnerte sich an das, was sich mit Evi ereignet hatte. Es hatte in einer kalten Festung begonnen, in den Hochlanden, die einmal von Jah Keved beansprucht worden waren.

Und beim Graben war es zu einem Ende gekommen.



ELF JAHRE ZUVOR

Als er sich auf dem steinernen Fenstersims abstützte, gerann Dalinars Atem zu Nebel. In dem Raum hinter ihm hatten Soldaten einen Tisch aufgestellt, dessen Platte von einer Landkarte bedeckt wurde.

»Siehst du den Felsvorsprung dort unten?«, fragte Dalinar und streckte die Hand aus dem Fenster.

Adolin lehnte sich hinaus. Inzwischen war er zwölf – schon beinahe dreizehn – Jahre alt. Die Außenmauer der großen Steinfestung besaß hier im ersten Stock eine Wölbung nach außen, sodass es sehr schwierig sein würde, an ihr hochzuklettern. Doch knapp unter dem Fenster befand sich ein kleiner Sims.

»Ich sehe ihn«, sagte Adolin.

»Gut. Beobachte ihn.« Dalinar deutete in den Raum hinein. Einer seiner Wächter zog an einen Hebel. Der steinerne Sims verschwand in der Mauer.

»Er hat sich bewegt!«, sagte Adolin. »Mach das noch einmal!«

Der Soldat gehorchte und ließ den Sims wieder erscheinen, bevor er ihn abermals einfuhr.

»Großartig!«, sagte Adolin. Er war so voller Energie wie immer. Wenn Dalinar sie für das Schlachtfeld nutzen könnte, müsste er keine Splitter mehr erobern.

»Was glaubst du, warum das so erbaut wurde?«, fragte Dalinar.

»Falls jemand darauf klettert, fällt er wieder herunter, wenn der Sims verschwindet!«

»Es ist eine Verteidigungsmaßnahme gegen Splitterträger«, sagte Dalinar und nickte. »Ein so tiefer Sturz bringt sogar einen Splitterpanzer zum Zerschellen, und im Inneren der Festung gibt es auch Abschnitte, die so schmal sind, dass man in Splitterrüstung und mit Splitterklinge nicht hindurchkommt.«

Dalinar lächelte. Wer wusste wohl, dass sich ein solches Juwel im Hochland zwischen Alethkar und Jah Keved versteckte? Diese einsame Festung würde eine gute Barriere darstellen, sollte einmal ein richtiger Krieg mit den Veden ausbrechen.

Er bedeutete Adolin, in den Raum zurückzuweichen, dann schloss er das Fenster wieder und rieb sich die kalt gewordenen Hände. Dieses Zimmer war wie eine Jagdhütte eingerichtet; an den Wänden hingen die Trophäen von alten und vergessenen Großschalen. Einer der Soldaten stocherte in den Kaminflammen herum.

Die Kämpfe mit den Veden waren abgeflaut. Obwohl die letzten Scharmützel eine Enttäuschung gewesen waren, freute er sich, dass sein Sohn bei ihm war. Natürlich hatte Adolin nicht an den Kämpfen teilgenommen, wohl aber an den taktischen Besprechungen. Dalinar hatte zunächst geglaubt, die Generäle könnten sich an der Gegenwart eines Kindes stören, aber es war schwer, sich über den kleinen Adolin zu ärgern. Er war so ernst und interessiert.

Dalinar und Adolin gesellten sich zu einigen Offizieren vor der Karte auf dem Tisch. »Jetzt wollen wir einmal sehen«, begann Dalinar, »ob du gut aufgepasst hast. Wo sind wir?«

Adolin beugte sich über die Karte und deutete auf eine Stelle. »Das hier ist unsere neue Festung, die du für die Krone gewonnen hast! Hier ist die alte Grenze. Und da, das ist die *neue* Grenze in Blau, die wir von den diebischen Veden zurückerobert haben. Sie hatten unser Land *zwanzig Jahre* besetzt.«

»Ausgezeichnet«, sagte Dalinar. »Aber es ist nicht nur Land, das wir gewonnen haben.«

»Handelsabkommen!«, sagte Adolin. »Das ist der Grund für die große Zeremonie, die wir abgehalten haben. Du und dieser Veden-Großprinz, in förmlicher Kleidung. Wir haben das Recht errungen, tonnenweise Sachen zu kaufen – für ganz wenig Geld.«

»Ja, aber auch das ist nicht das Wichtigste, das wir errungen haben.«

Adolin runzelte die Stirn. »Hm ... Pferde ...«

»Nein, mein Sohn, das *Wichtigste*, das wir gewonnen haben, ist Legitimität. Durch die Unterzeichnung des neuen Vertrages hat der Herrscher der Veden Gavilar als rechtmäßigen König von Alethkar anerkannt. Wir haben nicht nur unsere Grenzen verteidigt, sondern auch einen größeren Krieg abgewendet, da die Veden nun unsere Herrschaft anerkennen und ihre eigenen Ansprüche nicht mehr geltend machen werden.«

Adolin nickte, er verstand.

Es war sehr befriedigend zu sehen, wie viel man sowohl in der Politik als auch im Handel erreichen konnte, indem man die Soldaten des Gegners tötete. Die letzten Jahre voller Scharmützel hatten Dalinar daran erinnert, warum er lebte. Mehr noch, sie hatten ihm etwas Neues gegeben. In seiner Jugend hatte er tagsüber gekämpft und abends mit seinen Soldaten gezecht.

Jetzt musste er seine Entscheidungen erklären und sie einem eifrigen Jungen darlegen, der alles hinterfragte – und der erwartete, dass Dalinar die Antworten kannte.

Bei den Stürmen, das war tatsächlich eine Herausforderung. Aber es fühlte sich gut an. *Unglaublich* gut. Er hatte nicht vor, jemals zu

dem nutzlosen Leben zurückzukehren, das er in Kholinar geführt und das nur aus wilden Gelagen und Tavernenschlägereien bestanden hatte. Dalinar lächelte und nahm einen Becher mit angewärmtem Wein entgegen. Adolins Aufmerksamkeit war auf die Region gerichtet, in der sie die Veden bekämpft hatten, aber Dalinar hatte den Blick auf einen anderen Abschnitt der Karte gerichtet.

Dort waren mit Bleistift die Zahlen notiert, die er angefordert hatte: Truppschätzungen beim Graben.

»*Viim cachi eko!*«, sagte Evi, als sie das Zimmer betrat. Sie schlang die Arme um sich und zitterte. »Und da hatte ich geglaubt, im zentralen Alethkar sei es kalt. Adolin Kholin, wo ist deine Jacke?«

Der Junge schaute an sich herunter, als wäre er überrascht, dass er sie nicht trug. »Hm ...« Er sah Teleb an, der nur lächelte und den Kopf schüttelte.

»Geh, mein Sohn«, sagte Dalinar. »Du hast heute noch Geographie-Unterricht.«

»Darf ich nicht hierbleiben? Ich möchte nicht weggehen.«

Er sprach nicht allein vom heutigen Tag. Die Zeit kam näher, da Adolin einen Teil des Jahres in Kholinar verbringen, mit den Schwertmeistern üben und eine förmliche Ausbildung in Diplomatie erhalten würde. Den größten Teil des Jahres würde er zwar weiterhin in Dalinars Nähe leben, aber es war wichtig, dass er in der Hauptstadt gewisse Dinge lernte.

»Geh jetzt«, sagte Dalinar. »Wenn du im Unterricht gut aufpasst, nehme ich dich morgen zum Reiten mit.«

Adolin seufzte, dann salutierte er. Er sprang vom Schemel herunter und umarmte seine Mutter. Dies war ein Verhalten, das nicht zu einem Alethi passte, aber Dalinar nahm es hin. Adolin verließ das Zimmer.

Evi trat vor das Feuer. »Es ist so kalt. Wieso hat jemand hier oben eine Festung gebaut?«

»Eigentlich ist es gar nicht so schlimm«, sagte Dalinar. »Du solltest die Frostlande einmal mitten im Winter besuchen.«

»Ihr Alethi habt doch keine Ahnung, was Kälte ist. Eure Knochen sind gefroren.«

Dalinars Antwort bestand in einem Grunzen. Er beugte sich wieder über die Karte. *Ich muss von Süden anrücken und am Ufer des Sees entlangmarschieren ...*

»Der König schickt gerade eine Botschaft durch die Spannfeder«, bemerkte Evi. »Sie wird in diesen Augenblicken niedergeschrieben.«

Ihr Akzent verblasst, bemerkte Dalinar beiläufig. Als sie sich auf einen Stuhl vor dem Feuer setzte, stützte sie sich mit der rechten Hand ab und hielt die Schutzhand züchtig gegen die Hüfte gedrückt. Sie trug die blonden Haare nicht mehr offen, sondern zu Alethi-Zöpfen geflochten.

Evi war nie eine große Schreiberin gewesen – sie hatte auch nicht die frühe Ausbildung in Kunst und Literatur genossen, wie sie bei den Vorin-Frauen üblich war. Außerdem mochte sie keine Bücher, sondern bevorzugte ihre Meditationen. Aber sie hatte sich in den letzten Jahren sehr angestrengt, und er war beeindruckt.

Noch immer beschwerte sie sich, dass sie Renarin nicht oft genug sehe. Der andere Sohn war ungeeignet für die Schlacht und verbrachte die meiste Zeit in Kholinar. Die Hälfte des Jahres war Evi bei ihm.

Nein, nein, dachte Dalinar, während er eine Glyphe auf die Karte malte. *Das Ufer ist die Route, die jedermann erwartet*. Was dann? Ein Angriff vom Wasser her? Er würde sich um Schiffe kümmern müssen.

Schließlich kam eine Schreiberin mit dem Brief des Königs herein, und alle außer Dalinar und Evi verließen das Zimmer. Evi nahm den Brief entgegen, hielt ihn in der Hand und zögerte. »Möchtest du dich setzen, oder ...«

»Nein, lies vor.«

Evi räusperte sich. »»Bruder««, begann der Brief, »»der Vertrag ist gesiegelt. Deine Bemühungen in Jah Keved werden sehr gelobt, und nun kommt die Zeit zur Gratulation und zum Feiern. Außerdem

möchte ich ganz persönlich zum Ausdruck bringen, wie stolz ich auf dich bin. Unsere besten Generäle sagen, dass sich dein taktischer Instinkt zu einem vollen strategischen Genie ausgewachsen hat. Ich habe mich zwar nie zu ihnen gezählt, aber sie bezeichnen dich ausnahmslos als ihresgleichen.

So wie es mir bestimmt war, König zu werden, scheinst du deinen Platz als unser General gefunden zu haben. Ich bin sehr interessiert daran, deine eigenen Berichte über die Taktik der kleinen, mobilen Einsatztruppen zu hören, die du verwendest. Ich würde gern von Angesicht zu Angesicht mit dir über diese Dinge sprechen – und ich habe wichtige eigene Offenbarungen, die ich mit dir teilen will. Es wäre das Beste, wenn wir uns persönlich treffen könnten. Früher habe ich deine Gesellschaft jeden Tag genossen. Und jetzt ist es, wie ich glaube, schon drei Jahre her, seit wir uns in die Augen gesehen haben.««

»Aber«, sagte Dalinar und unterbrach Evi damit, »wir müssen uns um den Graben kümmern.«

Evi war verstummt, sah ihn an und richtete den Blick dann wieder auf das Blatt. Schließlich las sie weiter. »»Leider wird unser Treffen noch ein paar Stürme warten müssen. Auch wenn deine Bemühungen an der Grenze gewiss dazu beigetragen haben, unsere Macht zu festigen, ist es mir doch nicht gelungen, Rathalas und dessen abtrünnigen Herrscher mit den Mitteln der Politik auf unseren Kurs zu bringen.

Ich muss dich also wieder zum Graben schicken. Du musst diesen Aufstand ersticken. Ein Bürgerkrieg könnte Alethkar zerreißen, und ich wage es nicht, noch länger zu warten. In Wahrheit wünschte ich mir inzwischen, ich hätte auf dich gehört, als wir – vor so vielen Jahren – darüber gesprochen haben und du mich aufgefordert hast, dich zum Graben zu schicken.

Sadeas wird sich dir mit Verstärkungstruppen anschließen. Bitte sende mir deine strategische Einschätzung dieser Schwierigkeit. Aber sei gewarnt, denn wir wissen nun, dass einer der anderen

Großprinzen – es ist uns nicht bekannt, um wen es sich dabei handelt – Tanalan und seine Rebellion unterstützt. Vielleicht hat er Zugang zu Splittern. Ich wünsche dir Kraft und den Segen der Herolde bei deiner neuen Aufgabe. Mit Liebe und Respekt, Gavilar.««

Evi schaute auf. »Woher wusstest du das, Dalinar? Du brütest schon seit Wochen über den Karten Alethkars und der Kronlande. Du hast *gewusst*, dass er dir diese Aufgabe stellen würde.«

»Aber was für ein Stratege wäre ich denn auch, wenn ich die nächste Schlacht nicht vorhersehen könnte?«

»Ich war der Meinung, dass wir uns entspannen werden«, sagte Evi. »Und dass wir mit dem Töten fertig sind.«

»Bei dem Schwung, den ich noch habe? Was für eine Verschwendung wäre das! Wenn es nicht dieses Problem in Rathalas gäbe, würde Gavilar einen anderen Kampfplatz für mich finden. Vielleicht wieder Herdaz. Dein bester General darf nicht einfach herumsitzen und Krem sammeln.«

Außerdem gab es sicherlich Männer und Frauen unter Gavilars Ratgebern, die sich wegen Danilar Sorgen machten. Wenn jemand eine Bedrohung für den Thron darstellte, dann war es der Schwarzdorn – insbesondere wegen des Respekts, den er sich bei den Generälen des Reiches erworben hatte. Obwohl sich Dalinar schon vor vielen Jahren entschlossen hatte, nichts dergleichen zu tun, waren bei Hofe zahlreiche Leute der Ansicht, das Reich sei in größerer Sicherheit, wenn er möglichst weit weg war.

»Nein, Evi«, sagte er, während er sich eine weitere Notiz machte. »Ich bezweifle, dass wir uns jemals wieder nach Kholinar zurückziehen werden.«

Er nickte sich selbst zu. Das war der Weg, den Graben zu erobern. Eines seiner mobilen Einsatzkommandos konnte das Ufer des Sees umrunden und sichern. Dann war er in der Lage, die ganze Armee hinüberzuschicken und den Graben viel schneller anzugreifen, als dieser es erwartete.

Zufrieden hob er den Blick – und sah, dass Evi weinte.

Verblüfft ließ er den Stift fallen. Sie versuchte die Tränen zurückzuhalten, drehte sich zum Feuer hin und schlang die Arme um sich, aber ihr Schniefen war so deutlich und unangenehm wie der Klang brechender Knochen.

Bei Keleks Atem ... Es machte ihm nichts aus, Soldaten, Stürmen und niedergehenden Felsbrocken zu trotzen und vor sterbenden Freunden zu stehen. Aber nichts in seiner Ausbildung hatte ihn darauf vorbereitet, mit diesen sanften Tränen umzugehen.

»Sieben Jahre«, flüsterte sie. »Ganze sieben *Jahre* sind wir nun schon hier draußen und leben in Wagen und Herbergen am Wegesrand. Das sind sieben Jahre Mord, Chaos und Männer, die im Wundschmerz schreien.«

»Du hast einen Soldaten ...«

»Ja, ich habe *einen Soldaten geheiratet*. Es ist also meine Schuld, dass ich nicht stark genug bin, um die Konsequenzen zu ertragen. Danke, Dalinar. Das hast du sehr klar gemacht.«

So fühlte es sich also an, hilflos zu sein. »Ich ... hatte geglaubt, dass du dich allmählich daran gewöhnst. Du hast dich doch gut in die Gruppe der anderen Frauen eingefügt.«

»Die Gruppe der anderen Frauen? Dalinar, sie geben mir das Gefühl, *dumm* zu sein.«

»Aber ...«

»Jedes Gespräch ist für sie ein Wettstreit«, sagte Evi und warf die Hände hoch. »Für euch Alethi muss immer alles ein Kampf sein; ihr versucht andauernd, euch gegenüber den anderen zu beweisen. Bei den Frauen ist es dieses scheußliche, unausgesprochene Spiel, jedem beweisen zu wollen, wie klug und geistreich sie sind. Ich habe gedacht ... vielleicht kann ich zur Nachtschauerin gehen und sie um den Segen der Klugheit bitten. Die Alte Magie ist in der Lage, einen Menschen zu verändern und etwas Großes aus ihm zu machen ...«

»Evi«, unterbrach Dalinar sie. »Bitte rede nicht von dieser Kreatur. Das ist Blasphemie.«

»Das sagst ausgerechnet du, Dalinar«, meinte sie. »Hier stört sich niemand wirklich an Religion. Aber natürlich stellen alle klar, dass ihr Glaube dem meinen haushoch überlegen ist. Doch wer macht sich je Gedanken über die Herolde, die bloß noch als Fluch dienen? Ihr bringt die Feuerer in die Schlacht, nur damit ihre Seelengießer Felsen in Getreide verwandeln. Auf diese Weise müsst ihr nicht damit aufhören, andere umzubringen, nur weil ihr etwas zu essen braucht.«

Dalinar trat auf sie zu und setzte sich auf einen der Stühle vor dem Kamin. »Ist es in deiner Heimat denn ... anders?«

Sie rieb sich die Augen, und da fragte er sich, ob sie diesen Versuch, das Thema zu wechseln, wohl durchschaute. Es schlichtete oft ihren Streit, wenn sie über Evis Volk redeten.

»Ja«, sagte sie. »Allerdings stimmt es, dass es auch bei uns solche gibt, denen der Eine oder die Herolde herzlich egal sind. Sie sagen, wir sollten die Doktrinen der Iriali oder Vorin nicht als unsere eigenen übernehmen. Aber, Dalinar, vielen ist die Religion *nicht* gleichgültig. Hier ... hier bezahlt ihr einfach einen Feuerer oder eine Feuerin dafür, dass sie Bannglyphen für euch verbrennen, und dann seid ihr mit der Religion fertig.«

Dalinar holte tief Luft und setzte zu einem zweiten Versuch an. »Wenn ich mich um die Rebellen gekümmert habe, kann ich Gavilar vielleicht überreden, mir keine weitere Aufgabe zu übertragen. Dann werden wir reisen und nach Westen gehen – in deine Heimat.«

»Damit du dann dort mein Volk töten kannst?«

»Nein! Ich werde niemals ...«

»Sie würden dich angreifen, Dalinar. Mein Bruder und ich, wir sind Verbannte, falls du das schon vergessen haben solltest.«

Er war Toh seit etwa einem Jahrzehnt nicht mehr begegnet, nämlich seit dieser nach Herdaz gegangen war. Angeblich lebte er dort recht bequem an der Küste, geschützt von Alethi-Leibwächtern.

Evi seufzte. »Nie wieder werde ich die versunkenen Wälder sehen. Das habe ich hingenommen. Ich werde mein Leben in diesem

harschen Land verbringen, das so sehr von Wind und Kälte beherrscht wird.«

»Nun, wir könnten an einen wärmeren Ort reisen. Vielleicht zum Dampfwasser-Ozean. Nur du und ich. Gemeinsame Zeit. Wir könnten sogar Adolin mitnehmen.«

»Und Renarin?«, fragte Evi. »Dalinar, du hast *zwei* Söhne, falls du das vergessen haben solltest. Aber – kümmerst du dich jemals darum, wie es deinem Kind geht? Oder bedeutet dir der Junge gar nichts, nur weil er kein Soldat werden kann?«

Dalinar grunzte und fühlte sich, als hätte er einen Schlag mit dem Streitkolben gegen den Kopf erhalten. Er stand auf und ging zum Tisch.

»Was ist los?«, wollte Evi wissen.

»Ich habe an ausreichend vielen Schlachten teilgenommen, sodass ich inzwischen weiß, wenn ich eine nicht gewinnen kann.«

»Also fliehst du?«, fragte Evi. »Wie ein Feigling?«

»Der Feigling«, sagte Dalinar, während er seine Landkarten zusammenlegte, »ist der Mann, der einen notwendigen Rückzug zu spät befiehlt, weil er befürchtet, verspottet zu werden. Wir werden nach Kholinar zurückkehren, nachdem ich mich um die Rebellion am Graben gekümmert habe. Ich verspreche dir, dass wir mindestens ein Jahr in Kholinar verbringen werden.«

»Wirklich?«, fragte Evi und erhob sich ebenfalls.

»Ja. Diesen Kampf hast du gewonnen.«

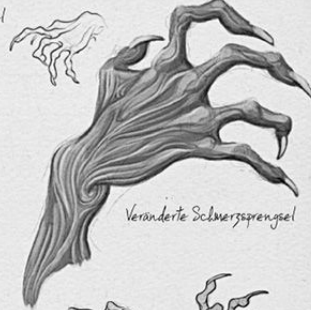
»Ich ... fühle mich gar nicht so, als ob ich gewonnen hätte ...«

»Willkommen im Krieg, Evi«, sagte Dalinar und schritt auf die Tür zu. »Es gibt keine eindeutigen Siege, sondern nur Erfolge, durch die entweder mehr oder weniger deiner Freunde sterben.«

Er verließ das Zimmer und schlug die Tür hinter sich zu. Der Klang ihres Weinens jagte ihn die Treppe hinunter, und Schamsprengsel fielen um ihn herum wie Blütenblätter zu Boden. *Bei den Stürmen, ich habe diese Frau nicht verdient, oder?*

Aber so war es nun einmal. Der Streit war um ihretwillen entstanden, ebenso wie die Nachwirkungen. Er stapfte die Treppe hinunter und suchte nach seinen Generälen, denn er wollte mit der Planung des Angriffs auf den Graben fortfahren.

Gewöhnliche Schwarzgansel

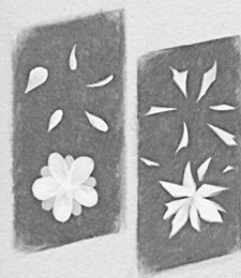


Veränderte Schwarzgansel

Die Schwarzgansel in Kleinheit sind von einer kahlgrünen Färbung und besitzen lange Klauen sowie seltsam verzerrte Proportionen (sogar mehr als gewöhnlich). Auf Schmerzen reagieren sie so schnell wie immer.

Schlangengansel leben sich von ihrer ablichen Erscheinungsweise als fallende Blütenblätter zu Spitzeln zerbrochenen Glases umgeformt.

Das Gefühl der Verlegenheit selbst scheint durch unbefugtes zu sein.



Seltensweise scheinen sich die Hunsengansel nicht verändert zu haben.





Diese Generation besaß nur einen einzigen Bindeschmied, und manche machen die Spaltungen unter uns dafür verantwortlich. Doch das wahre Problem liegt viel tiefer. Ich glaube, dass Ehr selbst sich verwandelt.

Aus Schublade 24-18, Rauchstein

Einen Tag nachdem sie auf eine so brutale Art ermordet worden war, stellte Schallan fest, dass sie sich viel besser fühlte. Das Gefühl der Bedrückung hatte sie verlassen, und selbst das Grauen schien in weite Ferne gerückt zu sein. Was aber blieb, war ein kurzer Blick in den Spiegel: der flüchtige Blick auf die Gegenwart der Ungemachten hinter der reflektierenden Scheibe.

Die Spiegel in dem Schneiderladen zeigten keine solchen Neigungen; Schallan hatte jeden einzelnen von ihnen untersucht. Sicherheitshalber hatte sie eine Skizze des Wesens, das sie gesehen hatte, den anderen gezeigt und ihnen aufgetragen, danach Ausschau zu halten.

Nun schlenderte sie in die kleine Küche, die neben dem hinteren Werkraum lag. Adolin aß gerade ein Curry mit Fladenbrot, während König Elhokar am Tisch des Zimmers saß und eifrig ... etwas schrieb? *Nein, er zeichnete.*

Zärtlich legte Schallan die Hand auf Adolins Schulter und genoss sein Grinsen. Dann ging sie zum König hinüber und spähte über seine Schulter. Er arbeitete an einer Karte der Stadt, die aber auch den Palast und die Plattform des Eidtores abbildete. Sie war gar nicht schlecht ausgeführt.

»Hat irgendjemand den Brückenmann gesehen?«, fragte Elhokar.

»Ich bin hier«, sagte Kaladin, der aus dem Werkraum herbeikam. Yokska, ihr Mann und ihre Magd hatten sich aufgemacht, einige Nahrungsmittel einzukaufen, wozu sie Kugeln von Elhokar erhalten hatten. Anscheinend gab es noch Vorräte in der Stadt, wenn man die nötigen Zahlungsmittel besaß.

»Ich habe mir einen Plan ausgedacht, wie wir in dieser Stadt vorgehen können«, sagte Elhokar.

Schallan tauschte einen raschen Blick mit Adolin aus, der die Schultern hob. »Was schlägt Ihr vor, Euer Majestät?«

»Dank der ausgezeichneten Erkundungen der Lichtweberin«, sagte der König, »ist es augenscheinlich, dass meine Frau von ihren eigenen Wachen als Gefangene gehalten wird.«

»Das wissen wir nicht mit Sicherheit, Euer Majestät«, sagte Kaladin. »Mir scheint es eher so zu sein, dass die Königin dem erlegen ist, was auch die Wachen überwältigt hat.«

»Wie dem auch sei, jedenfalls muss sie gerettet werden«, sagte Elhokar. »Entweder schleichen wir uns in den Palast ein und befreien sie und den kleinen Gavinor, oder wir müssen eine Streitmacht zusammenstellen und den Palast mit der Kraft unserer Waffen erobern.« Er deutete mit seinem Stift auf die Karte der Stadt. »Doch am wichtigsten ist das Eidtor. Hellheit Davar, ich möchte, dass Ihr diesen Kult der Augenblicke untersucht. Findet heraus, wozu sie die Plattform des Eidtores benutzen.«

Yokska hatte bestätigt, dass in jeder Nacht einige Mitglieder des Kultes ein helles Feuer auf dieser Plattform entzündeten. Sie bewachten diesen Ort während jeder Stunde des Tages.

»Wenn es Euch gelingt, an den Ereignissen oder Ritualen teilzunehmen, die dort stattfinden«, sagte der König, »wäret Ihr nur noch wenige Schritte von dem Eidtor entfernt. Ihr könntet das gesamte Plateau nach Urithiru hinüberbringen, sodass sich unsere Armee um diesem Kult kümmern kann.

Sollte das nicht durchführbar sein, werden Adolin und ich – in Gestalt bedeutender Hellaugen von der Zerbrochenen Ebene – jene helläugigen Häuser in der Stadt kontaktieren, die eine kleine eigene Streitmacht besitzen. Wir werden uns ihrer Unterstützung versichern, vielleicht unsere wahre Identität enthüllen und eine Armee für den Angriff auf den Palast zusammenstellen.«

»Und ich?«, fragte Kaladin.

»Mir gefällt nicht, was ich über diesen Großmarschall Azure gehört habe. Finde alles über ihn und seine Mauerwache heraus, was dir möglich ist.«

Kaladin nickte erst, dann grunzte er.

»Das ist ein vernünftiger Plan, Elhokar«, sagte Adolin. »Gute Arbeit.«

Vermutlich hätte dieses kleine Lob bei dem König nicht das strahlende Lächeln hervorrufen sollen, das er nun zeigte. Elhokar zog sogar ein paar Ruhmsprengsel an – bemerkenswerterweise schienen sie sich von den gewöhnlichen Sprengseln kaum zu unterscheiden.

»Aber da ist noch etwas, dem wir uns stellen müssen«, fuhr Adolin fort. »Habt Ihr der Liste mit Anklagen zugehört, die jene Feuerin, die hingerichtet wurde, gegen die Königin vorgebracht hat?«

»Ich ... ja.«

»Zehn Glyphen«, sagte Adolin, »die Aesudans Übermaß verurteilt haben. Das Verschwenden von Nahrungsmitteln, während die Bevölkerung verhungert. Das Erhöhen der Steuern und gleichzeitige Ausrichten übertriebener Feierlichkeiten für ihre Feuerer. Elhokar, das alles hat lange vor dem Ewigsturm begonnen.«

»Wir können ... sie fragen«, sagte der König. »Sobald sie in Sicherheit ist. Irgendetwas muss schiefgelaufen sein. Aesudan mag

zwar immer stolz und ehrgeizig gewesen sein, aber doch nie unersättlich.« Er sah Adolin an. »Ich weiß, dass Jasnah sagt, ich hätte sie niemals heiraten sollen, da Aesudan zu machthungrig ist. Jasnah hat es nie begriffen. Ich habe Aesudan *gebraucht*. Jemand mit Kraft und Stärke ...« Er holte tief Luft und stand auf. »Wir dürfen keine Zeit verschwenden. Der Plan. Seid ihr damit einverstanden?«

»Mir gefällt er«, sagte Schallan.

Kaladin nickte. »Er ist zwar eher unbestimmt, aber wenigstens stellt er eine Richtlinie für einen Angriff dar. Außerdem müssen wir dem Getreide in der Stadt nachspüren. Yokska sagt, dass die Hellaugen es zur Verfügung stellen, aber sie sagt auch, dass die Lagerhallen des Palastes geschlossen sind.«

»Glaubt Ihr, dass jemand einen Seelengießer hat?«, fragte Adolin.

»Ich vermute, diese Stadt hat zu viele Geheimnisse«, sagte Kaladin.

»Adolin und ich, wir werden die Hellaugen fragen und herausfinden, was sie wissen«, meinte Elhokar und sah Schallan an. »Der Kult der Augenblicke?«

»Ich werde mich darum kümmern«, sagte sie. »Ich brauche sowieso einen neuen Mantel.«



Sie schlüpfte aus dem Gebäude und war wieder zu Schleier geworden. Sie trug eine Hose und ihren Mantel, der nun aber ein Loch im Rücken aufwies. Es war Ishnah gelungen, das Blut abzuwaschen; dennoch wollte Schleier das Kleidungsstück austauschen. Zunächst aber hatte sie das Loch mit ihrem Lichtweben überdeckt.

Schleier schlenderte die Straße hinunter und stellte fest, dass sie immer selbstsicherer wurde. In Urithiru hatte sie sich noch bemühen müssen, den richtigen Eindruck zu hinterlassen. Innerlich zuckte sie zusammen, als sie an ihre Reisen durch die Tavernen dachte, bei denen sie sich zum Narren gemacht hatte. Man musste nicht *beweisen*, wie viel man trinken konnte, nur damit man hart und zäh

wirkte – aber das konnte man nur lernen, wenn man den passenden Mantel trug und in ihm lebte.

Sie begab sich in die Richtung des Marktes, auf dem sie hoffte, ein Gespür für die Menschen Kholinars zu entwickeln. Sie musste wissen, wie die Leute dachten, bevor sie verstehen konnte, wie es zu dem Kult der Augenblicke hatte kommen können. Erst dann wäre sie auch wirklich in der Lage, ihn zu unterwandern.

Dieser Markt war ganz anders als jener in Urithiru oder der Nachtmarkt in Kharbranth. Zum einen war er offensichtlich sehr alt. Die verwitterten, verschlissenen Läden wirkten so, als stünden sie schon seit der ersten Wüstwerdung hier. Die Steine waren durch die Berührung von Millionen Fingern geglättet und durch tausende Füße platt getreten worden. Vordächer mochten durch die Abfolge unzähliger Sonnentage ausgebleicht worden sein.

Die Straße war breit und nicht übermäßig bevölkert. Einige Buden waren leer, und die Kaufleute riefen ihr nichts entgegen, wenn sie an ihnen vorbeiging. Das schien dem Gefühl der Bedrückung geschuldet zu sein, das alle empfanden – dem Gefühl einer belagerten Stadt.

Yokska schneiderte nur für Männer, aber Schleier hätte sich dieser Frau sowieso nicht offenbaren wollen. Also machte sie bei einem Kleidungsgeschäft Halt und probierte einige neue Mäntel an. Sie plauderte ein wenig mit der Frau, die sich um den Verkauf kümmerte – ihr Mann war der Schneider –, und erhielt von ihr einige Vorschläge, wo sie nach einem Mantel wie ihrem gegenwärtigen suchen sollte; dann trat sie wieder auf die Straße hinaus.

Hier patrouillierten Soldaten in hellblauen Uniformen; die Glyphen darauf wiesen sie als Angehörige des Hauses Velalant aus. Yokska hatte dessen Hellherrs als einen kleineren Akteur in den Geschicken der Stadt beschrieben, dessen Rolle aber umso bedeutender geworden war, je mehr Hellaugen im Palast verschwunden waren.

Schleier zitterte und erinnerte sich an die Reihe der Leichname. Adolin und Elhokar waren sich ziemlich sicher, dass es sich bei ihnen um einen entfernt verwandten Kholin und dessen Gefolgschaft

gehandelt hatte – einen Mann namens Kaves, der schon oft versucht hatte, in der Stadt Macht zu erringen. Beide waren nicht gerade traurig gewesen, dass er dahingeschieden war, aber trotzdem – es zeugte von einem düsteren Geheimnis. Mehr als dreißig Personen hatten sich mit der Königin getroffen, und viele von ihnen waren mächtiger als Kaves gewesen. Was war wohl mit ihnen geschehen?

Schleier kam an zahlreichen Verkäufern vorbei, die das übliche Angebot von Nützlichem und Seltsamem feilboten, das von Keramik bis zu teuren Essgeschirren und feinen Messern reichte. Es war schön zu sehen, dass die Soldaten hier so etwas wie Recht und Ordnung geschaffen hatten. Statt sich auf die geschlossenen Buden zu konzentrieren, sollte Schleier eher anerkennen, wie viele noch geöffnet waren.

Im dritten Bekleidungsgeschäft fand sie schließlich einen Mantel, der ihr gefiel und im gleichen Stil wie ihr alter geschneidert war. Er war weiß und lang und reichte ihr bis über die Knie. Sie zahlte dafür, dass er noch abgenäht wurde, und fragte die Näherin beiläufig nach den Nahrungsvorräten der Stadt.

Die Antworten führten sie eine Straße weiter zu einer Ausgabestelle für Getreide. Früher hatte sich hier eine thaylenische Bank befunden, und an der Fassade waren noch die Worte *Sichere Tresore* auf Thaylenisch und in der Schrift der Frauen zu erkennen. Die Eigentümer waren schon lange geflohen. Geldverleiher schienen einen sechsten Sinn für drohende Gefahren zu besitzen, so wie manche Tiere einen Sturm spürten, lange bevor er eintraf.

Die Soldaten in Hellblau hatten das Gebäude beschlagnahmt, und die Gewölbe beherbergten nun das kostbare Getreide. Draußen warteten die Menschen in einer langen Schlange, und die Soldaten gaben jedem gerade so viel, dass es für die tägliche Ration Brot und Haferschleim reichte.

Das war ein gutes Zeichen – wenn es auch gleichzeitig eine deutliche und schreckliche Erinnerung an die Lage der Stadt war. Schleier hätte Velalant Beifall gespendet, wären seine Soldaten nicht

so unfähig gewesen. Sie brüllten jedermann an, in der Schlange zu bleiben, taten aber nichts, um ihren Befehl durchzusetzen. Sie hatten eine Schreiberin, die dafür sorgen sollte, dass sich niemand zweimal einreichte, aber sie schlossen jene Personen nicht von der Getreidevergabe aus, denen es eindeutig so gut ging, dass sie die Spende gar nicht benötigten.

Schleier schaute sich auf dem Markt um und bemerkte, dass viele Leute in den verlassenen Buden und den schmalen Gassen dazwischen hockten. Es waren die Armen und Unerwünschten, deren Los noch elender war als das der Flüchtlinge. Sie trugen zerrissene Kleidung und hatten schmutzige Gesichter. Sie beobachteten ihre Umgebung wie Sprengsel, die von einem mächtigen Gefühl angezogen worden waren.

Schleier setzte sich auf eine niedrige Mauer neben einer Zisterne. Ein Junge huschte nicht fern von ihr vorbei und beobachtete die Schlange der Wartenden mit hungrigen Blicken. Der eine Arm endete in einer verdrehten, nicht benutzbaren Hand; drei Finger waren bloße Stummel, und die beiden anderen waren verkrümmt.

Sie suchte in ihrer Hosentasche herum. Schallan nahm nie etwas zu essen mit, aber Schleier wusste, wie wichtig es war, etwas dabeizuhaben, worauf man herumkauen konnte. Sie hätte schwören können, dass sie etwas eingesteckt hatte, als sie sich zum Aufbruch bereit gemacht hatte ... da war es. Eine Fleischstange, seelengegossen, aber mit echtem Zucker überzogen. Sie war nicht so groß, dass man sie als Wurst hätte bezeichnen können. Schleier biss das eine Ende ab und streckte das andere dem Straßenjungen entgegen.

Der Knabe betrachtete sie von oben bis unten und versuchte offenbar, sie einzuschätzen. Schließlich kam er zu ihr herüber und nahm die Gabe an. Rasch steckte er sich die Stange in den Mund. Er wartete und betrachtete sie; vermutlich wollte er herausfinden, ob sie noch mehr hatte.

»Warum stellst du dich nicht in die Schlange?«, fragte Schleier.

»Sie haben Regeln. Du musst ein bestimmtes Alter haben. Und wenn du zu arm bist, schicken sie dich weg.«

»Aus welchem Grund?«

Der Junge zuckte die Achseln. »Ich glaube, sie brauchen keinen Grund. Sie sagen, du warst schon einmal an der Reihe, aber das stimmt nicht.«

»Viele von diesen Leuten ... sind Diener aus den reichen Häusern, nicht wahr?«

Der Straßenjunge nickte.

Sturmverdamnte Hellaugen, dachte Schleier, während sie die Schlange beobachtete. Einige Arme wurden wegen des einen oder anderen Verstoßes aus der Reihe gedrängt, so wie es der Straßenjunge gesagt hatte. Die anderen warteten geduldig, wie es von ihnen erwartet wurde. Sie waren von den reichen Häusern ausgesandt worden, damit sie etwas zu essen besorgten. Viele waren schlank und muskulös wie Hauswachen, auch wenn sie keine Uniformen trugen.

Bei allen Stürmen! Velalants Männer hatten wirklich keine Ahnung, was sie tun sollten. *Oder aber sie wissen genau, was sie tun sollen*, dachte sie. *Und Velalant beruhigt nur die örtlichen Hellaugen, damit sie seine Herrschaft unterstützen, sobald sich der Wind wieder dreht.*

Es machte Schleier krank. Sie holte eine zweite Fleischstange für den Straßenjungen hervor und wollte ihn fragen, wie weit Velalants Einfluss reichte – doch das Kind war im Handumdrehen verschwunden.

Die Zuteilung des Getreides endete, und viele Unglückliche schrien verzweifelt auf. Die Soldaten sagten, eine weitere Ausgabe würde am Abend erfolgen, und sie rieten den Leuten, in der Schlange stehen zu bleiben und zu warten. Dann schloss die Bank ihre Tore.

Aber woher bekam Velalant eigentlich die Nahrungsmittel? Schleier erhob sich und ging weiter über den Markt. Dabei kam sie an ganzen Tümpeln voller Wutsprenksel vorbei. Einige sahen wie die üblichen

Blutlachen aus; andere wirkten eher wie Teer und waren pechschwarz. Wenn Blasen in ihnen aufstiegen, zeigten sie brennendes Rot in ihrem Innern, wie schwelende Kohlen. Sie verschwanden, als sich die Menschen auf den Boden setzten und warteten – stattdessen erschienen Erschöpfungssprengel.

Schleiers guter Eindruck von dem Markt verschwand. Sie kam an herumirrenden Menschengruppen vorbei, die verloren wirkten, und sie las die Verzweiflung in ihren Augen. Warum sollten sie so tun, als würde das Leben weitergehen? Sie waren zum Untergang verdammt. Die Bringer der Leere würden diese Stadt auseinanderreißen – falls sie die Bewohner nicht einfach verhungern ließen.

Jemand musste etwas unternehmen. *Schleier* musste etwas unternehmen. Die Unterwanderung des Kultes der Augenblicke erschien ihr plötzlich zu abstrakt. Konnte sie nicht etwas für diese armen Leute tun? Aber ... es war ihr doch nicht einmal gelungen, ihre eigene Familie zu retten. Sie hatte keine Ahnung, was Mraize mit ihren Brüdern gemacht hatte, und sie weigerte sich, an sie zu denken. Wie sollte sie da eine ganze Stadt retten?

Sie drängte sich durch die Menge, suchte nach Freiheit, fühlte sich plötzlich eingesperrt. Sie musste von hier wegkommen. Sie ...

Was war das für ein Laut?

Schallan blieb stehen, drehte sich um und *hörte*. Bei den Stürmen! Das war unmöglich, oder? Sie drängte zu dem Laut, zu der *Stimme* hin.

»Das sagst du, mein lieber Mann«, verkündete die Stimme, »aber *jeder* glaubt, er kennt die Monde. Wieso auch nicht? Wir leben doch jede Nacht unter ihrem Blick. Wir kennen sie schon länger als all unsere Freunde, unsere Frauen, unsere Kinder. Und doch ... und doch ...«

Schallan bahnte sich einen Weg durch die Menge und sah ihn auf der niedrigen Einfassung einer Sturmzisterne sitzen. Vor ihm brannte eine Kohlenpfanne aus Messing und gab dünne Rauchfahnen von sich, die vom Wind gekräuselt wurden. Seltsamerweise war er in eine

Soldatenuniform gekleidet. Es war Sadeas' Uniform; der Waffenrock war aufgeknöpft, und um seinen Hals lag ein farbiger Schal.

Der Reisende. Das war derjenige, den man den Schelm des Königs nannte. Kantige Gesichtszüge, eine scharf geschnittene Nase, schwarzes Haar.

Er war *hier*.

»Es gibt noch viele Geschichten zu erzählen.« Schelm sprang auf die Beine. Nur wenige Menschen schenken ihm Aufmerksamkeit. Für sie war er bloß ein weiterer Straßenkünstler. »Jedermann weiß, dass Mischim der klügste der drei Monde ist. Obwohl seine Geschwister damit zufrieden sind, im Himmel zu regieren und das Land unter ihnen mit ihrem Licht zu schmücken, sucht Mischim regelmäßig nach einer Möglichkeit, allen Pflichten zu entgehen.«

Schelm warf etwas in die Kohlenpfanne und rief dadurch eine grüne Rauchwolke hervor, die die gleiche Farbe wie Mischim aufwies, der dritte und langsamste der Monde.

»Diese Geschichte spielt zu den Zeiten von Tsa«, fuhr Schelm fort. »Sie war die größte Königin von Natanatan, vor dem Untergang des Reiches. Die Bewohner von Natan waren mit großer Anmut und Schönheit gesegnet und überall auf Roschar berühmt. Hättet ihr damals gelebt, dann hättet ihr den Osten nicht als eine leere, kahle Wüste, sondern als einen Ort großartiger Kultur angesehen!

Königin Tsa war, wie ihr zweifellos gehört habt, eine Architektin. Sie entwarf hohe Türme für ihre Stadt, die gebaut waren, um auf ewig in den Himmel zu streben. Eines Nachts ruhte sich Tsa in ihrem gewaltigsten Turm aus und genoss die Aussicht. Es geschah, dass Mischim, jener kluge Mond, nahe an ihr im Himmel vorbeizog. (Es war eine Nacht, in der die Monde groß waren, und wie jedermann weiß, sind das die Nächte, in denen die Monde den Taten der Sterblichen besondere Aufmerksamkeit schenken.)

›Große Königin!‹, rief Mischim. ›Du errichtest so wunderschöne Türme in deiner prächtigen Stadt. Ich genieße es jede Nacht, sie zu betrachten, wenn ich an ihnen vorbeiziehe.‹«

Schelm warf ein Pulver in die Kohlenpfanne, das diesmal zwei aufsteigende Rauchsäulen erschuf – eine weiße und eine grüne. Schallan trat vor und sah zu, wie sich der Rauch kräuselte. Die Marktbesucher wurden langsamer und versammelten sich allmählich um Schelm herum.

»Nun war sich Königin Tsa durchaus der Hinterlist Mischims bewusst«, sagte Schelm, steckte die Hände mitten in den Rauch und verwirbelte ihn, bis das Bild eines grünen Mondes entstand, der sich in der Mitte drehte. »Die Nataner hatten Mischim noch nie besonders gut leiden können; sie verehrten eher den großen Nomon.

Doch ein Mond lässt sich nicht missachten. ›Danke, mächtiges himmlisches Wesen«, rief Tsa. ›Unsere Baumeister arbeiten unermüdlich daran, die großartigsten Leistungen zu schaffen, zu denen Menschen in der Lage sind.‹

›Sie erstrecken sich beinahe bis zu meinem Reich«, rief Mischim. ›Es stellt sich die Frage, ob sie versuchen werden, es zu erobern.‹

›Niemals, mächtiges himmlisches Wesen. Mein Reich ist dieses Land, und dein Reich ist der Himmel.‹«

Schelm hob seine Hand in dem Rauch und zog dadurch eine weiße Linie in Form einer geraden Säule. Die andere Hand verwirbelte das Grün darüber zu einem Kreis. Ein Turm und ein Mond.

Das kann er doch nicht auf natürliche Weise erzeugen, oder?, dachte Schallan. *Ist das ein Lichtweben?* Aber sie sah kein Sturmlicht. Es war etwas ... Organisches an dem, was er tat. Sie konnte nicht mit Sicherheit sagen, ob es übernatürlichen Ursprungs war.

»Wie immer führte Mischim etwas im Schilde. Der Mond hasste es, jede Nacht im Himmel zu hängen, fern von den Freuden der Welt unter ihm und von den Vergnügungen, die nur die Sterblichen kennen. In der nächsten Nacht kam Mischim abermals am Turm von Königin Tsa vorbei. ›Es ist eine Schande«, sagte Mischim, ›dass du nicht die Sternbilder aus der Nähe betrachten kannst. Sie bestehen aus

wahrhaft schönen Edelsteinen, geformt von den besten Steinschneidern.<

›Es ist wirklich eine Schande<, sagte Tsa, ›aber jedermann weiß doch, dass die Augen eines Sterblichen bei einem solchen himmelhohen Anblick verbrennen würden.<

In der nächsten Nacht versuchte es Mischim erneut. ›Es ist eine Schande<, sagte der Mond, ›dass du nicht mit den Sternensprengseln sprechen kannst, denn sie erzählen gar hübsche Geschichten.<

›Es ist wirklich eine Schande<, stimmte Tsa zu, ›aber jedermann weiß doch, dass die Sprache des Himmels die Sterblichen verrückt machen würde.<

In der folgenden Nacht versuchte Mischim es zum dritten Mal. ›Es ist eine Schande, dass du die Schönheit deines Reiches nicht aus der Höhe betrachten kannst, denn die Säulen und Kuppeln deiner Stadt erstrahlen auf wundervolle Weise.<

›Es ist wirklich eine Schande<, pflichtete Tsa ihm bei. ›Aber diese Anblicke sind den Großen des Himmels vorbehalten, daher wäre es blasphemisch, wenn ich sie selbst genießen würde.<<

Schelm warf ein anderes Pulver in die Kohlenpfanne, das einen gelblich-goldenen Rauch aussandte. Nun hatten sich dutzende Passanten versammelt und sahen ihm zu. Er bewegte die Hände zu den Seiten, sodass sich der Rauch in einer flachen Scheibe ausbreitete. Dann stieg er wieder in die Höhe und bildete Türme aus. Eine Stadt?

Er schwenkte die rechte Hand weiter und zog den grünen Rauch zu einem Kreis zusammen, den er mit einer raschen Bewegung über die gelblich-goldene Stadt setzte. Es war bemerkenswert, und Schallan stellte fest, dass sie ihm mit offenem Mund zusah. Es war ein Bild, das *lebte*.

Schelm warf einen Blick zur Seite, wo er sein Gepäck abgestellt hatte. Er zuckte zusammen, als wäre er überrascht. Schallan wandte den Kopf ab, während er sich rasch erholte und so schnell in seine

Geschichte zurücksprang, dass die kurze Pause kaum auffiel. Aber jetzt suchte er sein Publikum mit vorsichtigen Blicken ab.

»Mischim war noch nicht am Ende«, sagte er. »Die Königin war fromm, aber der Mond war gerissen. Ich werde euch die Entscheidung überlassen, wer von beiden das mächtigere Wesen ist. Als Mischim in der vierten Nacht an der Königin vorbeikam, versuchte er es mit einer anderen List.

›Ja‹, sagte Mischim, ›deine Stadt ist prächtig, was aber nur ein Gott aus der Höhe erkennen kann. Und deswegen ist es so unendlich traurig, dass einer der Türme ein schadhaftes Dach besitzt.‹«

Schelm bewegte seine Hände zur Seite und zerstörte die Rauschschwaden, aus denen die Stadt geformt war. Der Rauch schwand dahin; das Pulver war verbraucht – mit Ausnahme einer grünen Linie.

»›Was?‹, fragte Tsa. ›Ein schadhafter Turm? *Welcher?*‹

›Es ist nur ein kleinerer Make‹, sagte Mischim. ›Er sollte dir keine Sorgen bereiten. Ich erkenne die Bemühungen deiner Handwerker an, wie unfähig sie auch sein mögen.‹ Der Mond bewegte sich weiter auf seiner Bahn, aber er wusste, dass die Königin nun in der Falle saß.

Tatsächlich erwartete ihn die schöne Königin in der nächsten Nacht bereits auf dem Balkon. ›Mächtiger des Himmels!‹, rief Tsa. ›Wir haben die Dächer untersucht und können die Unvollkommenheit nicht finden! Bitte, *bitte* sage mir, um welchen Turm es sich handelt, damit ich ihn einreißen kann.‹

›Das vermag ich nicht zu sagen‹, erwiderte Mischim. ›Sterblich sein heißt mangelhaft sein; es ist nicht richtig, Vollkommenheit von dir zu erwarten.‹

Nun war die Königin noch besorgter. In der nächsten Nacht fragte sie: ›Mächtiger des Himmels, gibt es eine Möglichkeit, wie ich in den Himmel aufsteigen könnte? Ich werde meine Ohren vor den Geschichten der Sternensprengsel verschließen und meinen Blick von ihren Sternbildern abwenden. Ich werde nur auf die mangelhafte Arbeit meines Volkes schauen, nicht aber auf jene Anblicke, die dir

und den deinen vorbehalten sind, sodass ich mit eigenen Augen sehen kann, was repariert werden muss.«

›Es ist bereits verboten, dass du danach begehrst‹, sagte Mischim, ›denn dafür müssten wir die Plätze tauschen und hoffen, dass Nomon es nicht bemerkt.‹ Der Mond sagte dies mit großer, aber verborgener Freude, denn diese Bitte war genau das, was er sich ersehnt hatte.

›Ich werde so tun, als ob ich du wäre‹, versprach Tsa. ›Und ich werde all das tun, was du tust. Sobald ich fertig bin, werden wir wieder die alten Plätze einnehmen, und Nomon wird es nie erfahren.‹«

Schelm grinste breit. »Und so tauschten der Mond und die Frau ihre Plätze.« Seine heftige Begeisterung für diese Geschichte wirkte ansteckend, und Schallan bemerkte, dass sie lächelte.

Sie befanden sich im Krieg, die Stadt stand kurz vor dem Fall, aber sie wollte nun nichts anderes als das Ende dieser Geschichte hören.

Schelm verwendete weitere Pulver, mit denen er vier verschiedene Rauchlinien zeichnete: blau, gelb, grün und ein strahlendes Orange. Er rührte sie zu einem hypnotischen Farbwirbel zusammen. Während er dies tat, fiel sein Blick auf Schallan. Schelm kniff die blauen Augen zusammen, und sein Lächeln wurde verschlagen.

Er hat mich gerade erkannt, begriff sie. Aber ich trage noch Schleiers Gesicht. Wie ... wie kann er das wissen?

Als er sein Farbspiel beendete, war der Mond weiß geworden, und der einzelne gerade Turm, den er erschaffen hatte, indem er den Rauch in die Höhe gezogen hatte, war nun blassgrün.

»Mischim stieg zu den Sterblichen herab«, verkündete er, »und Tsa kletterte in den Himmel und setzte sich an die Stelle des Mondes! Mischim verbrachte die verbleibenden Stunden der Nacht mit Trinken und Feiern und Tanzen und Singen und mit all dem, was er zuvor aus der Ferne beobachtet hatte. Er lebte wie ein Rasender während der wenigen Stunden seiner Freiheit.

Er war so bezaubert, dass er zurückzukehren vergaß, und das Heraufdämmern des Sonnenlichts entsetzte ihn! Eilig kletterte er auf

den hohen Turm der Königin, aber Tsa war schon untergegangen, und die Nacht war vorüber.

Nun kannte Mischim nicht nur die Freuden der Sterblichkeit, sondern auch deren Ängste. Er verbrachte den Tag in großer Unruhe und wusste, dass Tsa bei seinen weisen und ernsten Geschwistern gefangen war und den Tag an jenem Ort verbrachte, an dem sich die Monde ausruhen. Als die nächste Nacht heraufzog, verbarg sich Mischim in Innern des Turmes und erwartete, dass Salas nach ihm rufen und ihn wegen seiner Begierden schelten würde. Doch Salas zog ohne eine Bemerkung an ihm vorbei.

Wenn Nomon aufging, würde er sicherlich wegen Mischims Narrheit wütend werden. Aber auch Nomon zog ohne Kommentar vorüber. Schließlich stieg Tsa in den Himmel, und Mischim rief ihr zu: ›Königin Tsa, Sterbliche, was ist geschehen? Meine Geschwister haben nichts zu mir gesagt. Bist du ... irgendwie ... unentdeckt geblieben?‹

›Nein‹, antwortete Tsa. ›Deine Geschwister haben mich sofort als Betrügerin erkannt.‹

›Dann sollten wir rasch die Plätze wechseln!‹, sagte Mischim, ›damit ich ihnen einige Lügen erzählen und sie besänftigen kann.‹

›Sie sind bereits besänftigt‹, sagte Tsa. ›Sie sind der Meinung, ich sei entzückend. Wir haben die Stunden des Tageslichts mit einem Fest verbracht.‹

›Mit einem Fest?‹ Bisher hatten Mischims Geschwister nie gemeinsam mit ihm ein Fest gefeiert.

›Wir haben zusammen süße Lieder gesungen.‹

›Lieder?‹ Seine Geschwister hatten noch nie mit ihm gesungen.

›Es ist wirklich wundervoll hier oben‹, sagte Tsa. ›Die Sternensprengsel erzählen erstaunliche Geschichten, genauso wie du versprochen hast, und die Konstellationen der Edelsteine sind grandios, wenn sie aus der Nähe betrachtet werden.‹

›Ja. Ich liebe die Geschichten und die Anblicke.‹

›Ich glaube‹, sagte Tsa, ›dass ich hier bleiben möchte.‹«

Schelm ließ es zu, dass sich der Rauch verflüchtigte, bis nur noch eine einzige grüne Linie übrig war. Auch sie schwand, fiel in sich zusammen, war fast nicht mehr zu sehen. Als er weitersprach, klang seine Stimme leise und sanft.

»Nun kannte Mischim ein weiteres Gefühl der Sterblichen«, sagte er.
»Den Verlust.

Der Mond geriet in Panik! Er dachte an den großartigen Ausblick, den er auf der Höhe hatte, wo er alle Länder sehen und sich – wenn auch aus der Ferne – an ihrer Kunst, ihren Gebäuden und ihren Liedern erfreuen konnte! Er erinnerte sich an Nomons Freundlichkeit und an Salas' Besonnenheit!«

Schelm erschuf einen Wirbel aus weißem Rauch und schob ihn langsam nach links. Es war der neue Mond Tsa, der kurz vor dem Untergang stand.

»»Warte!«, sagte Mischim. ›Warte. Tsa! Du hast dein Wort gebrochen! Du hast mit den Sternensprengeln gesprochen und die Konstellationen betrachtet!««

Schelm packte den Rauchkreis mit der einen Hand, sodass er wirbelte, aber nicht zerstob.

»»Nomon hat gesagt, dass ich das darf«, erklärte Tsa. ›Und es ist mir nichts geschehen.«

›Dennoch hast du dein Wort gebrochen!«, rief Mischim. ›Du musst zurück zur Erde kommen, denn unsere Abmachung ist beendet!««

Schelm ließ den Kreis zunächst in der Luft hängen.

Und dann verschwinden.

»Zu Mischims ewiger Erleichterung gab Tsa nach. Die Königin kletterte in ihren Turm zurück, und Mischim stieg wieder in den Himmel auf. Mit großer Freude sank er auf den Horizont zu. Doch kurz bevor er ganz unterging, hörte Mischim ein Lied.«

Seltsamerweise ließ Schelm nun eine schmale Linie blauen Rauchs aus der Kohlenpfanne aufsteigen.

»Es war ein Lied von Lachen und Schönheit. Ein Lied, das Mischim noch nie zuvor gehört hatte! Es dauerte lange, bis er es verstand –

was erst Monate später geschah, als er des Nachts durch den Himmel fuhr und wieder die Königin in dem Turm sah. Sie hielt ein Kind in den Armen, dessen Haut von schwachem Blau war.

Sie sprachen nicht miteinander, aber Mischim wusste es. Die Königin hatte ihn hintergangen. Tsa hatte einen Tag im Himmel verbringen und Nomon für eine Nacht erkennen wollen. Sie hatte einen Sohn mit blassblauer Haut zur Welt gebracht – das war die Farbe Nomons. Ein Sohn, geboren von den Göttern, der ihr Volk zum Ruhm führen würde. Ein Sohn, der den Mantel des Himmels um die Schultern trug.

Und das ist der Grund, warum die Menschen von Natanatan bis zum heutigen Tag eine Haut von schwach bläulicher Färbung aufweisen. Und das ist außerdem der Grund, warum Mischim, der noch immer klug und gerissen ist, nie mehr seinen Platz im Himmel verlassen hat. Wichtiger noch, das ist die Geschichte darüber, wie der Mond eine Erfahrung machte, die bisher nur den Sterblichen bekannt gewesen war: die Erfahrung von Verlust.«

Die letzte Linie aus blauem Rauch zitterte, dann erlosch sie.

Schelm verneigte sich nicht, damit ihm applaudiert wurde, und er wollte auch kein Geld haben. Er setzte sich wieder auf die Einfassung der Zisterne, die ihm als Bühne gedient hatte, und wirkte erschöpft. Die Menschen warteten verblüfft, bis einige nach mehr riefen. Schelm schwieg. Er ertrug ihre Fragen, ihr Betteln und schließlich auch ihre Flüche.

Langsam trieb das Publikum auseinander.

Schließlich stand nur noch Schallan vor ihm.

Schelm lächelte sie an.

»Warum diese Geschichte?«, fragte sie. »Und warum gerade jetzt?«

»Ich gebe keine Deutungen ab, mein Kind«, sagte er. »Das solltet Ihr inzwischen wissen. Ich erzähle nur die Geschichte.«

»Sie war wunderschön.«

»Ja«, sagte er und fügte dann hinzu: »Ich vermisse meine Flöte.«

»Wie bitte?«

Er sprang auf und sammelte seine Sachen ein. Schallan ging auf ihn zu, warf einen Blick in sein Gepäck und bemerkte eine kleine Phiole, deren Ausguss versiegelt war. Sie war fast ganz schwarz, aber die Seite, die Schallan zugewandt war, war weiß.

Schelm schloss sein Gepäck mit einer ruckartigen Bewegung. »Kommt. Ihr seht so aus, als könnte es Euch guttun, wenn Ihr mir etwas zu essen kauft.«



Meine Forschungen über kognitive Reflektionen von Sprengeln im Turm waren zutiefst erhellend. Einige haben geglaubt, der Geschwisterteil habe sich absichtlich von den Menschen zurückgezogen – aber ich habe Gegenbeweise zu dieser Theorie gefunden.

Aus Schublade 1-1, erster Zirkon

Schelm führte Schallan zu einer niedrigen Taverne, die so dick mit Krem überzogen war, dass sie aussah, als wären ihre Mauern aus Lehm getöpfert. Im Innern hing ein Lüfter-Fabrial reglos unter der Decke. Wenn es in Betrieb genommen worden wäre, hätte es wohl die seltsamen schreienden Sprengsel angelockt.

Trotz der großen Schilder vor der Tür, auf denen Chouta zum Verkauf angeboten wurde, stand der Schankraum leer. Schallan hob die Brauen, als sie die Preise las, aber die Düfte, die aus der Küche herbeitraben, waren äußerst einladend. Der Wirt war ein kleiner Alethi mit einer so dicken Wampe, dass er wie ein großes Chull-Ei aussah. Als Schelm eintrat, runzelte er die Stirn.

»Du!«, sagte er und zeigte auf Schelm. »Geschichtenerzähler! Du solltest die Kundschaft hierherlocken! Du hast doch gesagt, meine

Taverne wird brechend voll sein!«

»Mein tyrannischer Lehensherr, ich glaube, du hast mich falsch verstanden.« Schelm verneigte sich mit großer Geste vor ihm. »Ich sagte, du würdest voll sein. Und das bist du. Wovon, habe ich nicht gesagt, denn ich wollte meine Zunge nicht beschmutzen.«

»Wo sind meine Gäste, du Idiot?«

Schelm trat zur Seite und zeigte auf Schallan. »Gewahre, hoher und mächtiger König, dass ich dir eine Untertanin rekrutiert habe.«

Der Wirt blinzelte sie an. »Kann sie zahlen?«

»Ja«, sagte Schelm, hielt Schallans Börse hoch und durchstöberte sie. »Vermutlich wird sie sogar ein Trinkgeld geben.«

Schallan zuckte zusammen und suchte in ihrer Hosentasche herum. Bei den Stürmen, sie hatte doch fast den ganzen Tag hindurch die Hand auf ihrer Börse gehalten!

»Dann nehmt das Separée«, sagte der Wirt. »Bestimmt wird es heute sonst niemand haben wollen. Dämlicher Barde. Ich erwarte heute Abend eine ausgezeichnete Vorstellung von dir!«

Schelm seufzte und warf Schallan ihre Börse zu. Er ergriff sein Gepäck sowie die Kohlenpfanne und führte sie zu einer Kammer neben dem großen Speisezimmer. Während er sie hineingeleitete, hob er die Faust gegen den Wirt. »Ich habe genug von deiner Unterdrückung, Tyrann! Sichere deinen Wein heute Abend gut, denn die Revolution ist schnell, rachsüchtig und durstig!«

Schelm schloss die Tür hinter sich und schüttelte den Kopf. »Dieser Mann sollte es inzwischen besser wissen. Ich habe keine Ahnung, warum er sich noch immer mit mir abgibt.« Er stellte die Kohlenpfanne und sein Gepäck an der Wand ab, setzte sich an den Esstisch, lehnte sich zurück und legte die Stiefel auf den Stuhl neben sich.

Geziert setzte sich Schallan an den Tisch. Muster glitt von ihrem Mantel und sprenkelte die Tischplatte neben ihm. Schelm reagierte nicht auf das Sprengsel.

Der hübsche Raum hatte eine bemalte Holztäfelung, und auf ein schmales Regal neben dem Fenster hatte man etliche Steinknospen aufgestellt. Den Tisch bedeckte sogar ein gelbes Seidentuch. Offensichtlich diente dieser Raum den Hellaugen als abgeschiedenes Speisezimmer, während die unappetitlichen Dunkelaugen draußen im Hauptraum essen mussten.

»Das ist eine hübsche Illusion«, sagte Schelm. »Ihr habt den Hinterkopf gut geformt. Die meisten schludern beim Hinterkopf. Aber Euer Charakter ist gebrochen. Ihr geht wie ein geziertes Hellauge, was in dieser Verkleidung lächerlich wirkt. Ihr könnt nur dann einen Mantel und Hut tragen, wenn Euch beides wirklich *gehört*.«

»Ich weiß«, sagte sie und zog eine Grimasse. »Das Trugbild ... ist geflohen, sobald du mich erkannt hast.«

»Auch das dunkle Haar ist eine Schande. Euer natürliches Rot würde viel besser zu dem weißen Mantel passen.«

»Die Verkleidung soll dazu dienen, dass sich niemand an mich erinnert.«

Er warf einen Blick auf den Hut, den sie auf den Tisch gelegt hatte. Schallan errötete. Sie fühlte sich wie ein Mädchen, das ihre ersten Zeichnungen voller Unsicherheit ihrer Lehrerin zeigte.

Der Wirt kam mit Getränken herein – mildem Orangensaft, da es noch früh am Tag war. »Vielen Dank, mein Lehensherr«, sagte Schelm. »Ich verspreche, ein weiteres Lied über dich zu komponieren. Eines ohne so viele Hinweise auf die Geschöpfe, die du fälschlich als junge Mädchen betrachtet hast ...«

»Sturmverdammter Idiot!«, sagte der Mann, stellte die Getränke auf den Tisch und bemerkte dabei nicht, dass sich Muster von einem der Gläser fortbewegte. Der Wirt stürmte aus dem Zimmer und warf die Tür hinter sich zu.

»Bist du einer von ihnen?«, platzte es aus Schallan heraus. »Bist du ein Herold, Schelm?«

Muster summt leise.

»Beim Himmel, nein«, sagte Schelm. »Ich bin nicht dumm genug, mich wieder in die Religion einzumischen. Die letzten sieben Male, in denen ich es versucht habe, sind allesamt in einer Katastrophe geendet. Ich glaube, es gibt mindestens noch einen Gott, der mich rein zufällig anbetet.«

Sie sah ihn eindringlich an. Es war immer schwer zu sagen, welche Übertreibung Schelms etwas zu bedeuten hatte und welche nur eine verwirrende Ablenkung war. »Was also *bist* du?«

»Einige Menschen werden sanfter, wenn sie altern. Ich gehöre nicht dazu, denn ich habe gesehen, wie das Kosmeer die Unschuldigen behandelt – und das macht mich unempfindlich gegen Sanftheit und Freundlichkeit. Es heißt, dass manche Menschen im Alter weiser werden. Ich bin keiner von ihnen, denn die Weisheit und ich, wir hatten schon immer verschiedene, einander widersprechende Absichten, und ich muss noch die Sprache lernen, die sie spricht. Manche Menschen werden zynischer, wenn sie altern. Glücklicherweise bin ich keiner von diesen. Wenn ich es wäre, dann würde sich die Luft um mich herum verzerren, alle Gefühle in sich einsaugen und nur noch den Zorn und die Verachtung übrig lassen.«

Er klopfte auf die Tischplatte. »Andere Menschen ... andere Menschen werden bloß stärker, wenn sie altern. Ich fürchte, dass ich einer von denen bin. Meine Knochen sind die einer fremden Spezies, die auf einer Ebene zurückgeblieben sind, die vor langer, langer Zeit einmal den Boden eines Meeres bildete. Ich bin eine Kuriosität und vielleicht auch eine Erinnerung daran, dass nicht alles immer so gewesen ist, wie es nun ist.«

»Du bist ... sehr alt, nicht wahr? Kein Herold, aber so alt wie sie?«

Er nahm die Füße vom Stuhl, beugte sich vor und sah Schallan fest an. Er lächelte auf eine freundliche Weise. »Kind, als sie noch Babys waren, hatte ich schon Dutzende von Lebensspannen hinter mir. ›Alt‹ ist ein Wort, das man für abgetragene Schuhe benutzen kann. Ich bin etwas vollkommen anderes.«

Sie erzitterte und sah in seine blauen Augen. Schatten spielten in ihnen. Umrisse bewegten sich und wurden durch die Zeit abgeschliffen. Felsbrocken zerfielen zu Staub. Berge verkleinerten sich zu Hügeln. Flüsse änderten ihren Lauf. Meere wurden zu Wüsten.

»Bei den Stürmen«, flüsterte sie.

»Als ich jung war ...«, sagte er.

»Ja?«

»Ich habe einen Eid geleistet.«

Schallan nickte und machte große Augen.

»Ich habe versprochen, immer dort zu sein, wo ich gebraucht werde.«

»Und ... warst du das?«

»Ja.«

Sie stieß die Luft aus.

»Ich hätte genauer formulieren sollen, denn ›dort‹ ist genau genommen überall.«

Schallan zögerte. Innerhalb eines einzigen Augenblicks schien alles, was sie in Schelm gespürt zu haben schien, verschwunden zu sein. Sie lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. »Warum spreche ich ausgerechnet mit dir?«

»Schallan!«, sagte er entsetzt. »Wenn Ihr mit jemand anderem reden würdet, wäre er nicht ich.«

»Ich kenne zufällig eine Menge Leute, die nicht du sind, Schelm. Ich *mag* sogar ein paar davon.«

»Seid vorsichtig. Leute, die nicht ich sind, neigen oft zu spontanen Ausbrüchen von Aufrichtigkeit.«

»Ist das schlecht?«

»Natürlich! ›Aufrichtigkeit‹ ist ein Wort, das die Leute zur Rechtfertigung ihrer chronischen Langweiligkeit benutzen.«

»Also, *ich* mag aufrichtige Leute«, sagte Schallan und hob ihren Becher. »Es ist nämlich so hübsch, wie überrascht sie dreinschauen, wenn man sie die Treppe hinunterstößt.«

»Also, das ist aber unfreundlich. Ihr solltet doch niemanden die Treppe hinunterstoßen, nur weil er aufrichtig ist. Man stößt Leute die Treppe hinunter, weil sie *dumm* sind.«

»Und was ist, wenn sie aufrichtig *und* dumm sind?«

»Dann läuft man weg.«

»Ich streite lieber mit ihnen. Dadurch wirke ich schlau, und Vev weiß, dass ich die Hilfe gut gebrauchen kann ...«

»Nein, nein. Ihr solltet niemals mit einem Idioten debattieren, Schallan. Genauso wenig wie Ihr Euer bestes Schwert benutzen würdet, um damit Butter aufs Brot zu streichen.«

»Oh, aber ich bin eine Gelehrte. Ich liebe Dinge mit merkwürdigen Eigenschaften, und Dummheit ist *höchst* interessant. Je mehr man sie studiert, desto weiter flieht sie – und je mehr man davon erwirbt, desto weniger versteht man sie!«

Schelm nippte an seinem Wein. »Das stimmt – bis zu einem gewissen Maße. Aber es kann schwer sein, sie zu erkennen, denn die eigene Dummheit bemerkt man genauso wenig wie den eigenen Körpergeruch. Doch wenn man zwei kluge Menschen zusammensteckt, werden sie irgendwann ihre gemeinsame Dummheit herausfinden und dadurch zu Idioten werden.«

»Wie ein Kind wächst sie, wenn man sie füttert.«

»Wie ein modisches Kleid kann sie in der Jugend hinreißend sein, aber den Alten steht sie außerordentlich schlecht. Und auch wenn ihre Eigenschaften einzigartig sind, ist die Dummheit doch erschreckend weit verbreitet. Die Summe aller dummen Menschen entspricht ziemlich genau der Bevölkerung des Planeten. Plus einem.«

»Plus einem?«, fragte Schallan.

»Sadeas zählt doppelt.«

»Äh ... er ist aber tot, Schelm.«

»Was?« Schelm richtete sich auf.

»Jemand hat ihn ermordet. Hm ... wir wissen nicht, wer es war.« Aladars Detektive hatten weiter nach dem Schuldigen gesucht, aber

zur Zeit von Schallans Abreise waren die Untersuchungen ins Stocken geraten.

»Jemand hat den alten Sadeas kaltgemacht, und ich hab es *verpasst*?«

»Was hättest du denn getan? Ihm geholfen?«

»Bei allen Stürmen, nein! Ich hätte *applaudiert*.«

Schallan grinste und stieß einen tiefen Seufzer aus. Ihr Haar war wieder rot; sie hatte ihre Illusion abgelegt. »Schelm«, sagte sie, »warum bist du eigentlich hier? In der Stadt?«

»Ich bin mir nicht ganz sicher.«

»Bitte. Könntest du einfach nur auf meine Frage antworten?«

»Das habe ich getan, und ich habe es ehrlich gemeint. Ich weiß immer, wo ich sein soll, Schallan, aber nicht immer, was ich dort tun soll.« Er klopfte auf den Tisch. »Warum seid *Ihr* hier?«

»Ich soll das Eidtor öffnen«, sagte Schallan. »Und die Stadt retten.« Muster summte.

»Hohe Ziele«, sagte Schelm.

»Was ist der Sinn von Zielen, wenn sie nicht zu etwas Hohem anspornen sollen?«

»Ja, ja. Ziele auf die Sonne. Wenn man dabei danebenschießt, wird der Pfeil wenigstens weit entfernt niedergehen, und die Person, die er tötet, ist wahrscheinlich jemand, den du nicht kennst.«

Der Wirt wählte genau diesen Augenblick, um mit einigen Speisen hereinzukommen. Schallan war nicht besonders hungrig; der Anblick all der verhungerten Menschen da draußen hatte ihr den Appetit geraubt.

Auf den kleinen Tellern lagen krümelige Brotfladen aus seelengegossenem Weizen, verziert mit je einem einzelnen gekochten Kremling – einer Abart, die unter der Bezeichnung »Skríp« bekannt war und einen platten Schwanz, zwei große Klauen und lange Antennen aufwies. Der Verzehr von Kremlingen war nicht ungewöhnlich, aber sie stellten nicht gerade ein feines Gericht dar.

Der einzige Unterschied zwischen Schallans Mahlzeit und der von Schelm war die Soße. Ihre war süß, seine war würzig und befand sich in einer kleinen Schale neben dem Teller. Die Lebensmittelvorräte waren knapp, und die Küche bereitete offenbar keine getrennten Speisen mehr für Männer und Frauen zu.

Der Wirt runzelte die Stirn, als er Schallans Haar betrachtete. Dann schüttelte er den Kopf und ging. Sie hatte den Eindruck, dass er an die Seltsamkeiten gewöhnt war, die Schelm umgaben.

Schallan blickte hinunter auf ihr Essen. Konnte sie es jemand anderem geben? Jemandem, der es mehr verdient hatte als sie?

»Esst es auf«, sagte Schelm, während er sich erhob und zu dem kleinen Fenster ging. »Verschwendet nicht das, was Euch gegeben wurde.«

Widerstrebend gehorchte sie. Das Mahl war nicht besonders schmackhaft, aber es war auch nicht widerlich. »Isst du nichts?«, fragte sie.

»Ich bin klug genug, meinen eigenen Ratschlägen nicht zu folgen, vielen Dank.« Er klang unkonzentriert. Draußen vor dem Fenster schritt eine Prozession des Kultes der Augenblicke vorbei.

»Ich möchte gern lernen, so wie du zu sein«, sagte Schallan und fühlte sich dabei dumm.

»Nein, das möchtet Ihr nicht.«

»Du bist lustig und bezaubernd, und ...«

»Ja, ja. Ich bin so sturmverdammt klug, dass ich die Hälfte der Zeit meinen eigenen Worten nicht zu folgen vermag.«

»... und du veränderst Dinge, Schelm. Als du in Jah Keved zu mir gekommen bist, hast du alles verändert. Ich möchte in der Lage sein, das ebenfalls zu tun. Ich möchte in der Lage sein, die Welt zu verändern.«

Er schien an seiner Mahlzeit nicht interessiert zu sein. *Isst er überhaupt etwas?*, fragte sie sich. *Oder ist er ... so etwas wie ein Sprengsel?*

»Wer ist mit Euch in die Stadt gekommen?«, fragte er sie.

»Kaladin. Adolin. Elhokar. Und einige unserer Diener.«

»König Elhokar ist hier?«

»Er ist fest entschlossen, die Stadt zu retten.«

»Meistens ist Elhokar vollauf damit beschäftigt, seinen eigenen Ruf zu retten, um von ganzen Städten erst gar nicht zu sprechen.«

»Ich mag ihn«, sagte Schallan. »Trotz seiner ... Elhokarlichkeit.«

»Ich vermute, er wächst Euch allmählich ans Herz. Wie ein Pilz.«

»Er beabsichtigt wirklich, das Richtige zu tun. Du hättest hören sollen, wie er in der letzten Zeit redet. Er möchte als guter König in Erinnerung bleiben.«

»Eitelkeit.«

»Ist es dir ganz gleich, wie man sich an dich erinnern wird?«

»Ich erinnere mich selbst an mich, und das genügt mir. Aber Elhokar macht sich Sorgen um die falschen Dinge. Sein Vater hat eine einfache Krone getragen, weil er keine Erinnerung an seine Autorität benötigte. Elhokar trägt eine einfache Krone, weil er befürchtet, eine prächtigere könnte die Menschen dazu bringen, sie statt seiner Person anzuschauen. Er wünscht diesen Wettstreit nicht.«

Schelm wandte sich vom Fenster ab. »Ihr wollt die Welt verändern, Schallan. Das ist schön und gut. Aber seid vorsichtig. Die Welt ist älter als Ihr. Sie hat das Recht der Seniorität.«

»Ich bin eine Strahlende«, sagte Schallan und steckte sich eine weitere Gabel voller bröckligem, süßem Brot in den Mund. »Die Rettung der Welt gehört zu meiner Stellenbeschreibung.«

»Dann solltet Ihr es aber klug angehen. Es gibt nämlich zwei Arten wichtiger Menschen, Schallan. Die einen sind diejenigen, die sich erheben, wenn der Fels der Zeit auf sie zurollt, und die Arme ausstrecken. Ihr ganzes Leben hindurch hat man ihnen erzählt, wie wichtig sie sind. Sie glauben, dass sich die ganze Welt ihren Launen fügen wird, so wie es schon ihre Amme getan hat, wenn sie ihnen Milch gespendet hat. Das Ende dieser Menschen besteht darin, zerdrückt zu werden.

Andere Menschen treten zur Seite, wenn der Fels der Zeit sie passiert, aber sie sagen schnell: ›Seht nur, was ich getan habe! Ich habe den Fels ins Rollen gebracht. Bringt mich nicht dazu, es wieder zu tun!‹

Diese Menschen enden damit, dass sie alle anderen zerquetschen.«

»Gibt es denn keine dritte Art von Menschen?«

»Doch, es gibt sie, aber sie ist so ungemein selten. Diese Menschen wissen, dass sie den Fels nicht aufhalten können. Also gehen sie ihm aus dem Weg, untersuchen ihn und warten ab. Und dann erschaffen sie eine winzige Ablenkung in seinem Weg.

Das sind die Menschen ... nun, es sind die, die tatsächlich die Welt verändern. Und sie machen mir Angst. Denn die Menschen sehen nie so weit, wie sie zu sehen glauben.«

Schallan runzelte die Stirn und betrachtete ihren leeren Teller. Sie hatte geglaubt, nicht hungrig zu sein, aber nachdem sie einmal angefangen hatte zu essen ...

Schelm ging an ihr vorbei, nahm ihr dabei den Teller weg und ersetzte ihn durch seinen eigenen, der noch immer voll war.

»Schelm ... das kann ich nicht essen.«

»Seid nicht so pedantisch«, sagte er. »Wie wollt Ihr denn die Welt retten, wenn Ihr Euch selbst aushungert?«

»Ich hungere mich *überhaupt nicht* aus.« Aber sie nahm einen Bissen, damit Schelm zufrieden war. »Bei dir klingt es so, als wäre die Macht, die Welt zu verändern, etwas Schlechtes.«

»Etwas Schlechtes? Nein. Es ist etwas Erschreckendes, Bedrückendes, Furchtbares. Macht zu besitzen stellt eine grässliche Bürde dar und ist das Schlimmste, was man sich vorstellen kann, mit Ausnahme jeder anderen Alternative.« Er drehte sich um und sah sie an. »Was bedeutet *Macht* für Euch, Schallan?«

»Sie ist ...« Schallan schnitt an dem Kremling herum und trennte ihn von seiner Schale. »Sie ist das, was ich vorhin gesagt habe: die Gelegenheit, Dinge zu verändern.«

»Dinge?«

»Das Leben der anderen Menschen. Macht ist die Möglichkeit, das Leben für die Menschen um dich herum besser oder schlechter zu machen.«

»Und auch für Euch selbst.«

»Ich spiele dabei keine Rolle.«

»Das solltet Ihr aber.«

»Selbstlosigkeit ist eine Vorin-Tugend, Schelm.«

»Das ist unwichtig. Ihr müsst leben, Schallan, und Euer Leben *genießen*. Trinkt davon und genießt in vollen Zügen das, was Ihr den anderen zu trinken geben wollt! So mache ich das.«

»Du ... scheinst dich allerdings nicht besonders zu amüsieren.«

»Ich lebe jeden Tag, als wäre es mein letzter.«

Schallan nickte.

»Damit meine ich, dass ich in einer Lache meines eignen Urins liege und nach der Pflegeschwester rufe, damit sie mir mehr Pudding bringt.«

Sie wäre fast an ihrem Stück Kremling erstickt. Ihr Becher war leer, und so drückte Schelm ihr seinen eigenen in die Hand. Sie kippte den Inhalt in einem einzigen Schluck herunter.

»Die Macht ist ein Messer«, sagte Schelm und setzte sich. »Ein schreckliches, gefährliches Messer, das man nicht benutzen kann, ohne sich selbst zu schneiden. Wir haben Scherze über die Dummheit gemacht, aber in Wirklichkeit sind die meisten Menschen keineswegs dumm. Viele sind einfach nur frustriert darüber, wie wenig Kontrolle sie über ihr eigenes Leben haben. Sie schlagen aus. Manchmal auf spektakuläre Weise ...«

»Der Kult der Augenblicke. Seine Anhänger behaupten angeblich, das Herannahen einer verwandelten Welt sehen zu können.«

»Nehmt Euch in Acht vor jedem, der behauptet, in die Zukunft zu blicken, Schallan.«

»Außer dir natürlich. Hast du nicht gesagt, dass du erkennen kannst, wohin du gehen musst?«

»Nehmt Euch in Acht«, wiederholte er, »und zwar vor *jedem*, der behauptet, in die Zukunft blicken zu können, Schallan.«

Muster kräuselte sich auf dem Tisch. Er summt nicht, sondern verwandelte sich rasch und bildete immer neue Umrisse aus. Schallan schluckte. Zu ihrer Überraschung war ihr Teller schon wieder leer. »Der Kult besitzt die Kontrolle über die Plattform des Eidtores«, sagte sie. »Weißt du, was seine Anhänger jede Nacht dort oben machen?«

»Sie feiern Feste«, sagte Schelm leise. »Es gibt zwei wesentliche Gruppen. Die gewöhnlichen Mitglieder wandern durch die Straßen, jammern und tun so, als wären sie Sprengsel. Aber die anderen oben auf der Plattform *kennen* die Sprengsel – genauer gesagt die Kreatur, die als ›Herz des Festes‹ bekannt ist.«

»Einer der Ungemachten.«

Schelm nickte. »Ein gefährlicher Feind, Schallan. Der Kult erinnert mich an eine Gruppe, die ich vor langer Zeit gekannt habe. Sie war genauso gefährlich und genauso närrisch.«

»Elhokar verlangt von mir, dass ich sie unterwandere. Ich soll auf die Plattform gelangen und das Eidtor aktivieren. Ist das möglich?«

»Vielleicht.« Schelm lehnte sich zurück. »Vielleicht. Ich allerdings kann das Tor nicht in Betrieb nehmen; die Sprengsel des Fabrials würden mir nicht gehorchen. Ihr besitzt den passenden Schlüssel, und der Kult nimmt neue Mitglieder freudig auf. Er verschlingt sie wie ein Feuer, das ständig frische Holzscheite braucht.«

»Wie kann ich das machen? Was muss ich tun?«

»Nahrung«, sagte er. »Ihre Nähe zum Herzen treibt sie zu Festen und Feiern.«

»Ich soll in vollen Zügen genießen?«, fragte sie und wiederholte damit eine seiner früheren Aussagen.

»Nein. Hedonismus ist nie reiner Genuss, Schallan, sondern das Gegenteil. Sie nehmen die wunderbaren Dinge des Lebens und frönen ihnen, bis sie den Geschmack daran verloren haben. Es ist, als würde man wunderbarer Musik lauschen, die aber so laut gespielt

wird, dass sie alle Feinheiten übertönt. Sie nehmen etwas Schönes und machen es zu etwas Sinnlichem, Fleischlichem. Aber ihre Feste verhelfen Euch zu einem Zugang. Ich bin mit ihren Anführern aneinandergeraten – trotz all meiner Bemühungen. Wenn Ihr ihnen Speisen für ihre Feste bringt, kann ich Euch Zutritt zu ihnen verschaffen. Aber ich muss Euch warnen: Einfaches seelengegossenes Getreide wird ihnen nicht reichen.«

Sie würde sich also anstrengen müssen. »Ich sollte lieber zurück zu den anderen gehen.« Sie schaute auf und sah Schelm an. »Würdest du ... mit mir kommen? Und dich uns anschließen?«

Er stand auf, ging zur Tür und legte das Ohr daran. »Unglücklicherweise«, sagte er und sah Schallan an, »seid Ihr nicht der Grund, warum ich hier bin.«

Sie holte tief Luft. »Ich werde lernen, wie ich die Welt verändern kann, Schelm.«

»Das wisst Ihr schon. Versucht jetzt noch, den Grund dafür zu erfahren.« Er trat von der Tür zurück und drückte sich gegen die Wand. »Und sagt dem Wirt, dass ich in einer Rauchwolke verschwunden sei. Das wird ihn in den Wahnsinn treiben.«

»Der Wirt ...«

Plötzlich öffnete sich die Tür und wurde nach innen geworfen. Der Wirt trat ein und hielt inne, als er Schallan allein am Tisch sitzen sah. Schelm war zur Tür und hinter den Mann gehuscht, was dieser nicht bemerkt hatte.

»Bei der Verdammnis«, sagte der Wirt und sah sich um. »Ich vermute, er wird heute Abend nicht arbeiten?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Er hat gesagt, er würde mich wie ein König behandeln.«

»Nun, dieses Versprechen hält er gerade ...«

Der Wirt sammelte die Teller ein und stapfte aus dem Zimmer. Die Gespräche mit Schelm endeten stets auf seltsame Weise. Und sie begannen stets auf seltsame Weise. Sie waren durch und durch seltsam.

»Weißt du etwas über Schelm?«, fragte sie Muster.

»Nein«, sagte Muster. »Er fühlt sich ... hm ... wie einer von uns an.«

Schallan suchte in ihrer Tasche nach einigen Kugeln – wie sie bemerkte, hatte Schelm ein paar davon gestohlen – und legte sie als Trinkgeld für den armen Wirt auf den Tisch. Dann begab sie sich zurück zu der Schneiderei und überlegte dabei, wie sie ihre Mannschaft dazu einsetzen konnte, die notwendigen Nahrungsmittel zu besorgen.



Das Verwelken von Pflanzen und die allgemeine Abkühlung der Luft sind unangenehm, ja, aber einige Funktionen des Turmes bleiben noch intakt. Zum Beispiel ist der erhöhte Druck noch immer vorhanden.

Aus Schublade 1-1, zweiter Zirkon

Kaladin nahm eine kleine Menge Sturmlicht in sich auf und fachte damit den Sturm in seinem Innern an. Dieser kleine Sturm stieg aus seiner Haut auf, trieb hinter die Augen und brachte sie zum Glühen. Obwohl er auf einem belebten Marktplatz stand, würden die Passanten diese winzige Menge Sturmlicht glücklicherweise in dem hellen Sonnenschein nicht wahrnehmen.

Der Sturm war ein uranfänglicher Tanz, ein altes Lied, eine ewige Schlacht, die schon getobt hatte, als Roschar noch jung gewesen war. Der Sturm wollte benutzt werden. Kaladin fügte sich, kniete nieder und lud einen kleinen Stein auf. Diesen peitschte er ein wenig nach oben, sodass er zitterte, aber nicht durch die Luft schoss.

Die unheimlichen Schreie setzten kurz darauf ein. Die Leute brüllten in Panik auf. Kaladin duckte sich weg, atmete sein Sturmlicht aus und

wurde – hoffentlich – zu einem weiteren unbeteiligten Passanten. Er hockte sich mit Schallan und Adolin hinter einen großen Pflanzkübel. Dieser Platz mit seinen Bogengängen an allen vier Seiten, in denen sich früher einmal eine große Anzahl verschiedenster Geschäfte befunden hatte, lag nur wenige Häuserblocks von der Schneiderei entfernt.

Die Leute drängten in die Häuser oder flohen in andere Straßen. Die langsameren sackten einfach gegen die Hauswände und hielten sich die Hände über den Kopf. Die Sprengsel erschienen als zwei Reihen aus hellem Gelbweiß und verdrehten sich über dem Platz ineinander. Ihre unmenschlichen Schreie waren einfach schrecklich. Wie ... wie das Brüllen eines verwundeten Tieres, das einsam und allein in der Wildnis starb.

Sie glichen nicht dem Sprengsel, das er gesehen hatte, als er mit Sah und den anderen Parschern gereist war. Es war eher ein Windsprengsel gewesen, während diese hier lebhaften gelben Kugeln ähnelten, die vor Energie nur so knisterten. Sie schienen überhaupt nicht in der Lage zu sein, den Stein sofort aufzuspüren, und wirbelten über den Platz, als wären sie verwirrt. Dabei schrien sie unablässig.

Kurze Zeit später stieg eine Gestalt aus dem Himmel. Es war ein Bringer der Leere in fließender roter und schwarzer Kleidung, die im Wind flatterte. Er trug einen Speer und einen großen dreieckigen Schild.

Dieser Speer, dachte Kaladin. Er war lang und hatte eine äußerst scharfe Spitze, die zum Durchdringen von Rüstungen geeignet war – wie die Lanze eines Reiters. Kaladin stellte fest, dass er nickte. Es war eine ausgezeichnete Waffe für den Flug, wenn man eine größere Reichweite brauchte: zum Angriff auf die Menschen am Boden oder auf andere fliegende Feinde.

Die Sprengsel schrien nicht mehr. Der Bringer der Leere schaute sich um, schwirrte durch die Luft, starrte die Sprengsel böse an und sagte etwas. Abermals schienen sie verwirrt zu sein. Sie hatten gespürt, dass Kaladin Sturmlicht eingesetzt hatte – vermutlich gingen

sie von einem benutzten Fabrial aus –, aber sie konnten den Ort, an dem das geschehen war, nicht bestimmen. Kaladin hatte eine so kleine Menge Sturmlicht benutzt, dass der Stein seine Ladung fast sofort wieder verloren hatte.

Die Sprengsel zerstreuten sich und verschwanden, wie es Gefühlssprengsel oft zu tun pflegten. Der Bringer der Leere hingegen blieb, eingehüllt von dunkler Energie, bis Hörnerschall in der Nähe das Eintreffen der Mauerwache ankündigte. Nun schoss die Kreatur wieder zurück in die Luft. Die Menschen, die sich versteckt hatten, zerstreuten sich und schienen erleichtert darüber, mit dem Leben davongekommen zu sein.

»Puh«, sagte Adolin, während er sich aufrichtete. Er trug eine Illusion, die – Elhokars Anweisungen gemäß – Hauptmann Meleran Khal darstellte, Teschavs jüngsten, kräftigen Sohn, der in den Dreißigern war und schon allmählich kahl wurde.

»Ich kann das Sturmlicht so lange in mir halten, wie ich möchte, und zwar ohne dabei die geringste Aufmerksamkeit auf mich zu lenken«, sagte Kaladin. »Aber in dem Augenblick, in dem ich etwas peitsche, kommen die Sprengsel schreiend herbei.«

»Aber unsere Verkleidungen haben keine solche Aufmerksamkeit hervorgerufen«, sagte Adolin und schaute zu Schallan hinüber.

»Muster sagt, dass wir leiser sind als er«, erklärte Schallan und zeigte mit dem Daumen auf Kaladin. »Kommt, wir sollten zurückgehen. Habt ihr Jungs nicht heute Nacht eine Verabredung?«



»Eine Feier«, sagte Kaladin und ging im Verkaufsraum der Schneiderei auf und ab. Narb und Drehy lehnten neben der Tür; beide hielten einen Speer in der Armbeuge.

»Das passt zu ihnen«, sagte Kaladin. »Ihre Stadt steht in Flammen, und was tun sie? Sie richten eine *Feier* aus.«

Elhokar hatte Festlichkeiten als eine Möglichkeit ins Spiel gebracht, Kontakte zu den helläugigen Familien der Stadt zu knüpfen. Kaladin

hatte über diese Idee nur gelacht und angenommen, dass daraus niemals etwas werden würde. Doch schon bei dem geringsten Aufwand hatte Adolin ein halbes Dutzend Einladungen erhalten.

»Gute Dunkelaugen schuften, bauen Nahrungsmittel an und bereiten sie zu«, sagte Kaladin. »Und die Hellaugen? Sie haben so viel sturmverdamnte Zeit, dass sie sich einen Zeitvertreib ausdenken müssen.«

»He, Narb«, sagte Drehy. »Gehst du nicht auch schon mal einen trinken, wenn du im Krieg bist?«

»Klar«, sagte Narb. »In meinem Heimatdorf wird zweimal im Monat im Sturmschutzbunker getanzt, selbst wenn die Männer an der Grenze kämpfen.«

»Das ist nicht dasselbe«, sagte Kaladin. »Möchtest du dich etwa auf ihre Seite stellen?«

»Gibt es überhaupt Seiten?«, fragte Drehy.

Wenige Minuten später kam Adolin die Treppe herunter und grinste wie ein Narr. Er trug ein Rüschenhemd unter einem taubenblauen Anzug mit einer Jacke, die vorn nicht ganz zugeknöpft werden konnte und hinten zwei Schöße hatte. Das goldene Stickwerk darauf war das Feinste, was diese Schneiderei zu bieten hatte.

»Bitte sagt mir, dass Ihr uns nicht zu Eurem Schneider geführt habt, nur weil Ihr neue Kleidung braucht«, meinte Kaladin.

»Also bitte, Kal«, sagte Adolin und betrachtete sich in einem Spiegel des Verkaufsraums. »Ich muss doch gut aussehen.« Er betrachtete die Ärmelaufschläge und grinste erneut.

Yokska kam herbei, sah ihn von oben bis unten an und staubte seine Schultern ab. »Ich glaube, die Jacke sitzt um die Brust herum etwas zu eng, Hellherr.«

»Sie ist wundervoll, Yokska.«

»Holt einmal tief Luft.«

Sie wirkte wie eine sturmverdamnte Ärztin, als sie seinen Arm hob, den Brustkorb betastete und etwas in sich hineinmurmelte. Kaladin

hatte seinem Vater schon bei Untersuchungen zugesehen, die weniger eindringlich gewesen waren.

»Ich war der Meinung, dass gerade geschnittene Jacken noch immer in Mode sind«, sagte Adolin. »Ich besitze ein entsprechendes Blatt aus Liafor.«

»Das ist nicht mehr aktuell«, sagte Yokska. »Ich war zum letzten Mittelfrieden in Liafor, und dort bewegt man sich jetzt vom Militärstil weg. Aber sie haben diese Blätter hergestellt, weil sie Uniformen auf der Zerbrochenen Ebene verkaufen wollen.«

»Bei den Stürmen! Ich hatte ja keine Ahnung, wie unmodisch ich geworden bin.«

Kaladin rollte mit den Augen. Adolin sah es im Spiegel, drehte sich aber nur um und verneigte sich. »Keine Sorge, Brückenjunge. Du darfst weiter die Kleidung tragen, die zu deinem finsternen Gesicht passt.«

»Ihr seht aus, als ob Ihr gestolpert und in einen Kübel mit blauer Farbe gefallen wäret«, sagte Kaladin, »und dann versucht hättet, sie mit einem Büschel aus getrocknetem Gras abzureiben.«

»Und du siehst aus wie das, was der Sturm zurücklässt«, sagte Adolin, als er an Kaladin vorbeiging und ihm auf die Schulter klopfte. »Wir mögen dich trotzdem. Jeder Junge besitzt ein Lieblingsstöckchen, das er nach dem Regen draußen im Hof gefunden hat.«

Aladin schritt zu Narb und Drehy hinüber und gab beiden die Hand. »Freut ihr euch auf heute Abend?«

»Das hängt davon ab, wie das Essen im Zelt der Dunkelaugen ist, Herr«, sagte Narb.

»Bringt mir etwas von dem inneren Fest mit«, sagte Drehy. »Ich habe gehört, dass es auf diesen schicken Feiern der Hellaugen sturmverdammt gute Pasteten gibt.«

»Sicher. Möchtest du auch irgendetwas haben, Narb?«

»Den Kopf meines Feindes, zu einem Trinkpokal geschnitzt«, sagte Narb. »Abgesehen davon ... eine Pastete – oder gleich sieben.«

»Ich werde sehen, was ich tun kann. Haltet Ausschau nach guten Tavernen, die noch geöffnet haben. Morgen werden wir ausgehen.«
Er schlenderte an Kaladin vorbei und band sich ein Seitenschwert um.

Kaladin runzelte die Stirn, sah zuerst ihn und dann seine Brückenmänner an; schließlich richtete er den Blick wieder auf Adolin.

»Was?«

»Was ... was?«

»Ihr wollt mit den Brückenmännern einen trinken gehen?«, fragte Kaladin.

»Sicher«, antwortete Adolin. »Narb, Drehy und ich, wir kennen uns schon seit langem.«

»Wir haben viel Zeit damit verbracht, Seine Hoheit davon abzuhalten, in die Klüfte zu fallen«, sagte Narb. »Er hat es uns mit ein wenig gutem Wein und angeregten Gesprächen vergolten.«

Der König trat ein; er trug eine zurückgenommene Version des gleichen Uniformstils, drängte sich an Adolin vorbei und hielt auf die Treppe zu. »Fertig? Großartig. Zeit für neue Gesichter.«

Die drei machten bei Schallans Zimmer Halt, in dem sie gerade zeichnete und sich dabei selbst etwas vorsummt. Sie war von Schöpfungssprengeln umgeben. Als Adolin auf sie zutrat, gab sie ihm einen Kuss, der intimer war als alles, was Kaladin bei den beiden bisher beobachtet hatte; dann verwandelte sie ihn wieder in Meleran Khal. Elhokar wurde zu einem älteren Mann, der gleichermaßen kahlköpfig war und blassgelbe Augen hatte: General Khal, einer von Dalinars höchsten Offizieren.

»Mit mir ist alles in Ordnung«, sagte Kaladin, als Schallan ihn beäugte. »Niemand wird mich erkennen.«

Es wusste nicht recht, was es war, aber immer, wenn er ein fremdes Gesicht trug, hatte er sofort den Eindruck zu lügen.

»Die Narben«, sagte Elhokar. »Du darfst nicht auffallen, Hauptmann.«

Kaladin nickte widerstrebend und ließ zu, dass Schallan ein Lichtweben um seinen Kopf legte, unter dem die Sklavenmale

verschwanden. Dann gab sie jedem eine Kugel. Die Illusionen waren mit dem Sturmlicht in ihnen verbunden. Wenn die Kugel leer war, verschwanden die falschen Gesichter.

Die Gruppe machte sich auf den Weg. Narb und Drehy schlossen sich ihnen an und hielten ihre Speere bereit. Syl flatterte aus einem oberen Fenster des Ladens und schwebte vor ihnen über die Straße. Vorhin hatte Kaladin sie als Klinge gerufen und dabei keine schreienden Sprengsel angezogen, und so fühlte er sich gut bewaffnet.

Sofort scherzte Adolin mit Narb und Drehy. Dalinar hätte es nicht gefallen, wenn er gewusst hätte, dass sie gemeinsam ausgingen – nicht weil er etwas gegen die Männer einzuwenden hatte, aber in jeder Armee gab es eine feste Kommandostruktur. Die Generäle sollten sich nicht mit den einfachen Soldaten verbrüdern; es behinderte die Funktionsweise einer Armee.

Aber Adolin konnte auf Nachsicht rechnen. Während Kaladin ihm und den Männern zuhörte, schämte er sich seiner früheren Haltung. Er fühlte sich wahrhaft gut in diesen Tagen. Ja, es herrschte Krieg, und ja, die Stadt war ernsthaft in Gefahr, aber seit er seine Eltern lebendig und wohlauf angetroffen hatte, ging es ihm besser.

Das war kein sehr ungewohntes Gefühl für ihn. Er fühlte sich oft gut. Aber an den schlimmen Tagen fiel es ihm schwer, sich daran zu erinnern. Zu solchen Zeiten hatte er aus irgendeinem Grund die Empfindung, beständig in der Dunkelheit zu leben und nie wieder aus ihr herauszukommen.

Warum war die Erinnerung so flüchtig? Musste er wirklich immer wieder in die Finsternis eintauchen? Warum konnte er nicht hier oben im Sonnenschein bleiben, wo alle anderen lebten?

Der Abend kam heran; der Sonnenuntergang war noch etwa zwei Stunden entfernt. Sie gingen an einigen Plätzen wie jenem vorbei, auf dem sie sein Wogenbinden ausprobiert hatten. Die meisten waren zu Wohnquartieren umgebaut worden und vollkommen überbevölkert. Die

Menschen saßen da und warteten auf das, was als Nächstes geschehen mochte.

Kaladin ging ein wenig hinter den anderen, und als Adolin dies bemerkte, beendete er seine Unterhaltung und fiel ebenfalls zurück.

»He«, sagte er. »Ist alles in Ordnung mit dir?«

»Ich befürchte, ich werde allzu sehr auffallen, wenn ich meine Splitterklinge rufe«, sagte Kaladin. »Ich hätte einen Speer mitnehmen sollen.«

»Vielleicht solltest du es zulassen, dass ich dir den Umgang mit dem Seitenschwert zeige. Du wirst heute Abend der Hauptmann unserer Leibwächter sein, und gegenwärtig bist du ein Hellauge. Es ist schon seltsam, wenn jemand wie du ohne Seitenschwert herumläuft.«

»Vielleicht bin ich eher der schlagkräftige Typ.«

Adolin blieb stehen und grinste Kaladin an. »Hast du eben ›schlagkräftiger Typ‹ gesagt?«

»Ihr wisst schon: die Feuerer, die im unbewaffneten Kampf ausgebildet werden.«

»Mit bloßen Händen?«

»Mit bloßen Händen.«

»Richtig«, meinte Adolin. »Oder eben der ›schlagkräftige Typ‹, wie jedermann sie nennt.«

Kaladin sah ihm in die Augen und stellte fest, dass er grinste. »Das ist der wissenschaftliche Ausdruck.«

»Klar. Wie ›schneidiger Knabe‹ für einen Schwertkämpfer oder ›speereriger Kerk‹.«

»Ich habe einmal einen wirklich hackebeiligen Typen gekannt«, sagte Kaladin. »Er war gut im psychologischen Kampf.«

»Im psychologischen Kampf?«

»Er konnte wirklich in den Kopf des Gegners eindringen.«

Adolin ging weiter und runzelte die Stirn. »Eindringen ... oh!« Er kicherte und klopfte Kaladin auf den Rücken. »Manchmal redest du wie ein Mädchen. Äh ... das war als Kompliment gemeint.«

»Danke?«

»Aber du musst wirklich mehr mit dem Schwert üben«, sagte Adolin, der immer aufgeregter wurde. »Ich weiß, dass du den Speer magst und geschickt damit bist. Großartig! Aber du bist nicht mehr bloß ein Speermann, sondern gehörs überall hin. Du wirst nicht mehr in einer Formation kämpfen und einen Schild für deine Kumpels hinhalten. Wer kann schon sagen, was du erleben wirst?«

»Ich habe ein wenig mit Zahel geübt«, sagte Kaladin. »Ich bin nicht vollkommen nutzlos, wenn ich ein Schwert in der Hand halte. Aber ... ein Teil von mir will den Sinn darin nicht erkennen.«

»Du wirst besser werden, wenn du mit dem Schwert übst, vertraue mir. Ein guter Zweikämpfer kennt seine Waffe, und ein guter Fußsoldat ... na ja, für ihn geht es eher um die Art der Übungen als um eine bestimmte Waffe. Möchtest du ein großer *Krieger* sein? Dafür brauchst du das bestmögliche Werkzeug. Selbst wenn du niemals ein Schwert benutzen solltest, wirst du doch irgendwann gegen Feinde kämpfen, die eines schwingen. Am besten lernst du, jemanden zu besiegen, der eine Waffe benutzt, indem du selbst mit ihr übst.«

Kaladin nickte. Adolin hatte recht. Es war seltsam, ihn in dieser hellen Kleidung zu sehen, so modisch und vor Gold glitzernd, und ihn über vernünftige Kampfaktiken reden zu hören.

Als ich eingekerkert war, weil ich es gewagt hatte, Amaram anzuklagen, war er das einzige Hellauge, das Partei für mich ergriffen hat.

Adolin Kholin war einfach ein guter Mensch. Trotz seiner taubenblauen Kleidung. Einen solchen Mann konnte man gar nicht hassen; bei allen Stürmen, man *musste* ihn einfach mögen.

Ihr Ziel war ein bescheidenes Haus – zumindest gemessen an den Standards der Hellaugen. Es war schmal und vier Stockwerke hoch und hätte ein ganzes Dutzend dunkeläugiger Familien beherbergen können.

»Also gut«, sagte Elhokar, als sie sich dem Gebäude näherten. »Adolin und ich, wir werden vorfühlen, ob diese Hellaugen mögliche

Verbündete sein könnten. Brückenmänner, ihr redet mit den Leuten im Zelt der Dunkelaugen und versucht etwas über den Kult der Augenblicke oder über andere Seltsamkeiten in der Stadt in Erfahrung zu bringen.«

»Wird gemacht, Euer Majestät«, sagte Drehy.

»Hauptmann«, sagte Elhokar an Kaladin gewandt, »du gehst zum Zelt der helläugigen Garde. Versuche, etwas über ...«

»... diesen Großmarschall Azure herauszufinden«, sagte Kaladin.
»Von der Mauerwache.«

»Ja. Wir werden recht lange bleiben, denn betrunkene Festgäste verraten mehr als nüchterne.«

Sie teilten sich auf. Adolin und Elhokar zeigten ihre Einladungen dem Türsteher, der sie sofort einließ; dann bedeuteten sie Drehy und Narb, sich zum Fest der dunkeläugigen Wachen zu begeben, das in einem Zelt auf dem Gelände des Hauses stattfand.

Es gab ein weiteres Zelt für all jene, die zwar Hellaugen, aber keine Landbesitzer waren. Sie mochten privilegiert sein, doch zur eigentlichen Feier wurden sie nicht durchgelassen. In seiner Rolle als helläugiger Leibwächter war dies der passende Ort für Kaladin, aber aus irgendeinem Grund verursachte ihm der Gedanke, dorthin zu gehen, eine starke Übelkeit.

Stattdessen flüsterte er Narb und Drehy zu, er sei bald wieder zurück, und borgte sich Narbs Speer aus – für alle Fälle. Dann entfernte sich Kaladin und verließ den Häuserblock. Er würde zurückkehren und Elhokars Befehl ausführen. Aber solange es noch hell genug war, wollte er sich die Stadtmauer ansehen und herausfinden, wie stark die Mauerwache war.

Und er wollte noch ein wenig länger umhergehen. Er schlenderte zum Fuß der nahen Stadtmauer, zählte die Posten auf der Brustwehr und betrachtete den unteren Teil, der aus dem örtlichen Fels herausgemeißelt war. Er legte die Hand auf den glatten, von verschiedenen Gesteinsschichten durchzogenen Fels.

»He!«, rief eine Stimme. »He, du!«

Kaladin seufzte. Einige Soldaten der Mauerwache patrouillierten hier. Sie schienen diese Straße, die an der Mauer entlangführte, als ihr Hoheitsgebiet anzusehen, aber weiter in die Stadt hinein wagten sie sich offenbar nicht.

Was wollten sie? Er hatte doch nichts Unerlaubtes getan. Wenn er weglief, würde er damit nur einen Aufruhr entfachen, also ließ er den Speer fallen, drehte sich um und streckte die Arme seitwärts aus. In einer Stadt voller Flüchtlinge würden sie einen einzelnen Mann wohl nicht allzu sehr schikanieren.

Fünf der Männer kamen auf ihn zu, angeführt von einem Mann mit einem zotteligen dunklen Bart und leuchtenden hellblauen Augen. Der Mann betrachtete Kaladins Uniform, die keinerlei Abzeichen trug, und warf einen Blick auf den Speer am Boden. Dann starrte er auf Kaladins Stirn und blickte finster drein.

Kaladin hob die Hand an das Sklavenmal, das er noch spüren konnte. Aber Schallan hatte doch eine Illusion darüber gelegt. Oder?

Verdammnis. Er wird vermuten, dass ich ein Deserteur bin.

»Ein Deserteur, wie ich annehme?«, fragte der Soldat auch schon scharf.

Ich hätte einfach zu dieser sturmverdammten Feier gehen sollen.

»Sieh mal, ich möchte keine Schwierigkeiten haben«, sagte Kaladin.

»Ich will nur ...«

»Hättest du gern eine Mahlzeit?«

»Eine ... Mahlzeit?«

»Freie Mahlzeiten für Deserteure.«

Das kommt unerwartet.

Zögernd schob er die Haare aus der Stirn und wollte herausfinden, ob die Männer es sehen konnten. Die Haare hatten es zum größten Teil verdeckt.

Die Soldaten zuckten zusammen. Ja, sie konnten die Zeichnung sehen. Warum hatte sich Schallans Illusion aufgelöst? Hoffentlich hielten die Verkleidungen der anderen besser.

»Ein Hellauge mit einem *Schasch*-Brandmal?«, fragte der Leutnant.
»Bei allen Stürmen, mein Freund. Du hast sicherlich eine interessante Geschichte zu erzählen.« Er klopfte Kaladin auf den Rücken und deutete zur Kaserne hinüber, die in einiger Entfernung vor ihnen lag.
»Ich würde sie nur zu gern anhören. Eine freie Mahlzeit und keine Verpflichtungen. Wir werden dich nicht in unsere Dienste pressen. Das schwöre ich dir.«

Nun, er wollte doch Informationen über den Anführer der Mauerwache besorgen, nicht wahr? Diese Männer würden sie ihm verschaffen.

Kaladin hob seinen Speer auf und ließ sich von ihnen abführen.



Etwas geschieht mit dem Geschwister. Dem stimme ich zu, aber die Teilung unter den Strahlenden Rittern ist dafür nicht verantwortlich. Unser wahrgenommener Wert ist eine andere Sache.

Aus Schublade 1-1, dritter Zirkon

Die Kaserne der Mauerwache verströmte für Kaladin einen Geruch nach Heimat. Nicht nach dem Haus seines Vaters, das nach Desinfektionsmitteln und getrockneten Blumen roch, mit denen seine Mutter die Luft geschwängert hatte. Sondern nach seiner wahren Heimat. Leder. Kochender Eintopf. Zusammengedrückte Männer, Waffenöl.

Weisse und blaue Kugeln hingen an den Wänden. Das Gebäude war so groß, dass es leicht zwei kleine Kompanien aufnehmen konnte. Die unterschiedlichen Schulterstücke, die er sah, bestätigten dies. Der große Gemeinschaftsraum stand voller Tische, und einige Waffenmeister arbeiteten in der Ecke und nähten Wamse und Uniformen. Andere schärften Waffen, was rhythmische, beruhigende

Geräusche verursachte. Das waren die Laute und Düfte einer gut ausgestatteten Armee.

Aber der Eintopf duftete nicht annähernd so gut wie der von Fels; Kaladin war durch die Kochkünste des Hornessers verwöhnt. Doch als einer der Männer losging, um ihm eine Schale zu holen, musste er lächeln. Er setzte sich auf eine lange Holzbank neben einen nervösen kleinen Feuerer, der für die Männer Bannglyphen auf Stoffstücke malte.

Kaladin fasste sofort eine Zuneigung zu diesem Ort, und der Zustand der Männer sprach eindeutig für Großmarschall Azure. Vermutlich war er ein Offizier mittleren Rangs, der während des Chaos, das der Aufstand verursacht hatte, plötzlich in den Rang eines Kommandierenden gedrängt worden war, was ihn nur noch beeindruckender machte. Azure hatte die Stadtmauer gesichert, die Parscher aus der Stadt gebracht und sich um die Verteidigung Kholinars gekümmert.

Syl schwirrte um die Deckenbalken herum, während die Soldaten ihre Fragen über den Neuankömmling stellten. Der Leutnant, der ihn gefunden hatte – sein Name lautete Noromin, aber die Männer nannten ihn bloß Noro –, antwortete bereitwillig. Kaladin war ein Deserteur. Er hatte ein *Schasch*-Mal, ein hässliches. Die Männer sollten es sich einmal ansehen. Sadeas' Brandzeichen. Auf einem *Hellauge*.

Die anderen in der Kaserne fanden das zwar merkwürdig, aber nicht besorgniserregend. Manche jubelten sogar. Bei den Stürmen! Kaladin konnte sich nicht vorstellen, dass eine Schwadron von Dalinars Soldaten einen Deserteur auf diese Weise willkommen hieß, vor allem keinen, der sich als gefährlich erweisen konnte.

Nun bemerkte Kaladin eine andere Unterströmung in dem Raum. Die Männer schärften Waffen, aus denen Splitter herausgebrochen waren. Und sie vernähten Risse im Leder – Beschädigungen, die durch Lanzen in einer Schlacht entstanden waren. Es gab verdächtig viele leere Sitze an den meisten Tischen, vor denen Becher standen.

Diese Männer hatten Verluste erlitten, wenn auch bisher keine großen. So konnten sie noch immer lachen. Aber – bei den Stürmen! – in diesem Raum herrschte eine gewisse Spannung.

»Also«, sagte Noro. »Ein *Schasch*-Brandmal?«

Der Rest der Schwadron setzte sich, und ein kleiner Mann mit Haaren auf den Handrücken stellte eine Schale mit dickem Eintopf und ein Stück Fladenbrot vor Kaladin. Es war das Übliche: gekochter Tallew und geformte Fleischstückchen. Natürlich war es seelengegossen und fast geschmacklos, dafür aber nahrhaft.

»Ich hatte eine Auseinandersetzung mit dem Großherrn Amaram«, sagte Kaladin. »Ich war der Meinung, dass er einige meiner Männer in einen sinnlosen Tod geschickt hatte. Er aber war anderer Meinung.«

»Amaram«, sagte einer der Männer. »Du hast hoch gezielt, mein Freund.«

»Ich kenne Amaram«, sagte der Mann mit den Haaren auf den Handrücken. »Ich habe Geheimmissionen für ihn durchgeführt – damals, zu meiner aktiven Zeit.«

Kaladin sah ihn überrascht an.

»Es ist das Beste, Bart gar nicht zu beachten«, sagte Leutnant Noro. »So halten wir anderen es alle.«

»Bart« trug gar keinen Bart. Vielleicht reichten die behaarten Hände aus, um den Namen zu tragen. Er stupste Kaladin an. »Es ist eine gute Geschichte. Ich werde sie dir irgendwann einmal erzählen.«

»Aber man kann ein Hellauge nicht einfach zum Sklaven machen«, sagte Leutnant Noro. »Dazu bedarf es der Erlaubnis durch einen Großprinzen. In dieser Geschichte steckt viel mehr.«

»Allerdings«, sagte Kaladin und aß seinen Eintopf.

»Oh!«, sagte ein großer Soldat. »Ein Rätsel!«

Noro kicherte und machte eine ausholende Bewegung in den Raum hinein. »Also, was war los?«

»Du hast gesagt, ihr werdet mich nicht bedrängen«, meinte Kaladin zwischen zwei Bissen.

»Ich bedränge dich nicht, aber du wirst da draußen in der Stadt keinen Platz finden, an dem du so gut essen kannst wie hier.«

»Woher bekommt ihr die Nahrungsmittel?«, fragte Kaladin, während er sich einen weiteren Löffel mit Eintopf in den Mund steckte. »Ihr könnt doch keine Seelengießer einsetzen. Die Kreischer würden über euch herfallen. Lagerbestände? Es würde mich wundern, wenn keiner der Großherren in der Stadt versucht hätte, sie zu beschlagnahmen.«

»Scharfsinnig«, sagte Leutnant Noro mit einem Lächeln. Er hatte eine entwaffnende Art. »Es ist ein Geheimnis der Wächter. Aber hier drinnen kocht immer ein Eintopf, und regelmäßig gibt es frisch gebackenes Brot.«

»Das ist mein eigenes Rezept«, fügte Bart hinzu.

»Oh, bitte«, sagte der große Mann. »Bist du jetzt auch noch ein Koch, Bart?«

»Ein Chefkoch sogar, vielen Dank. Das Rezept für das Fladenbrot habe ich von einem Hornesser-Mystiker auf einem Berggipfel erhalten. Die wahre Geschichte ist aber die, wie ich dorthin gekommen bin ...«

»Offenbar bist du dort gelandet«, sagte der große Soldat, »nachdem dir jemand in deiner letzten Schwadron einen sehr kräftigen Tritt in den Hintern gegeben hatte.«

Die Männer lachten. Es war warm hier auf der langen Bank und mit dem lodernden Feuer in der Ecke. Warm und freundlich. Während Kaladin aß, ließen sie ihn in Ruhe und plauderten miteinander. Noro ... er schien weniger ein Soldat zu sein, eher ein kumpelhafter Kaufmann, der versuchte, einem Ohrringe für die Geliebte zu verkaufen. Er machte einige sehr deutliche Kommentare, die auf Kaladin abzielten. Er sagte, wie gut sie alle genährt seien und wie großartig es sich anfühle, Teil einer Schwadron zu sein. Er sprach von warmen Betten und davon, dass sie nicht allzu oft Wache schieben mussten. Und außerdem davon, dass sie Karten spielten, während der Großsturm tobte.

Kaladin holte sich eine zweite Schale mit Eintopf, und während er wieder Platz nahm, bemerkte er etwas, das ihn schockierte.

Bei den Stürmen, sie sind allesamt Hellaugen, nicht wahr?

Jede Person im Raum, vom Koch bis zu den Waffenschmieden und den Soldaten, die den Abwasch machten. In einer Gruppe wie dieser hatte jeder eine zweite Pflicht zu erfüllen, sei es die Pflege der Waffen oder ärztliche Hilfe auf dem Schlachtfeld. Kaladin hatte ihre Augen bisher nicht betrachtet. Hier an diesem Ort fühlte sich alles so natürlich und behaglich an, dass er schon angenommen hatte, die Männer seien Dunkelaugen wie er selbst.

Er wusste, dass die meisten helläugigen Soldaten keine hohen Offiziere waren. Immer wieder hatte er gehört, dass sie grundsätzlich ganz gewöhnliche Menschen waren. Aber nun, da er mit ihnen im selben Raum saß, wurde es für ihn erst zur Tatsache.

»Also, Kal ...«, sagte Leutnant Noro, »was meinst du? Willst du dich vielleicht wieder einschreiben? Und es noch einmal versuchen?«

»Habt ihr denn keine Angst, dass ich erneut desertieren könnte?«, fragte Kaladin. »Oder, schlimmer noch, dass ich mein Temperament nicht zügeln kann? Ich könnte gefährlich sein.«

»Nicht so gefährlich wie die Tatsache der Unterbesetzung«, sagte Bart. »Du weißt, wie man Menschen umbringt? Das reicht für uns.«

Kaladin nickte. »Erzählt mir von eurem Kommandanten. Er wird von entscheidender Bedeutung für die Gruppe sein. Ich bin gerade erst in der Stadt angekommen. Wer *ist* dieser Großmarschall Azure?«

»Du kannst ihn kennenlernen!«, sagte Bart. »Er macht jeden Abend zur Essenszeit die Runde und sieht in jeder Kaserne nach dem Rechten.«

»Hm, ja«, sagte Noro.

Kaladin beobachtete ihn. Dem Leutnant schien unbehaglich zumute zu sein.

»Der Großmarschall«, sagte Noro rasch, »ist *unglaublich*. Unseren vorherigen Kommandanten haben wir während des Aufstands verloren, und Azure hat eine Gruppe angeführt, die die Stadtmauer

gehalten hat, während der Kult der Augenblicke in dem Chaos den Versuch unternommen hat, sich der Stadttore zu bemächtigen.«

»Er hat gekämpft wie ein Bringer der Leere«, sagte ein anderer Soldat. »Ich bin dabei gewesen. Wir waren fast schon besiegt, aber dann ist Azure zu uns gestoßen und hat eine glitzernde Splitterklinge in die Höhe gehalten. Er hat uns zusammengetrieben, und selbst die Verwundeten waren so begeistert, dass sie weitergekämpft haben. Bei den Stürmen! Es hat sich angefühlt, als hätten wir Sprengsel im Rücken, die uns stützen und beim Kampf helfen.«

Kaladin kniff die Augen zusammen. »Wollt ihr damit sagen ...«

Er entlockte ihnen weitere Informationen, während er seine Schale leerte. Sie hatten nichts als Lob und Preis für Azure, obwohl der Mann keine anderen ... seltsamen Fähigkeiten gezeigt zu haben schien. Azure war ein Splitterträger, vielleicht ein Ausländer, der der Wache zuvor unbekannt gewesen war. Aber mit dem Tod ihres eigenen Kommandanten und dem anschließenden Verschwinden ihres Großherrs im Palast hatte Azure die Befehlsgewalt erlangt.

Doch da war noch etwas anderes. Etwas, das sie ihm nicht sagten. Kaladin nahm sich eine dritte Portion Eintopf und wollte abwarten, ob der Großmarschall wirklich erschiene oder nicht.

Bald entstand ein kleiner Aufruhr bei der Tür, die Männer sprangen auf. Kaladin folgte ihrem Beispiel und drehte sich um. Ein älterer Offizier mit einer glitzernden Kette und einem hellen Waffenrock trat ein, gefolgt von einigen Begleitern, und alle salutierten ihm. Der Großmarschall trug einen passenden azurblauen Mantel – etwas heller als das traditionelle Kholin-Blau – sowie einen Panzerkragen um den Hals und einen Helm in der einen Hand.

Und er war eine Frau.

Kaladin blinzelte überrascht und hörte, wie Syl über ihm aufkeuchte. Die Großmarschallin war für eine Alethi-Frau von bestenfalls durchschnittlicher Größe und trug die Haare kurz und glatt; sie fielen ihr bis auf die Wangen. Ihre Augen waren orangefarben, und an ihrer Seite hing ein Schwert mit einem glitzernden silbernen Griff. Das war

keine Alethi-Arbeit. Handelte es sich dabei um die bereits erwähnte Splitterklinge? Sie wirkte fremdartig, aber warum entließ die Großmarschallin sie nicht?

Sie war schlank und grimmig und hatte ein paar erschreckende Narben im Gesicht. An beiden Händen trug sie Handschuhe.

»Der Großmarschall ist eine *Frau*?«, zischte Kaladin.

»Wir reden nicht über das Geheimnis des Marschalls«, sagte Bart.

»Geheimnis?«, fragte Kaladin. »Das ist doch sturmverdammt offensichtlich!«

»Wir reden nicht über das Geheimnis des Marschalls«, wiederholte Bart, und die anderen nickten. »Sprich nicht darüber, ja?«

Er sollte nicht darüber sprechen? Bei den Stürmen! So etwas geschah einfach nicht in Vorin-Gesellschaften. Es war nicht so wie in den Balladen und Geschichten. Er hatte in drei Armeen gedient, und nie hatte er gesehen, dass eine Frau eine Waffe in den Händen hielt. Sogar die Alethi-Späherinnen verfügten nur über Messer. Er hatte schon einen Aufstand erwartet, als er Lyn und die anderen bewaffnet hatte, obwohl Jasnah und Schallan für die Strahlenden bereits ein Vorbild abgegeben hatten.

Azure sagte den Männern, sie sollten sich wieder setzen. Einer der Soldaten bot ihr eine Schale mit Eintopf an, und sie nahm sie dankbar entgegen. Die Männer jubelten, nachdem sie einen Löffel genommen und dem Koch ein Lob gespendet hatte.

Dann gab sie die Schale an jemanden aus ihrem Gefolge weiter, und alles war wieder ganz so wie gewohnt. Die Männer plauderten, arbeiteten und aßen. Azure redete mit den einzelnen Offizieren – zuerst mit dem Anführer der Schwadron, der vermutlich im Rang eines Hauptmanns stand, und dann mit den übrigen Leutnants.

Als sie an Kaladins Tisch stehen blieb, bedachte sie ihn mit einem Blick, der gleichzeitig abschätzend und anerkennend wirkte.

»Wer ist dieser neue Rekrut, Leutnant Noro?«, fragte sie.

»Das ist Kal, Herr!«, antwortete Noro. »Wir haben ihn auf der Straße gefunden. Ein Deserteur mit einem *Schasch*-Brandmal.«

»Bei einem Hellauge? Stürme, Mann! Wen hast du getötet?«

»Das Brandmal hat mir nicht derjenige eingebracht, den ich getötet habe, Herr, sondern der, den ich nicht getötet habe.«

»Das klingt aber sehr nach einer eingeübten Erklärung, Soldat.«

»Genau das ist es.«

Kaladin vermutete, dass sie weitere Informationen von ihm haben wollte, doch sie gab nur ein Grunzen von sich. Er vermochte nicht abzuschätzen, wie alt sie sein mochte, aber aufgrund der Narben wirkte sie vermutlich älter, als sie in Wirklichkeit war.

»Kommst du zu uns?«, fragte sie. »Wir haben genug zu essen für dich.«

»Ehrlich gesagt weiß ich nicht recht. Einerseits kann ich nicht glauben, dass sich niemand für meine Vergangenheit interessiert. Andererseits seid ihr offensichtlich verzweifelt, was mich ebenfalls zögern lässt.«

Sie wandte sich an Leutnant Noro. »Hast du es ihm noch nicht gezeigt?«

»Nein, Herr. Wir haben ihm bisher nur ein wenig Eintopf eingeflößt.«

»Dann werde ich das tun. Kal, komm mit.«



Was immer sie ihm zeigen wollten, es befand sich auf der Mauer, denn sie führten ihn einen steinernen Treppenschacht hoch. Kaladin wollte mehr über das angebliche »Geheimnis« erfahren, dass Azure eine Frau war. Doch wenn er Leutnant Noro danach fragte, schüttelte dieser nur rasch den Kopf und legte den Finger vor die Lippen.

Bald hatten sie sich auf der Brustwehr versammelt. Die Stadtmauer von Kholinar war ein machtvolles Verteidigungsbauwerk, das an manchen Stellen angeblich mehr als sechzig Fuß hoch war und einen zehn Fuß breiten Wehrgang besaß. Die Mauer fraß sich durch die Landschaft und umgab das gesamte Kholinar. Sie war auf den äußeren Windklingen errichtet und passte sich ihnen wie eine

umgedrehte Krone an, deren erhabene Teile sich in die Spalten zwischen den Windklingen bohrten.

Ungefähr alle dreihundert Fuß wurde die Mauer durch einen Wachturm unterbrochen. Diese großen Bauwerke waren in der Lage, ganze Schwadronen zu beherbergen, die hier oben Wache hielten.

»Aus deinem Brandmal schließe ich, dass du zu einer der Armeen gehört hast, die im Norden rekrutieren«, sagte Azure zu ihm. »Du hast dich zum Kampf auf der Zerbrochenen Ebene verpflichtet, nicht wahr? Aber Sadeas hat diese Armee im Norden dazu benutzt, sich mit Veteranen zu versorgen und ein wenig Land von dem einen oder anderen Großprinzen zu erobern. Du musstest gegen andere Alethi kämpfen, hast Bauernjungen erschreckt, nicht aber den König gerächt. Stimmt das ungefähr?«

»Ungefähr«, gab Kaladin zu.

»Die Verdammnis komme über mich, wenn ich einen Mann dafür verurteile, dass er in einer solchen Lage desertiert«, sagte Azure.

»Das werfe ich dir nicht vor, Soldat.«

»Und das Brandmal?«

Azure deutete nach Norden. Inzwischen war die Nacht endlich hereingebrochen, und in der Ferne erkannte Kaladin ein Glimmen.

»Nach jedem Sturm ziehen sie sich auf ihre Stellungen zurück«, sagte Azure sanft. »Ein Teil ihrer Armee lagert dort draußen. Das ist strategisch klug, denn so schneiden sie uns vom Nachschub ab, und außerdem sorgen sie dafür, dass wir nie wissen, wann der nächste Angriff erfolgt. Albträume, Kal. Eine richtige Armee der Bringer der Leere.

Wenn das eine Alethi-Streitmacht wäre, müssten die Menschen in dieser Stadt keine große Angst haben. Natürlich würde es Verluste an der Mauer geben, aber kein Möchtegern-König aus Alethkar würde die Hauptstadt plündern und niederbrennen. Doch das sind keine Alethi. Es sind Ungeheuer. Bestenfalls werden sie die gesamte Bevölkerung versklaven. Und schlimmstenfalls ...« Sie führte ihre Gedanken nicht weiter aus, sondern sah ihn an. »Ich bin *froh*, dass

du ein Brandmal hast. Es bedeutet, dass du gefährlich bist, und hier oben ist es äußerst beengt. Wir können nicht jedermann zum Dienst auf der Mauer zwingen. Ich brauche richtige Soldaten, die wissen, was sie tun.«

»Bin ich deswegen hier oben?«, fragte Kaladin. »Damit ich die Gefahr sehe?«

»Ich möchte, dass du nachdenkst«, sagte Azure. »Ich sage den Männern – dieser Mauerwache –, dass das hier oben die *Erlösung* ist. Wenn du hier kämpfst, kümmert es niemanden, was du vorher getan hast. Denn sie wissen, dass diese Stadt und diese Nation nicht länger existieren werden, wenn wir unterliegen.

Nichts ist von Bedeutung – nur das Halten dieser Mauer, wenn der Angriff kommt. Du kannst dich in der Stadt verstecken und beten, dass wir auch ohne dich stark genug sind. Aber wenn wir es nicht sind, wirst du bloß ein weiterer Leichnam sein. Hier oben kannst du kämpfen. Hier oben kannst du etwas *erreichen*.

Wir werden dich nicht bedrängen. Geh heute Nacht fort. Leg dich hin und denke über das nach, was kommt. Stell dir eine weitere Nacht vor, in der die Männer hier oben für dich bluten und sterben. Denk daran, wie machtlos du dich fühlen wirst, wenn die Ungeheuer in die Stadt gelangen. Und wenn du morgen zurückkommst, werden wir dir das Abzeichen der Mauerwache geben.«

Es war eine kraftvolle Rede. Rasch sah Kaladin Syl an, die auf seiner Schulter gelandet war, und betrachtete dann lange die Lichter am Horizont.

Bist du da draußen, Sah? Haben sie dich und die anderen hierhergebracht? Was mochte wohl aus Sah's kleiner Tochter geworden sein, die Blumen gesammelt und Spielkarten wie ein kostbares Spielzeug in ihren Händen gehalten hatte? Und war Khen da, die Parscherin, die verlangt hatte, dass Kaladin seine Freiheit zurückerhielt, obwohl sie während der ganzen gemeinsamen Reise wütend auf ihn gewesen war?

Die Winde mochten dafür gesorgt haben, dass sie nicht weiter in diesen Schlamassel hineingezogen worden waren.

Zusammen mit den anderen kletterte er die Treppe hinunter. Danach verabschiedeten Noro und die anderen ihn fröhlich, als ob sie sich sicher seien, dass er zurückkehren würde. Und vermutlich würde er dies sogar wirklich tun, wenn auch nicht aus den Gründen, die sie annahmen.

Er begab sich wieder zu dem Herrenhaus und zwang sich, im Hellaugenzelt mit einigen Wächtern zu plaudern, aber er erfuhr nichts von ihnen, und seine Brandmale sorgten für einen gewissen Aufruhr. Schließlich kamen Adolin und Elhokar heraus; *ihre* Illusionen waren noch immer intakt. Was also stimmte mit Kaladin nicht? Die Kugel, die Schallan ihm gegeben hatte, war noch aufgeladen.

Kaladin holte Drehy und Narb herbei und ging mit ihnen, dem König und Adolin zusammen nach Hause.

»Warum so nachdenklich, Hauptmann?«, fragte Elhokar.

»Ich glaube«, antwortete Kaladin und kniff die Augen zusammen, »ich habe noch einen Strahlenden gefunden.«



ELF JAHRE ZUVOR

Es gab nicht genügend Boote für einen Angriff auf Rathalas vom Meer her, also war Dalinar zu einer konventionelleren Handlungsweise gezwungen. Er marschierte von Westen kommend herbei – nachdem er Adolin zurück nach Kholinar geschickt hatte – und hatte Sadeas und dessen Streitmacht befohlen, gleichzeitig von Osten heranzurücken. Kurz vor dem Graben vereinigten sie sich.

Dalinar hatte einen großen Teil des Weges inmitten von stechenden Rauchscheiden verbracht, die von Evis kleiner Kohlenpfanne an der Seite des Wagens aufstiegen. Der Weihrauch war eine Bitte an die Herolde, ihre Ehe zu segnen.

Oft hörte er sie im Innern des Wagens weinen, aber wenn sie ihn verließ, wirkte sie stets gefasst. Sie las Briefe, schrieb Antworten darauf und machte sich bei seinen Treffen mit den Generälen Notizen. In jeder Hinsicht war sie eine wunderbare Alethi-Frau – und ihr Unglück zerquetschte ihm die Seele.

Schließlich erreichten sie die Ebene um den See herum und durchquerten das Flussbett, das nur während der Stürme nicht

ausgetrocknet war. Die Felsknospen tranken so viel von dem örtlichen Wasservorrat, dass sie zu gewaltiger Größe herangewachsen waren. Manche reichten höher als die Hüften eines gewöhnlichen Mannes, und die Ranken, die sie ausbildeten, waren so dick wie Dalinars Handgelenke.

Er ritt neben dem Wagen her – die Hufe seines Pferdes trommelten einen vertrauten Rhythmus auf die Steine des Bodens – und roch den Weihrauch. Evi streckte die Hand aus dem Seitenfenster ihres Wagens und legte eine weitere Bannglyphe in die Kohlenpfanne. Er sah ihr Gesicht nicht, und auch ihre Hand verschwand schnell wieder.

Sturmverdamnte Frau! Eine Alethi würde all dies tun, damit er Schuldgefühle bekam und sich ihrem Willen beugte. Aber sie war keine Alethi, auch wenn sie eine zu sein versuchte. Evi war viel zu aufrichtig, und ihre Tränen waren echt. Sie glaubte nämlich wirklich, dass ihr Zank in der Veden-Festung ein schlechtes Vorzeichen für ihre Beziehung sei.

Und das machte ihm Sorgen. Mehr, als er zuzugeben bereit war.

Eine junge Späherin lief auf ihn zu und erstattete ihm den neuesten Bericht. Die Vorhut hatte das Gelände in der Nähe der Stadt gesichert, das er als Lager ausgesucht hatte. Noch hatte es keine Kämpfe gegeben, und er hatte auch keine erwartet. Tanalan würde die Mauern um den Graben nicht verlassen, um ein Gebiet einzunehmen, das jenseits der Reichweite seiner Bogenschützen lag.

Das waren gute Nachrichten, aber Dalinar hätte die Botin trotzdem gern angefahren. Er wollte *irgendjemanden* anfahren. Sturmwater, diese Schlacht konnte für ihn nicht früh genug kommen. Er riss sich zusammen und schickte die Botin mit einem Wort des Dankes fort.

Warum sorgte er sich so sehr um Evis Launenhaftigkeit? Es war ihm stets gleichgültig, wenn er sich mit Gavilar stritt. Bei den Stürmen, auch seine Auseinandersetzungen mit Evi hatten ihm bisher nie viel bedeutet. Es war seltsam. Er besaß die Anerkennung seiner Männer, und sein Ruhm erstreckte sich über den ganzen Kontinent, aber wenn

sie ihn nicht bewunderte, hatte er das Gefühl, versagt zu haben. Konnte er damit wirklich in die Schlacht reiten?

Nein, das konnte er nicht.

Dann unternimm etwas dagegen. Während sie über die Ebene voller Steinknospen zogen, rief er dem Fahrer von Evis Wagen zu, er möge anhalten. Nachdem er die Zügel seines Pferdes einem Diener gegeben hatte, kletterte er in den Wagen.

Evi biss sich auf die Lippe, als er sich auf dem Sitz ihr gegenüber niederließ. Hier drinnen roch es angenehm. Der Geruch von Weihrauch war schwächer, und der Kremstaub der Straße wurde durch Holz und Stoff gefiltert. Die Kissen waren plüschig, und getrocknete Früchte lagen auf einem Teller, während gekühltes Wasser danebenstand.

»Was ist los?«, fragte sie.

»Ich habe mich wundgeritten.«

Sie hielt den Kopf schräg. »Vielleicht könntest du um eine Salbe bitten ...«

»Ich möchte reden, Evi«, sagte Dalinar mit einem Seufzen. »Eigentlich bin ich gar nicht wund.«

»Oh.« Sie zog die Knie vor die Brust. Hier drinnen hatte sie ihren Schutzhandärmel aufgeknöpft und zurückgerollt und zeigte ihre langen, eleganten Finger.

»Ist es nicht das, was du wolltest?«, fragte Dalinar und wandte den Blick von ihrer Schutzhand ab. »Du betest ohne Pause.«

»Damit die Herolde dein Herz erweichen.«

»Also gut, das haben sie getan. Hier bin ich. Wir sollten reden.«

»Nein, Dalinar«, sagte sie, streckte die Hand aus und berührte zärtlich sein Knie. »Ich habe nicht für mich selbst gebetet, sondern für jene deiner Landsleute, die du töten willst.«

»Die Rebellen?«

»Es sind Männer, die gar nicht so anders sind als du und die nur zufällig in einer anderen Stadt geboren wurden. Was hättest *du*

getan, wenn eine Armee gekommen wäre, um deine Heimat zu erobern?»

»Ich hätte gekämpft«, sagte Dalinar. »Und das werden sie ebenfalls tun. Die besseren Männer werden siegen.«

»Was gibt dir das Recht?«

»Mein Schwert.« Dalinar zuckte die Achseln. »Wenn der Allmächtige will, dass wir herrschen, werden wir gewinnen. Wenn nicht, werden wir verlieren. Ich glaube, Er möchte sehen, wer von uns stärker ist.«

»Und da ist gar kein Platz für Gnade?«

»Gnade hat uns überhaupt erst hierhergebracht. Wenn sie nicht kämpfen wollen, sollten sie sich unserer Herrschaft unterwerfen.«

»Aber ...« Sie senkte den Blick und legte ihre Hände in den Schoß. »Es tut mir leid. Ich will nicht wieder mit dir streiten.«

»Ich aber«, sagte Dalinar. »Mir gefällt es, wenn du deinen Standpunkt vertrittst. Ich mag es, wenn du *kämpfst*.«

Sie blinzelte ihre Tränen weg und wandte den Blick ab.

»Evi ...«, sagte Dalinar.

»Ich hasse das, was es mit dir macht«, erklärte sie leise. »Ich sehe Schönheit in dir, Dalinar Kholin. Ich sehe einen großen Mann, der gegen einen schrecklichen Mann kämpft. Und manchmal hast du diesen Blick in deinen Augen. Eine schreckliche, beängstigende Leere. Als wärest du eine Kreatur ohne Herz geworden, die sich von den Seelen der anderen nährt, mit denen sie die eigene Leere ausfüllt und dabei Schmerzsprengsel anlockt. Das entsetzt mich, Dalinar.«

Dalinar verlagerte sein Gewicht auf dem Wagensitz. Was sollte das bedeuten? Ein »Blick« in seinen Augen? War es so etwas wie ihre Aussage, dass die Menschen schlechte Erinnerungen in ihrer Haut speicherten und sie einmal im Monat mit einem Stein abreiben mussten? Die Leute aus dem Westen hegten einige seltsam abergläubische Vorstellungen.

»Was soll ich denn deiner Meinung nach tun, Evi?«, fragte er sanft.

»Habe ich wieder gewonnen?«, fragte sie zurück und klang bitter.

»Eine weitere Schlacht, in der ich dich verwundet habe?«

»Ich ... ich muss wissen, was du willst. Damit ich dich verstehen kann.«

»Töte heute niemanden. Halte das Ungeheuer zurück.«

»Und die Rebellen? Und ihr Hellherr?«

»Du hast das Leben dieses Jungen damals verschont.«

»Das war offensichtlich ein Fehler.«

»Es war ein Zeichen von *Menschlichkeit*, Dalinar. Du hast mich gefragt, was ich will. Ich weiß, es ist närrisch, und ich kann durchaus erkennen, dass es hier Schwierigkeiten gibt und du eine Pflicht zu erfüllen hast. Aber ... ich möchte nicht zusehen müssen, wie du tötest. Füttere die Bestie in dir nicht.«

Er legte seine Hand auf die ihre. Bald wurde die Kutsche wieder langsamer, und dann verließ Dalinar sie und überblickte ein Gebiet, das nicht von den Steinknospen besät war. Hier wartete die Vorhut, fünftausend Mann stark, in vollkommenen Formationen. Teleb gefiel es, ein gutes Schauspiel zu bieten.

Auf der anderen Seite des ebenen Geländes, außerhalb der Reichweite eines Bogenschützen, erhob sich eine Mauer, die – wie es den Anschein hatte – nichts beschützte. Die Stadt war im Stein des Grabens verborgen. Von Südwesten brachte eine Brise vom See den üppigen Duft von Gras und Krem mit herüber.

Teleb schritt herbei, er trug seinen Splitterpanzer. Nun, es war Adolins Panzer.

Evis Panzer.

»Hellherr«, sagte Teleb, »vor kurzer Zeit hat eine große, bewachte Karawane den Graben verlassen. Wir hatten nicht genügend Männer für eine Belagerung der Stadt, und Ihr hattet uns befohlen, nicht einzuschreiten. Also habe ich eine Gruppe von Spähern hinter ihnen hergeschickt – Männer, die die Gegend kennen. Aber die Karawane sollten sie entkommen lassen.«

»Das hast du richtig gemacht«, sagte Dalinar und nahm sein Pferd von einem Stallburschen entgegen. »Auch wenn ich gern gewusst hätte, wer Vorräte zum Graben bringt, war es möglicherweise ein

Versuch, euch von hier wegzulocken und in ein Scharmützel zu verwickeln. Sammle die Vorhut sofort und bring sie hinter mich. Und befiehl dem Rest der Männer, sicherheitshalber Kampfformation einzunehmen.«

»Herr?«, fragte Teleb schockiert. »Wollt Ihr nicht auf den Rest der Armee warten, bevor Ihr angreift?«

Dalinar schwang sich in den Sattel und ritt im Trab an ihm vorbei auf den Graben zu. Teleb – der für gewöhnlich so unerschütterbar war – fluchte jetzt und brüllte Befehle, dann eilte er zu der Vorhut, sammelte sie und führte sie hastig hinter Dalinar her.

Dalinar sorgte dafür, dass er nicht zu weit vorausritt. Bald näherte er sich den Mauern von Rathalas, wo sich die Rebellen versammelt hatten. Hauptsächlich waren es Bogenschützen. Sie würden noch keinen Angriff erwarten, aber natürlich würde Dalinar auch nicht lange hier draußen lagern, wo er den Stürmen ausgesetzt war.

Füttere nicht die Bestie in dir.

Wusste sie, dass er diesen Hunger in ihm, diese Blutlust, als etwas außerhalb seiner selbst betrachtete? Als einen Gefährten. Viele seine Offiziere fühlten etwas Ähnliches. Es war nur natürlich. Man zog in den Krieg, und die Mitreißung war die Belohnung dafür.

Dalinars Rüstmeister erschienen, und er kletterte aus dem Sattel, stieg in die Stiefel, die ihm gehalten wurden, streckte die Arme aus, und rasch wurden ihm der Brustpanzer sowie die übrigen Teile seiner Rüstung angelegt.

»Wartet hier«, sagte er zu seinen Männern, schwang sich wieder auf sein Pferd und hängte seinen Helm an den Sattelknauf. Dann lenkte er das Pferd auf das Schlachtfeld hinaus, rief seine Splitterklinge herbei und legte sie sich auf die Schulter, während er in der anderen Hand die Zügel hielt.

Seit seinem letzten Angriff auf den Graben waren inzwischen viele Jahre vergangen. Er stellte sich vor, wie Gavilar vor ihm herritt und Sadeas die beiden von hinten verfluchte und »Besonnenheit« forderte. Dalinar ritt weiter, bis er ungefähr die halbe Strecke bis zum Tor

zurückgelegt hatte. Wenn er noch näher kam, würden die Bogenschützen vermutlich auf ihn schießen; er befand sich schon knapp innerhalb ihrer Reichweite. Also zügelte er sein Pferd und wartete.

Es gab Diskussionen auf der Mauer; er konnte die Aufregung unter den Soldaten erkennen. Nachdem er etwa dreißig Minuten gewartet hatte, während sein Pferd das hervorspriessende Gras abfraß, wurde das Tor schließlich einen Spaltbreit geöffnet. Eine Infanterie-Kompanie kam heraus, begleitet von zwei Männern zu Pferd. Dalinar beachtete den Kahlköpfigen der beiden mit dem purpurfarbenen Geburtsmal auf der einen Hälfte seines Gesichts nicht weiter; er war zu alt, um der Junge sein zu können, den Dalinar damals verschont hatte.

Es musste der jüngere Mann sein, der auf dem weißen Ross ritt. Ja, an ihm war ein gewisser Eifer zu erkennen, und sein Pferd drohte den Wachen davonzupreschen. Und die Art, wie er Dalinar Blickpfeile zuwarf ... Das war Hellherr Tanalan, der Sohn des alten Tanalan, den Dalinar besiegt hatte, nachdem er in den Graben gestürzt war. Er erinnerte sich an den wilden Kampf, der erst auf den Holzbrücken stattgefunden hatte und schließlich in einem Garten, der an der Seite der Kluft gelegen hatte.

Die Gruppe hielt etwa fünfzig Fuß vor Dalinar an.

»Seid Ihr gekommen, um uns Verhandlungen anzubieten?«, rief der Mann mit dem Geburtsmal auf dem Gesicht.

Dalinar setzte sein Pferd näher an die Gruppe heran, damit er nicht schreien musste. Tanalans Wachen hoben ihre Schilde und Speere.

Dalinar betrachtete zuerst sie und dann die Befestigungsanlage. »Ihr habt hier gute Arbeit geleistet: Männer mit Stangen auf der Mauer, die mich zurückdrängen sollen, falls ich allein hereinkommen sollte. Netze, die über dem Eingang gespannt sind und die Ihr herablassen könnt, damit ich mich darin verfange.«

»Was wollt Ihr, Tyrann?«, fuhr Tanalan ihn an. Er hatte den typischen Akzent der Grabenbewohner.

Dalinar entließ seine Klinge und schwang sich vom Pferd. Der Splitterpanzer knirschte, als er auf den Steinboden traf. »Begleitet mich auf einem kurzen Spaziergang, Hellherr. Ich verspreche, Euch nichts anzutun, solange ich nicht zuerst angegriffen werde.«

»Soll ich mich wirklich auf Euer Wort verlassen?«

»Was habe ich getan, als wir uns das letzte Mal begegnet sind?«, fragte Dalinar. »Wie habe ich mich verhalten, als ich Euch in der Hand hatte?«

»Ihr habt mich ausgeraubt.«

»Und?«, fragte Dalinar und sah dem jüngeren Mann tief in die violetten Augen.

Tanalan erwiderte seinen Blick und klopfte mit dem Finger gegen seinen Sattel. Schließlich stieg er ab. Der Mann mit dem Geburtsmal legte ihm die Hand auf die Schulter, aber der jugendhafte Hellherr machte sich von ihm los.

»Ich verstehe nicht, was Ihr hier erreichen wollt, Schwarzdorn«, sagte Tanalan, als er sich zu Dalinar gesellte. »Wir haben einander nichts zu sagen.«

»Was ich erreichen will?«, fragte Dalinar und dachte nach. »Ich bin mir nicht sicher. Für gewöhnlich ist mein Bruder derjenige, der die Gespräche führt.« Er ging den Korridor zwischen den beiden feindlichen Armeen entlang. Tanalan wartete zunächst, dann lief er los und holte Dalinar ein.

»Eure Truppen sehen gut aus«, sagte Dalinar. »Tapfer. Obwohl sie einer überlegenen Kraft gegenüberstehen, wirken sie entschlossen.«

»Dazu haben sie einen guten Grund, Schwarzdorn. Ihr habt viele ihrer Väter ermordet.«

»Es ist eine Schande, dass ich nun sie selbst vernichten muss.«

»Vorausgesetzt, Ihr seid dazu in der Lage.«

Dalinar hielt an, drehte sich um und sah den kleineren Mann an. Sie standen auf einem allzu stillen Feld, auf dem sich sogar das Gras und die Steinknospen vorsorglich zurückgezogen hatten. »Habe ich je eine

Schlacht verloren, Tanalan?«, fragte Danilar sanft. »Ihr kennt meinen Ruf. Glaubt Ihr, dass er übertrieben ist?«

Der jüngere Mann regte sich und schaute über die Schulter dorthin, wo er seine Wächter und Ratgeber zurückgelassen hatte. Als er Dalinar wieder ansah, wirkte er entschlossener. »Es ist besser, bei dem Versuch zu sterben, Euch zu besiegen, als aufzugeben.«

»Das solltet Ihr Euch noch einmal überlegen«, sagte Dalinar. »Denn wenn ich hier gewinne, werde ich ein Beispiel setzen müssen. Ich werde Euch *brechen*, Tanalan. Eure traurige, weinende Stadt wird allen, die sich meinem Bruder widersetzen, eine Lehre sein. Ihr müsst Euch *vollkommen* sicher sein, dass Ihr gegen mich kämpfen wollt, denn sobald Ihr damit angefangen habt, werde ich gezwungen sein, am Ende nur Witwen und Leichen im Graben zurückzulassen.«

Langsam sackte der Kiefer des jungen Adligen herab. »Ich ...«

»Mein Bruder hat mit Worten und Politik versucht, Euch auf Kurs zu bringen«, sagte Dalinar. »Nun, ich selbst bin nur in einer Sache gut. Er baut auf, ich zerstöre. Aber wegen der Tränen einer guten Frau bin ich gegen meine Überzeugung hergekommen und möchte Euch eine Alternative anbieten. Ich werde Euch entgegenkommen und mit Euch zusammen einen Weg finden, die Stadt zu verschonen.«

»Entgegenkommen? *Ihr habt meinen Vater getötet.*«

»Und eines Tages wird jemand mich töten«, sagte Dalinar. »Meine Söhne werden seinen Namen verfluchen, so wie Ihr den meinen verflucht. Ich hoffe, sie werden wegen ihres Zorns nicht tausende Leben in einer hoffnungslosen Schlacht verschwenden. Ihr wollt Rache haben. Also gut. Fordert mich zum Duell auf. Nur Ihr und ich. Ich werde Euch eine Klinge und einen Panzer leihen, damit wir die gleichen Bedingungen haben. Wenn ich gewinne, ergibt sich Euer Volk.«

»Und wenn ich gewinne, werden Eure Armeen abziehen?«

»Wohl kaum«, sagte Dalinar. »Eher vermute ich, sie werden dann noch verbissener kämpfen. Aber sie werden mich nicht mehr haben, und Ihr habt die Klinge Eures Vaters zurückgewonnen. Wer weiß?

Vielleicht seid Ihr dann in der Lage, meine Armee zu besiegen. Zumindest hättet Ihr eine wesentlich bessere Aussicht darauf.«

Tanalan sah Dalinar an und runzelte die Stirn. »Ihr seid nicht der Mann, den ich erwartet habe.«

»Ich bin der, der ich schon immer gewesen bin. Aber heute ... heute möchte dieser Mann niemanden töten.«

Bei diesen Worten loderte ein plötzliches Feuer in ihm auf. Wollte er diese Mühen wirklich auf sich nehmen, nur um den Kampf zu vermeiden, auf den er sich so gefreut hatte?

»Jemand aus Euren eigenen Reihen arbeitet gegen Euch«, sagte Tanalan plötzlich. »Es gibt einen Verräter unter den so loyal wirkenden Großprinzen.«

»Ich wäre überrascht, wenn es nicht sogar mehrere wären«, sagte Dalinar. »Aber ja, wir wissen, dass er mit Euch zusammenarbeitet.«

»Was für eine Schande«, sagte Tanalan. »Seine Männer waren noch vor einer Stunde hier. Wenn Ihr ein wenig früher eingetroffen wäret, hättet Ihr sie erwischt. Vielleicht wären sie gezwungen worden, an meiner Seite zu kämpfen, und ihr Herr wäre in den Krieg hineingezogen worden.« Er schüttelte den Kopf, drehte um und kehrte zu seinen Ratgebern zurück.

Dalinar seufzte enttäuscht. Sein Vorschlag war abgelehnt worden. Nun, es hatte eigentlich nie die Aussicht bestanden, dass es funktionieren könnte. Er ging zu seinem Pferd zurück und zog sich in den Sattel.

Auch Tanalan stieg auf. Bevor er zur Stadt ritt, salutierte der Mann vor Dalinar. »Das ist bedauernswert«, sagte er. »Aber ich sehe keinen anderen Weg. Ich kann Euch nicht in einem Duell besiegen, Schwarzdorn. Es wäre dumm, wenn ich es versuchen wollte. Aber ich ... schätze Euer Angebot.«

Dalinar grunzte und setzte den Helm auf. Dann wendete er sein Pferd.

»Es sei denn ...«, sagte Tanalan.

»Was?«

»Es sei denn, das wäre nur eine Kriegslist gewesen – ein Plan, der Euch, Euren Bruder und auch mich einschließt«, sagte Tanalan. »Eine ... falsche Rebellion mit dem Ziel, unloyale Großprinzen dazu zu bringen, sich selbst zu offenbaren.«

Dalinar hob das Visier und drehte sich um.

»Vielleicht war meine Wut nur gespielt«, sagte Tanalan. »Vielleicht haben wir seit Eurem Angriff hier vor all den Jahren miteinander in Verbindung gestanden. Schließlich habt Ihr damals mein Leben verschont.«

»Ja«, sagte Dalinar und verspürte ein plötzliches Aufquellen von Erregung. »Das würde erklären, warum Gavilar nicht sofort seine Armeen gegen Euch geschickt hat. Wir hatten eine geheime Absprache.«

»Welchen besseren Beweis dafür gäbe es als dieses seltsame Gespräch auf dem Schlachtfeld?« Tanalan schaute über die Schulter zu seinen Männern auf der Mauer. »Meine Soldaten werden es zumindest für besonders seltsam erachten. Es wird einen Sinn für sie ergeben, wenn sie die Wahrheit hören und erfahren, dass ich Euch von dem Abgesandten berichtet habe, der hier gewesen ist und Waffen und Vorräte von einem Eurer geheimen Feinde an uns ausgehändigt hat.«

»Eure Belohnung«, sagte Dalinar, »würde in diesem Fall in Eurer Legitimierung als Großherr im Reich bestehen. Vielleicht würdet Ihr sogar den Platz des Großprinzen einnehmen.«

»Und es würde heute keinen Kampf geben«, sagte Tanalan. »Niemand würde sterben.«

»Niemand würde sterben. Mit Ausnahme ... vielleicht ... der Verräter.«

Talanan sah zu seinen Ratgebern hinüber. Der Mann mit dem Geburtsmal nickte langsam.

»Sie sind nach Osten geritten, auf die Unbeanspruchten Berge zu«, berichtete Tanalan und streckte den Arm aus. »Hundert Soldaten und

die Karawane. Ich glaube, sie wollen die Nacht in einer Herberge und einem Ort namens Vedelliar verbringen.«

»Wer war es?«, fragte Dalinar. »Welcher Großprinz?«

»Es wäre das Beste, wenn Ihr es selbst herausfindet, da ...«

»Wer?«, wollte Dalinar wissen.

»Hellherr Torol Sadeas.«

Sadeas? »Unmöglich!«

»Wie ich schon sagte«, bemerkte Tanalan, »wäre es das Beste, wenn Ihr Euch selbst davon überzeugt. Aber ich werde Zeugnis vor dem König ablegen, vorausgesetzt Ihr haltet unsere ... Abmachung ein.«

»Öffnet Eure Tore für meine Männer«, erwiderte Dalinar und zeigte auf die Mauer. »Haltet Eure Soldaten zurück. Ihr habt mein Ehrenwort, was Eure Sicherheit anbelangt.«

Mit diesen Worten drehte er sich um und ritt zu seinen Streitkräften zurück und drang in den Korridor ein, den die Männer für ihn bildeten. Teleb rannte auf ihn zu. »Hellherr!«, rief er. »Meine Späher sind von der Suche nach der Karawane zurückgekehrt. Herr, sie ...«

»... gehört zu einem Großprinzen?«

»Unzweifelhaft«, sagte Teleb. »Sie konnten nicht herausfinden, zu welchem, aber sie behaupten, jemanden in einem Splitterpanzer unter ihnen gesehen zu haben.«

In einem Splitterpanzer? Das ergab keinen Sinn.

Es sei denn, er will zusehen, wie wir verlieren, dachte Dalinar. Möglicherweise war es keine gewöhnliche Versorgungskarawane, sondern eine flankierende Streitmacht in Verkleidung.

Ein einzelner Splitterträger, der von hinten eine abgelenkte Armee überfiel, konnte unglaublichen Schaden anrichten. Dalinar glaubte Tanalan nicht, zumindest nicht ganz und gar. Aber ... bei den Stürmen!, wenn Sadeas wirklich insgeheim einen seiner Splitterträger zum Schlachtfeld geschickt hatte, konnte Dalinar ihm doch nicht bloß eine einfache Schwadron Soldaten entsgeschicken.

»Du hast das Kommando«, sagte er zu Teleb. »Tanalan wird sich zurückhalten. Die Vorhut soll sich zu den Männern auf der Mauer begeben, diese aber nicht ersetzen. Der Rest der Armee soll etwas weiter hinten auf dem Feld lagern, und halte unsere Offiziere von Rathalas fern. Das ist keine Kapitulation. Wir werden so tun, als ob er die ganze Zeit hindurch auf unserer Seite gestanden hätte. Auf diese Weise kann er das Gesicht wahren und seinen Titel behalten. Horinar, ich brauche eine Kompanie von hundert Elitesoldaten – unsere schnellsten, die sofort mit mir losmarschieren können.«

Sie gehorchten, stellten aber keine Fragen. Läufer schossen mit Botschaften davon, und die gesamte Gegend wurde zu einem hektischen Bienenstock, als Männer und Frauen plötzlich in alle Richtungen hasteten.

Eine Person stand inmitten dieses Aufruhrs still und hielt die Hände hoffnungsvoll über der Brust gefaltet. »Was ist geschehen?«, fragte Evi, als Dalinar sein Pferd auf sie zu bewegte.

»Geh zurück in unser Lager und verfasse eine Botschaft an meinen Bruder, in der stehen soll, dass wir den Graben möglicherweise ohne Blutvergießen auf unsere Seite gebracht haben.« Er hielt inne und fügte noch hinzu: »Sag ihm, dass er niemandem vertrauen soll. Es ist möglich, dass einer unserer engsten Verbündeten uns verraten hat. Ich werde es herausfinden.«



Die Grattänzer sind zu sehr damit beschäftigt, die Diener des Turms sowie die Bauern umzusiedeln, als dass sie einen Abgesandten schicken könnten, der ihre Gedanken in diesen Edelsteinen aufzeichnet.

Also werde ich es für sie tun. Sie sind diejenigen, die durch diese Entscheidung am stärksten betroffen sind. Die Strahlenden werden von den Nationen aufgenommen werden, aber was soll aus all den Personen werden, die jetzt ohne Heimat sind?

Aus Schublade 4-17, zweiter Topas

Diese Stadt hatte einen Herzschlag, und Schleier glaubte ihn zu hören, wenn sie die Augen schloss.

Sie hockte in einem schwach erleuchteten Raum, und ihre Hände berührten den glatten Steinfußboden, der von tausenden und abertausenden Schritten ausgetreten worden war. Wenn Stein auf einen Menschen traf, mochte zwar der Stein gewinnen, aber wenn der Stein auf die *Menschheit* traf, vermochte ihn keine Macht vor ihr zu bewahren.

Der Herzschlag der Stadt steckte tief im Innern dieser Steine, alt und langsam. Er musste noch erkennen, dass etwas Dunkles

herbeigekommen war. Ein Sprengsel, ebenso alt wie dieser Herzschlag. Eine städtische Krankheit. Die Menschen sprachen nicht darüber; sie mieden den Palast und erwähnten die Königin nur dann, wenn sie sich über die hingerichtete Feuerin beschwerten. Es war, als stehe man mitten in einem Großsturm und beschwere sich darüber, dass die eigenen Schuhe drückten.

Das leise Pfeifen einer Flöte erregte Schleiers Aufmerksamkeit. Sie hob den Blick und beobachtete die kleine Laderampe, in der sich nur sie selbst, Vathah und ihr Wagen befanden. »Los.«

Schleier öffnete die Tür und betrat das Herrenhaus. Sie und Vathah trugen neue Gesichter. Ihres war eine Version von Schleier mit einer zu großen Nase und Sommersprossen auf den Wangen.

Er hatte das Gesicht eines brutal wirkenden Mannes, den Schallan auf dem Markt gesehen hatte. Rots Flöte bedeutete, dass die Luft rein war, und so gingen sie ohne Zögern den Korridor entlang.

Dieses außergewöhnliche Steinhaus war um ein rechteckiges, offenes Atrium herum erbaut worden, in dem gestutzte Schieferborken und Steinknospen gediehen und mit Lebenssprengseln übersät waren. Das Atrium war von drei Stockwerken gesäumt, während Säulengänge es auf jeder Etage umrundeten. Rot befand sich auf der zweiten und flötete noch einmal, während er sich über die Balustrade lehnte.

Das wahre Prunkstück des Hauses war aber gar nicht der Garten, sondern die Reihe von Wasserfällen. Denn nicht ein einziger von ihnen bestand aus Wasser.

Früher hatten sie einmal daraus bestanden. Aber schon vor langer Zeit hatte jemand zu viel Reichtum mit zu viel Phantasie gemischt. Seelengießer waren gemietet worden, durch die große Wasserfontänen, die sich aus dem obersten Stockwerk ergossen hatten, verwandelt worden waren. Sie waren in andere Materialien seelengegossen worden, während das Wasser zu Boden gestürzt war.

Schleiers Weg führte sie an den Räumen zu ihrer Linken vorbei, über denen der Atriumbalkon des ersten Stockwerks hing. Rechts von ihr ergoss sich ein früherer Wasserfall, der nun aus Kristall bestand. Die erstarrten Wogen fließenden Wassers strömten für immer auf den Steinboden, wo sie in einer einzigen glitzernden, leuchtenden Woge wieder nach außen strebten. Das Herrenhaus hatte schon viele Male den Besitzer gewechselt, und die Leute nannten es Felsfall, trotz der Versuche des gegenwärtigen Eigentümers während des letzten Jahrzehnts, ihm den unvergleichlich langweiligen Namen »Festung Hadinal« zu geben.

Schleier und Vathah eilten weiter, begleitet von Rots beruhigendem Pfeifen. Der nächste Wasserfall wies ähnliche Umrisse wie der erste auf, aber er bestand aus poliertem dunklem Stumpfwichtholz. Dabei wirkte er seltsam natürlich – beinahe wie ein Baum, der in dieser Form gewachsen war – und ergoss sich als gewellte Säule aus der Höhe, während er am unteren Ende nach außen wegspritzte.

Bald kamen sie an einem Zimmer links von ihnen vorbei, in dem Ishnah gerade mit der gegenwärtigen Herrin von Felsfall sprach. Immer wenn der Ewigsturm zuschlug, hinterließ er Zerstörungen, die sich von denen eines Großsturms aber auf seltsame Weise unterschieden. Die größte Gefahr stellten die seltsam roten Blitze des Ewigsturms dar, die nicht nur Brände hervorriefen und den Boden versengten; sie zerbrachen auch Stein und hinterließen Trümmer und Splitter.

Ein solcher Blitz hatte ein klaffendes Loch in eine Seitenmauer des alten, gepriesenen Hauses gerissen. Es war mit einer hässlichen Holzwand ausgebessert worden, die später mit Krem verputzt und dann mit Ziegelsteinen aufgemauert werden würde. Hellheit Nananav – eine Alethi-Frau mittleren Alters mit einem Haarknoten, der fast so groß wie sie selbst war – deutete zuerst auf das verschlossene Loch und dann auf den Boden.

»Du wirst sie so ausbessern, dass sie genau so aussehen wie die übrigen«, sagte Nananav zu Ishnah, die sich als Teppichhändlerin

verkleidet hatte. »Ich werde nicht einmal die geringste Abweichung in der Farbe zulassen. Wenn du also mit den geflickten Teppichen zurückkommst, werde ich sie neben diejenigen in den anderen Zimmern legen und es überprüfen!«

»Ja, Hellheit«, sagte Ishnah. »Aber die Schäden sind viel größer, als ich ...«

»Diese Teppiche wurden in *Schinovar* gewebt. Sie wurden von einem blinden Mann hergestellt, der dreißig Jahre lang von einem Meisterweber ausgebildet wurde, bevor er seine eigenen Teppiche weben durfte! Er starb, nachdem er meinen Auftrag erledigt hatte, und deshalb gibt es keine *anderen* wie sie.«

»Dessen bin ich mir wohl bewusst, denn Ihr habt es mir schon dreimal erzählt ...«

Schleier machte ein Erinnerungsbild von der Frau, dann lief sie zusammen mit Vathah weiter an dem Atrium entlang und ließ den Raum hinter sich. Angeblich gehörten sie zu Ishnahs Bediensteten, und es war ihnen nicht erlaubt, frei im Haus herumzulaufen. Als Rot bemerkte, dass sie sich auf dem Weg befanden, ging er zu Ishnah zurück. Er hatte sich damit entschuldigt, die Toilette aufsuchen zu müssen, aber gewiss würde man ihn vermissen, wenn er zu lange fortblieb.

Sein Flöten verstummte plötzlich.

Schleier öffnete eine Tür und zerrte Vathah in das Zimmer dahinter. Das Herz klopfte ihr bis zum Hals, als draußen zwei Wachen die Treppe aus dem ersten Stock herunterkamen.

»Ich bin noch immer der Meinung, wir hätten es nachts tun sollen«, flüsterte Vathah.

»Nachts wird dieses Anwesen wie eine Festung bewacht.«

Der Wachwechsel fand morgens statt, und Schleier und die anderen waren kurz davor eingetroffen. Theoretisch bedeutete dies, dass die alten Wachen nach einer ereignislosen Nacht müde und gelangweilt waren.

Schleier und Vathah hatten sich in eine kleine Bibliothek geflüchtet, die von wenigen Kugeln in einem Kelch auf dem Tisch erhellt wurde. Vathah sah sie begehrt an, bewegte sich aber nicht. Hier ging es um mehr als nur um ein paar Kugeln. Schleier setzte ihr Gepäck ab und durchwühlte es, bis sie ein Notizbuch und einen Kohlestift gefunden hatte.

Sie holte tief Luft und ließ Schallan ganz allmählich wieder erscheinen. Rasch zeichnete sie Nananav, und zwar nach ihrer Erinnerung an den Blick, den sie vorhin auf die Frau hatte werfen können.

»Ich bin noch immer erstaunt, dass Ihr die ganze Zeit hindurch beide Personen gewesen seid«, sagte Vathah. »Die jeweiligen Verhalten weichen so stark voneinander ab.«

»Das ist der Sinn der Sache, Vathah.«

»Ich wünschte, ich hätte es selbst herausgefunden.« Er grunzte und kratzte sich an der Schläfe. »Ich mag Schleier.«

»Und mich nicht?«

»Ihr seid meine Herrin. Da sollte ich Euch doch nicht mögen.«

Er mochte zwar groß sein, aber er war auch aufrichtig. Immer wusste man, woran man bei ihm war. Er lauschte an der Tür, öffnete sie einen Spaltbreit und sah den Wachen nach. »In Ordnung. Wir gehen die Treppe hoch und laufen durch den Bogengang im ersten Stock zurück. Dann packen wir die Sachen, stopfen sie in den Speisenaufzug und laufen zum Ausgang. Bei den Stürmen! Ich wünschte, wir könnten das tun, wenn niemand wach ist.«

»Wo wäre dann der Spaß dabei?« Schallan beendete ihre Zeichnung mit einem kühnen Strich, stand auf und stieß Vathah den Finger in die Seite. »Gib es zu. Dir gefällt es auch.«

»Ich bin so nervös wie ein neuer Rekrut an seinem ersten Tag im Krieg«, sagte Vathah. »Meine Hände zittern, und jedes Geräusch scheint zu bedeuten, dass uns jemand entdeckt hat. Mir ist *übel*.«

»Siehst du?«, sagte Schallan. »Das ist Spaß.« Sie drückte sich an ihm vorbei und schaute durch den Spalt in der Tür. Sturmverdammte

Wachen. Sie hatten sich ganz in der Nähe im Atrium aufgestellt. Zweifellos waren sie in der Lage, die Stimme der echten Nananav von dort aus zu hören. Wenn also Schallan mit dem Gesicht dieser Frau aus dem Zimmer trat, würden sie sicherlich Alarm schlagen.

Sie musste sich etwas einfallen lassen. Muster summt, während sie nachdachte. Sollte sie die Wasserfälle vielleicht wieder zum Fließen bringen? Sollte sie Trugbilder seltsamer Sprengsel erschaffen? Nein ... nein, nichts so Theatralisches. Schallan ließ es oft genug zu, dass ihr Sinn fürs Dramatische mit ihr durchging.

Sie sollte beim Einfachen bleiben, so wie sie es schon häufig getan hatte. Das war Schleiers Art. Sie schloss die Augen, atmete aus, drückte das Licht in Muster hinein und erschuf durch ihr Lichtweben nur Klang – die Stimme von Nananav, die die Wächter zu ihrem Zimmer befahl, in dem sie Ishnah gerade einen Vortrag hielt. Warum sollte Schleier eine neue List versuchen, wenn die alten schon gut gewirkt hatten? Sie verspürte nicht den Drang zur Improvisation, nur um diesmal etwas anders zu tun.

Muster trug die Illusion fort, und die Stimme lockte die Wachen den Bogengang hinunter. Schallan führte Vathah aus der Bibliothek, um die Ecke herum und die Treppe hoch. Sie atmete Sturmlicht aus, das sie sogleich überspülte, und dann wurde sie wieder vollständig zu Schleier. Und dann wurde Schleier zu der Frau, die nicht *ganz* Schleier war – die mit den Sommersprossen. Und darüber legte sie ein weiteres Bild und wurde zu Nananav.

Sie war anmaßend, redselig und sich der Tatsache bewusst, dass alle um sie herum nur nach einem Grund suchten, die Dinge nicht korrekt zu erledigen. Als sie das nächste Stockwerk betraten, nahm sie einen abgemessenen, ruhigen Gang an und betrachtete dabei das Geländer. Wann war es zum letzten Mal poliert worden?

»Mir macht das keinen Spaß«, sagte Vathah neben ihr. »Aber irgendwie gefällt es mir.«

»Dann ist es Spaß.«

»Spaß ist das Gewinnen beim Kartenspiel. Das ist etwas anderes.«

Er nahm seine Rolle sehr ernst, aber sie sollte wirklich nach edleren Dienern Ausschau halten. Vathah war wie ein Schwein in menschlicher Kleidung – stets grunzte und brummte er.

Warum sollte ihr nicht von den Besten aufgewartet werden? Sie war eine *Strahlende Ritterin*. Sie sollte sich nicht mit kaum menschlichen Deserteuren zufriedengeben, die wie etwas aussahen, das Schallan nach einer durchzechten Nacht zeichnen würde, während sie den Stift mit den Zähnen hielt.

Diese Rolle übermannt dich, flüsterte ein Teil von ihr. *Sei vorsichtig*. Sie sah sich nach Muster um, aber er befand sich noch im Erdgeschoss.

Sie blieben vor einem Zimmer im ersten Stock stehen, dessen Tür verriegelt war. Muster sollte sie öffnen, aber sie hatte nicht die Geduld, auf ihn zu warten. Außerdem kam gerade ein Diener vorbei.

Er verneigte sich, als er Nananav sah.

»Das nennst du eine Verneigung?«, sagte Nananav. »Dieses knappe Zucken? Wo hast du denn das gelernt?«

»Ich bitte um Verzeihung, Hellheit«, sagte der Mann und verbeugte sich tiefer.

»Ich könnte dir die Beine bei den Knien abschneiden lassen«, sagte Nananav. »Dann würdest du wenigstens angemessen reumütig *erscheinen*.« Sie klopfte gegen die Tür. »Öffne sie.«

»Warum ...« Er verstummte. Vermutlich hatte er begriffen, dass sie nicht in der Stimmung war, sich Einwände anzuhören. Er eilte vor und öffnete das Kombinationsschloss an der Tür, dann zog er sie für Nananav auf. Aus dem Zimmer drang Luft, die nach Gewürzen roch.

»Jetzt darfst du gehen und Buße dafür tun, dass du mich beleidigt hast«, sagte Nananav. »Klettere auf das Dach und bleib dort genau eine Stunde sitzen.«

»Hellheit, falls ich Euch beleidigt ...«

»*Falls?*« Sie zeigte auf ihn. »Geh.«

Er verneigte sich noch einmal – kaum ausreichend – und rannte davon.

»Vielleicht übertreibt Ihr es ein wenig, Hellheit«, sagte Vathah und rieb sich das Kinn. »Sie steht zwar in dem Ruf, schwierig zu sein, aber niemand behauptet, dass sie auch *verrückt* ist.«

»Halt den Mund«, erwiderte Nananav und betrat das Zimmer.

Es war die Speisekammer des Herrenhauses.

Regale mit getrockneten Würsten bedeckten eine der Wände. Säcke mit Getreide waren im hinteren Teil aufgestapelt, und Kisten voller Langwurzeln und anderer Knollen standen überall auf dem Boden. Außerdem Beutel mit Gewürzen. Und kleine Ölkrüge.

Vathah zog die Tür zu und machte sich eilig daran, Würste in einen Sack zu stopfen. Aber Nananav hatte es nicht so eilig. Dies hier war ein guter Ort zur Aufbewahrung dieser Nahrungsmittel; er war sauber und fest verschlossen. Das alles anderswohin zu bringen, schien ... nun, es schien ihr ein Verbrechen zu sein.

Vielleicht könnte sie in Felsfall einziehen und ihre Rolle weiterspielen? Aber was sollte aus der bisherigen Hausherrin werden? Na ja, sie war bloß eine minderwertige Version. *Kümmere dich um sie, nimm ihren Platz ein.* Das wäre *richtig*, nicht wahr?

Schleier verspürte ein Frösteln und ließ eine Schicht der Illusionen verschwinden. Bei den Stürmen ... bei den Stürmen! Was war denn *das* gewesen?

»Ich möchte Euch nicht beleidigen, Hellheit«, sagte Vathah, während er seinen Sack mit Würsten in den Aufzug legte, »aber Ihr könnt gern dort stehen und alles überwachen. Oder Ihr könnt helfen und dafür sorgen, dass wir doppelt so viel Nahrung einsacken, wenn Ihr Euer Ego halbiert.«

»Entschuldigung«, sagte Schleier und ergriff einen Sack mit Getreide. »Der Kopf dieser Frau ist ein erschreckender Ort.«

»Nun, ich habe ja gesagt, dass Nananav berüchtigt dafür ist, schwierig zu sein.«

Ja, dachte Schleier. *Aber ich habe gerade von Schallan gesprochen.*

Sie arbeiteten schnell und füllten den großen Speisenaufzug, der normalerweise dazu benutzt wurde, große Mengen zu transportieren, nämlich von dem Raum im Erdgeschoss, in dem die Vorräte angeliefert wurden, nach oben. Sie nahmen alle Würste mit, dazu die meisten Langwurzeln und auch einige Säcke Getreide. Sobald der Aufzug voll war, ließen sie ihn wieder ins Erdgeschoss hinab. Sie warteten bei der Tür, und glücklicherweise pfiff Rot bald. Im Erdgeschoss war die Luft rein. Schallan setzte Nananavs Gesicht sicherheitshalber nicht mehr auf, sondern blieb Schleier, als sie zusammen mit Vathah nach draußen eilte. Dort wartete schon Muster – er sumnte und kletterte auf ihre Hose.

Auf dem Weg nach unten kamen sie an einem Wasserfall vorbei, der aus reinem Marmor bestand. Schallan wäre gern eine Weile hier geblieben und hätte das kunstvolle Seelengießen bewundert. Aber zum Glück führte Schleier diese Operation durch. Schallan ... Schallan verlor sich oft, konzentrierte sich auf Einzelheiten, steckte mit dem Kopf in den Wolken und träumte von dem großen Bild. Die bequeme Mitte, dieser sichere Ort der Mäßigung, war ihr nicht vertraut.

Sie stiegen die Treppe hinunter, gesellten sich in dem beschädigten Zimmer zu Rot und halfen ihm, einen aufgerollten Teppich zur Verladerampe zu tragen. Muster hatte das Schloss des Aufzugs hier unten leise geöffnet, dann hatte sie ihn weggeschickt, damit er ein paar Diener ablenkte, die Holz zur Verladerampe getragen hatten. Nun verfolgten sie die Illusion eines wilden Nerzes mit einem Schlüssel in der Schnauze.

Gemeinsam entrollten Schleier, Rot und Vathah den Teppich, füllten ihn mit den Säcken aus dem Aufzug, rollten ihn wieder auf und wuchteten ihn in ihren wartenden Wagen. Den Wächtern am Tor würden einige besonders dicke Teppiche sicherlich nicht auffallen.

Sie trugen einen zweiten Teppich herbei, wiederholten den Prozess und gingen noch einmal zurück. Schleier aber blieb auf der Verladerampe neben der Tür stehen. Was war das dort an der

Decke? Sie hielt den Kopf schräg und betrachtete die seltsamen herabtropfenden Flüssigkeiten.

Wutsprengsel, erkannte sie. *Sie sammeln sich dort oben und dringen durch die Decke herunter.* Die Speisekammer befand sich unmittelbar über ihnen.

»Lauft!«, rief Schleier, wirbelte herum und schoss auf den Wagen zu. Eine Sekunde später schrie jemand im ersten Stock etwas.

Schleier kletterte auf den Sitz des Wagens und schlug das vorgebundene Chull mit der Steuergerte. Ihre Mannschaft, zu der sich nun auch Ishnah gesellt hatte, rannte zurück auf die Rampe und sprang in den Wagen, der sich schon in Bewegung gesetzt hatte. Ganz, ganz langsam.

Schleier ... Schallan drosch auf die Panzerung des großen Tiers ein und trieb es voran. Aber Chulle bewegten sich nun einmal nur mit Chull-Geschwindigkeit. Der Wagen rollte in den Hof hinaus, und schon wurde das Tor vor ihnen geschlossen.

»Bei den Stürmen!«, rief Vathah und warf einen Blick über die Schulter. »Gehört das zum ›Spaß‹?«

Hinter ihnen hastete Nananav mit zitterndem Haar aus dem Haus. »Haltet sie auf! Diebe!«

»Schallan?«, fragte Vathah. »Schleier? Wer immer Ihr seid, sie haben *Armbrüste*!«

Schallan keuchte.

Das Tor wurde mit einem lauten Klirren vor ihnen geschlossen. Wachen drangen in den kleinen Hof hinaus und hielten ihre Waffen bereit.

»Schallan!«, brüllte Vathah.

Sie stellte sich aufrecht; das Sturmlicht umwirbelte sie. Das Chull kam zum Stillstand, während sie sich den Wachen zuwandte. Die Männer hielten verwirrt an und rissen die Münder auf.

Hinter ihnen durchbrach Nananav die plötzliche Stille. »Was macht ihr Idioten? Warum ...«

Sie verstummte und hielt ebenfalls inne, als sich Schallan ihr zuwandte. Sie trug Nananavs Gesicht.

Das gleiche Haar. Die gleichen Umrissse. Die gleiche Kleidung. Die gleiche Haltung, die Nase hoch in die Luft gereckt. Schallan/Nananav hob die Hände, und Sprengsel brachen aus dem Boden um den Wagen hervor. Lachen aus Blut, schimmernd in der falschen Farbe, viel zu heftig kochend. Splitter aus Glas regneten herab. Erwartungssprengsel, wie dünne Tentakel.

Schallan/Nananav löste ihre Illusion auf; die Züge glitten von ihrem Gesicht wie Farbe, die an einer Wand herunterläuft. Die echte Nananav kreischte auf und floh zum Haus zurück. Einer der Wächter verschoss einen Bolzen mit seiner Armbrust und traf Schallan/Nananav mitten in den Kopf.

Verdammt.

Ihr wurde für einen Moment dunkel vor den Augen, und Panik überfiel sie, als sie daran dachte, wie sie im Palast erstochen worden war. Aber warum sollte es ihr etwas ausmachen, wenn sich echte Schmerzsprengsel zu den vorgetäuschten um sie herum gesellten? Sie richtete sich auf, sah die Soldaten an, ihr Gesicht verschmolz, und der Bolzen stach aus ihrer Schläfe hervor.

Die Wächter rannten fort.

»Vathah«, sagte sie. »Bippe öppne daff Dor.« Ihr Mund gehorchte nicht richtig. Seltsam.

Vathah regte sich nicht, also sah sie ihn düster an.

»Grah!«, schrie er, wich zurück und stolperte über einen der Teppiche auf der Ladefläche. Er fiel neben Rot hin, der von Angstsprengseln umgeben war; sie wirkten wie kleine Klebstoffblasen. Sogar Ishnah sah aus, als hätte sie einen Bringer der Leere gesehen.

Schallan ließ die Illusionen ziehen, allesamt – bis auf die von Schleier. Die übliche, alltägliche Schleier. »Eff ifft in Ordnung«, sagte Schleier. »Nur Illufion. Geh, öppne daff Dor.«

Vathah wuchtete sich aus dem Wagen und rannte auf das Tor zu.

»Äh, Schleier?«, fragte Rot. »Dieser Armbrustbolzen ... Das Blut ruiniert Eure Kleidung.«

»Iff wollte fie fowiefo wegwerfen«, sagte sie, setzte sich wieder und wurde ruhiger, als Muster auf den Wagen glitt und sich über den Sitz zu ihr hinbewegte. »Iff habe bie neue fafft fufammen.«

Wenn es so weiterging, würde sie bald körbewise neue Kleidung kaufen müssen.

Vathah war es gelungen, das Tor zu öffnen. Sie lenkten den Wagen hindurch und nahmen Vathah wieder auf. Keine Wachen verfolgten sie, und Schleiers Gedanken trieben davon, während sie das Herrenhaus immer weiter hinter sich ließen.

Dieser ... dieser Bolzen störte nun doch. Schleier konnte ihre Schutzhand nicht mehr spüren. Mist. Sie zerrte an dem Bolzen; anscheinend hatte ihr Sturmlicht den Kopf um die Wunde herum bereits geheilt. Sie biss die Zähne zusammen und versuchte ihn herauszuziehen, aber er saß fest. Ihr Blickfeld verschwamm wieder.

»Iff brauche Hilfe, Jungf«, sagte sie, deutete auf den Bolzen und nahm noch mehr Sturmlicht in sich auf.

Ihr wurde vollkommen schwarz vor Augen, als Vathah ihn herauszog. Kurze Zeit später kam sie wieder zu sich und sackte auf dem Vordersitz des Wagens zusammen. Als sie ihre Schläfe betastete, fand sie kein Loch mehr.

»Manchmal macht Ihr mir große Sorgen«, sagte Vathah und lenkte das Chull mit der Gerte.

»Ich tue das, was getan werden muss«, sagte Schleier, lehnte sich zurück und stellte die Füße auf das Vorderbrett des Wagens. Bildete sie es sich nur ein, oder sahen die Menschen, die die Straße säumten, heute noch hungriger aus als an den vorangegangenen Tagen? Hungersprengsel schwirrten ihnen um die Köpfe wie schwarze Flecken oder kleine Fliegen von der Art, wie man sie bisweilen auf verfaulenden Pflanzen fand. Kinder schrien auf den Schößen erschöpfter Mütter.

Schleier wandte sich beschämt ab und dachte an die Nahrungsmittel, die sie im Wagen verborgen hatte. Wie viel Gutes könnte sie damit tun? Wie viele Tränen konnte sie trocknen, wie viele Hungerschreie der Kinder vermochte sie zum Verstummen zu bringen?

Ganz ruhig ...

Sie konnte mehr Gutes tun, als hier und jetzt einige Mäuler zu stopfen, wenn es ihr gelang, den Kult der Augenblicke zu unterwandern. Sie brauchte diese Speisen, damit sie einen Weg hinein fand. Sie musste in das Herz des Festes eindringen, wie Schelm es genannt hatte.

Schleier wusste nicht viel über die Ungemachten. Sie hatte den Feuerern nie zugehört, wenn es um wichtige Dinge ging, und erst recht nicht, wenn sie alte Märchen oder Geschichten über die Bringer der Leere erzählten. Schallan wusste nur wenig mehr davon und wünschte sich natürlich ein Buch darüber.

In der letzten Nacht war Schleier in die Herberge zurückgekehrt, in der sich Schallan mit dem Schelm des Königs getroffen hatte, und obwohl er nicht da gewesen war, hatte er ihr eine Botschaft hinterlassen.

Ich versuche noch immer, Euch einen Kontakt bei den Oberen des Kultes zu verschaffen. Aber jeder, mit dem ich spreche, sagt: »Unternehmt etwas, das ihre Aufmerksamkeit erregt.« Ich würde es ja tun, aber ich bin mir sicher, dass es unklug wäre, die Sittlichkeitsgesetze der Stadt zu verletzen, auch wenn es keine richtige Wache mehr gibt.

Ihre Aufmerksamkeit erregen. Sie schienen ihre Finger überall in der Stadt zu haben. Fast so wie die Geisterblüter. Sie beobachteten im Geheimen.

Vielleicht musste sie gar nicht auf Schelm warten. Und vielleicht konnte sie zwei Probleme gleichzeitig lösen.

»Bring uns zum Ringington-Markt«, sagte sie zu Vathah. Dieser Markt war derjenige, der der Schneiderei am nächsten lag.

»Sollten wir nicht die Nahrungsmittel abladen, bevor wir dem Kaufmann den Wagen zurückgeben?«

»Natürlich, das sollten wir«, sagte sie.

Er sah sie an, aber als sie keine weitere Erklärung gab, lenkte er den Wagen in die Richtung, die sie vorgegeben hatte. Schleier nahm ihren Mantel von der Ladefläche des Wagens, zog ihn an und setzte sich den Hut auf; dann bedeckte sie die Blutflecken auf ihrer Bluse mit einem Lichtweben.

Sie befahl Vathah, ein bestimmtes Gebäude auf dem Markt anzufahren. Als sie davor hielten, spähten einige Flüchtlinge auf die Ladefläche, sahen aber nur Teppiche und zerstreuten sich, als Vathah ihnen böse Blicke zuwarf.

»Bewacht den Wagen«, sagte Schleier und holte einen kleinen Sack mit Nahrungsmitteln hervor. Sie sprang vom Wagen und schlenderte auf das Gebäude zu. Das Dach war vom Ewigsturm zerstört worden, wodurch es zu einem geeigneten Ort für Hausbesetzer geworden war. Sie traf Grund im Hauptraum an, wie gewöhnlich.

Während ihrer Zeit in der Stadt war sie schon mehrmals hierher zurückgekehrt und hatte sich Hinweise von Grund besorgt, diesem schmutzigen kleinen Straßenjungen, den sie an ihrem ersten Tag auf dem Markt mit einigen Speisen bestochen hatte. Er schien regelmäßig hier herumzulungern, und Schleier war sich durchaus bewusst, wie wertvoll es war, einen ortskundigen Straßenjungen zum Informanten zu haben.

Heute befand er sich allein in dem Zimmer. Die anderen Bettler waren draußen und suchten nach Nahrungsmitteln. Grund zeichnete gerade etwas mit Kohle auf eine kleine Tafel, wozu er seine gesunde Hand benutzte; die verkrüppelte hielt er in seiner Hosentasche verborgen. Er richtete sich auf, sobald er Schleier sah. Er hatte aufgehört, andauernd wegzulaufen. Straßenkinder schienen es nicht zu mögen, wenn man nach ihnen suchte.

Doch das änderte sich, wenn sie wussten, dass man etwas zu essen dabei hatte.

Er versuchte möglichst wenig interessiert zu wirken, bis Schleier ihren Sack vor ihm auf den Boden stellte. Eine Wurst ragte heraus. Seine dunklen Augen sprangen beinahe aus den Höhlen.

»Ein ganzer Sack?«, fragte Grund.

»Es war ein guter Tag«, antwortete Schleier und hockte sich hin. »Gibt es Neuigkeiten für mich ... über diese Bücher?«

»Nee«, sagte er und stieß die Wurst mit seinem Zeigefinger an – als wollte er sich vergewissern, dass sie nicht biss. »Hab nichts gehört.«

»Lass es mich sofort wissen, wenn du etwas erfährst. Kennst du jemanden, der ein wenig Essbares gut gebrauchen könnte? Leute, die besonders nett oder bedürftig sind, bei der Zuteilung des Getreides aber übersehen wurden?«

Er sah sie an und versuchte wohl zu erraten, was sie damit meinte.

»Ich habe noch ein wenig, das ich weggeben kann«, erklärte Schleier.

»Du willst ihnen *zu essen* geben.« Er sagte es, als wäre es genauso natürlich wie ein Kremregen aus dem Himmel.

»Sicherlich bin ich nicht die Erste. Der Palast hat ebenfalls Speisen für die Armen gegeben, nicht wahr?«

»Könige tun so etwas. Nicht aber gewöhnliche Leute.« Er schaute sie von oben bis unten an. »Aber du gehörst nicht zu den gewöhnlichen Leuten.«

»Nein.«

»Nun. Die Näherin Muri ist immer gut zu mir gewesen. Sie hat eine Menge Kinder. Und es fällt ihr schwer, sie alle zu ernähren. Sie hat eine Hütte drüben bei der alten Bäckerei, die in der ersten Ewignacht niedergebrannt ist. Und die Flüchtlingskinder, die da hinten im Park am Mondlichtweg leben. Weißt du, sie sind noch so klein. Und keiner kümmert sich um sie. Und dann ist da noch Jom, der Schuster. Er hat sich den Arm gebrochen ... möchtest du es aufschreiben oder so?«

»Ich werde es mir merken.«

Er zuckte die Achseln und sah sie eindringlich an. Sie dankte ihm und ermahnte ihn, weiter nach den Büchern zu forschen, um die sie ihn gebeten hatte. Ishnah hatte auf Schallans Geheiß einige Buchhändler besucht, und einer hatte einen Band mit dem Titel *Mythica* erwähnt. Dabei handelte es sich um ein neueres Werk, das auch von den Ungemachten berichtete. Der Buchhändler hatte ein Exemplar besessen, aber sein Laden war während der Unruhen geplündert worden. Vielleicht wusste jemand im Untergrund, wohin seine Bestände gewandert waren.

Schleiers Schritte waren federnd, als sie zum Wagen zurückging. Der Kult wollte auf sie aufmerksam gemacht werden? Also gut, sie würde diese Aufmerksamkeit erlangen. Sie bezweifelte zwar, dass Grunds Liste unvoreingenommen war, aber sie befürchtete, es könnte einen Aufruhr verursachen, wenn sie sich mitten auf den Markt stellte und Säcke mit Nahrungsmitteln verteilte. Insofern sprach nichts dagegen, sich an Grunds Vorschläge zu halten.

Die Näherin Muri war in der Tat eine Frau mit vielen Kindern und geringen Möglichkeiten, sie zu ernähren. Die Kinder im Park befanden sich genau an der Stelle, die Grund genannt hatte. Schleier ließ einen ganzen Haufen Speisen für sie zurück und entfernte sich, während die Kleinen verblüfft darauf zueilten.

Beim vierten Halt hatte Vathah es begriffen. »Ihr wollt alles weggeben, nicht wahr?«

»Nicht alles«, verneinte Schleier und lehnte sich auf ihrem Sitz zurück, während der Wagen auf das nächste Ziel zurollte.

»Und womit wollt Ihr dann den Kult der Augenblicke bezahlen?«

»Wir können jederzeit mehr stehlen. Meine Kontakte sagen, dass man zuerst die Aufmerksamkeit des Kultes erringen muss. Ich vermute, das sollte einer verrückten Frau in Weiß doch gelingen, die durch den Markt fährt und mit Säcken voller Essen um sich wirft.«

»Was das Verrückte daran betrifft, so habt Ihr wohl recht.«

Schleier steckte die Hand in einen der zusammengerollten Teppiche und zog eine Wurst für ihn heraus. »Iss doch was. Dann fühlst du dich

besser.«

Er brummelte, nahm aber die Wurst an und kaute auf dem Ende herum.

Am Abend war der Wagen leer. Schleier war sich nicht ganz sicher, ob sie auf diese Weise die Aufmerksamkeit des Kultes erlangen konnte, aber – bei allen Stürmen! – es fühlte sich gut an, etwas *tun* zu können. Schallan fühlte sich wohl, wenn sie Bücher lesen und Intrigen schmieden konnte. Schleier hingegen sorgte sich um die Verhungerten.

Sie hatte allerdings nicht *alles* weggegeben. Vathah durfte seine Wurst behalten.



Ich mache mir Sorgen darüber, dass die Schutzmaßnahmen des Turms versagen könnten. Wenn wir hier nicht sicher vor den Ungemachten sind, wo sind wir es dann?

Aus Schublade 3-11, Granat

So ein Unsinn, Bart«, sagte Ved. »Du hast den Schwarzdorn *nicht* getroffen.«

»Doch, das habe ich!«, sagte der andere Soldat. »Er hat mir erst ein Kompliment über meine Uniform gemacht und mir dann sein eigenes Messer geschenkt. Wegen meines Heldenmutes.«

»Lügner.«

»Sei vorsichtig«, sagte Bart. »Kal könnte dich eines Tages erstechen, wenn du immer wieder eine gute Geschichte unterbrichst.«

»Ich?«, fragte Kaladin, der mit den anderen Männern der Schwadron auf Patrouille unterwegs war. »Bring mich nicht ins Spiel, Bart.«

»Sieh ihn dir doch an«, sagte Bart. »Er hat *hungrige* Augen, Ved. Es verlangt ihn, das Ende der Geschichte zu hören.«

Zusammen mit den anderen lächelte Kaladin. Offiziell hatte er sich auf Elhokars Befehl der Mauerwache angeschlossen und war sofort zu Leutnant Noros Trupp eingeteilt worden. Es fühlte sich beinahe ... billig an, so schnell zu einem Teil der Gruppe geworden zu sein, nachdem es derart schwierig gewesen war, Brücke Vier zu schmieden.

Doch Kaladin mochte diese Männer und genoss ihre Scherze, während sie ihren Patrouillengang an der Innenseite der Mauer entlang der Basis machten. Sechs Männer waren eine große Zahl für eine gewöhnliche Patrouille, aber Azure hatte verfügt, dass sie immer nur in Gruppen unterwegs sein sollten. Neben Bart, Ved und Noro gehörten zu diesem Trupp noch ein stämmiger Mann namens Alaward und ein freundlicher Alethi mit offensichtlich thaylenischer Abstammung, der Vaceslv hieß. Die beiden versuchten immer wieder, Kaladin zum Kartenspiel mit ihnen zu überreden.

Das war eine unwillkommene Erinnerung an Sah und die Parscher.

»Also, du wirst nicht glauben, was als Nächstes passiert ist«, fuhr Bart fort. »Der Schwarzdorn hat mir gesagt ... ach, sturmverdammt! Du hörst mir gar nicht zu, oder?«

»Nein«, sagte Ved. »Ich war zu beschäftigt, mir das da anzusehen.« Er deutete mit dem Kopf auf etwas, an dem sie soeben vorbeigekommen waren.

Bart kicherte. »Ha! Hast du dir dieses gackernde Hähnchen angesehen? Wen will er damit wohl beeindrucken?«

»Eine sturmverdamnte Verschwendung von Haut«, stimmte Ved ihm zu.

Kal grinste, warf einen Blick über die Schulter und suchte nach dem, was Bart und Ved bemerkt hatten. Es musste ein ziemlicher Dummkopf sein, der eine so starke Reaktion ...

Es war Adolin.

Der Prinz lungerte in einer Ecke herum, trug ein falsches Gesicht und einen gelben Anzug im neuesten Stil. Als Leibwächter befand sich Drehy bei ihm, der einige Fuß höher aufragte und glücklich auf einer Chouta herumkaute.

»Irgendwo gibt es ein Königreich ohne Banner«, sagte Bart feierlich, »weil dieser Knabe sie alle aufgekauft und Mäntel daraus gemacht hat.«

»Wo denken sie sich bloß so etwas aus?«, fragte Vaceslv. »Ich meine ... bei allen Stürmen! Sagen sie einfach: ›Weißt du, was ich unbedingt für die bevorstehende Apokalypse brauche? Und was wirklich nett wäre? Ein neuer *Mantel*. Mit besonders vielen Pailletten.«

Sie kamen an Adolin vorbei, der Kaladin zunickte und dann wegschaute. Das bedeutete, dass alles in Ordnung war und Kaladin mit den Wachen weitermarschieren konnte. Ein Kopfschütteln wäre das Zeichen dafür gewesen, sich von ihnen loszumachen und in die Schneiderei zurückzukehren.

Bart kicherte noch immer. »Als ich in den Diensten der Kaufmannsherren von Steen stand«, bemerkte er, »musste ich einmal durch ein ganzes Fass mit Färbemittel schwimmen, um die Tochter des Prinzen zu retten. Als ich damit fertig war, war ich noch lange nicht so farbenprächtig wie dieser balzende Kremling.«

Alaward grunzte. »Diese sturmverdammt Adligen. Sie sind völlig nutzlos, geben unsinnige Befehle und fressen doppelt so viel wie ein ehrlicher Mann.«

»Wie kannst du so etwas sagen?«, fragte Kaladin. »Ich meine, er ist doch ein Hellauge. Wie wir.« Er zuckte zusammen. Klang das falsch? *Es ist angenehm, helläugig zu sein, da ich natürlich helle Augen habe. Wie bei euch sind meine Augen heller als die dunklen Augen der Dunkelaugen.* Er musste Syl mehrmals am Tag herbeirufen, damit sich seine Augenfarbe nicht veränderte.

»Wie wir?«, fragte Bart. »Kal, in welchem Felsloch hast du gelebt? Sind die Mittleren dort, wo du herkommst, tatsächlich *nützlich*?«

»Einige von ihnen«, sagte Kaladin.

Bart und Ved – eigentlich die ganze Truppe außer Noro – waren Zehner: Männer aus dem zehnten Dahn, dem niedersten Rang im hierarchischen System der Hellaugen. Kaladin hatte ihm nie große Aufmerksamkeit geschenkt; für ihn war ein Hellauge wie das andere gewesen.

Doch diese Männer sahen die Welt völlig anders. Zu den Mittleren gehörte jeder, der aus einem besseren Rang als dem achten Dahn stammte, aber noch kein Großherr war. So, wie die Gardisten über sie dachten, hätten sie genauso gut aus einer völlig anderen Spezies stammen können – insbesondere jene aus dem fünften und sechsten Dahn, die nicht im Militär dienten.

Wie kam es, dass sich diese Männer regelmäßig mit anderen aus ihrem eigenen Rang abgaben? Sie heirateten Zehnerinnen, tranken mit Zehnern, scherzten mit Zehnern. Sie hatten ihren eigenen Jargon und ihre eigenen Traditionen. Hier war eine Welt repräsentiert, die Kaladin nie zuvor gesehen hatte, obwohl sie unmittelbar vor seiner eigenen Haustür lag.

»Manche Mittleren sind wirklich nützlich«, sagte er. »Einige sind geschickt im Duellieren. Vielleicht sollten wir umkehren und diesen Knaben rekrutieren. Er hatte ein Schwert dabei.«

Die anderen sahen ihn an, als ob er verrückt wäre.

»Kal, mein Ratzer«, sagte Bart. »Ratzer« war ein umgangssprachlicher Begriff für etwas, das Kaladin noch nicht verstanden hatte. »Du bist ein guter Kerl. Es gefällt mir, dass du in allen immer nur das Beste siehst. Du hast bisher nicht einmal gelernt, mich zu übersehen, was die meisten Leute schon nach ihrem ersten Essen mit mir tun.

Aber du *musst* wirklich lernen, die Welt so zu sehen, wie sie ist. Du kannst nicht einfach herumlaufen und Mittleren trauen, es sei denn, sie sind gute Offiziere wie der Großmarschall. Männer wie der da hinten stolzieren doch bloß herum und sagen dir, was du alles tun sollst. Aber wenn du sie während eines Angriffs auf die Mauer stellst,

machen sie sich in die Hose, bis sie gelber ist als dieser Anzug da hinten.«

»Sie feiern nun mal gern«, meinte Ved. »Das ist für sie das Beste. Aber so sind sie uns wenigstens aus dem Weg.«

Was für eine seltsame Mischung von Gefühlen. Einerseits wollte er ihnen alles über Amaram erzählen und über die Ungerechtigkeiten, die immer wieder denjenigen angetan worden waren, die Kaladin geliebt hatte. Andererseits ... sie spotteten über Adolin Kholin, der möglicherweise der beste Schwertkämpfer in ganz Alethkar war. Ja, sein Anzug mochte ein wenig grell sein, aber wenn sie nur fünf Minuten mit ihm gesprochen hätten, wäre ihnen klar geworden, dass er kein übler Kerl war.

Kaladin stapfte weiter. Es fühlte sich falsch an, ohne Speer auf Patrouille zu gehen, und instinktiv suchte er nach Syl, die über ihm auf dem Wind ritt. Er hatte ein Schwert erhalten, das er an der rechten Hüfte trug, und einen Schlagstock für die linke sowie einen kleinen Rundschild. Das Erste, was ihm die Mauerwache beigebracht hatte, war die richtige Weise, das Schwert zu ziehen, indem er mit der rechten Hand nach unten griff und es aus der Scheide zog, ohne dabei gleichzeitig den Schild zu senken. Sie würden weder Schwert noch Schlagstock einsetzen, wenn die Bringer der Leere schließlich angriffen; dafür gab es richtige Piken dort droben. Aber hier unten an der Mauerbasis war es anders. Die große Straße – sie umrundete die ganze Stadt an der Mauer entlang – war sauber und sicher und wurde von der Wache unterhalten. Doch die meisten Straßen, die von ihr abzweigten, waren voller Menschen. Niemand außer den Ärmsten und Elendsten wollte sich so nahe bei der Mauer aufhalten.

»Warum«, fragte Ved, »begreifen diese Flüchtlinge nicht, dass wir das Einzige sind, was sie von der Armee da draußen trennt?«

Tatsächlich betrachteten viele in den Seitenstraßen die Patrouille mit offener Feindseligkeit. Wenigstens hatte sie heute noch niemand mit irgendwelchen Gegenständen beworfen.

»Sie sehen, dass wir gut genährt sind«, erwiderte Noro. »Sie riechen die Speisen in unseren Kasernen. Sie denken nicht mit ihren Köpfen, sondern mit ihren Mägen.«

»Die Hälfte von ihnen gehört sowieso zum Kult«, bemerkte Bart. »Eines Tages werde ich mich in ihn einschleichen. Vielleicht muss ich dazu die Hohepriesterin heiraten, aber ich kann euch sagen, dass ich für einen Harem schrecklich ungeeignet bin. Beim letzten Mal wurden die anderen Männer eifersüchtig auf mich, weil ich die ganze Aufmerksamkeit der Priesterin bekommen habe.«

»Sie hat so laut über deine Gaben gelacht, dass sie nichts und niemanden sonst mehr wahrgenommen hat, was?«, meinte Ved.

»Tatsächlich gibt es da eine Geschichte über ...«

»Schluck's runter, Bart«, sagte der Leutnant. »Wir sollten uns auf die Ablieferung vorbereiten.« Er nahm seinen Schild in die andere Hand und zog seinen Knüppel. »Wirkt einschüchternd, Leute. Nur die Schlagstöcke.«

Die Gruppe zog ihre hölzernen Stöcke. Es erschien Kaladin falsch, sich vor dem eigenen Volk verteidigen zu müssen. Er erinnerte sich an seine Zeit in Amarams Armee, als sie in der Nähe von Ortschaften biwakiert hatten. Jeder hatte beständig über den Ruhm der Armee und den Kampf auf der Zerbrochenen Ebene *gesprochen*. Doch sobald die Bewohner der Orte sie nicht länger angestarrt hatten, waren sie mit bemerkenswerter Schnelligkeit zur Feindseligkeit übergegangen. Eine Armee war etwas, das jeder haben wollte, solange sie ihre wichtigen Aufgaben anderswo erledigte.

Noros Truppe traf sich mit einer weiteren aus derselben Schwadron – zwei schoben Dienst auf der Mauer, zwei hatten Freizeit, und zwei patrouillierten hier unten, was zusammen etwa vierzig Männer ergab. Die zwölf Wächter formierten sich zum Schutz eines langsamen, von einem Chull gezogenen Wagens, der gerade eines der größeren, an die Kasernen angeschlossenen Lagerhäuser verließ. Auf der Ladefläche befand sich ein Berg aus verzurrten Säcken.

Flüchtlinge drängten sich um den Wagen herum, und Kaladin schwenkte seinen Knüppel. Er musste den Schild heben und damit einen Mann wegdrücken, der zu nahe gekommen war. Zum Glück wichen dabei auch die anderen zurück, anstatt auf den Wagen zuzustürmen.

Er fuhr in die Stadt hinein und hielt an einem Platz an. Syl schwirrte herunter und setzte sich auf Kaladins Schulter. »Sie ... sie wirken ganz so, als würden sie dich *hassen*.«

»Nicht mich«, flüsterte Kaladin. »Die Uniform.«

»Was ... was wirst du tun, wenn sie wirklich angreifen?«

Er wusste es nicht. Er war nicht in diese Stadt gekommen, um gegen die Bevölkerung zu kämpfen, aber wenn er sich weigern sollte, die Truppe zu verteidigen ...

»Der sturmverdamnte Velalant hat sich verspätet«, brummte Ved.

»Es wird nicht mehr lange dauern«, sagte Noro. »Wir werden keine Schwierigkeiten haben. Diese guten Leute wissen, dass die Nahrungsmittel auf dem Wagen am Ende zu ihnen gelangen werden.«

Ja, nachdem sie stundenlang in einer Schlange vor Velalants Verteilungsstationen gewartet haben.

Aus den Tiefen der Stadt kam – teils verdeckt von den sich sammelnden Mengen – eine Gruppe herbei, die in dunkles Violett gekleidet war und Masken vor den Gesichtern trug. Mit Unbehagen sah Kaladin zu, wie sie sich die eigenen Unterarme peitschten. Das zog Schmerzsprenksel an, die aus dem Boden um sie herum aufstiegen wie Hände, denen die Haut fehlte. Aber sie waren zu groß, hatten die falsche Farbe und ... und schienen nicht menschlich zu sein.

»Ich betete zu den Sprengseln der Nacht, und sie kamen zu mir!«, rief ein Mann in der vordersten Reihe und hob seine Hände hoch in die Luft. »Sie erlösten mich von meinem Schmerz!«

»O nein ...«, flüsterte Syl.

»Umarmt sie! Die Sprengsel der Veränderung! Die Sprengsel eines neuen Sturms, eines neuen Landes. Eines neuen Volkes!«

Kaladin ergriff Noro am Arm. »Leutnant, wir müssen uns zurückziehen. Das Getreide soll wieder zum Lagerhaus gebracht werden.«

»Wir haben den Befehl ...« Doch Noro verstummte, als er die näher kommende, feindlich wirkende Menge betrachtete.

Glücklicherweise umrundete nun eine Gruppe von etwa fünfzig Männern in Blau und Rot eine Ecke und schob die Flüchtlinge mit groben Händen und gebrüllten Befehlen beiseite. Noros Seufzer der Erleichterung erklangen so laut, dass sie beinahe komisch wirkten. Die wütende Menge zerstreute sich, sobald Velalants Truppen die Getreideladung umgaben.

»Warum machen wir das am hellen Tag?«, fragte Kaladin einen der Offiziere. »Warum kommt ihr nicht einfach zu unserem Lagerhaus und eskortiert den Wagen von dort aus? Warum dieses Schauspiel?«

Ein Soldat schob ihn höflich, aber bestimmt von dem Wagen weg. Die Truppen umkreisten ihn und fuhren ihn fort – die Menge floss hinter ihm her.

Als sie wieder bei der Stadtmauer waren, fühlte sich Kaladin wie ein Mann, der endlich Land sah, nachdem er die ganze Strecke bis nach Thaylenah geschwommen war. Er drückte die Handfläche gegen den Stein und spürte dessen Kühle und Grobkörnigkeit. Daraus zog er ein Gefühl der Sicherheit, fast so, wie wenn er Sturmlicht in sich sog. Es wäre ein Leichtes gewesen, diese Menge zu bekämpfen, denn die Menschen waren fast völlig unbewaffnet gewesen. Aber während die Ausbildung auf die Mechanik des Kampfes vorbereitete, wurden die Gefühle in ihr nicht angesprochen. Syl kauerte sich auf seine Schulter und blickte die Straße zurück.

»Das ist alles die Schuld der Königin«, murmelte Bart. »Hätte sie die Feuerin nicht getötet ...«

»Hör auf damit«, sagte Noro scharf und holte tief Luft. »Leute, als Nächstes schieben wir auf der Mauer Dienst. Ihr habt eine halbe Stunde, um etwas zu trinken oder ein Nickerchen zu machen, und danach treffen wir uns alle oben auf unserem Posten.«

»Den Stürmen sei gedankt dafür!«, sagte Bart und ging sofort zum Treppenturm. Offensichtlich wollte er erst den Posten beziehen und sich dann später entspannen. »Ich starre gern auf eine feindliche Armee hinunter, vielen Dank.«

Kaladin begleitete ihn nach oben. Er wusste noch immer nicht, woher der Mann seinen Spitznamen hatte. Noro war der Einzige in dem Trupp, der einen Bart trug, aber er war nicht besonders beeindruckend. Fels hätte herzlich darüber gelacht und ihn sofort mit einer Rasierklinge und ein wenig Seife entfernt.

»Warum gehorchen wir den Großherren, Bart?«, fragte Kaladin, während sie nach oben stiegen. »Velalant und solche wie er sind eigentlich recht nutzlos, soweit ich es beurteilen kann.«

»Ja. Wir haben die *richtigen* Großherren entweder im Aufstand oder im Palast verloren. Aber der Großmarschall weiß, was zu tun ist. Ich vermute, wenn wir nicht mit Leuten wie Velalant teilen, müssen wir gegen *sie* kämpfen, damit sie uns das Getreide nicht stehlen. Wenigstens werden die Bewohner auf diese Weise ernährt, und wir können die Mauer bewachen.«

Sie sprachen oft so. Die Stadtmauer zu halten war ihre Aufgabe, und wenn sie sich davon zu weit entfernten – indem sie etwa versuchten, für Ruhe und Ordnung in der Stadt zu sorgen oder den Kult zu Fall zu bringen –, würden sie sich verzetteln. Die Stadt musste standhalten. Selbst wenn sie im Innern brannte, musste sie nach außen hin stark sein. In gewisser Weise stimmte Kaladin dem zu. Die Armee konnte nicht alles erledigen.

Trotzdem tat es weh.

»Wann wirst du mir endlich verraten, woher die ganze Nahrung kommt?«, flüsterte Kaladin.

»Ich ...« Bart schaute sich auf der Treppe um. Dann beugte er sich zu Kaladin vor. »Ich weiß es nicht, Kal. Aber was war denn das Erste, worum sich Azure gekümmert hat, nachdem er das Kommando übernommen hatte? Wir haben das Kloster am Osttor überfallen, weit entfernt vom Palast. Ich kenne Männer aus anderen Kompanien,

die an diesem Angriff beteiligt waren. Das Kloster war von Aufständischen überrannt worden.«

»Sie hatten einen Seelengießer, nicht wahr?«

Bart nickte. »Es gab nur einen in der Stadt, der nicht im Palast war, als ... du weißt schon.«

»Aber wie schaffen wir es, ihn zu benutzen, ohne die Kreischer anzulocken?«, fragte Kaladin.

»Nun«, sagte Bart, und sein Tonfall veränderte sich. »Ich kann dir nicht alle Geheimnisse verraten, aber ...« Er stürzte sich in eine Geschichte über die Zeit, in der Bart von dem herdazianischen König persönlich gelernt hatte, einen Seelengießer zu benutzen. Vielleicht war er nicht die bestmögliche Informationsquelle.

»Die Großmarschallin«, unterbrach ihn Kaladin. »Hast du das Merkwürdige an ihrer Splitterklinge bemerkt? Kein Edelstein am Griff oder der Parierstange.«

In dem schwachen Licht, das durch die Schlitz im Treppenturm hereinfiel, warf ihm Bart einen bösen Blick zu. Stets erhielt er Widerspruch, wenn er das wahre Geschlecht der Kommandantin nannte. »Vielleicht ist das der Grund, warum *der Großmarschall* sie nie entlässt«, sagte Bart. »Vielleicht ist die Klinge irgendwie zerbrochen?«

»Vielleicht«, sagte Kaladin. Abgesehen von den Schwertern der anderen Strahlenden hatte er bisher nur eine andere Splitterklinge gesehen, die keinen Edelstein besaß. Es war die Klinge des Attentäters in Weiß gewesen. Eine Ehrenklinge, die demjenigen, der sie in der Hand hielt, die Kräfte eines Strahlenden verlieh. Wenn Azure eine Waffe besaß, die ihr die Kraft des Seelengießens gab, erklärte das vielleicht, warum die Kreischer ihre Existenz noch nicht bemerkt hatten.

Schließlich kamen sie auf der Mauerkrone an und traten in das Sonnenlicht hinaus. Hier blieben die beiden stehen und schauten über die wogende Stadt mit ihren schroffen Windklingen und sanften Hügeln. Der Palast, stets in Düsternis gehüllt, beherrschte die

gegenüberliegende Seite. Die Mauerwache patrouillierte nur selten den Abschnitt, der dahinter lag.

»Hast du jemanden bei der Palastwache gekannt?«, fragte Kaladin.
»Gibt es dort drinnen noch Männer, die in Verbindung mit den Familien hier draußen stehen?«

Bart schüttelte den Kopf. »Vor einiger Zeit bin ich ziemlich nahe herangekommen, Kal, und da habe ich Stimmen gehört. Sie haben mir zugeflüstert, ich solle zu ihnen kommen. Der Großmarschall sagt, wir müssen unsere Ohren vor ihnen verschließen. Sie können uns nur dann gefährlich werden, wenn wir ihnen zuhören.« Er legte die Hand auf Kaladins Schulter. »Deine Fragen ehren dich, Kal, aber du machst dir zu viele Sorgen. Wir müssen uns auf die Mauer konzentrieren. Es ist besser, nicht zu viel über die Königin oder den Palast zu sprechen.«

»Und es ist besser, nicht darüber zu reden, dass Azure eine Frau ist.«

»Ihr Geheimnis ...« Bart zuckte zusammen. »Ich meine, das Geheimnis des Großmarschalls müssen wir schützen und bewahren.«

»Dann leisten wir in dieser Hinsicht aber eine sturmverdammt schlechte Arbeit. Hoffentlich sind wir bei der Verteidigung der Mauer besser.«

Bart zuckte mit den Achseln, seine Hand lag noch immer auf Kaladins Schulter. Zum ersten Mal bemerkte Kaladin etwas. »Keine Bannglyphe.«

Bart schaute auf seinen Arm hinunter, an dem er das traditionelle weiße Band trug, auf dem sich für gewöhnlich eine Bannglyphe befand. Sein eigenes hingegen war leer. »Ja«, sagte er und steckte die Hand in seine Manteltasche.

»Warum nicht?«, fragte Kaladin.

Bart zuckte mit den Schultern. »Ich will es einmal so sagen: Ich kann ziemlich genau unterscheiden, welche Geschichten erfunden sind und welche nicht. Niemand wacht über uns, Kal.«

Er ging zu ihrer Sammelstation hinüber. Sie befand sich in einem der Türme, die die Mauer in regelmäßigen Abständen säumten. Syl stand auf Kaladins Schulter und stieg dann wie über eine unsichtbare Treppe hoch in die Luft, bis sie vor seinen Augen schwebte. Sie sah hinter Bart her, und ihr mädchenhaftes Kleid kräuselte sich in einem Wind, den Kaladin nicht spüren konnte. »Dalinar glaubt, dass Gott nicht tot ist«, sagte sie. »Er ist bloß der Meinung, dass der Allmächtige – Ehr – nie wirklich Gott gewesen ist.«

»Du bist ein Teil von Ehr. Ist das denn keine Beleidigung für dich?«

»Irgendwann erkennt jedes Kind, dass sein Vater nicht wirklich Gott ist.« Sie sah ihn an. »Glaubst du, dass jemand dich beobachtet? Glaubst du wirklich, dass da draußen gar nichts ist?«

Eine seltsame Frage, deren Beantwortung gegenüber einem Teil einer Gottheit schwierig ist.

Kaladin blieb in der Tür zum Wächterturm stehen. Während sie ihre Ausrüstung zusammensuchten, lachten und plauderten die Männer seiner Einheit drinnen – Zug Sieben, Trupp Zwei, was einfach nicht so gut klang wie Brücke Vier.

»Ich habe die schrecklichen Dinge, die mir zugestoßen sind, als Beweis dafür betrachtet, dass es keinen Gott gibt«, sagte er. »Doch dann, in den dunkelsten Augenblicken, habe ich mein Leben als Beweis dafür verstanden, dass dort oben etwas sein *muss*, denn nur *absichtliche* Grausamkeit konnte für mich die Ereignisse erklären.«

Er holte tief Luft und schaute in die Wolken hinauf. Er war in den Himmel gehoben worden, und er hatte dort Großartiges gefunden. Ihm war die Macht verliehen worden, zu schützen und zu verteidigen.

»Ich weiß es nicht«, sagte er. »Bei allem nötigen Respekt bin ich der Meinung, dass Dalinars Glaube zu einfach ist. Eine Gottheit hat sich als falsch erwiesen, und nun beharrt er darauf, dass der Allmächtige niemals Gott gewesen ist. Und dass es etwas anderes geben muss. Das gefällt mir nicht. Vielleicht ist es einfach eine Frage, die wir niemals beantworten können.«

Er betrat den Festungsturm. Zu beiden Seiten wies er eine große Tür auf, durch die der Zugang zur Mauer möglich war, während Scharten in der Außenmauer sowie Zinnen auf dem Dach den Bogenschützen sichere Stellungen gewährten. Rechts von ihm standen Gestelle mit Waffen und Schilden daran sowie ein Tisch. Darüber blickte ein großes Fenster auf die Stadt hinaus, an dem die Männer im Turm Flaggensignale von unten entgegennehmen konnten.

Als die Trommeln ertönten und Alarm riefen, hingte er seinen Schild an das Gestell. Syl schwirrte hinter ihm hinauf, als sei er ein Band, das plötzlich straff gezogen worden war.

»Angriff auf die Mauer!«, rief Kaladin, als er den Trommelschlag erkannt hatte. »Bewaffnet euch!« Er stolperte durch den Raum und nahm eine der Piken, die an der Wand lehnten. Er warf sie dem ersten Mann zu, der an ihm vorbeikam, und verteilte auch die anderen, während die Männer den Signalen gehorchten. Leutnant Noro und Bart verteilten die Schilde. Sie waren rechteckig und groß, im Gegensatz zu den runden kleinen, mit denen sie auf der Straße patrouillierten.

»Formiert euch!«, brüllte Kaladin, noch bevor Noro den Befehl dazu geben konnte.

Bei den Stürmen, ich bin nicht ihr Kommandant. Kaladin kam sich wie ein Idiot vor, ergriff seine eigene Pike, balancierte den langen Schaft aus und trat nach draußen neben Bart, der nur einen Schild hatte. Die vier Trupps auf der Mauer bildeten eine Formation aus hervorstechenden Piken und überlappenden Schilden. Einige der Männer in der Mitte – wie Kaladin und Noro – besaßen nur eine Pike, die sie mit beiden Händen gepackt hielten.

Der Schweiß tropfte nur so an Kaladins Schläfen herunter. Während seiner Zeit in Amarams Armee war er kurz an der Pike ausgebildet worden. Diese Waffe wurde gegen die schwere Kavallerie eingesetzt und war recht neu in der Kriegsführung der Alethi. Er konnte sich nicht vorstellen, dass sie auf einer Stadtmauer besonders wirkungsvoll war. Sie mochte zwar gut dazu geeignet sein, auf einen Truppenblock

einzustechen, aber es fiel ihm bereits schwer, sie längere Zeit mit der Spitze nach oben zu halten. Die Pike war nicht gut ausbalanciert, aber womit sonst sollten sie gegen die Verschmolzenen kämpfen?

Der andere Zug, der den Turm mit ihnen teilte, hatte sich auf dessen Dach formiert und hielt Bögen in den Händen. Hoffentlich konnte die Mischung aus Pfeilen und defensiven Piken etwas ausrichten. Endlich sah Kaladin die Verschmolzenen, die durch die Luft schossen – und sich einem anderen Abschnitt der Mauer näherten.

Die Männer in seinem Zug warteten nervös, richteten ihre Bannglyphen und packten die Schilde fester. Die Verschmolzenen prallten gegen eine andere, weit entfernte Einheit der Mauerwache; Kaladin konnte kaum die Schreie hören. Die Trommeln wurden stetig weiter geschlagen und befahlen allen Männern, auf ihren jeweiligen Positionen zu bleiben.

Syl flog zu ihm zurück, bewegte sich aufgeregt, huschte hierhin und dorthin. Einige Männer in der Formation gingen rückwärts, als wollten sie sich entfernen und dorthin laufen, wo ihre Gefährten kämpften.

Bleibt hier, dachte Kaladin zwar, aber er unterließ es, den Befehl dazu zu geben. Er war hier nicht der Kommandant. Hauptmann Deedanor, der Anführer des Zuges, war noch nicht eingetroffen, und das bedeutete, dass Noro der höchstrangige Offizier war, denn er war älter als die übrigen Leutnants. Kaladin biss die Zähne zusammen und bemühte sich so lange, keinen Befehl zu geben, bis endlich – und zum Glück – Noro rief: »Bleib hier, Hid! Haltet eure Schilde zusammen, Männer. Wenn wir jetzt weglaufen, werden wir allzu leichte Ziele abgeben!«

Widerstrebend kehrten die Männer in die Formation zurück. Schließlich flogen die Verschmolzenen davon. Ihre Angriffe dauerten nie lange. Sie schlugen hart zu, überprüften die Reaktionszeiten an verschiedenen Abschnitten der Mauer, brachen gelegentlich in die Türme ein und durchsuchten sie. Sie bereiteten sich auf den richtigen Angriff vor, und Kaladin vermutete, dass sie außerdem herausfinden wollten, wie die Mauerwache es schaffte, sich zu ernähren.

Die Trommeln gaben nun das Signal zum Wegtreten, und die Männer in Kaladins Zug trotteten lethargisch zu ihrem Turm zurück. Ein Gefühl der Verzweiflung begleitete sie. Wut staute sich in ihnen an, sie spürten die Erregung der Schlacht, doch sie hatten nur herumgestanden und geschwitzt, während andere Männer gestorben waren.

Kaladin half, die Waffen wieder an den Gestellen unterzubringen, dann holte er sich eine Schale mit Eintopf und gesellte sich zu Leutnant Noro, der auf der Mauer vor dem Turm wartete. Ein Bote zeigte mit Signalflaggen den anderen unten in der Stadt an, dass Noros Zug nicht an den Kämpfen beteiligt gewesen war.

»Ich möchte mich bei dir entschuldigen«, sagte Kaladin leise. »Ich werde dafür sorgen, dass es nicht wieder geschieht.«

»Äh ... was?«

»Ich bin dir zuvorgekommen«, sagte Kaladin. »Ich habe Befehle gegeben, und dabei ist es dein Vorrecht gewesen, das zu tun.«

»Oh! Also, du warst sehr spontan, Kal! Gierig auf den Kampf, würde ich sagen.«

»Vielleicht.«

»Du willst dich vor der Mannschaft beweisen«, sagte Noro und rieb sich den flaumigen Bart. »Na ja, ich mag Männer, die begeisterungsfähig sind. Bewahre die Ruhe, und du wirst bestimmt bald zum Zugführer ernannt werden.« Er sagte es wie ein stolzer Vater.

»Darf ich mich vom Dienst entfernen? Es könnte weiter hinten auf der Mauer Verwundete geben, die meine Hilfe brauchen.«

»Verwundete? Kal, ich weiß, dass du eine Feldscher-Ausbildung hast, aber die Ärzte der Armee werden bald eintreffen.«

Das stimmte ja, hier gab es sicherlich richtige Ärzte.

Noro klopfte ihm auf die Schulter. »Geh nach drinnen und iss deinen Eintopf. Es wird später noch genug auf dich zukommen. Laufe auf keinen Fall allzu schnell in die Gefahr, ja?«

»Ich ... werde versuchen, deine Worte nicht zu vergessen, Herr.«

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als in den Turm zurückzukehren. Syl setzte sich auf seine Schulter, während er sich niederließ und seinen Eintopf verspeiste.



Heute bin ich zum letzten Mal vom Turm gesprungen. Ich habe gespürt, wie mich der Wind umtanzte, als ich an der östlichen Seite hinabfiel, an dem Turm vorbei und bis in das Vorgebirge darunter. Das werde ich vermissen.

Aus Schublade 10-1, Saphir

Schleier senkte den Kopf und warf einen Blick durch das Fenster des alten, zusammengefallenen Ladens auf dem Markt. Der Straßenjunge Grund saß dort auf seinem üblichen Platz und zog sorgfältig das Schweinsleder von einem Paar alter Schuhe ab. Als er hörte, dass sich jemand näherte, ließ er sein Werkzeug fallen und griff mit der gesunden Hand nach seinem Messer.

Er sah, dass sie es war, und starrte den kleinen Beutel mit Nahrungsmitteln an, den sie ihm zuwarf. Diesmal war es nicht so viel, aber tatsächlich befanden sich einige Früchte darunter. Sie waren in der Stadt sehr selten geworden. Der Junge zog den Beutel an sich heran, schloss die dunkelgrünen Augen und wirkte ... zurückhaltend und scheu. Was für ein seltsamer Ausdruck.

Er ist noch immer misstrauisch, dachte sie. Er fragt sich, was ich eines Tages für all das hier von ihm verlangen werde.

»Wo sind Ma und Seland?«, fragte Schleier. Sie hatte Beutel für die beiden Frauen mitgebracht, die hier bei Grund gewesen waren.

»Sie sind ins Haus des alten Kesselflickers gezogen«, sagte Grund. Er zeigte mit dem Daumen in Richtung der durchhängenden Decke. »Allmählich ist es zu gefährlich hier, haben sie gesagt.«

»Bist du sicher, dass du nicht ebenfalls von hier weggehen möchtest?«

»Nee«, sagte er. »Ich kann mich endlich bewegen, ohne dass ich dabei jemanden trete.«

Sie verließ ihn und steckte die Hände in die Taschen ihres neuen Mantels, den sie, genau wie den Hut, gegen die Kälte trug. Sie hatte gehofft, es sei wärmer in Kholinar, nachdem sie so lange Zeit auf der Zerbrochenen Ebene und in Urithiru verbracht hatte. Aber auch hier war es kalt – so kalt wie im Winter. Vielleicht war der Ewigsturm dafür verantwortlich.

Am nächsten Tag sah sie nach der Näherin Muri und ihren drei Töchtern. Sie stammte aus dem zweiten Nahn und war daher für ein Dunkelauge von recht hoher Geburt. Und sie hatte ein gut gehendes Geschäft in der Nähe von Revolar besessen. Nun fischte sie nach den Stürmen die Kadaver von Ratten und Kremlingen aus den Wassergräben.

Muri kannte immer eine Menge Klatsch, der zwar unterhaltsam, meistens aber bedeutungslos war. Schleier verabschiedete sich nach etwa einer Stunde von ihr und verließ den Markt, nachdem sie ihren letzten Beutel einem der vielen Bettler in den Schoß geworfen hatte.

Der alte Bettler schnüffelte daran und schrie seinen Jubel in die Welt hinaus. »Das Flinksprengsel!«, sagte er und stieß einen der anderen Bettler an. »Sieh nur, das Flinksprengsel!« Er kicherte, wühlte in dem Beutel herum, während sein Freund aus seinem Schlaf erwachte und sich ein Stück Fladenbrot nahm.

»Flinksprengsel?«, fragte Schleier.

»Das bist du!«, sagte er. »Jawohl! Ich habe von dir *gehört*. Überall in der Stadt raubst du reiche Leute aus! Und keiner kann dich

aufhalten, denn schließlich bist du ein *Sprengsel*. Du kannst durch Mauern gehen, jawohl. Weißer Hut, weißer Mantel. Bist nicht immer dasselbe, oder?»

Der Bettler stopfte sich die Speisen in den Mund. Schleier lächelte. Ihr Ruf verbreitete sich allmählich. Sie hatte diesen Prozess beschleunigt, indem sie Ishnah und Vathah mit Illusionen losgeschickt hatte, die sie wie Schleier aussehen ließen. Auch sie hatten Nahrungsmittel verteilt. Sicherlich konnte der Kult die Augen nicht länger davor verschließen. Muster summte, als sie sich reckte und streckte, und Erschöpfungssprengsel – alle von der verzerrten, verdorbenen Art – drehten sich wie kleine rote Wirbelwinde um sie herum. Der Kaufmann, den sie vorhin bestohlen hatte, war hinter ihr hergejagt, und für sein Alter war er noch recht flink und geschmeidig gewesen.

»Warum?«, fragte Muster.

»Warum was?«, fragte Schleier zurück. »Warum ist der Himmel blau und die Sonne hell? Warum blasen die Stürme, und warum fällt der Regen?«

»Hm ... warum macht es dich so glücklich, so wenige Menschen zu ernähren?«

»Es ist immerhin etwas, das wir tun können.«

»Genauso gut könntest du von einem Gebäude springen«, sagte er so gleichmütig, als würde er den Sarkasmus, dessen er sich bediente, nicht verstehen. »Aber das tun wir nicht. Du lügst, Schallan.«

»Schleier.«

»Deine Lügen umkleiden andere Lügen. Hm ...« Er klang schläfrig. Konnten Sprengsel müde sein? »Erinnere dich an das Ideal – an die Wahrheit, die du gesprochen hast.«

Sie steckte die Hand in die Taschen. Der Abend kam näher, die Sonne glitt auf den westlichen Horizont zu. Als ob sie vor dem Ursprung und den Stürmen davonlaufen wollte.

Es war die persönliche Freude und das Glänzen in den Augen der Beschenkten, was Schleier wirklich erfreute und erregte. Die Verteilung der Nahrungsmittel war so viel *realer* als der Rest des Planes, der zum Ziel hatte, den Kult zu unterwandern und das Eidtor zu untersuchen.

Es ist zu klein, dachte sie. Das war es, was Jasnah sagen würde. *Ich denke zu klein.*

Auf der Straße kam sie an Menschen vorbei, die jammerten und litten. Zu viele Hungersprengsel hingen in der Luft, und Angstsprengsel waren an fast jeder Straßenecke zu sehen. Sie musste etwas tun.

Zum Beispiel einen Fingerhut mit Wasser auf einen Scheiterhaufen kippen.

An einer Kreuzung blieb sie stehen und senkte den Kopf, während die Schatten länger wurden und der Abend heraufzog. Ein Gesang riss sie aus ihrer Entrückung. Wie lange stand sie schon hier?

Flackerndes Licht, orangefarben und urweltlich wirkend, malte eine Straße zu ihrer Linken an. Keine Kugel leuchtete in einem solchen Licht. Sie ging darauf zu, setzte ihren Hut ab und sog Sturmlicht ein. Sie entließ es wieder in einer Wolke, trat hinein, und die treibenden Fortsätze schlangen sich um sie und verwandelten ihre Gestalt.

Menschen hatten sich versammelt, wie sie es für gewöhnlich taten, wenn der Kult der Augenblicke vorbeiparadierte. Flinksprengsel mischte sich unter sie, trug das Kostüm eines Sprengsels aus ihren Skizzen – aus jenen, die sie an das Meer verloren hatte. Es war ein Sprengsel gewesen, das wie eine schimmernde Pfeilspitze geformt war, die durch den Himmel flog, vorbei an Himmelsaalen.

Goldene Quasten flatterten an ihrem Rücken und wiesen an den Enden kleine Pfeilspitzen auf. Ihr gesamter Körper war mit Stoff bedeckt, der hinter ihr hertrieb und Arme und Beine sowie das Gesicht bedeckte. Flinksprengsel schwebte zwischen den Kultanhängern umher und zog sogar deren Blicke auf sich.

Ich muss mehr tun, dachte sie. Ich muss in größeren Zusammenhängen denken.

Konnten Schallans Lügen ihr dabei helfen, mehr als nur ein gebrochenes Mädchen aus dem ländlichen Jah Keved zu sein? Ein Mädchen, das tief in ihrem Inneren vollkommen verängstigt war, weil sie nicht wusste, was sie tat?

Die Kultanhänger sangen leise und wiederholten die Worte der Anführer ganz vorn.

»Unsere Zeit ist vergangen.«

»Unsere Zeit ist vergangen.«

»Die Sprengsel sind gekommen.«

»Die Sprengsel sind gekommen.«

»Gebt ihnen unsere Sünden.«

»Gebt ihnen unsere Sünden ...«

Ja ... sie konnte es spüren. Sie spürte die Freiheit dieser Menschen. Es war der Friede, den eine vollkommene Kapitulation mit sich brachte. Sie schritten die Straße herunter, hielten ihre Fackeln und Laternen in den Himmel und trugen die Tracht von Sprengseln. Warum sollte man sich Sorgen machen? Umarme die Befreiung, heiße den Übergang willkommen, freue dich auf das Nahen des Sturmes und der Sprengsel.

Umarme den Tod.

Flinksprengsel stimmte in ihren Gesang ein und saugte sich mit ihren Vorstellungen voll. Sie wurde zu ihnen und konnte sie *hören*, wie sie leise und beharrlich in ihrem Hinterkopf flüsterten.

Ergib dich.

Gib mir deine Leidenschaft. Deinen Schmerz. Deine Liebe.

Lass deine Schuld los.

Heiße das Ende willkommen.

Schallan, ich bin nicht dein Feind.

Der letzte Satz stach hervor wie eine Narbe auf dem Gesicht eines schönen jungen Mannes. Ein Misston.

Sie kam wieder zu sich. Bei den Stürmen! Anfangs hatte sie geglaubt, diese Truppe würde sie zum Fest auf der Plattform des Eidtores bringen, aber ... sie hatte es zugelassen, von der Finsternis davongetragen zu werden. Zitternd blieb sie stehen.

Die anderen hielten um sie herum an. Die Illusion – das sprengselartige Quastengewirr hinter ihr – flatterte weiterhin, obwohl sie sich nicht mehr bewegte. Es herrschte kein Wind.

Der Gesang der Kultanhänger verstummte, und verdrehte Ehrfurchtssprengsel schossen zwischen den Köpfen einiger von ihnen hervor. Sie wirkten wie schwarze Rußwölkchen. Einige Anhänger fielen auf die Knie. In ihren Augen sah Schleier – gewandet in fließenden Stoff, verdecktes Gesicht, Wind und Schwerkraft verlachend – vermutlich wie ein echtes Sprengsel aus.

»Es gibt Sprengsel«, sagte Schallan zu der versammelten Menge und verwendete ihr Lichtweben dazu, ihre Stimme zu verzerren, »und es gibt *Sprengsel*. Ihr seid den dunklen gefolgt. Sie flüstern euch zu, dass ihr euch selbst aufgeben sollt. *Sie lügen*.«

Die Kultanhänger keuchten auf.

»Wir wollen eure Anbetung nicht. Wann haben Sprengsel jemals eure *Anbetung* verlangt? Tanzt nicht länger auf der Straße herum und seid wieder *Männer* und *Frauen*. Reißt euch diese idiotischen Kostüme vom Leib und kehrt zu euren Familien zurück!«

Sie bewegten sich nicht rasch genug, und so schickte Schallan ihre flatternden Quasten in die Luft hinauf, wo sie sich umeinanderwanden und noch länger wurden. Ein kräftiges Licht ging von ihr aus.

»Geht!«, rief sie.

Sie flohen und warfen dabei ihre Kostüme ab. Schallan wartete zitternd, bis sie allein war. Dann ließ sie ihr Licht verschwinden, hüllte sich in Dunkelheit und verließ die Straße.

Als sie aus der Finsternis hervortrat, sah sie wieder wie Schleier aus. Bei den Stürmen. Sie war ... sie war so *leicht* zu einer von ihnen geworden. Konnte ihr Geist wirklich derart schnell verdorben werden?

Sie schlang die Arme um sich und schlenderte durch die Straßen und über die Märkte. Jasnah wäre stark genug gewesen, mit ihnen zu gehen, bis sie die Plattform erreicht hatten. Und wenn ihr dort der Zutritt verwehrt worden wäre – die meisten Anhänger, die durch die Straßen zogen, waren nicht so privilegiert, dass sie an dem Fest teilnehmen durften –, hätte sie sich eben etwas anderes einfallen lassen. Vielleicht hätte sie den Platz eines der Festwächter eingenommen.

In Wahrheit *genoss* sie ihre Diebeszüge und das Verteilen der Nahrungsmittel an die Leute. Schleier wollte eine Heldin der Straße sein, wie in den alten Geschichten. Diese Einstellung hatte Schallan verdorben und sie davon abgehalten, eine logischere Haltung einzunehmen.

Aber sie hatte sich nie besonders logisch verhalten. Das war Jasnahs Aufgabe, und Schallan *konnte* nicht so sein wie sie. Vielleicht ... vielleicht könnte sie sich in die Strahlende verwandeln und ...

Dann drückte sie sich gegen eine Wand und schlang die Arme um sich. Schwitzend und bebend suchte sie nach Licht. Schließlich fand sie es in einer Seitenstraße: ein ruhiges, gleichmäßiges Schimmern. Das freundliche Licht von Kugeln, begleitet von einem Geräusch, das ihr seltsam erschien. Gelächter?

Hungrig jagte sie hinter ihm her, bis sie auf eine Versammlung von Menschen traf, die unter Nomons azurfarbenem Schimmern sangen. Sie hatten Kisten umgestülpt und sich in einem Ring aufgestellt, während ein Mann den lärmenden Gesang anführte.

Schallan stützte sich mit der Hand an einer Hauswand ab und sah zu, während sie Schleiers Hut in der behandschuhten Schutzhand hielt. Sollte dieses Lachen nicht verzweifelter klingen? Wie konnten sie denn so fröhlich sein? Wie konnten sie nur singen? In diesem Augenblick erschienen ihr die Menschen wie fremde Untiere, weit jenseits ihres Verständnisses.

Manchmal fühlte sie sich wie ein Wesen, das bloß menschliche Haut trug. Wie dieses Ding in Urithiru – die Ungemachte, die Marionetten

aussandte, um Menschlichkeit vorzutäuschen.

Er ist es, bemerkte sie beiläufig. *Schelm führt das Singen an.*

Er hatte ihr keine weiteren Botschaften in der Herberge hinterlassen. Als sie das letzte Mal dort gewesen war, hatte sich der Wirt darüber beschwert, dass er ausgezogen war. Und dann hatte er sie gezwungen, die offene Rechnung zu bezahlen.

Schleier setzte ihren Hut auf, drehte sich um und ging die schmale Marktstraße entlang.



Sie verwandelte sich in Schallan zurück, bevor sie die Schneiderei erreichte. Schleier ging nur widerstrebend, denn eigentlich hatte sie Kaladin in der Mauerwache aufspüren wollen. Er kannte sie nicht, und so hätte sie sich ihm nähern und so tun können, als ob sie ihn kennenlernen wollte. Vielleicht eine kleine Schäkerei ...

Über diese Vorstellung war die Strahlende entsetzt. Ihre Eide gegenüber Adolin waren zwar noch nicht vollständig ausgesprochen, aber sie waren wichtig. Sie respektierte ihn und genoss die gemeinsamen Übungen mit dem Schwert.

Und Schallan ... was wollte Schallan noch? Spielte das eine Rolle? Warum machte sie sich Gedanken darüber?

Schließlich ließ Schleier los. Sie faltete Hut und Mantel zusammen und tarnte sie durch eine Illusion als Ledertasche. Dann stülpte sie ein Trugbild von Schallan in ihrer Havah über Hose und Bluse und betrat das Haus, in dem sie Drehy und Narb beim Kartenspiel antraf, während sie sich über die beste Art der Chouta stritten. Gab es tatsächlich verschiedene Arten?

Schallan nickte ihnen zu und machte sich erschöpft daran, die Treppe hochzusteigen. Doch einige Hungersprengsel erinnerten sie daran, dass sie von den Beutezügen des Tages nichts übrig behalten hatte. Sie wechselte die Kleidung und begab sich zur Küche hinunter.

Hier fand sie Elhokar, der aus einem Weinbecher trank, in den er eine Kugel geworfen hatte. Das rot-violette Glimmen war die einzige

Beleuchtung des Raums. Auf dem Tisch vor ihm lag ein Blatt mit Glyphen: Das waren die Namen der Häuser, an die er sich auf den Festen gewendet hatte. Einige Namen hatte er ausgestrichen, andere umkreist, und er schrieb die Zahlen der Soldaten nieder, die seine zukünftigen Verbündeten bereitstellen konnten. Fünfzig hier, dreißig dort.

Er hob den schimmernden Becher vor ihr, während sie ein Fladenbrot und ein wenig Zucker holte. »Was ist das für ein Muster auf Eurem Rock? Es scheint mir ... ganz bekannt zu sein.«

Sie blickte an sich herunter. Muster, der für gewöhnlich auf ihrem Mantel hockte, war in der Illusion an der Seite ihrer Havah nachgebildet worden. »Bekannt?«

Elhokar nickte. Er schien nicht betrunken, sondern nur in nachdenklicher Stimmung zu sein. »Ich habe mich früher als Helden betrachtet, so wie Ihr. Ich habe mir vorgestellt, die Zerbrochene Ebene im Namen meines Vaters in Besitz zu nehmen. Rache für das vergossene Blut. Aber jetzt spielt es keine Rolle mehr, oder? Dass wir gewonnen haben?«

»Natürlich spielt es eine Rolle«, sagte Schallan. »Wir haben Urithiru, und wir haben auch eine große Armee von Bringern der Leere besiegt.«

Er grunzte. »Manchmal glaube ich, dass sich die Welt verwandeln wird, wenn ich nur lange genug darauf *beharre*. Aber das Wünschen und Erwarten gehört zu den Leidenschaften. Eine Häresie. Ein guter Vorin hat Angst davor, sich zu verwandeln.«

Gib mir deine Leidenschaft ...

»Habt Ihr Neuigkeiten über das Eidtor oder den Kult der Augenblicke?«, fragte Elhokar.

»Nein. Ich habe aber ein paar Ideen, wie ich auf das Podest gelangen könnte. Neue Ideen.«

»Gut. Ich werde Euch bald ein paar Truppen zur Verfügung stellen können, aber ihre Zahl wird kleiner sein, als ich es gehofft hatte. Wir

sind jedoch auf Eure Ermittlungen angewiesen. Ich muss wissen, was auf dieser Plattform geschieht, bevor ich Truppen zu ihr schicke.«

»Gebt mir noch ein paar Tage. Ich verspreche Euch, dass es mir gelingen wird, auf die Plattform zu kommen.«

Er nahm einen Schluck Wein. »Es sind nur wenige Menschen übrig, für die ich noch ein Held sein kann, Strahlende. Die Bewohner dieser Stadt. Mein Sohn. Bei den Stürmen, schließlich war er noch ein Baby, als ich ihn zuletzt gesehen habe. Inzwischen ist er drei Jahre alt. Und eingesperrt in diesem Palast ...«

»Ich besitze keine gute Zeichnung von Euch«, sagte Schallan. »Ich möchte eine anfertigen.«

Sofort erschienen Schöpfungssprengsel um sie herum. Sie wirkten normal, aber da sie stets sehr merkwürdig waren, war es schwer zu sagen.

Elhokar *war* ein guter Mann. Zumindest im Herzen. Sollte das nicht das Wichtigste sein? Er stand auf und sah ihr über die Schulter; sie zeichnete nicht mehr nach dem, was sie sah, sondern nach dem Bild in ihrem Kopf.

»Wir werden sie retten«, flüsterte Schallan. »Ihr werdet sie retten. Alles wird gut.«

Elhokar schaute still zu, während sie die Schatten schraffierte und die Zeichnung beendete. Als sie ihren Stift hob, griff Elhokar an ihr vorbei und legte die Finger auf das Blatt. Es zeigte Elhokar, wie er auf dem Boden kniete, niedergeschlagen, mit zerfetzter Kleidung. Aber er hob den Kopf, hob das Kinn und schaute nach oben. Er war nicht besiegt. Nein, dieser Mann war edel, *königlich*.

»Sehe ich so aus?«, flüsterte er.

»Ja.« *Zumindest könntest du so sein.*

»Darf ich ... darf ich es haben?«

Sie bedeckte das Blatt noch mit Firnis, dann gab sie es ihm.

»Danke.« Bei den Stürmen, er schien fast in Tränen auszubrechen!

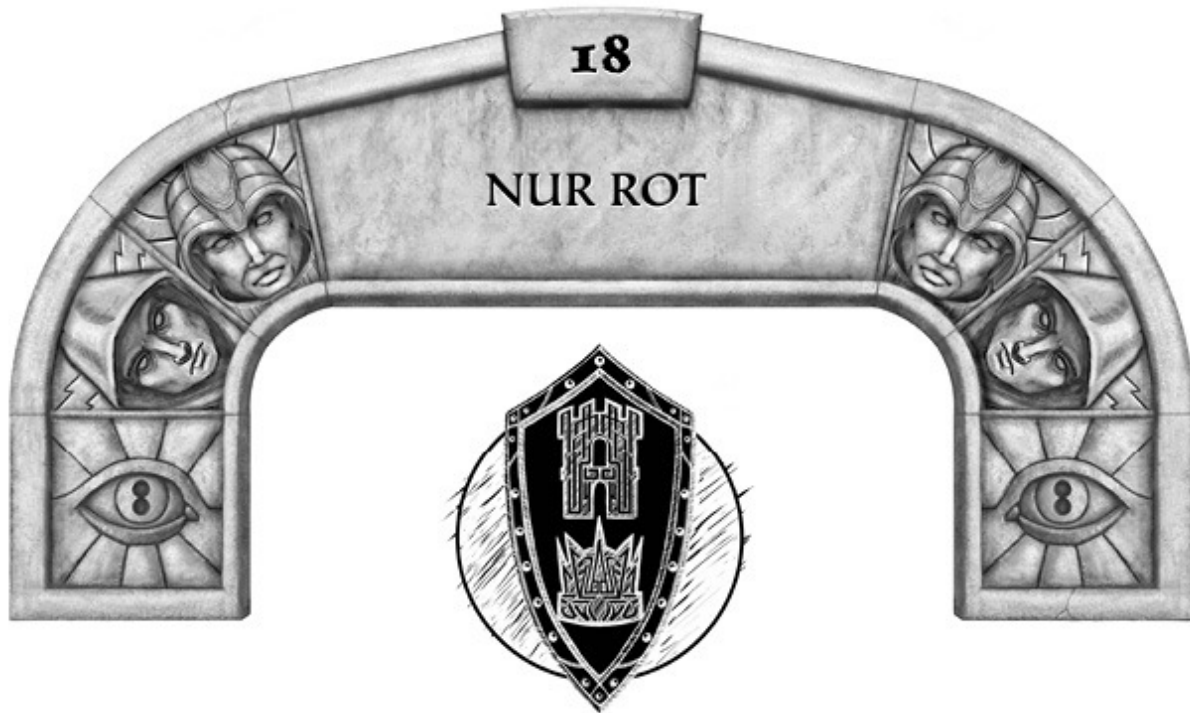
Sie fühlte sich verlegen, sammelte ihre Gerätschaften und Nahrungsmittel ein und eilte aus der Küche. In ihrem Zimmer traf sie

auf Ishnah, die breit grinste. Die kleine, dunkeläugige Frau war mit Schleiers Gesicht und Kleidung draußen gewesen.

Sie hielt einen Papierstreifen hoch. »Jemand hat mir das heute gegeben, Hellheit, während ich Speisen ausgeteilt habe.«

Schallan runzelte die Stirn und nahm die Botschaft entgegen.

Kommt zu uns an die Grenze des Festes in zwei Nächten, am Tag des nächsten Großsturmes, stand auf dem Zettel. Kommt allein. Bringt etwas zu essen mit. Und feiert mit uns gemeinsam.



ELF JAHRE ZUVOR

Dalinar ließ das Pferd zurück.

Pferde waren zu langsam.

Trüber Nebel trieb vom See herbei und erinnerte ihn an jenen Tag vor langer Zeit, an dem er, Gavilar und Sadeas den Graben zum ersten Mal angegriffen hatten.

Die Elitetruppen, die ihn begleiteten, waren das Ergebnis jahrelanger Planung und Ausbildung. Sie bestanden hauptsächlich aus Bogenschützen, trugen keine Rüstung und waren an langes Laufen gewöhnt. Pferde waren großartige Tiere; der Sonnenmacher hatte sogar eine ganze Kavalleriekompanie eingesetzt, die noch heute berühmt war. Auf kurzen Strecken waren ihre Schnelligkeit und Beweglichkeit legendär gewesen.

Diese Möglichkeiten faszinierten Dalinar. Konnten Männer dazu ausgebildet werden, Bögen vom Rücken eines Pferdes aus abzuschießen? Wie vernichtend wäre das Ergebnis? Wie wäre es mit einem Angriff von Pferden, auf denen Männer mit Speeren saßen, wie es die Legenden über die Schin-Invasion berichteten?

Doch heute benötigte er keine Pferde. Männer waren für einen langen Lauf besser geeignet, und sie konnten unebene Berghänge und felsiges Terrain leichter überwinden. Diese Elitekompanie war schneller als jede Truppe, die ihnen begegnen mochte. Zwar handelte es sich um Bogenschützen, doch sie konnten auch sehr gut mit dem Schwert umgehen. Ihre Ausbildung war ohnegleichen, und ihr Durchhaltevermögen war legendär.

Dalinar selbst war nicht zusammen mit ihnen ausgebildet worden, denn er hatte nicht die Zeit, dreißig Meilen am Tag zu laufen. Zum Glück besaß er seinen Splitterpanzer, der diesen Nachteil ausglich. In voller Rüstung führte er die Sturmtruppen über Gebüsch und Fels und an Schilf vorbei, das haarfeine innere Fäden ausstreckte, die im Wind zitterten, bis er sich ihnen näherte. Gräser, Bäume und Ried fürchteten sich vor seinem Kommen.

Zwei Feuer loderten in seinem Innern. Zum einen das der Energie, die die Rüstung verströmte und jedem seiner Schritte Kraft verlieh. Zum anderen das der Mitreißung. Sadeas sollte ein Verräter sein? Das erschien unmöglich. Schließlich hatte er Gavilar die ganze Zeit hindurch unterstützt. Dalinar vertraute ihm.

Und doch ...

Ich habe auch mich selbst als vertrauenswürdig betrachtet, dachte Dalinar, während er den Angriff die Bergflanke hinunter anführte und hundert Männer hinter ihm herrannten. *Und trotzdem hätte ich mich beinahe gegen Gavilar gewandt.*

Er würde Nachforschungen anstellen. Er würde herausfinden, ob diese »Karawane«, die Vorräte zum Graben gebracht hatte, tatsächlich einen Splitterträger in ihren Reihen beherbergte oder nicht. Aber die bloße Möglichkeit, dass er verraten worden war – dass Sadeas von Anfang an gegen sie gearbeitet hatte –, trieb Dalinar in eine Art zielgerichteten Wahnsinn. Das führte zu einer Klarheit, die nur die Mitreißung verlieh.

Es war die völlige Konzentration auf ihn selbst, sein Schwert und das Blut, das er vergießen würde.

Die Mitreißung schien ihn zu verwandeln, während er rannte; sie drang in seine ermüdenden Muskeln ein und füllte ihn aus. Sie wurde zu einer eigenen Macht. Als sie einen Hügelkamm in einiger Entfernung südlich vom Graben erreicht hatten, fühlte er sich noch kräftiger als bei seinem Aufbruch.

Während seine Elitesoldaten allmählich zu ihm aufschlossen, hielt Dalinar an; seine gepanzerten Füße knirschten über den Stein. Vor ihm, am Fuß des Hügels, wo die Landschaft in eine Schlucht überging, griff eine rasende Gruppe zu den Waffen. Die Karawane. Ihre Späher mussten das Herannahen von Dalinars Streitmacht bemerkt haben.

Sie waren gerade erst damit beschäftigt gewesen, ein Lager aufzuschlagen, aber nun verließen sie die Zelte und liefen in die Schlucht, in der sie wenigstens nicht von beiden Seiten in die Zange genommen werden konnten. Dalinar brüllte, rief seine Splitterklinge herbei und schenkte der Erschöpfung seiner Männer keinerlei Beachtung, während er den Hang hinunterstürmte.

Die Soldaten trugen Waldgrün und Weiß. Das waren Sadeas' Farben.

Dalinar hatte den Fuß des Hügels erreicht und rannte durch das inzwischen verlassene Lager. Er preschte an einigen Nachzüglern vorbei, hieb mit Eidbringer auf sie ein, fällte sie, und ihre Augen brannten.

Warte.

Sein Schwung ließ nicht zu, dass er anhielt. Wo war der feindliche Splitterträger?

Etwas stimmt nicht.

Dalinar führte seine Männer in die Schlucht hinter den Soldaten her und folgte dem Feind auf einem breiten Pfad an der Seite der Kluft. Er hob Eidbringer so hoch, wie es ihm möglich war.

Warum sollten sie Sadeas' Farben tragen, wenn sie doch eine geheime Abordnung sind, die Nahrungsmittel schmuggelt?

Dalinar hielt an; seine Soldaten schwärmten um ihn herum aus. Der Pfad führte etwa fünfzig Fuß über dem Boden der Schlucht an der Südseite des tiefen Einschnitts entlang. Er sah kein Anzeichen eines Splitterträgers, während sich der Feind vor ihnen sammelte. Und ... diese Uniformen ...

Er blinzelte. Das ... das war falsch.

Er rief den Befehl zum Rückzug, aber seine Stimme wurde von einem plötzlichen Brüllen übertönt. Das Geräusch ähnelte dem Donner, dazu kam noch ein schreckliches Knirschen von Fels gegen Fels. Der Boden erbebte, und er drehte sich entsetzt um und stellte fest, dass eine Gerölllawine den Hang zu seiner Rechten niederging – unmittelbar über der Stelle, an die er seine Männer geführt hatte.

Ihm blieb nur der Bruchteil eines Augenblicks, das Geschehen zu begreifen, bevor die Felsen mit einem furchtbaren Krachen auf ihn niederprasselten.

Alles drehte sich und wurde schließlich schwarz. Noch immer prallten die Steine gegen ihn, rollten auf ihn zu und zerschmetterten ihn. Eine Explosion aus geschmolzenen Funken blitzte kurz in seinen Augen auf, und etwas Hartes traf seinen Kopf.

Schließlich endete es. Er lag da in der Finsternis, sein Kopf pochte, dickes warmes Blut rann an seinem Gesicht entlang und tropfte vom Kinn herunter. Er spürte das Blut, konnte es aber nicht sehen. War er jetzt blind?

Seine Wange drückte gegen einen Felsbrocken. Nein. Er war nicht blind; er war begraben. Und sein Helm war zersplittert. Er bewegte sich unter Ächzen, und etwas erhellte die Steine um seinen Kopf herum. Sturmlicht drang aus seinem Brustpanzer.

Irgendwie musste er den Bergrutsch überlebt haben. Er lag mit dem Gesicht nach unten flach auf dem Boden. Begraben. Er regte sich erneut, und aus den Augenwinkeln sah er, wie ein Felsbrocken immer tiefer sank und seinen Schädel zu zerquetschen drohte. Er lag ganz still da, und in seinem Kopf hämmerte der Schmerz. Er bewegte die linke Hand und stellte fest, dass der Panzerhandschuh gebrochen

war, ebenso wie die Armschiene. Aber die Panzerung an der rechten Hand war noch intakt.

Das ... das war eine Falle ...

Sadeas war kein Verräter. Das hier war vom Graben und dessen Großfürsten ersonnen worden. Dalinar sollte in die Schlucht gelockt und von den Felsbrocken zerdrückt werden. Was für Feiglinge! Vor langer Zeit hatten sie in Rathalas etwas Ähnliches schon einmal versucht. Er entspannte sich und ächzte leise.

Nein. Kann hier nicht liegen bleiben.

Vielleicht sollte er sich tot stellen. Das klang so verführerisch, dass er die Augen schloss und allmählich wegdämmerte.

Ein Feuer entzündete sich in seinem Innern.

Du bist verraten worden, Dalinar. Hör zu. Er vernahm Stimmen. Männer durchstöberten den Felssturz. Er nahm ihren nasalen Akzent wahr. Grabenbewohner.

Tanalan hat dich hierhergeschickt, damit du stirbst!

Dalinar lachte höhnisch und öffnete die Augen. Die Männer würden nicht zulassen, dass er sich in dieser Steingruft versteckte und so tat, als wäre er tot. Er besaß Splitter. Sie würden ihn finden und diese Splitter für sich beanspruchen.

Dalinar benutzte seinen Panzer dazu, den Felsen von seinem schutzlosen Kopf fernzuhalten, ansonsten aber bewegte er sich nicht. Plötzlich sprachen die Männer über ihm ganz aufgeregt miteinander; ihren Worten entnahm er, dass sie zwischen den Steinen den Umhang entdeckt hatten, den er über seiner Rüstung trug. Er zeigte die Glyphen *Khokh* und *Linil* auf blauem Hintergrund.

Steine schabten, und die Last auf ihm wurde leichter. Die Mitreißung kam zu einem Höhepunkt. Der Stein, der seinen Kopf zu zerquetschen gedroht hatte, rollte weg.

Los.

Dalinar hob die gepanzerten Beine und schob einen Felsbrocken mit seiner noch immer gepanzerten Hand aus dem Weg; auf diese Weise öffnete er einen Bereich, in dem er sich aufrichten konnte. Er riss sich

aus seiner Gruft los, taumelte in die Luft, und Steine klapperten an ihm herunter.

Die Grabenbewohner fluchten und taumelten rückwärts, als er aus dem Loch sprang und seine Stiefel auf den Steinen knirschten. Dalinar knurrte und rief seine Splitterklinge herbei.

Seine Rüstung war in einem schlechteren Zustand, als er angenommen hatte. Sie war an vier verschiedenen Stellen geborsten.

Überall um ihn herum schienen die Augen von Tanalans Männern zu *glühen*. Sie versammelten sich und grinsten ihn an; er sah die Mitreißung dick in ihren Augen liegen. Seine Klinge und der leckende Panzer spiegelten sich in ihren dunklen Augen.

Blut strömte an der Seite seines Gesichts herunter. Dalinar grinste zurück.

Dann eilten sie auf ihn zu und griffen an.



Dalinar sah nur rot.

Als er bemerkte, dass er den Kopf eines Mannes immer wieder gegen die Steine schlug, kam er teilweise zu sich. Hinter ihm lag ein Haufen aus Leichen mit verbrannten Augen um das Loch im Geröll, in dem Dalinar gestanden und gegen sie gekämpft hatte.

Er ließ den Kopf des Leichnams aus seinen Händen fallen, atmete tief durch und fühlte ... Was fühlte er denn? Er fühlte sich plötzlich benommen. Der Schmerz war eher fern. Sogar die Wut glich nur einem nebelhaften Gebilde. Er schaute auf seine Hände hinunter. Warum benutzte er sie statt seiner Splitterklinge?

Er wandte sich zur Seite, wo Eidbringer aus einem Felsen hervorragte, in den Dalinar ihn gerammt hatte. Der Edelstein im Griff war zerbrochen. Richtig. Er konnte die Klinge nicht mehr entlassen; der Riss verhinderte es.

Er stolperte auf die Beine und sah sich nach weiteren Feinden um, aber keiner kam mehr auf ihn zu. Seine Rüstung ... jemand hatte während des Kampfes den Panzer durchdrungen, und Dalinar spürte

eine Stichwunde in der Brust. Er konnte sich kaum daran erinnern, wie sie ihm zugefügt worden war.

Die Sonne stand knapp über dem Horizont und tauchte die Schlucht in Schatten. Um Dalinar herum flatterten Kleidungsfetzen im Wind, und Leichen lagen still auf dem Boden. Kein Laut war zu hören, nicht einmal ein Krempling-Aasfresser ließ sich blicken.

Erschöpft verband er die schlimmsten seiner Wunden, dann packte er Eidbringer und legte ihn sich über die Schulter. Nie hatte sich eine Splitterklinge für ihn so schwer angefühlt.

Er ging los.

Auf dem Weg entledigte er sich einiger Teile seiner Spliterrüstung, da sie zu schwer für ihn geworden war. Er hatte Blut verloren. Zu viel Blut.

Er konzentrierte sich auf seine Schritte. Einer nach dem anderen.

Schwung. Beim Kampf ging es vor allem um *Schwung*.

Er wagte es nicht, die offensichtliche Route zu nehmen, weil er befürchtete, auf ihr weiteren Grabenbewohnern zu begegnen. Stattdessen durchquerte er die Wildnis. Ranken zuckten unter seinen Füßen, und Steinknospen sprangen hinter ihm aus dem Boden.

Die Mitreißung kehrte zurück und trieb ihn voran. Denn auch dieser Weg war ein Kampf. Eine Schlacht. Die Nacht brach herein, und er warf das letzte Stück seiner Spliterrüstung weg. Nun trug er nur noch die Halskrause. Aus ihr konnte der Rest nachwachsen, sollte es nötig werden.

Geh. Weiter.

In der Dunkelheit schienen ihn schattenhafte Gestalten zu begleiten. Armeen aus rötlichem Nebel drängten sich am Rande seines Blickfeldes; angreifende Truppen zerfielen zu Staub und sprossen wieder aus den Schatten wie heranbrandende Meereswellen, befanden sich in einem andauernden Übergang von Auflösung zu Wiedergeburt. Nicht nur Menschen, sondern auch augenlose Pferde. Tiere, im Kampf gegeneinander gefangen, löschten gegenseitig ihr

Leben aus. Schatten des Todes und des Krieges trieben ihn durch die Nacht.

Eine Ewigkeit lang ging er weiter. Diese Ewigkeit war ein Nichts, da die Zeit keine Bedeutung mehr besaß. Er war wirklich überrascht, als er sich dem Licht des Grabens näherte, das von den Fackeln der Soldaten auf den Mauern ausging. Er hatte sich nach den Monden und Sternen gerichtet und war nicht in die Irre gegangen.

Dalinar stapfte durch die Dunkelheit auf sein eigenes Feldlager zu. Inzwischen befand sich eine andere Armee hier: Sadeas' richtige Soldaten; sie waren vor der angegebenen Zeit eingetroffen. Wenn sie noch ein paar Stunden früher angekommen wären, hätte Tanalans Kriegslist nicht funktioniert.

Dalinar schleifte Eidbringer hinter sich her. Das Schwert verursachte ein leises kratzendes Geräusch, während es eine Furche in den Stein zog. Benommen hörte er, wie sich die Soldaten am Lagerfeuer vor ihm unterhielten, und einer rief ihm etwas zu. Während Dalinar mit unnachgiebigem Schritt in ihren Lichtkreis trat, beachtete er die Männer nicht. Zwei junge Soldaten in Blau brüllten ihn an, er solle stehen bleiben, doch dann verstummten sie und senkten ihre Speere, da sie ihn erkannten.

»Sturmwater«, sagte einer von ihnen und taumelte zurück. »Kelek und der Allmächtige persönlich!«

Dalinar ging weiter durch das Lager. Lärm regte sich auf seinem Weg; Männer riefen etwas von den Visionen der Toten und von den Bringern der Leere. Er begab sich zu seinem Kommandozelt. Die Ewigkeit, die er benötigte, um dorthin zu gelangen, schien genauso ausgedehnt zu sein wie die vorangegangenen Ewigkeiten. Wie war es nur möglich, dass er so viele Meilen in derselben Zeit hinter sich gebracht hatte, die er doch brauchte, um die wenigen Schritte zu einem einfachen Zelt zurückzulegen? Dalinar schüttelte den Kopf und sah Rot an den Rändern seines Blickfeldes.

Worte drangen durch die Leinwand des Zeltes. »Unmöglich. Die Männer haben einen Geist gesehen. Sie ... nein, das ist einfach nicht

möglich.«

Die Zeltklappe wurde zurückgeworfen und enthüllte einen Mann mit eleganter Kleidung und gewelltem Haar. Sadeas keuchte auf, taumelte zur Seite und hielt entsetzt die Klappe für Dalinar hoch, der geradewegs ins Innere des Zelt trat, während Eidbringer ein Band in den Boden zeichnete.

In dem Zelt hatten sich Generäle und Offiziere im schwachen Licht einiger Kugellaternen versammelt. Evi weinte und wurde von Hellheit Kalami getröstet, während Ialai den Tisch voller Landkarten betrachtete. Alle Augen wandten sich nun Dalinar zu.

»Was?«, fragte Teleb. »Schwarzdorn? Wir haben eine Gruppe von Spähern losgeschickt, die Euch Bericht erstatten sollte, sobald sich Tanalan gegen uns gewandt und unsere Soldaten von seinen Mauern geworfen hatte. Wir erhielten den Bericht, dass alle Männer verloren seien. Ein Hinterhalt ...«

Dalinar packte Eidbringer und rammte ihn in den Steinboden neben ihm, dann seufzte er, als es ihm endlich möglich war, sich seiner Bürde zu entledigen. Er stützte sich mit blutverkrusteten Händen an den Seiten des Tisches ab. Auch seine Arme waren rot.

»Ihr habt dieselben Späher geschickt, die die Karawane zuvor ausgekundschaftet und berichtet haben, sie hätten bei ihr einen Splitterträger gesehen?«, flüsterte Dalinar.

»Ja«, sagte Teleb.

»Es waren Verräter«, sagte Dalinar. »Sie arbeiten für Tanalan.« Er hatte nicht wissen können, dass Dalinar hatte verhandeln wollen. Stattdessen hatte der Mann Mitglieder der Armee bestochen und ihre Berichte dazu benutzt, Dalinar zu einem raschen Ritt nach Süden zu bewegen. In die Falle hinein.

All das war in Gang gesetzt worden, noch bevor Dalinar mit Tanalan gesprochen hatte. Es war schon seit einiger Zeit geplant gewesen.

Teleb brüllte den Befehl, die Späher gefangen zu nehmen. Dalinar beugte sich über die Karten auf dem Tisch. »Das ist eine Karte für eine Belagerung«, flüsterte er.

»Wir ...« Teleb sah Sadeas an. »Wir sind der Ansicht gewesen, dass der König die Zeit haben will, selbst herzukommen. Um ... um Euch zu rächen, Hellherr.«

»Zu langsam«, sagte Dalinar mit heiserer Stimme.

»Großprinz Sadeas hat ... eine andere Möglichkeit vorgeschlagen«, sagte Teleb. »Aber der König ...«

Dalinar sah Sadeas an.

»Sie haben meinen Namen benutzt, um dich zu verraten«, sagte Sadeas und spuckte zur Seite aus. »Wir werden solche Rebellionen immer wieder erleben, bis sie uns wirklich *fürchten*, Dalinar.«

Dalinar nickte langsam. »Sie müssen bluten«, flüsterte er. »Ich möchte, dass sie dafür leiden. Männer, Frauen, Kinder. Sie müssen erfahren, wie die Strafe für gebrochene Eide aussieht. *Sofort*.«

»Dalinar?« Evi stand auf. »Mein Gemahl?« Sie ging auf den Tisch zu.

Er drehte sich zu ihr um, und sie blieb stehen. Ihre ungewöhnlich blasse Westleute-Haut wurde noch bleicher. Sie machte einen Schritt zurück, legte die Hände gegen ihre Brust und starrte ihn mit offenem Mund an. Angstsprenksel wuchsen aus dem Boden um sie herum.

Dalinar sah zu der Kugellaterne, die eine polierte Metalloberfläche besaß. Der Mann, der von dort auf ihn zurückblickte, schien eher ein Bringer der Leere als ein Mensch zu sein. Das Gesicht war mit schwarz verkrustetem Blut überzogen, das Haar war verfilzt davon, die blauen Augen waren riesig, die Zähne hatte er zusammengebissen. Er schien mit hundert Wunden übersät zu sein, und seine ausgepolsterte Uniform hing in Fetzen an ihm herunter.

»Du solltest das lieber nicht tun«, sagte Evi. »Ruh dich aus. Schlaf, Dalinar. Denk darüber nach. Gib dir ein paar Tage.«

So müde ...

»Das gesamte Königreich hält uns für schwach, Dalinar«, flüsterte Sadeas. »Wir haben die Unterdrückung dieser Rebellion schon zu lange hinausgezögert. Bisher hast du nicht auf mich gehört, aber jetzt

solltest du es tun. Willst du verhindern, dass so etwas wieder passiert? Dann *musst* du sie bestrafen. Jeden Einzelnen von ihnen.«

»Sie bestrafen ...« sagte Dalinar, und die Mitreißung erhob sich wieder in ihm. Schmerz. Wut. Erniedrigung. Er stützte sich mit den Händen schwer auf der Tischplatte ab. »Die Seelengießerin, die mein Bruder hergeschickt hat ... Sie kann zwei Dinge herstellen, nicht wahr?«

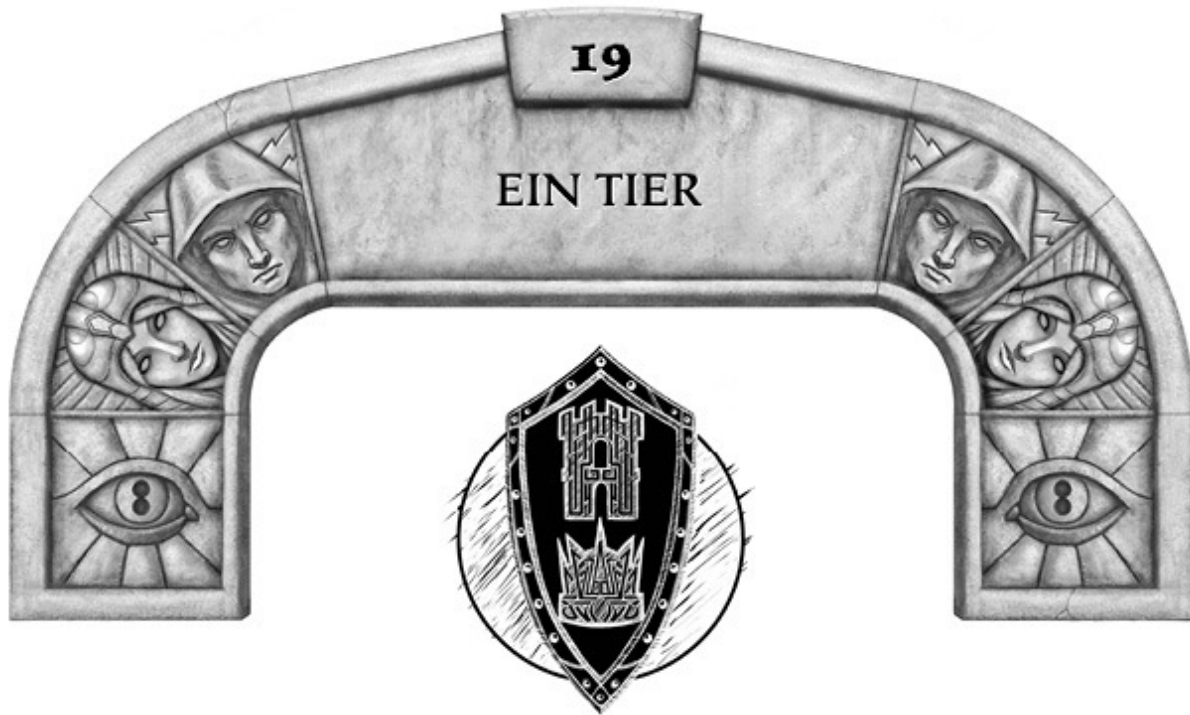
»Getreide und Öl«, sagte Teleb.

»Gut. Sie soll sich an die Arbeit machen.«

»Für weitere Vorräte?«

»Nein, wir brauchen nur Öl. Und zwar so viel wie möglich. Ach ja, und jemand soll meine Frau zu ihrem Zelt bringen, damit sie sich von ihrem ungerechtfertigten Kummer erholen kann. Alle anderen versammeln sich. Morgen früh werden wir an Rathalas ein Exempel statuieren. Ich habe Tanalan versprochen, dass seine Witwen um das weinen werden, was ich hier getan habe, aber das ist zu gnädig für das, was mir angetan wurde.

Ich beabsichtige, diesen Ort so stark zu zerstören, dass zehn Generationen lang niemand mehr wagen wird, hier zu bauen – aus Angst vor den Geistern, die ihn heimsuchen. Wir werden aus dieser Stadt einen Scheiterhaufen machen, und niemand wird um ihren Untergang weinen, *weil niemand mehr da sein wird, der um sie weinen könnte.*«



ELF JAHRE ZUVOR

Dalinar erklärte sich einverstanden, die Kleidung zu wechseln. Er wusch sich Gesicht und Arme und ließ zu, dass sich ein Arzt um seine Wunden kümmerte.

Der rote Nebel war noch da und färbte sein Blickfeld ein. Er würde jetzt *nicht* schlafen. Der Nebel würde es nicht zulassen.

Etwa eine Stunde nach seiner Ankunft im Lager stapfte er zum Kommandozelt zurück. Er hatte sich gewaschen, fühlte sich aber nicht besonders erfrischt.

Die Generäle hatten neue Pläne zur Einnahme der Stadtmauern entwickelt, wie Sadeas es ihnen befohlen hatte. Dalinar überprüfte diese Pläne und brachte einige Veränderungen an. Aber er sagte ihnen, sie sollten ihr Vorhaben, hinunter in die Stadt zu marschieren und sie zu säubern, erst einmal aufschieben. Er hatte etwas anderes im Sinn.

»Hellherr!«, rief eine Botin, die am Zelt eintraf und es sogleich betrat. »Eine Abordnung verlässt gerade die Stadt. Sie schwenken eine Friedensfahne.«

»Erschießt sie«, sagte Dalinar ruhig.

»Herr?«

»Mit Pfeilen, Frau«, sagte Dalinar. »Tötet jeden, der aus der Stadt kommt. Ihre Leichen sollen vor der Mauer verrotten.«

»Äh, ja, Hellherr.« Die Botin huschte davon.

Dalinar schaute zu Sadeas auf, der noch seinen Splitterpanzer trug. Das Licht der Kugeln schimmerte darauf. Sadeas nickte und zeigte zur Seite. Er wollte unter vier Augen mit Dalinar sprechen.

Dalinar verließ den Tisch. Er wollte Schmerzen zufügen. Bei den Stürmen ... Er fühlte sich so benommen, dass er kaum etwas spüren konnte außer jenem Brennen, das tief in ihm brüllte. Er trat mit Sadeas aus dem Zelt.

»Ich konnte die Schreiberinnen aufhalten«, flüsterte Sadeas, »so wie du es befohlen hast. Gavilar weiß nicht, dass du überlebt hast. Seine Befehle lauteten, abzuwarten und die Stadt zu belagern.«

»Meine Rückkehr macht seine alten Befehle zunichte«, sagte Dalinar. »Die Männer wissen das. Selbst Gavilar würde es so sehen.«

»Ja, aber warum soll er nichts von deinem Eintreffen hier erfahren?«

Der letzte Mond würde bald untergehen. Bis zum Morgen war es nicht mehr weit. »Was hältst du von meinem Bruder, Sadeas?«

»Er ist genau das, was wir brauchen«, sagte Sadeas. »Er ist hart genug, einen Krieg zu führen, und sanft genug, um während der Friedenszeiten geliebt zu werden. Er ist vorausschauend und weise.«

»Glaubst du, er würde es fertigbringen, das zu tun, was hier getan werden muss?«

Sadeas schwieg. »Nein«, sagte er schließlich. »Nein, zumindest nicht jetzt. Ich frage mich sogar, ob *du* es kannst. Hier geht es um mehr als nur darum, den Tod zu bringen. Es geht um die vollkommene Vernichtung.«

»Um eine Lektion«, flüsterte Dalinar.

»Um eine Machtdemonstration. Tanalans Plan war zwar klug, aber gefährlich. Er wusste, dass er nur dann gewinnen kann, wenn er dich

und deine Splitter aus der Schlacht entfernt.« Sadeas kniff die Augen zusammen. »Du hast geglaubt, dass diese Soldaten zu mir gehören. Du hast tatsächlich geglaubt, ich hätte Gavilar verraten.«

»Ich hatte es befürchtet.«

»Dann solltest du etwas wissen, Dalinar«, sagte Sadeas leise. Seine Stimme klang wie knirschender Stein. »Ich würde mir eher das Herz aus der Brust schneiden, als Gavilar zu verraten. Ich habe kein Interesse daran, König zu werden – das ist eine Aufgabe mit nur wenig Belohnung und noch weniger Spaß. Ich möchte dafür arbeiten, dass dieses Königreich viele Jahrhunderte Bestand haben wird.«

»Gut«, sagte Dalinar.

»Ehrlich gesagt hatte ich befürchtet, dass *du* ihn verraten würdest.«

»Das hätte ich einmal beinahe getan. Ich habe mich gerade noch davon abhalten können.«

»Warum?«

»Weil es unbedingt nötig ist, dass jemand in diesem Reich das tut, was getan werden muss, und das ist nicht der Mann, der auf dem Thron sitzt. Halte die Schreiberinnen weiterhin zurück; es ist besser, wenn mein Bruder nicht weiß, was wir vorhaben.«

»Bald wird bestimmt etwas durchsickern«, sagte Sadeas. »In unseren beiden Armeen gibt es einige Spannfedern. Diese sturmverdammten Dinger sind inzwischen so billig, dass sogar die meisten Offiziere es sich leisten können, zwei davon zu kaufen, sodass sie in der Lage sind, ihren Haushalt aus der Ferne zu organisieren.«

Dalinar begab sich zurück ins Zelt; Sadeas folgte ihm. Eidbringer steckte noch immer dort im Boden, wo Dalinar ihn eingerammt hatte, aber inzwischen hatte ein Waffenmeister den zerbrochenen Edelstein ersetzt.

Er zog die Klinge aus dem Stein. »Zeit zum Angriff.«

Amaram drehte sich um; er stand bei den übrigen Generälen. »Jetzt, Dalinar? Am Abend?«

»Die Feuer auf der Mauer sollten ausreichend Licht geben.«

»Ja, wir können in ihrem Schein die Festungsmauer erstürmen«, sagte Amaram. »Aber, Hellherr, es gefällt mir gar nicht, in den dunklen Straßen der Stadt kämpfen zu müssen.«

Dalinar tauschte einen kurzen Blick mit Sadeas aus. »Das musst du glücklicherweise auch nicht. Meine Männer sollen Öl und Zunder bereitstellen. Wir marschieren los.«

Großmarschall Perethom trug den Befehl weiter und kümmerte sich um die Einzelheiten. Dalinar legte sich Eidbringer auf die Schulter. *Es ist an der Zeit, dich nach Hause zu bringen.*

Knapp eine halbe Stunde später griffen die Männer die Mauer an. Diesmal führte sie kein Splitterträger in die Schlacht. Dalinar war zu schwach, und seine Rüstung war noch nicht wiederhergestellt. Sadeas schätzte es nicht, sich zu früh ins Getümmel zu stürzen, und Teleb konnte nicht allein voranstürmen.

Also machten sie es auf die althergebrachte Weise. Sie schickten die Soldaten vor, damit sie von Steinen zerschmettert oder von Pfeilen durchbohrt wurden, während sie die Leitern trugen. Doch schließlich gelang ihnen der Durchbruch, und in einem wilden, blutigen Kampf sicherten sie einen Abschnitt der Mauer.

Die Mitreißung lag wie ein unzufriedener Klumpen in Dalinars Eingeweiden, aber er war erschöpft und ausgelaugt. Also wartete er, bis sich schließlich auch Teleb und Sadeas in den Kampf stürzten und die letzten Verteidiger erledigten, indem sie diese von der Mauer in die Stadt am Boden des Grabens hinunterstießen.

»Ich brauche eine Elitetruppe«, sagte Dalinar leise zu einem Boten in seiner Nähe. »Und mein eigenes Ölfass. Sie sollen sich innerhalb der Mauern zu mir gesellen.«

»Ja, Hellherr«, sagte der junge Mann und rannte davon.

Dalinar durchquerte das Feld vor der Mauer und kam dabei an blutenden und toten Männern vorbei. Dort, wo die Pfeilwellen getroffen hatten, waren die Soldaten in beinahe vollständigen Formationen gefallen. Außerdem kam er an einem Haufen aus weiß gekleideten Leichen vorbei; es waren die Abgesandten, die gleich zu

Beginn getötet worden waren. Die aufgehende Sonne wärmte ihn, und er schritt durch das nun offenstehende Tor in der Mauer und betrat den Steinring, der den Graben umfasste.

Dort traf Sadeas auf ihn. Er hatte das Visier hochgeschoben, und seine Wangen waren von der Anstrengung noch stärker gerötet als gewöhnlich. »Sie haben wie Bringer der Leere gekämpft. Ich würde sogar sagen, sie waren heftiger und grausamer als beim letzten Mal.«

»Sie wissen, was kommt«, sagte Dalinar und ging auf den Rand des Abgrunds zu. Nach der Hälfte der Strecke blieb er stehen.

»Diesmal haben wir nach Fallen Ausschau gehalten«, bemerkte Sadeas.

Dalinar ging weiter. Die Grabenbewohner hatten ihn inzwischen zweimal hereingelegt. Er hätte schon beim ersten Mal daraus lernen müssen. Am Rande des Abgrunds blieb er stehen und schaute auf die Stadt hinunter, die auf Plattformen erbaut war und sich an den Seiten der Schlucht entlangwand. Es war kein Wunder, dass die Bewohner eine hohe Meinung von sich hatten und glaubten, Widerstand leisten zu können. Ihre Stadt war großartig – ein Monument menschlichen Genies und Mutes.

»Brennt sie nieder«, sagte Dalinar.

Bogenschützen sammelten sich und machten sich bereit, ihre Pfeile zu entzünden, während andere Männer die Fässer voller Öl und Pech herbeierollten, die zusätzlichen Brennstoff lieferten.

»Es sind tausende Menschen dort unten, Herr«, sagte Teleb leise an Dalinars Seite. »Zehntausende sogar.«

»Dieses Reich muss den Preis der Rebellion kennenlernen. Heute werden wir ihnen verdeutlichen, worum es geht.«

»Gehorchen oder sterben?«

»Ich hatte dir einmal dasselbe angeboten, Teleb. Damals warst du klug genug, die richtige Entscheidung zu treffen.«

»Und was ist mit den einfachen Leuten dort unten, die keine Möglichkeit haben, sich auf die eine oder andere Seite zu schlagen?«

Neben ihm schnaubte Sadeas. »Wir werden weiteres Sterben in der Zukunft verhindern, indem wir jedem Hellherrs im Reich klarmachen, wie die Strafe für Ungehorsam aussieht.« Dann erhielt er den Bericht eines Boten und trat an Dalinar heran. »Du hattest recht, was die Späher angeht, die zu Verrätern geworden sind. Wir haben einen von ihnen bestochen, damit er sich gegen die anderen wendet, die wir hinrichten werden. Anscheinend hatte man geplant, dich von der Armee zu trennen und zu töten. Selbst wenn du nur aufgehalten worden wärest, hatte der Graben gehofft, seine Lügen würden deine Armee zu einem kühnen Angriff ohne dich anspornen.«

»Sie haben nicht mit deinem vorzeitigen Eintreffen gerechnet«, sagte Dalinar.

»Und nicht mit deiner Zähigkeit.«

Die Soldaten zogen die Stopfen aus den Ölfässern und warfen sie in die Tiefe. Bald waren die oberen Bereiche der Stadt durchtränkt. Dann folgten die Feuerpfeile, die zunächst Brücken und Streben in Flammen setzten. Die Fundamente der Stadt waren brennbar.

Tanalans Soldaten versuchten, vom Graben aus den Verteidigungskampf zu führen, aber sie hatten die höher gelegenen Bereiche um den Graben herum aufgegeben, da sie erwartet hatten, dass Dalinar in die Stadt einfallen und dort kämpfen würde.

Er sah zu, wie sich die Feuer ausbreiteten. Flammensprengsel erhoben sich in ihnen; sie schienen größer und ... wütender als gewöhnlich zu sein. Dann ging er zurück, ließ den still gewordenen Teleb allein und machte sich daran, die ihm verbliebenen Elitesoldaten zu sammeln. Hauptmann Kadasch hatte fünfzig Männer für ihn, und dazu zwei Fässer Öl.

»Folgt mir«, sagte Dalinar und ging an der Ostseite des Grabens entlang, bis er an die Stelle kam, wo die Schlucht so schmal war, dass eine kurze Brücke sie überspannen konnte.

Rufe drangen von unten herauf. Dann auch Schmerzscreie. Flehen um Gnade. Menschen strömten aus den Gebäuden, brüllten entsetzt, flohen auf die Stege und Treppen, und dann hinunter zum Boden des

Grabens. Viele Häuser brannten, und viele Menschen waren in ihnen gefangen.

Dalinar führte seine Truppe nun am nördlichen Rand des Grabens entlang, bis sie eine bestimmte Stelle erreicht hatten. Seine Armeen standen hier bereit, um alle Soldaten zu töten, die einen Ausbruch zu machen versuchten. Aber der Feind hatte seinen Angriff auf der anderen Seite konzentriert und war fast vollständig zurückgeschlagen worden. Die Feuer waren noch nicht bis hier oben gekommen, allerdings hatten Sadeas' Bogenschützen einige Dutzend Zivilisten getötet, die versucht hatten, in dieser Richtung zu fliehen.

Die hölzerne Rampe nach unten in die Stadt war frei. Dalinar führte seine Truppe zu einem Ort hinunter, an den er sich so gut erinnerte: zu der verborgenen Tür im Stein. Sie bestand nun aus Metall und wurde von zwei nervösen Soldaten aus dem Graben bewacht.

Kadaschs Männer töteten sie mit ihren Kurzbögen. Das ärgerte Dalinar. Bei all den Kämpfen gab es nichts, was die Mitreißung hätte anfeuern können. Er trat über eine der Leichen hinweg und versuchte die Tür zu öffnen, die nicht länger verborgen blieb. Aber sie war fest verschlossen. Diesmal hatte sich Tanalan nicht auf Geheimnisse, sondern auf Sicherheit verlassen.

Doch es nützte ihm nichts, denn Eidbringer war nach Hause gekommen. Dalinar zerschnitt die Stahlangeln. Er machte einen Schritt zurück, als die Stahltür auf den Steg fiel und das Holz erbebt.

»Zündet sie an«, sagte er und zeigte auf die Fässer. »Rollt sie hinein und verbrennt jeden, der sich dort versteckt.«

Die Männer beeilten sich, den Befehl auszuführen, und bald quoll aus dem Felstunnel schwarzer, zuckender Rauch hervor. Niemand versuchte zu fliehen, aber er glaubte, Schmerzensschreie von drinnen zu hören. Dalinar beobachtete den Eingang so lange, wie es ihm möglich war, doch rasch wurde er von Rauch und Hitze vertrieben.

Der Graben hinter ihm wurde zu einer Grube aus Dunkelheit und Feuer. Dalinar begab sich über die Rampe wieder nach oben auf den Felsboden. Bogenschützen entzündeten die letzten Stege und Wege.

Es würde lange dauern, bis wieder Menschen auf den Gedanken kämen, sich hier anzusiedeln. Die Großstürme waren eine schreckliche Sache, aber noch schrecklicher war eine andere Macht, die über diesem Land lag. Und sie hielt eine Splitterklinge in der Hand.

Diese Schreie ... Dalinar kam an etlichen Reihen von Soldaten vorbei, die am nördlichen Rand des Grabens in stillem Grauen warteten. Viele von ihnen waren nicht schon seit den frühen Jahren von Dalinars und Gavilars Eroberungsfeldzügen dabei, in denen es erlaubt gewesen war, die Städte zu plündern. Und was jene anging, die dabei gewesen waren und sich daran erinnerten, nun ja ... er hatte schon des Öfteren Gründe gefunden, ihnen Einhalt zu gebieten.

Er kniff die Lippen zusammen und schob die Mitreißung beiseite. Er würde das hier *nicht* genießen. Es war der einzige Rest von Anständigkeit, den er sich bewahren konnte.

»Hellherr!«, sagte ein Soldat und winkte ihm zu. »Hellherr, das müsst Ihr sehen!«

Unterhalb des Felsens, auf dem er stand – eine Ebene tiefer –, befand sich ein wunderschönes weißes Gebäude. Ein Palast. Auf dem Gang, der zu ihm hinführte, mühte sich in einiger Entfernung eine Gruppe von Personen ab, zu dem Gebäude zu gelangen. Der hölzerne Steg stand in Flammen und verhinderte dies. Entsetzt erkannte Dalinar den jüngeren Tanalan von ihrer früheren Begegnung.

Versucht er, in sein Haus zu kommen?, dachte Dalinar. Gestalten verdunkelten die oberen Fenster des Hauses; es waren eine Frau und einige Kinder. *Nein. Er versucht, seine Familie zu erreichen.*

Talanan hatte sich gar nicht in dem sicheren Raum in der Felswand versteckt.

»Werft ein Seil«, sagte Dalinar. »Zieht Tanalan hier hinauf, aber tötet seine Leibwächter.«

Der Rauch, der aus dem Graben aufstieg, wurde immer dicker und von den Feuern rot beleuchtet. Dalinar hustete, dann trat er zurück, als seine Männer ein Seil zu der Plattform unter ihnen an einer Stelle

hinabließen, die noch nicht in Flammen stand. Zuerst zögerte Tanalan, dann ergriff er das Seil und ließ zu, dass Dalinars Männer ihn hochzogen. Die Leibwächter erhielten eine Pfeilsalve, als sie versuchten, ganz in der Nähe eine brennende Rampe hochzuklettern.

»Bitte«, sagte Tanalan, dessen Kleidung aschgrau vom Rauch war, als er über den Rand der Kluft geschleift wurde. »Meine Familie. *Bitte.*«

Dalinar hörte sie unten schreien. Er flüsterte einen Befehl, und seine Elite drängte die regulären Kholin-Truppen aus dem Gebiet weg und öffnete einen breiten Halbkreis vor dem brennenden Graben, in dem nur Dalinar und die Männer, die sich in seiner unmittelbaren Nähe befanden, den Gefangenen beobachten konnten.

Tanalan sackte auf dem Boden zusammen. »Bitte ...«

»Ich«, sagte Dalinar, »bin ein Tier.«

»Was ...«

»Und ein Tier«, fuhr Dalinar fort, »reagiert, wenn es aufgestört wird. Man peitscht es, und es wird wild. Mit einem Tier lässt sich ein Sturm entfesseln. Aber sobald es einmal wild geworden ist, kann man es nicht mehr einfach zurückpfeifen.«

»Schwarzdorn!«, kreischte Tanalan. »Bitte! Meine *Kinder.*«

»Vor vielen Jahren habe ich einen Fehler gemacht«, sagte Dalinar. »So dumm werde ich nie wieder sein.«

Und doch ... diese Schreie.

Dalinars Soldaten packten Tanalan mit festen Griffen, während sich Dalinar von dem Mann abwandte und zurück zu der gewaltigen Feuergrube ging. Sadeas war gerade mit einer Kompanie seiner eigenen Männer eingetroffen, aber Dalinar beachtete ihn nicht weiter. Eidbringer lag noch über seiner Schulter. Rauch drang ihm in die Nase, und seine Augen tränten. Er konnte nicht über den Graben hinweg zum Rest seiner Armee blicken. Die Luft wellte sich vor Hitze und war rot eingefärbt.

Es war wie ein Blick in die Verdammnis.

Dalinar stieß einen langen Seufzer aus und spürte seine Erschöpfung plötzlich noch viel stärker. »Es ist genug«, sagte er und wandte sich zu Sadeas um. »Lass den Rest der Leute durch den Eingang der Schlucht aus der Stadt entkommen. Wir haben ein Signal gesetzt.«

»Was?«, fragte Sadeas und kam zu ihm herüber. »Dalinar ...«

Eine Reihe lauter krachender und knackender Geräusche unterbrach ihn. Ein ganzer Abschnitt der Stadt stürzte gerade in die Flammen. Der Palast sackte mit seinen Bewohnern ebenfalls in die Tiefe und verging in einem Sturm aus Funken und splitterndem Holz.

»Nein!«, schrie Tanalan. »*NEIN!*«

»Dalinar ...«, sagte Sadeas. »Ich habe dort unten ein Bataillon Bogenschützen aufgestellt, das deine Befehle befolgt.«

»Meine Befehle?«

»Du hast gesagt: ›Tötet jeden, der aus der Stadt herauskommt, und lasst ihre Leichen verrotten.‹ Also habe ich dort unten Soldaten stationiert. Sie haben ihre Feuerpfeile auf die Streben geschossen und die Wege, die nach unten führen, in Brand gesteckt. Die Stadt verbrennt aus beiden Richtungen – von unten und von oben. Wir können es nicht mehr aufhalten.«

Holz knirschte und krachte, als weitere Teile der Stadt in sich zusammenbrachen. Die Mitreißung loderte auf, aber Dalinar schob sie beiseite. »Wir sind zu weit gegangen.«

»Unsinn! Unsere Lektion nützt nichts, wenn die Leute einfach weggehen können.« Sadeas warf einen Blick zu Tanalan hinüber. »Er ist das letzte lose Ende. Wir wollen nicht, dass er noch einmal davonkommt.« Und damit griff er nach seinem Schwert.

»Ich werde es selbst tun«, sagte Dalinar. Auch wenn ihm der Gedanke an einen weiteren Tod Übelkeit verursachte, riss er sich zusammen. Das hier war der Mann, der ihn verraten hatte.

Dalinar trat näher an ihn heran. Zu Tanalans Gunsten war zu sagen, dass er auf die Beine sprang und kämpfen wollte. Einige Elitesoldaten stießen den Verräter wieder zu Boden, aber Hauptmann Kadasch

stand am Rande der Stadt und schaute auf die Verwüstungen hinunter. Dalinar spürte die Hitze; sie war so schrecklich – und spiegelte etwas in seinem Innern. Die Mitreißung war ... unglaublicherweise ... *nicht befriedigt*. Sie dürstete noch. Es schien sogar, als könnte sie niemals befriedigt werden.

Tanalan brach plappernd zusammen.

»Ihr hättet mich nicht verraten sollen«, flüsterte Dalinar und hob Eidbringer. »Wenigstens habt Ihr Euch diesmal nicht in Eurem Loch versteckt. Ich weiß nicht, wem Ihr erlaubt habt, dort Unterschlupf zu suchen, aber seid versichert, dass sie alle tot sind. Ich habe mit Fässern voller Feuer dafür gesorgt.«

Tanalan blinzelte und lachte plötzlich wie ein Wahnsinniger. »Ihr wisst es nicht? Wieso wusstet Ihr es denn nicht? Aber ja, Ihr habt unsere Boten getötet. Ihr seid ein armer Narr. Ein armer, *dummer* Narr.«

Dalinar packte ihn beim Kinn, obwohl der Mann noch immer von den Soldaten des Schwarzdorns festgehalten wurde. »*Was?*«

»Sie ist freiwillig zu uns gekommen«, sagte Tanalan. »Sie wollte um Frieden bitten. Wie kann Euch das entgangen sein? Passt Ihr so schlecht auf Eure eigene Familie auf? Das Felsenloch, das Ihr ausgebrannt habt ... wir verstecken uns dort nicht mehr. Das weiß doch jeder. Es ist jetzt ein Gefängnis.«

Eis trieb durch Dalinar hindurch, und nun packte er Tanalan bei der Kehle. Eidbringer rutschte ihm aus den Fingern. Er erwürgte den Mann, während er die ganze Zeit hindurch verlangte, Tanalan solle seine Worte zurücknehmen.

Tanalan starb mit einem Lächeln auf den Lippen. Dalinar trat zurück; plötzlich fühlte er sich so schwach, dass er nicht mehr stehen konnte. Wo war die Mitreißung, die ihn hielt? »Geht zurück!«, schrie er seine Elitesoldaten an. »Durchsucht dieses Loch in der Felswand. Geht ...« Er verstummte.

Kadasch war auf die Knie gesackt, und vor ihm lag Erbrochenes auf dem Felsboden. Er wirkte benommen. Einige Soldaten rannten los und wollten das tun, was Dalinar ihnen befohlen hatte, aber sie

scheuten vor dem Graben zurück, denn die Hitze, die von der brennenden Stadt aufstieg, war schier unglaublich.

Dalinar brüllte, richtete sich auf und drängte den Flammen entgegen. Doch das Feuer war zu heiß. Während er sich früher als unaufhaltbare Macht betrachtet hatte, musste er nun erkennen, wie klein er in Wirklichkeit war. Wie unbedeutend. Wie unwesentlich.

Sobald es einmal wild geworden ist, kann man es nicht mehr einfach zurückpfeifen.

Er fiel auf die Knie und blieb dort, bis die Soldaten ihn – schlaff geworden – von der Hitze wegtrugen und in sein Lager brachten.



Sechs Stunden später stand Dalinar mit hinter dem Rücken verschränkten Händen – vor allem, weil er verbergen wollte, wie sehr sie zitterten – da und betrachtete starr den Leichnam auf dem Tisch, der mit einem weißen Tuch bedeckt war.

Hinter ihm im Zelt flüsterten einige Schreiberinnen miteinander. Es war ein Laut, der ihn an schwirrende Klingen auf dem Übungsplatz erinnerte. Telebs Frau Kalami führte die Gespräche an; sie glaubte, dass Evi abtrünnig geworden war. Wie sollte es sonst zu erklären sein, dass die Frau eines Großprinzen im sicheren Unterschlupf des Feindes gefunden worden war?

Es passte in die Geschichte. Evi hatte eine für sie untypische Entschlossenheit bewiesen und ihre eigenen Wachen betäubt. Dann hatte sie sich in die Nacht hinausgeschlichen. Die Schreiberinnen fragten sich, wie lange Evi bereits eine Verräterin gewesen war und ob sie dabei geholfen hatte, die Gruppe von Spähern zu rekrutieren, die Dalinar hintergangen hatten.

Er trat vor und legte die Finger auf das glatte, allzu weiße Tuch. *Närrische Frau.* Die Schreiberinnen hatten Evi nicht gut genug gekannt. Sie war keine Verräterin gewesen – und war zum Graben gegangen, weil sie Tanalan darum bitten wollte, sich zu ergeben. In Dalinars Augen hatte sie gesehen, dass er niemanden verschonen

würde. Also war sie in der Hoffnung auf die Hilfe des Allmächtigen losgezogen und hatte alles tun wollen, das in ihrer Macht stand, damit es nicht zur Katastrophe kam.

Dalinar besaß kaum mehr die Kraft, aufrecht zu stehen. Die Mitreißung hatte ihn verlassen, und nun war er gebrochen und voller Schmerz.

Er zog eine Ecke des Tuchs zurück. Die linke Seite von Evis Gesicht war versengt und sah schrecklich aus, aber die rechte Seite hatte auf dem Stein gelegen. Sie wirkte seltsam unberührt.

Das ist deine Schuld, sagte er stumm zu ihr. *Wie konntest du das wagen? Dumme, enttäuschende Frau.*

Es war *nicht* seine Schuld und lag *nicht* in seiner Verantwortung.

»Dalinar«, sagte Kalami und trat auf ihn zu. »Ihr solltet Euch ausruhen.«

»Sie hat uns nicht verraten«, sagte Dalinar mit fester Stimme.

»Ich bin mir sicher, dass wir irgendwann herausfinden werden, was ...«

»Sie hat uns *nicht* verraten«, fuhr Dalinar sie an. »Haltet die Entdeckung ihres Leichnams geheim, Kalami. Sagt den Leuten ... sagt ihnen, meine Frau sei in der letzten Nacht von einem Attentäter getötet worden. Ich werde die wenigen Elitesoldaten, die es wissen, zum Schweigen verpflichten. Alle sollen glauben, dass sie als Heldin gestorben ist und die Zerstörung der Stadt heute nichts anderes als eine Vergeltungsmaßnahme war.«

Dalinar reckte das Kinn vor. Früher an diesem Tag hatten die Soldaten seiner Armee – die während vieler Jahre so sorgfältig dazu ausgebildet worden waren, Plünderungen und die Tötung von Zivilisten zu vermeiden – eine ganze Stadt dem Erdboden gleichgemacht. Es würde ihr Gewissen ein wenig beruhigen, wenn sie glaubten, dass zuvor die Großherrin ermordet worden war.

Kalami lächelte ihn an; es war ein wissendes – und sogar wichtigtuerisches – Lächeln. Seine Lüge würde noch einem zweiten Zweck dienen. Solange Kalami und die Hauptschreiberinnen *glaubten*,

sie wüssten ein Geheimnis, würden sie vermutlich nicht nach der wahren Antwort suchen.

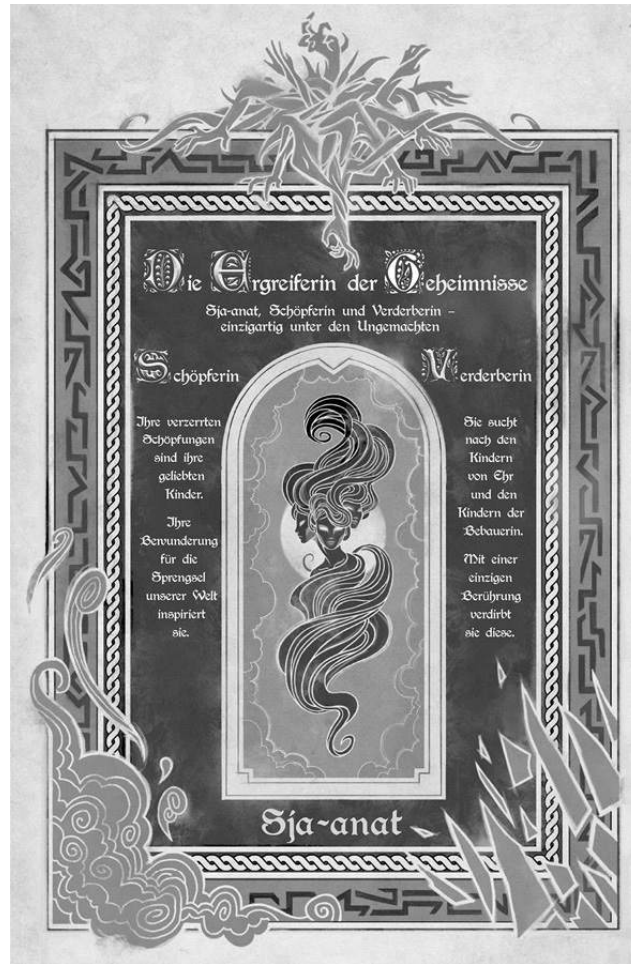
Nicht meine Schuld.

»Ruht Euch aus, Dalinar«, sagte Kalami. »Jetzt leidet Ihr unter Schmerzen, aber so wie jeder Großsturm einmal vorüberzieht, werden auch Eure Qualen schwinden.«

Dalinar ließ die Leiche in der Obhut der anderen. Während er ging, hörte er seltsamerweise die Schreie der Menschen im Graben. Er blieb stehen und fragte sich, was es war. Niemand sonst schien das wahrzunehmen.

Ja, das war ein fernes Schreien. Vielleicht kam es aus seinem Kopf? In seinen Ohren klang es so, als wären es allesamt Kinder. Diejenigen, die er den Flammen überlassen hatte. Ein Chor der Unschuldigen, die um Hilfe und um Gnade bettelten.

Evis Stimme gesellte sich zu ihnen.



Die Ergreiferin der Geheimnisse

Sja-anat, Schöpferin und Verderberin -
einzigartig unter den Ungemachten

Schöpferin

Ihre verzerrten
Schöpfungen
sind ihre
geliebten
Kinder.

Ihre
Bewunderung
für die
Sprengsel
unserer Welt
inspiriert
sie.

Verderberin

Sie sucht
nach den
Kindern
von Ehr
und den
Kindern der
Bebauerin.

Mit einer
einzigen
Berührung
verdirbt
sie diese.

Sja-anat



Etwas muss gegen die Überreste von Odiums Kräften getan werden. Die Parsch, wie man sie nun nennt, führen ihren Krieg mit großem Eifer fort, auch ohne ihre Meister aus der Verdammnis.

Aus Schublade 30-20, erster Smaragd

Kaladin rannte die Straße entlang. »Warte«, rief er. »Hier ist noch jemand!«

Vor ihm mühte sich ein Mann mit einem dünnen Schnauzbart gerade damit ab, eine dicke hölzerne Tür zu schließen. Sie klemmte, stand aber noch einen Spaltweit offen, sodass Kaladin hindurchschlüpfen konnte.

Der Mann warf ihm einen Fluch entgegen und drückte gegen die Tür, die sich endlich wieder schloss. Sie bestand aus dunklem Stumpfwichtholz und gab ein dumpfes Geräusch von sich. Der Mann legte die Schlösser vor, trat zurück, und drei jüngere Männer schoben eine dicke Stange in die Halterungen.

»Das war knapp, Waffenbruder«, sagte der Mann mit dem Schnauzbart, als er das Abzeichen der Mauerwache an Kaladins

Schulter bemerkte.

»Entschuldigung«, sagte Kaladin und gab dem Mann einige Kugeln als Schutzgeld. »Aber der Sturm ist noch ein paar Minuten entfernt.«

»Bei diesem neuen Sturm kann man gar nicht vorsichtig genug sein«, sagte der Mann. »Sei froh, dass die Tür geklemmt hat.«

Syl saß auf einer der Angeln; ihre Beine hingen über die Seite herab. Kaladin bezweifelte, dass es nur Glück gewesen war. Es war ein klassischer Trick von Windsprengseln, die Schuhe der Menschen an den Stein zu kleben. Doch er verstand die Zögerlichkeit des Türmannes. Die Ewigstürme fügten sich nicht immer den wissenschaftlichen Vorhersagen. Der letzte war schon einige Stunden früher als erwartet eingetroffen. Glücklicherweise bliesen sie zumeist etwas weniger heftig als die Großstürme. Wenn man wusste, wonach man am Himmel Ausschau zu halten hatte, blieb immer noch genug Zeit, einen Schutzraum aufzusuchen.

Kaladin fuhr sich mit der Hand durch die Haare und ging dann tiefer in das Weinhaus hinein. Es handelte sich um einen jener modischen Orte, die – auch wenn sie eigentlich Sturmschutzräume waren – nur von reichen Leuten benutzt wurden, die hier den Sturm auf möglichst angenehme und genussreiche Weise verbrachten. Es gab einen großen Schankraum und dicke Wände aus Steinquadern – und natürlich keine Fenster. Ein Wirt versorgte die Leute im hinteren Teil mit alkoholischen Getränken, und an den Wänden befanden sich etliche Separées.

Er sah Schallan und Adolin, die in einer solchen abgeschiedenen Nische am Rand saßen. Schallan trug ihr eigenes Gesicht, aber Adolin sah wie Meleran Khal aus, ein stämmiger, kahlköpfiger Mann, der ungefähr genauso groß wie Adolin war. Kaladin hielt inne und beobachtete, wie Schallan über etwas lachte, das Adolin gerade gesagt hatte, dann stieß sie ihm mit ihrer Schutzhand gegen die Schulter. Sie schien völlig bezaubert von ihm zu sein. Und das war auch gut für sie. Denn in dieser Zeit brauchte jeder etwas, das ihm ein wenig Licht spendete. Aber ... was war mit den Blicken, die sie

ihm gelegentlich zuwarf, wenn sie nicht ganz sie selbst zu sein schien? Es war dann ein anderes Lächeln und ein beinahe boshafter Ausdruck in ihren Augen ...

Du bildest dir etwas ein, dachte er und ging weiter. Sie bemerkten ihn, und mit einem Seufzen ließ er sich in ihrer Nische nieder. Er war außer Dienst, und es stand ihm frei, die Stadt zu besichtigen. Den anderen hatte er gesagt, er würde sich irgendwo einen Unterschlupf während des Sturms suchen und rechtzeitig zur abendlichen Nach-Sturm-Patrouille zurückkehren.

»Du hast lange gebraucht, Brückenjunge«, bemerkte Adolin.

»Ich habe die Zeit vergessen«, sagte Kaladin und klopfte auf den Tisch. Er hasste Sturmschutzbunker. Sie fühlten sich zu sehr wie Gefängnisse an.

Draußen verkündete der Donner die Ankunft des Ewigsturms. Die meisten Bewohner der Stadt befanden sich jetzt in ihren Häusern und die Flüchtlinge in öffentlichen Sturmbunkern.

Dieser Schutzraum, für den man bezahlen musste, war beinahe leer; lediglich ein paar Tische und Nischen waren besetzt. Das gab ihnen zum Glück Gelegenheit, sich ungestört miteinander zu unterhalten, aber für den Eigentümer bedeutete es nichts Gutes. Die Leute hatten keine Kugeln mehr, die sie verschwenden konnten.

»Wo ist Elhokar?«, fragte Kaladin.

»Elhokar arbeitet während des Sturms an letzten Planänderungen«, sagte Adolin. »Er hat beschlossen, sich heute Abend jenen Hellaugen zu offenbaren, die er sich dafür ausgesucht hat. Und ... er hat gute Arbeit geleistet, Kal. Wegen ihm besitzen wir jetzt zumindest ein paar Truppen. Zwar weniger, als mir lieb ist, aber *immerhin*.«

»Und vielleicht einen weiteren Strahlenden Ritter?«, fragte Schallan und warf Kaladin einen raschen Blick zu. »Was hast du herausgefunden?«

Er berichtete ihnen knapp, was er erfahren hatte. Die Mauerwache besaß vielleicht einen Seelengießer und konnte auf alle Fälle irgendwie Nahrungsmittel herstellen. Und sie hatte Smaragdvorrate in

der Stadt beschlagnahmt – ein Umstand, den er erst kürzlich herausgefunden hatte.

»Azure ist ... schwer zu durchschauen«, sagte Kaladin. »Jeden Abend besucht sie die Kasernen, redet aber nie über sich selbst. Einige Männer geben an, sie hätten mit eigenen Augen gesehen, wie ihr Schwert Stein durchschnitten habe, aber es hat keinen Edelstein im Griff. Es könnte eine Ehrenklinge sein, wie die Waffe des Attentäters in Weiß.«

»Hui«, sagte Adolin und lehnte sich zurück. »Weißt du, das würde eine Menge erklären.«

»Meine Einheit speist heute mit ihr zu Abend, nach der Patrouille«, sagte Kaladin. »Ich werde versuchen, das eine oder andere zu erfahren.«

Eine Kellnerin kam, und Adolin verlangte nach Wein. Er kannte sich mit den Getränken der Hellaugen gut aus und bestellte – ohne dass man es ihm hätte sagen müssen – etwas Nichtalkoholisches für Kaladin. Schließlich würde er später noch seinen Dienst versehen müssen. Doch zu Kaladins Überraschung erhielt Schallan einen Becher violetten Weins.

Als die Kellnerin ging, um die Bestellung auszuführen, streckte Adolin die Hand nach Kaladin aus. »Lass mich dein Schwert sehen.«

»Mein Schwert?«, fragte Kaladin und warf einen Blick auf Syl, die sich in die Ecke des Separées kauerte und leise vor sich hin summt. Es war eine Möglichkeit für sie, den Lärm des Ewigsturms auszublenden, der hinter den Steinen tobte.

»Nicht *dieses* Schwert«, sagte Adolin. »Dein Seitenschwert.«

Kaladin warf einen Blick nach unten, um zu sehen, ob das Schwert neben seinem Platz hervorragte. Er hatte fast vergessen, dass er es trug, wie er erleichtert feststellte. In den ersten Tagen war er andauernd irgendwo mit der Scheide angestoßen. Er schnallte es ab und legte es auf den Tisch, damit Adolin es betrachten konnte.

»Eine gute Klinge«, sagte der Prinz, nachdem er sie aus dem Futteral gezogen hatte. »Gut gepflegt. War sie schon in diesem

Zustand, als du sie erhalten hast?»

Kaladin nickte. Adolin hob sie in die Luft.

»Sie ist ein wenig klein«, bemerkte Schallan.

»Das ist ein einhändiges Schwert, Schallan. Eine Infanteriewaffe für den Nahkampf. Eine längere Klinge wäre unpraktisch.«

»Länger ... so wie die Splitterklingen?«, fragte Kaladin.

»Nun ja, sie brechen alle Regeln.« Adolin vollführte erst einige Bewegungen mit dem Schwert, dann steckte er es in die Scheide zurück. »Mir gefällt dein weiblicher Großmarschall.«

»Es ist nicht *ihre* Klinge«, sagte Kaladin und nahm die Waffe wieder an sich.

»Seid ihr Jungs endlich fertig damit, eure Schwerter zu vergleichen?«, fragte Schallan. »Ich habe nämlich etwas herausgefunden.« Sie legte ein großes Buch auf den Tisch. »Einer meiner Kontakte hat endlich ein Exemplar von Hessis *Mythica* aufgetrieben. Es ist ein neueres Buch und wurde nicht besonders gut aufgenommen. Es schreibt den Ungemachten unterschiedliche, klar abgegrenzte Persönlichkeiten zu.«

Adolin hob den Vorderdeckel an und warf einen Blick hinein. »Steht darin auch etwas über Schwerter?«

»Ach, sei still«, sagte sie und klopfte ihm auf neckische Art auf den Arm – was Kaladin gleichzeitig ein wenig anwiderte und ihm peinlich war.

Ja, es war nicht angenehm, die zwei zu beobachten. Kaladin mochte sie beide ... nur nicht zusammen. Er zwang sich, einen Blick in den Raum zu werfen, in dem ein paar Hellaugen die Geräusche des Sturms wegzutrinken versuchten. Dabei versuchte er nicht an die Flüchtlinge zu denken, die in stickigen öffentlichen Schutzräumen steckten und sich an ihren wenigen Besitztümern festhielten, während sie hofften, dass das, was sie zurücklassen mussten, vom Sturm verschont bliebe.

»In diesem Buch wird behauptet, dass es neun Ungemachte gab«, sagte Schallan. »Das passt zu der Vision, die Dalinar gesehen hat,

auch wenn andere Berichte von zehn Ungemachten sprechen. Vermutlich handelt es sich bei ihnen um uralte Sprengsel aus der Zeit vor der menschlichen Gesellschaft und Zivilisation.

Es wird unterstellt, die neun seien während der Wüstwerdungen Amok gelaufen, aber nicht alle wurden in Aharietiam vernichtet. Die Autorin besteht darauf, dass einige noch heute tätig sind. Dies wird durch unsere eigenen Erfahrungen bestätigt.«

»Und einer von ihnen befindet sich in dieser Stadt«, sagte Adolin.

»Ich glaube ...«, sagte Schallan. »Ich glaube, es könnten sogar zwei sein, Adolin. Sja-anat, die Ergreiferin der Geheimnisse, ist eine davon. Sie wird in Dalinars Visionen erwähnt. Sja-anats Berührung hat die anderen Sprengsel verdorben – und hier sehen wir die Auswirkungen.«

»Und der andere?«, fragte Adolin.

»Ashertmarn«, sagte Schallan leise. Sie holte ein kleines Messer aus ihrer Umhängetasche und schnitt geistesabwesend an der Tischplatte herum. »Das Herz des Festes. Über ihn weiß das Buch weniger zu sagen, aber es spricht davon, dass er die Menschen zu Exzessen verführt.«

»Zwei Ungemachte«, sagte Kaladin. »Seid Ihr Euch sicher?«

»So sicher, wie ich mir nur sein kann. Den zweiten hat Schelm bestätigt, und die Art und Weise, wie die Königin gehandelt hat und daraufhin die Aufstände ausgebrochen sind, lässt kaum einen anderen Schluss zu. Und was die Ergreiferin der Geheimnisse angeht, so können wir die verdorbenen und verzerrten Sprengsel mit eigenen Augen sehen.«

»Wie sollen wir gegen zwei gleichzeitig kämpfen?«, fragte Kaladin.

»Wie sollen wir gegen *eines* dieser Wesen kämpfen?«, fragte Adolin. »Im Turm haben wir die Kreatur nicht bekämpft, sondern bloß erschreckt. Schallan kann nicht einmal erklären, wie ihr das gelungen ist. Was sagt das Buch denn über einen Kampf gegen sie?«

»Nichts.« Schallan zuckte mit den Achseln und blies auf ihre kleine Schnitzerei in der Tischplatte. Sie stellte ein verdorbenes

Ruhmsprengsel in Gestalt eines Kubus dar, das ein anderer Gast angelockt hatte. »Das Buch sagt, dass man sofort in eine andere Stadt ziehen soll, wenn man ein Sprengsel in der falschen Farbe sieht.«

»Dabei steht uns so etwas wie eine Armee im Weg«, sagte Kaladin.

»Ja. Erstaunlich, dass dein Gestank sie noch nicht vertrieben hat.« Schallan durchblätterte ihr Buch.

Kaladin runzelte die Stirn. Solche Kommentare waren es, die ihm Schallan immer wieder rätselhaft machten. Im einen Augenblick schien sie ganz und gar freundlich zu sein, und im nächsten machte sie im beiläufigen Plauderton die bissigsten Bemerkungen. Anderen gegenüber redete sie nicht so – nicht einmal im Scherz.

Was stimmt nicht mit dir, Frau?, dachte er. In den Klüften auf der Zerbrochenen Ebene hatten sie einige innige Augenblicke miteinander verbracht. Sie hatten sich im Großsturm aneinandergeschmiegt, und sie hatten miteinander gesprochen. War ihr das inzwischen peinlich? War das der Grund dafür, dass sie ihn bisweilen anfuhr und verächtlich machte?

Aber wenn dem so sein sollte, wie konnte er dann erklären, dass sie ihn manchmal verstohlen beobachtete und angrinste, wenn sie dabei erwischt wurde? Oder dass sie ihm hin und wieder auf neckische Weise zuzwinkerte?

»Hessi berichtet, dass die Ungemachte nicht nur Sprengsel, sondern auch *Menschen* verdirbt«, sagte Schallan gerade. »Vielleicht ist es genau das, was im Palast geschieht. Wir werden mehr wissen, wenn wir uns heute Nacht in den Kult eingeschlichen haben.«

»Mir gefällt die Vorstellung nicht, dass du allein gehen willst«, sagte Adolin.

»Ich werde nicht allein sein. Meine Mannschaft wird mich begleiten.«

»Eine Wäscherin und zwei Deserteure«, sagte Kaladin. »Wenn man auf das hören darf, was Gaz sagt, dann solltet Ihr besser nicht allzu viel Vertrauen in die beiden Männer setzen.«

Schallan reckte das Kinn vor. »Wenigstens wissen *meine* Soldaten, wann sie aus dem Kriegslager verschwinden müssen, anstatt herumzustehen und zuzulassen, dass Pfeile auf sie abgeschossen werden.«

»Wir vertrauen dir, Schallan«, sagte Adolin und sah sie an, als wollte er sagen: *Lass es*. »Und wir müssen wirklich unbedingt einen Blick auf das Eidtor werfen.«

»Was ist, wenn ich es nicht öffnen kann?«, fragte Schallan. »Was dann?«

»Dann müssen wir uns auf die Zerbrochene Ebene zurückziehen«, sagte Kaladin.

»Elhokar wird seine Familie nicht hier zurücklassen.«

»Dann werden Drehy, Narb und ich in den Palast eindringen«, sagte Kaladin. »Wir fliegen bei Nacht hinein, verschaffen uns durch einen der oberen Balkone Zugang und ergreifen die Königin und den jungen Prinzen. Wir werden es tun, kurz bevor ein Großsturm aufzieht, und dann fliegen wir alle zurück nach Urithiru.«

»Und überlassen die Stadt ihrem Untergang«, sagte Adolin und kniff die Lippen zu einer schmalen Linie zusammen.

»Kann die Stadt vielleicht ausharren?«, fragte Schallan. »Bis wir mit einer richtigen Armee zurückkommen?«

»Das würde Monate dauern«, sagte Adolin. »Und die Mauerwache besteht aus ... vier Bataillonen?«

»Insgesamt aus fünf«, sagte Kaladin.

»Fünftausend Mann?«, fragte Schallan. »So wenige?«

»Das ist viel für eine Stadtwache«, sagte Adolin. »Der Sinn von Befestigungsanlagen besteht ja darin, dass eine kleine Zahl von Soldaten gegen eine viel größere Zahl von Angreifern bestehen kann. Aber der Feind hat einen unerwarteten Vorteil. Er hat Bringer der Leere, die fliegen können, und die Stadt ist bereits mit seinen Verbündeten durchsetzt.«

»Allerdings«, sagte Kaladin. »Die Mauerwache ist sehr eifrig, aber einem ernsthaften Angriff wird sie nicht standhalten können. Da

draußen sind zehntausende Parscher – und sie werden bald kommen. Uns bleibt nicht mehr viel Zeit. Die Verschmolzenen werden herbeifliegen und Teile der Mauer sichern, und ihre Armeen werden ihnen folgen. Wenn wir diese Stadt halten wollen, brauchen wir Strahlende und Splitterträger.«

Kaladin und Schallan tauschten einen raschen Blick aus. Ihre Strahlenden waren noch nicht bereit für eine Schlacht. Und seine Männer hatten kaum gelernt, in den Himmel aufzusteigen. Wie sollten sie gegen jene Kreaturen kämpfen, die so leicht und mühelos auf dem Wind schwebten? Wie sollte Kaladin sowohl diese Stadt *als auch* seine Männer beschützen?

Sie verstummten und lauschten, wie der Raum unter dem Lärm des Donners draußen erbebt. Kaladin trank seinen Becher leer und wünschte sich dabei, es wäre einer von Fels' Tränken, dann schnipste er einen Kremling weg, der sich an die Seite der Bank geklammert hatte. Das Tier hatte eine Vielzahl von Beinen und einen kugelartigen Körper mit einem seltsamen braunen Muster auf dem Rücken.

Abscheulich. Trotz der Anspannungen in der Stadt sollte der Eigentümer dieses Bunkers doch in der Lage sein, ihn sauber zu halten.



Als sich der Sturm endlich erschöpft hatte, verließ Schallan an Adolins Arm das Weinhaus. Sie sah zu, wie Kaladin eilig zur Kaserne und zu seiner Abendpatrouille lief.

Vermutlich sollte sie sich ebenfalls beeilen. Sie musste heute noch ein wenig Essen stehlen – genug, um den Kult der Augenblicke zufriedenzustellen, wenn sie sich später am Abend zu ihm begeben würde. Doch das sollte leicht sein. Vathah hatte einige Operationen unter Ishnahs Anleitung geplant und sich dabei als recht geschickt erwiesen.

Sie zögerte, genoss Adolins Gegenwart. Sie wollte hier sein, bei ihm, bevor es wieder Zeit wurde, sich in Schleier zu verwandeln. *Sie*

... nun, sie machte sich nicht besonders viel aus ihm. Für sie war er zu adrett, zu selbstvergessen, zu *berechenbar*. Er war ein guter Verbündeter, aber in romantischer Hinsicht war sie nicht im Geringsten an ihm interessiert.

Schallan hielt seinen Arm ergriffen und ging neben ihm her. Schon bewegten sich die Leute wieder durch die Stadt und räumten auf – eher aus Lust am Plündern als aus bürgerlichem Pflichtgefühl. Sie erinnerten Schallan an Kremlinge, die nach dem Sturm aus den Löchern krochen und sich über die Pflanzen hermachten. Tatsächlich spuckten Zier-Steinknospen in der Nähe neben einigen Türen bereits wieder ihre Rankenbündel aus. Die Fortsätze und sich entfaltenden Blätter waren grüne Tupfer auf der braunen Stadtleinwand.

Eine Stelle aber war von einem roten Blitz des Ewigsturms getroffen und versengt worden.

»Eines Tages werde ich dir einmal die Unmöglichen Wasserfälle zeigen«, sagte Adolin. »Wenn du sie aus dem richtigen Blickwinkel betrachtest, sieht es so aus, als würde das Wasser zunächst über die einzelnen Stufen nach unten stürzen und dann irgendwie wieder hochfließen ...«

Auf ihrem Weg musste sie über ein totes Wiesel steigen, das halb unter einem umgestürzten Baumstamm hervorragte. Es war nicht gerade ein besonders romantischer Spaziergang, aber es tat *gut*, sich an Adolins Arm festhalten zu können – selbst wenn er sein falsches Gesicht tragen musste.

»He!«, sagte Adolin. »Ich habe mir dein Skizzenbuch noch nicht angesehen. Du hattest doch gesagt, du würdest es mir zeigen.«

»Hast du schon vergessen, dass ich das falsche mitgebracht habe? Ich musste auf die Tischplatte schnitzen.« Sie grinste. »Glaube nicht, es sei mir entgangen, dass du nach oben gegangen bist und den Schaden bezahlt hast, als ich einmal nicht hingesehen habe.«

Er gab ein Grunzen von sich.

»Die Leute schnitzen halt auf Tischplatten in Tavernen herum. *Andauernd*.«

»Ja, sicher. Außerdem war es ein gutes Schnitzwerk.«

»Dennoch bist du der Meinung, dass ich es nicht hätte tun sollen.«
Sie drückte seinen Arm. »O Adolin Kholin, du bist wirklich der Sohn
deines Vaters. Ich werde es nicht wieder tun. In Ordnung?«

Er errötete. »Mir waren Zeichnungen versprochen worden«, sagte
er. »Es ist mir gleich, ob es das falsche Skizzenbuch ist. Es kommt
mir so vor, als hätte ich vor Urzeiten deine letzten Bilder gesehen.«

»Diesmal ist nichts Gutes dabei«, sagte sie und wühlte in ihrer
Umhängetasche herum. »In letzter Zeit war ich ziemlich abgelenkt.«

Trotzdem gab sie ihm das Buch und war insgeheim glücklich
darüber. Er durchblätterte die neueren Zeichnungen, und auch wenn
er die Darstellungen der seltsamen Sprengsel bemerkte, betrachtete
er doch die Bilder der Flüchtlinge am längsten: eine Mutter mit ihrer
Tochter, im Schatten sitzend, aber das Gesicht zum Horizont und der
Andeutung der aufgehenden Sonne gewendet; ein Mann mit gichtigen
Fingern, der das Gebiet um seine Pritsche auf der Straße fegte; eine
junge helläugige Frau, die ein Fenster aushängte, wobei ihre Haare
hinter ihr flatterten, und die nur ein Nachtgewand trug, während ihre
Schutzhand in einem Beutel steckte.

»Schallan«, sagte er, »sie sind verblüffend! Das sind einige der
besten Arbeiten, die du je gemacht hast.«

»Es sind ja nur flüchtige Skizzen, Adolin.«

»Sie sind aber wunderschön«, sagte er und betrachtete eine
weitere, die ihn fesselte. Es war eine Darstellung seiner selbst in
einem seiner neuen Anzüge.

Schallan errötete. »Ich hatte ganz vergessen, dass es das
überhaupt gibt«, sagte sie und versuchte das Skizzenbuch wieder an
sich zu nehmen. Er sah das Bild noch eine Weile an, dann gab er
nach und überreichte ihr den Block. Sie stieß einen Seufzer der
Erleichterung aus. Sie hätte nicht peinlich berührt sein müssen, wenn
er das Bild von Kaladin auf der folgenden Seite gesehen hätte, denn
schließlich zeichnete sie alle möglichen Personen. Aber es war ihr
dennoch sehr recht, wenn die Skizze von Adolin das letzte Bild war,

das er sah. In das nächste war ein wenig von Schleiers Gefühlen gesickert.

»Du bist noch besser geworden, wenn das überhaupt möglich ist.«

»Vielleicht. Aber ich weiß nicht, ob ich mich dafür selbst loben darf. In *Worte des Lichts* steht, dass viele Lichtweber künstlerisch begabt waren.«

»Der Orden hat gezielt Menschen wie dich rekrutiert.«

»Oder das Wogenbinden hat sie zu besseren Zeichnern gemacht, wodurch sie anderen Künstlern gegenüber in einem ungerechten Vorteil waren.«

»Und ich bin anderen Duellanten gegenüber in einem ungerechten Vorteil. Ich hatte die beste Ausbildung seit meiner Kindheit. Ich bin als starker und gesunder Mensch geboren worden, und der Reichtum meines Vaters hat mir die besten Lehrer der Welt verschafft. Durch meinen Körperbau bin ich anderen Männern überlegen. Bedeutet dies, dass ich kein Lob und keinen Beifall entgegennehmen darf, wenn ich einen Kampf gewinne?«

»Du hast keine *übernatürliche* Hilfe.«

»Du musstest trotzdem hart arbeiten. Das weiß ich sehr wohl.« Er legte den Arm um sie und zog sie näher an sich heran, während sie weitergingen. Andere Alethi-Paare hielten in der Öffentlichkeit Abstand zueinander, aber Adolin war von einer Mutter erzogen worden, die Umarmungen besonders genossen hatte. »Weißt du, da gibt es etwas, worüber sich mein Vater beschwert. Er hat gefragt, wozu die Splitterklingen da sind.«

»Hm ... ich war immer der Meinung, dass man mit ihnen Menschen zerteilen kann. Und zwar ohne sie tatsächlich in Stücke hauen zu müssen. Also ...«

»Aber warum nur Schwerter? Vater fragt sich, warum die Strahlenden des Altertums niemals Werkzeuge für die Menschen hergestellt haben.« Er drückte ihre Schulter. »Ich *liebe* es, dass deine Kräfte dich zu einer noch besseren Künstlerin machen, Schallan. Vater hatte unrecht. Die Strahlenden waren nicht bloß

Soldaten! Ja, sie haben unglaubliche Waffen erschaffen, aber auch unglaubliche Kunst! Und vielleicht finden wir noch weitere Anwendungsmöglichkeiten für ihre Kräfte, sobald dieser Krieg vorbei ist.«

Bei den Stürmen, seine Begeisterung war ansteckend. Als sie zusammen zur Schneiderei schlenderten, hätte sie sich am liebsten nie wieder von ihm getrennt. Aber Schleier musste noch ihr Tagwerk vollbringen.

Ich kann jedermann sein, dachte Schallan und bemerkte einige Freudensprengsel, die wie ein Wirbel blauer Blätter vorbeitrieben. *Ich kann alles sein*. Adolin hatte eine bessere Frau verdient als sie. Konnte sie ... zu dieser besseren Frau werden? Konnte sie für ihn die perfekte Braut erschaffen – eine Frau, die so aussah und handelte, wie es Adolin Kholin zustand?

Das wäre nicht sie selbst. Ihr wahres Ich war armselig und verletzt, hübsch angemalt, aber im Innern ein schreckliches Durcheinander. Doch sie hatte bereits eine Maske für ihn aufgesetzt. Warum sollte sie nicht noch ein paar Schritte weiter gehen? Die Strahlende ... die Strahlende könnte seine perfekte Braut sein, und sie mochte ihn *wirklich*.

Bei diesem Gedanken wurde Schallan kalt.

Als sie bereits wieder so nahe bei der Schneiderei waren, dass sich Schallan keine Sorgen mehr um Adolins Sicherheit machen musste, wenn er die letzte Strecke allein hinter sich brachte, zwang sie sich, von ihm loszukommen. Kurz hielt sie seine Hand mit ihrer Freihand. »Ich muss gehen.«

»Aber du wirst den Kult doch erst bei Sonnenuntergang sehen.«

»Ich muss noch ein wenig zu essen stehlen, damit ich sie bezahlen kann.«

Er hielt ihre Hand fest. »Was machst du da draußen, Schallan? Zu wem wirst du?«

»Zu jedem«, sagte sie. Dann reckte sie sich und küsste ihn auf die Wange. »Danke dafür, dass du der bist, der du bist, Adolin.«

»Alle anderen waren schon besetzt«, murmelte er.

Mich hätte nichts aufgehalten.

Er sah ihr nach, bis sie mit klopfendem Herzen um eine Ecke bog. Adolin Kholin glich einem wärmenden Sonnenaufgang in ihrem Leben.

Schleier sickerte allmählich hervor, und sie war gezwungen anzuerkennen, dass sie der Sonne manchmal Regen und Sturm vorzog.

Sie schaute beim Sammelpunkt vorbei, der sich in der Ecke eines zerfallenen Hauses befand. Hier hatte Rot ein Paket abgelegt, in dem sich Schleiers Kleidung befand. Sie ergriff es und suchte nach einem passenden Ort, an dem sie sich umziehen konnte.

Das Ende der Welt war gekommen, aber nach dem Sturm wirkte es noch drohender. Unrat lag überall herum, und all jene, die es nicht bis zu den Schutzräumen geschafft hatten, standen jammernd vor eingestürzten Hütten oder auf den Straßen.

Es war, als würde jeder neue Sturm versuchen, sie von Roschar fortzufegen, und sie blieben nur, weil sie zäh waren und Glück hatten. Jetzt, bei den beiden Stürmen, war es sogar noch schlimmer. Würde der Ewigsturm bleiben, wenn sie die Bringer der Leere besiegten? Hatte er bereits damit begonnen, die Gesellschaft auszuhöhlen, und würde er sie – ob sie den Krieg gewannen oder nicht – am Ende allesamt ins Meer hinaustreiben?

Sie spürte, wie sich ihr Gesicht veränderte, während sie ging und das Sturmlicht aus ihrer Tasche floss. Wie eine lodernde Flamme stieg es in ihr auf, bevor es zu schwacher Glut zurücksank, als sie zu den Personen aus den Zeichnungen wurde, die Adolin gesehen hatte.

Der arme Mann, der unbeirrt versuchte, das Gebiet um seine kleine Pritsche herum sauber zu halten, als könnte er dadurch ein wenig Kontrolle über eine wahnsinnig gewordene Welt erlangen.

Das helläugige Mädchen, das sich fragte, was aus den Freuden der Jugend geworden war. Statt dass sie ihre erste Havah auf einem Ball trug, war ihre Familie nun gezwungen, Dutzende Verwandte aus den

umliegenden Ortschaften aufzunehmen. Und sie verbrachte die Tage eingesperrt im Haus, da es auf den Straßen nicht sicher war.

Die Mutter mit dem Kind, die in der Dunkelheit saß und vor sich den Horizont hatte, schaute der verborgenen Sonne entgegen.

Gesicht nach Gesicht. Leben nach Leben. Überwältigend, berauschend, lebendig. Atmen und weinen und lachen und existieren. So viele Hoffnungen, so viele Leben, so viele Träume.

Sie knöpfte ihre Havah an der Seite auf und ließ sie zu Boden fallen. Dann setzte sie ihre Ledertasche ab, was durch das schwere Buch darin einen dumpfen Laut verursachte. Nur mit ihrem Unterhemd bekleidet und mit unbedeckter Schutzhand trat sie vor und spürte den Wind auf ihrer Haut. Sie trug noch eine Illusion – eine, die sich nicht ausgezogen hatte, und deshalb konnte niemand sie sehen.

Niemand konnte sie sehen. Hatte *jemals* jemand sie gesehen? Sie blieb an einer Straßenecke stehen, trug ständig wechselnde Gesichter und Kleidung und genoss das Gefühl der Freiheit – bekleidet und doch mit nackter Haut, die unter dem Kuss des Windes erzitterte.

In ihrer Nähe hasteten die Passanten verängstigt in die Gebäude.

Nur ein weiteres Sprengsel, dachte Schallan – oder Schleier – oder die Strahlende. *Das bin ich. Fleischgewordene Gefühle.*

Sie hob die Hände seitwärts – entblößt und doch unsichtbar – und atmete den Atem der Stadtbewohner ein.

»Hm ...«, sagte Muster und wob sich von ihrem abgestreiften Kleid frei. »Schallan?«

»Vielleicht«, sagte sie und hielt kurz inne.

Schließlich ließ sie zu, dass sie ganz zum Bild von Schleier wurde. Sofort schüttelte sie den Kopf und holte Kleidung und Ledertasche. Sie hatte Glück gehabt, dass beides noch nicht gestohlen worden war. Dummes Mädchen. Jetzt war nicht der Zeitpunkt, von einem Gedicht zum nächsten zu tändeln.

Schleier fand einen geschützten Ort neben einem großen knorrigen Baum, dessen Wurzeln sich zu beiden Richtungen an einer Wand

entlangschlängelten. Rasch richtete sie ihre Unterwäsche, zog dann die Hose an und schlüpfte in die Bluse. Sie setzte den Hut auf, betrachtete sich in einem Handspiegel und nickte.

Also gut. Nun war es an der Zeit für das Treffen mit Vathah.

Er wartete in der Taverne, in der Schelm logiert hatte. Die Strahlende hegte noch immer die Hoffnung, ihn dort erneut anzutreffen, damit sie ihn eingehender befragen konnte. In dem Separée, fern von den Blicken des verärgerten Wirtes, legte Vathah einige Kugeln auf den Tisch, mit denen er die Karten beleuchtete, die er gekauft hatte. Sie zeigten Einzelheiten des Herrenhauses, das sie heute Nachmittag bestehlen wollten.

»Man nennt es das Mausoleum«, erklärte Vathah, während sich Schleier setzte. Er zeigte ihr eine Zeichnung der großen Halle, die er einem Künstler abgekauft hatte. »Die Statuen dort sind übrigens allesamt seelengegossen. Es handelt sich um bevorzugte Diener des Hauses, die in sturmverdammten Stein verwandelt wurden.«

»Bei den Hellaugen! – Das ist ein Zeichen von Ehre und Hochachtung.«

»Das ist *unheimlich*«, sagte Vathah. »Wenn ich sterbe, soll mein Leichnam verbrannt werden. Ich möchte nicht für immer und ewig Euren Nachkommen zusehen, wie sie ihren Tee schlürfen.«

Schleier nickte geistesabwesend und legte Schallans Skizzenbuch auf den Tisch. »Such dir jemanden aus. Diese Karte hier sagt, dass sich die Speisekammer an der Außenwand befindet. Die Zeit ist knapp, und so sollten wir es auf eine möglichst einfache Weise umsetzen. Rot soll für Ablenkung sorgen, und dann benutzen wir Schallans Klinge, mit der wir eine Öffnung bis zu den Nahrungsmitteln bohren.«

»Wisst Ihr, es heißt, dass es im Mausoleum viele wertvolle Dinge gibt. Die Reichtümer der Tenet-Familie sind ...« Er verstummte, als er ihren Gesichtsausdruck bemerkte. »Also keine Reichtümer.«

»Wir holen uns das Essen, mit dem wir den Kult bezahlen, und dann verschwinden wir.«

»In Ordnung.« Er blätterte weiter zu dem Bild des Mannes, der den Boden um seine Pritsche herum fegte, und starrte es lange an. »Wisst Ihr, als Ihr mich aus dem Banditentum ... herausgeholt habt, war ich der Meinung, dass ich nie wieder stehlen werde.«

»Das hier ist anders.«

»Tatsächlich? Damals haben wir auch hauptsächlich Speisen gestohlen, Hellheit. Wir wollten bloß am Leben bleiben und vergessen.«

»Willst du noch immer vergessen?«

Er grunzte. »Nein, vermutlich nicht. Ich glaube, jetzt schlafe ich nachts ein wenig besser.«

Die Tür wurde geöffnet, und der Wirt kam mit Getränken herein. Vathah schrie überrascht auf, und Schleier bedachte den Wirt mit einem seltsamen Blick. »Wenn ich mich recht erinnere«, sagte sie, »hatte ich darum gebeten, nicht gestört zu werden.«

»Ich bringe Getränke!«

»Und genau das ist eine Störung«, sagte Schleier und zeigte zur Tür. »Wenn wir durstig sind, werden wir es schon sagen.«

Der Wirt grummelte und wich mit seinem Tablett zur Tür zurück. *Er ist misstrauisch*, dachte Schleier. *Er glaubt, wir planen irgendetwas zusammen mit Schelm, und er will herausfinden, was es ist.*

»Es ist an der Zeit, diese Treffen an einem anderen Ort abzuhalten, nicht wahr, Vathah?« Wieder betrachtete sie den Tisch.

Und stellte fest, dass nun jemand anderes daran saß.

Vathah war verschwunden und durch einen kahlköpfigen Mann mit gichtigen Fingern und einem wohlerhaltenen Arbeitskittel ersetzt worden. Schallan warf einen Blick auf die Skizze vor ihr, sah dann die leere Kugel daneben und starrte schließlich wieder Vathah an.

»Nett«, sagte sie. »Aber du hast den Hinterkopf vergessen, von dem es keine Zeichnung gibt.«

»Wie bitte?«, fragte Vathah und runzelte verblüfft die Stirn.

Sie gab ihm den Handspiegel.

»Warum habt Ihr mir sein Gesicht übergestülpt?«

»Das war ich nicht«, sagte Schleier und erhob sich. »Du bist in Panik geraten, und dann ist es passiert.«

Vathah tastete an seinem Gesicht herum, schaute dabei weiter in den Spiegel und schien nun vollkommen verwirrt zu sein.

»Ich vermute, dass die ersten Male regelmäßig Zufälle sind«, sagte Schleier, nahm den Spiegel wieder an sich und steckte ihn weg. »Pack die Sachen auf dem Tisch ein. Wir führen unsere Mission wie geplant durch, aber morgen bist du von deinen Pflichten entbunden. Ich möchte, dass du mit deinem Sturmlicht übst.«

»Mit dem Sturmlicht üben ...« Allmählich schien er es zu begreifen. Seine braunen Augen öffneten sich weit. »Hellheit! Ich bin doch kein sturmverdammt *Strahlender*.«

»Selbstverständlich nicht. Aber vielleicht bist du ein Knappe. Ich glaube, es hat sie in den meisten Orden gegeben. Aber aus dir könnte noch mehr werden. Schallan hat jahrelang immer wieder Illusionen erschaffen, bis sie die Eide gesprochen hat. Aber in ihrem Kopf ist das alles ein wenig durcheinander geraten. Ich hatte mein Schwert, als ich noch sehr jung war, und ...«

Sie holte tief Luft. Glücklicherweise hatte Schleier diese Tage nicht durchleben müssen.

Muster summte warnend.

»Hellheit ...«, sagte Vathah. »Schleier, glaubt Ihr wirklich, dass ich ...«

Bei den Stürmen, er wirkte so, als würde er gleich *weinen*.

Sie klopfte ihm auf die Schulter. »Wir dürfen keine Zeit verschwenden. Der Kult erwartet mich in wenigen Stunden und verlangt eine hübsche Bezahlung in Nahrungsmitteln. Ist alles in Ordnung mit dir?«

»Sicher, sicher«, antwortete er. Schließlich brach die Illusion in sich zusammen, und der Anblick des ergriffenen Vathah war beinahe noch verblüffender. »Ich schaffe das. Und jetzt sollten wir die Reichen bestehlen und unsere Beute den Verrückten geben.«



Unter den Gelehrten der Strahlenden hat sich eine Koalition gebildet. Unser Ziel ist es, dem Feind den Nachschub an Leerlicht zu verwehren. Das wird ihre fortgesetzten Verwandlungen verhindern und uns einen Vorteil im Kampf verschaffen.

Aus Schublade 30-20, zweiter Smaragd

Schleier hatte sich geöffnetbart.

Das nagte an ihr, als der Wagen voller Güter aus dem Raubzug in Richtung des Ortes rollte, an dem sie sich mit dem Kult treffen wollte. Sie saß im hinteren Teil der Ladefläche gegen einen Sack mit Getreide gelehnt und hatte die Füße auf eine in Papier eingewickelte geräucherte Schweinekeule gelegt.

»Flinksprengsel« – das war Schleier, denn sie war dabei gesehen worden, wie sie Essen an die Bedürftigen ausgab. Wenn sie an dem Fest teilnehmen wollte, musste sie als sie selbst dorthin gehen.

Der Feind wusste, wie sie aussah. Hätte sie eine neue Person erschaffen sollen, ein falsches Gesicht, damit Schleier nicht entblößt wurde?

Aber Schleier ist ein falsches Gesicht, sagte ein Teil von ihr. Du kannst sie jederzeit loswerden.

Sie erdrosselte diesen Teil von sich und vergrub ihn in der Tiefe. Schleier war zu wirklich, zu lebendig. Bei Schallan wäre es einfacher.

Der erste Mond war aufgegangen, als sie die Stufen zur Plattform des Eidtores erreicht hatte. Vathah fuhr den Wagen so nahe wie möglich heran, und Schleier sprang mit flatterndem Mantel von der Ladefläche. Zwei Wächter waren wie Flammensprengsel mit goldenen und roten Quasten verkleidet. Ihre muskulöse Statur und die beiden Speere neben den Stufen deuteten darauf hin, dass die Männer Soldaten gewesen waren, bevor sie sich dem Kult angeschlossen hatten.

Geschäftig trat eine Frau zwischen ihnen hervor. Sie trug eine glatte weiße Maske mit Augenlöchern, aber ohne Mund und Gesichtszüge. Schleier kniff die Augen zusammen. Die Maske erinnerte sie an Iyatil, Mraizes Meisterin bei den Geisterblütern. Die Umrisse jedoch schienen vollkommen andere zu sein.

»Man hat dir gesagt, dass du allein kommen sollst, Flinksprengsel«, sagte die Frau.

»Soll ich etwa ganz allein entladen?« Schleier deutete auf die Pritsche des Wagens.

»Das übernehmen wir«, sagte die Frau sanft und trat beiseite, als der eine Wächter seine Fackel – keine Kugellampe – hob und der andere die Ladeklappe des Wagens senkte. »Hm ...«

Schleier drehte sich ruckartig um. Dieses Summen ...

Da machten sich die Wächter daran, den Wagen zu entladen.

»Ihr könnt alles nehmen – bis auf die beiden Säcke, die ich mit roter Farbe markiert habe. Ich brauche sie für meine Runde bei den Armen.«

»Es wird nicht verhandelt«, sagte die Kultanhängerin. »Du hast um das hier gebeten. Überall in der Stadt wird geflüstert, dass du an dem Fest teilnehmen willst.«

Das war vermutlich Schelms Werk. Sie würde ihm dafür danken müssen.

»Warum bist du hier?«, fragte die Frau mit neugierig klingender Stimme. »Was willst du, Flinksprengsel, sogenannte Heldin der Märkte?«

»Ich ... höre bloß immer diese Stimme. Sie sagt, dass dies das Ende ist und ich mich ergeben und die Zeit der Sprengsel willkommen heißen sollte.« Sie wandte sich zu der Plattform mit dem Eidtor um; ein orangefarbener Glanz stieg von der Spitze auf. »Die Antworten liegen da oben, nicht wahr?«

Aus den Augenwinkeln sah sie, dass die drei einander zunickten. Sie musste irgendeine Prüfung bestanden haben.

»Du darfst die Stufen zur Erleuchtung hinaufklettern«, sagte die Kultanhängerin zu ihr. »Dein Führer wird sich oben zu dir gesellen.«

Sie warf ihren Hut Vathah zu und sah ihm in die Augen. Sobald der Wagen entladen war, würde er wegfahren, einige Straßen entfernt warten und den Rand der Plattform beobachten, auf der das Eidtor stand. Sollte sie in Schwierigkeiten geraten, würde sie sich von der Plattform stürzen und darauf hoffen, dass das Sturmlicht sie nach dem Aufprall heilte.

Sie ging die Stufen hoch.



Für gewöhnlich genoss Kaladin das Gefühl, das die Stadt nach einem Sturm in ihm erweckte. Dann war sie sauber und frisch, Ruß und Unrat waren weggewaschen.

Er hatte die Abendpatrouille hinter sich gebracht und sich vergewissert, dass in seinem Revier nach dem Sturm alles in Ordnung war. Nun stand er auf der Mauer und wartete auf den Rest seines Trupps; die Männer waren noch damit beschäftigt, ihre Ausrüstung abzulegen. Die Sonne war kaum untergegangen, und nun wurde es Zeit für das Abendessen.

Unter ihm sah er Gebäude, die von frischen Blitzeinschlägen versengt waren. Eine Schar verdorbener Windsprengsel tanzte vorbei; sie zogen grelles rotes Licht hinter sich her. Sogar der Geruch der Luft wirkte irgendwie falsch. Moderig und nass.

Syl saß schweigend auf seiner Schulter, bis sich Bart und die anderen vor der Treppe versammelten. Er gesellte sich zu ihnen und stieg mit ihnen zur Kaserne hinunter, wo beide Einheiten – seine eigene und diejenige, mit der sie den Raum teilten – zum Essen zusammenkamen. Etwa zwanzig Männer aus der anderen Einheit hatten heute Nacht Mauerdienst, aber alle übrigen waren anwesend.

Kurz nachdem Kaladin eingetroffen war, riefen die beiden Hauptmänner ihre Untergebenen zur Musterung. Kaladin stellte sich in eine Reihe mit Bart und Ved, und gemeinsam salutierten sie, als Azure in den Türdurchgang trat. Wie immer war sie für die Schlacht gerüstet und trug Brustpanzer, Kettenhemd und Umhang.

Heute Abend führte sie eine formelle Inspektion durch. Kaladin und die anderen nahmen Haltung an, als sie die Reihen abschrift und gegenüber den Hauptmännern leise Kommentare abgab. Sie betrachtete einige Schwerter und fragte den einen oder anderen Mann, ob er etwas benötige. Kaladin hatte das Gefühl, schon hundertmal in ähnlichen Reihen gestanden zu haben – schwitzend und in der Hoffnung, dass der General nichts auszusetzen hatte.

Aber hier würde es nichts aussetzen geben. Es war nicht die Art von Inspektion, bei der tatsächlich Unzulänglichkeiten aufgedeckt werden sollten. Vielmehr war es eine Gelegenheit für die Männer, sich vor ihrem Großmarschall hervorzutun. Sie platzten fast vor Stolz, als Azure ihnen sagte, sie seien »möglicherweise der feinste Zug kämpfender Männer, die anzuführen ich je das Privileg hatte«. Kaladin wusste nicht mehr, ob er genau die gleichen Worte von Amaram gehört hatte.

Die Worte mochten zwar abgedroschen sein, aber sie inspirierten die Männer dennoch. Sie brüllten ihre Freude heraus, sobald ihnen erlaubt wurde, sich zu rühren. Vermutlich stieg die Zahl der »feinsten

Züge kämpfender Männer« in Kriegszeiten steil nach oben, wenn jedermann nach moralischer Stärkung lechzte.

Kaladin ging zum Tisch der Offiziere. Es war nicht besonders schwierig gewesen, eine Einladung zum Essen mit dem weiblichen Großmarschall zu erhalten. Noro wollte ihn wirklich zum Leutnant befördern lassen, und die meisten anderen waren so eingeschüchtert von Azure, dass sie nicht an ihrem Tisch sitzen wollten.

Die Großmarschallin hing ihren Mantel und ihr seltsames Schwert an einen Ständer. Sie behielt die Handschuhe an, und obwohl Kaladin wegen des Brustpanzers ihren Busen nicht sehen konnte, waren Gesicht und Statur doch offensichtlich weiblich. Sie war eine Alethi, was an Hautfärbung und Haar zu erkennen war, und ihre Augen glommen in einem hellen Orange.

Sie muss einige Zeit als Söldnerin im Westen verbracht haben, dachte Kaladin. Sigzil hatte ihm einmal erzählt, dass im Westen auch Frauen kämpften, insbesondere in den Söldnertruppen.

Das Mahl bestand aus schlichtem gewürzten Getreide. Kaladin nahm einen Bissen und war inzwischen mit dem Nachgeschmack des seelengegossenen Getreides vertraut. Eine gewisse Schalheit blieb stets im Mund zurück. Die soßenartige Würzmasse half zwar, aber die Köche hatten die Stärke des Getreides dazu benutzt, sie einzudicken, und so hatte sie den gleichen Geschmack.

Er war ziemlich weit vom Mittelpunkt des Tisches entfernt platziert worden, wo sich Azure mit den beiden Hauptmännern unterhielt. Schließlich entschuldigte sich einer von ihnen und begab sich zur Toilette.

Kaladin dachte kurz nach, dann nahm er seinen Teller, ging an dem Tisch entlang und setzte sich auf den freigewordenen Platz.



Schleier erreichte die Plattform und betrat etwas, das wie ein winziges Dorf wirkte. Die Klostergebäude hier waren weitaus kleiner – aber auch viel hübscher – als jene auf der Zerbrochenen Ebene.

Sie bestanden aus fein gemeißeltem Stein und besaßen keilförmige Dächer, deren Spitzen in die Richtung des Ursprungs wiesen.

Schieferborken bedeckten als Zierde die unteren Mauerabschnitte der meisten Gebäude und waren zu wirbelnden und fließenden Mustern geschnitten worden. Schleier machte ein Erinnerungsbild für Schallan, aber ihre besondere Aufmerksamkeit richtete sich auf den Feuerschein, der aus den Tiefen der Gebäude herausdrang. Das Kontrollhaus konnte sie nicht sehen, denn die anderen Gebäude standen ihr im Weg. Allerdings war sie in der Lage, den Palast zu ihrer Linken zu erkennen, da dessen erhellte Fenster in der Dunkelheit leuchteten. Er war durch einen Gang mit der Plattform verbunden, der als Sonnengang bezeichnet wurde. Eine kleine Gruppe von Soldaten, die in der Finsternis nur als Schatten erkennbar waren, bewachte diesen Gang.

In ihrer Nähe saß am oberen Ende der Stufen ein rundlicher Mann auf einer Schieferborke. Er hatte kurze Haare und hellgrüne Augen und schenkte ihr ein freundliches Lächeln. »Willkommen! Ich bin heute Nacht bei deinem ersten Fest dein Führer! Es könnte leicht ein wenig ... verwirrend werden.«

Das ist eine Feuerer-Robe, bemerkte Schleier. Sie war fleckig von Essensresten und zerschlissen.

»Jeder, der hier heraufkommt«, sagte er und hüpfte von seinem Sitz herunter, »ist wiedergeboren. Dein Name lautet jetzt ... äh ...« Er zog ein Blatt Papier aus seiner Tasche. »Wo habe ich es nur aufgeschrieben? Nun, ich vermute, es ist nicht wichtig. Dein Name lautet Kishi. Klingt das nicht nett? Gut, dass du zu uns heraufgestiegen bist. Hier findest du den besten Spaß der Stadt.«

Er steckte die Hände in die Hosentaschen, schaute auf die Straßen hinunter und ließ die Schultern hängen. »Wie dem auch sei«, sagte er, »wir sollten besser gehen. Heute Nacht gibt es nämlich viel zu feiern. Immer gibt es so viel zu feiern ...«

»Und wer bist du?«

»Ich? Oh, hm, man nennt mich Kharat. Glaube ich. Ich hab's vergessen.« Er ging los und kümmerte sich nicht darum, ob sie ihm folgte.

Aber das tat sie, denn sie wollte unbedingt in die Mitte der Plattform gelangen. Doch dicht hinter dem ersten Gebäude hatte sie das Fest bereits erreicht – und musste stehen bleiben, um das, was sie sah, in sich aufzunehmen. Ein Feuer brannte auf dem Boden; die Flammen knisterten und peitschten im Wind und übergossen Schleier mit Wärme. Verzernte Flammensprengsel, leuchtend blau und zerrissener als gewöhnlich, tanzten im Innern der Lohen. Tische säumten den Weg, die mit Speisen hoch beladen waren: gezuckertes Fleisch, Stapel von Brotfladen, mit Zucker überzogen, Früchte, Pasteten.

Eine große Zahl von Menschen ging an den Tischen vorbei und bediente sich mit bloßen Händen an den Gerichten. Es wurde gelacht und gerufen. Viele waren Feuerer gewesen, was an ihren braunen Roben zu erkennen war. Andere waren Hellaugen, aber ihre Kleidung war ... vermodert? Angesichts der fehlenden Jacken und der zerfetzten Havah-Röcke, die über den Boden schleiften, schien es ein passender Begriff zu sein. Schutzhandärmel waren an den Schultern abgerissen und weggeworfen worden.

Sie bewegten sich wie ein Schwarm Fische und flossen stets von links nach rechts. Schleier bemerkte Soldaten, sowohl Hellaugen als auch Dunkelaugen, in den Überresten ihrer Uniformen. Sie schienen weder Schleier noch Kharat zu sehen, der neben ihr stand.

Sie hätte den Strom der Leiber durchpflügen müssen, wenn sie näher an das Kontrollgebäude des Eidtores hätte herankommen wollen. Sie wollte genau das tun, aber Kharat packte sie am Arm und führte sie in den Strom der Menschen hinein, sodass sie mitgetrieben wurde.

»Wir müssen im äußeren Ring bleiben«, sagte er. »Es gibt keinen Weg nach drinnen für uns. Nein. Sei fröhlich. Du musst ... du musst das Ende der Welt stilgerecht feiern und genießen.«

Widerstrebend ließ sie zu, dass sie mitgezogen wurde. Wahrscheinlich war es ohnehin das Beste, zuerst eine Runde über die Plattform zu drehen. Doch nicht lange nachdem sie losgegangen war, hörte sie zum ersten Mal die Stimme.

Lass los.

Gib deinen Schmerz auf.

Feiere. Genieße.

Heiße das Ende willkommen.

Muster summte auf ihrem Mantel, was im Lachen der zechenden Menschen beinahe unterging. Kharat steckte die Finger in ein cremiges Dessert und nahm gleich eine Handvoll. Seine Augen waren glasig geworden, und er murmelte etwas in sich hinein, während er sich die Speisen in den Mund stopfte. Obwohl die anderen lachten und sogar tanzten, zeigten sie doch den gleichen glasigen Blick.

Sie spürte Musters Zittern auf ihrem Mantel. Es schien dem Lachen entgegenzuwirken und ihren Kopf zu klären. Kharat reichte ihr einen Becher Wein, den er von einem der Tische genommen hatte. Wer nur hatte all dies aufgebaut? Wo waren die Diener?

Es gab *so viel* zu essen. Tische und noch mehr Tische. Menschen bewegten sich in den Gebäuden, an denen sie vorbeikamen, und ergaben sich noch anderen fleischlichen Gelüsten. Schleier versuchte sich dem Strom der Feiernden zu entziehen, aber Kharat hielt sie zurück.

»Jeder möchte gleich beim ersten Mal hineingehen«, sagte er. »Das ist dir aber nicht erlaubt. Genieße dies hier. Genieße das Gefühl. Es ist nicht unsere Schuld, oder? Wir haben sie nicht im Stich gelassen. Wir haben nur das getan, um was sie gebeten hatte. Verursache keinen Sturm, Mädchen. Niemand will das ...«

Er hielt noch immer Schleiers Arm fest. Also wartete sie, bis sie an einem weiteren Gebäude vorbeikamen, und zerrte ihn in dessen Richtung.

»Du möchtest einen Partner finden?«, fragte er benommen. »Klar. Das ist erlaubt. Vorausgesetzt, du findest jemanden, der noch

nüchtern genug ist ...«

Sie betraten das Gebäude, das einst ein Ort der Meditation gewesen war und in dem sich viele kleine Zimmer befanden. Hier roch es streng nach Weihrauch, und in jedem Alkoven stand eine Kohlenpfanne zum Verbrennen von Gebeten. Nun aber waren diese Zimmer einer anderen Art von Erfahrung vorbehalten.

»Ich möchte mich nur einen Augenblick lang ausruhen«, sagte sie zu Kharat und spähte in einen leeren Raum. Er hatte ein Fenster. Vielleicht konnte sie dort hinausschlüpfen. »Alles ist so überwältigend.«

»Oh.« Er schaute über die Schulter auf den Strom der Feiernden, der draußen vorbeifloss. Seine linke Hand war noch immer mit dem süßen Dessert überzogen.

Schleier betrat die Kammer. Als er ihr zu folgen versuchte, sagte sie: »Ich brauche ein wenig Zeit allein.«

»Ich soll dich bewachen«, sagte er und hinderte sie daran, die Tür zu schließen.

»Dann bewache mich«, sagte sie und setzte sich auf die Bank in der Kammer. »Aber aus der Ferne.«

Er seufzte und ließ sich auf dem Boden des Korridors nieder.

Und was jetzt? *Ein neues Gesicht*, dachte sie. *Wie hat er mich genannt?* Kishi. Das bedeutete »Geheimnis«. Sie nutzte die Erinnerung an eine Frau auf dem Markt, die sie sich früher an diesem Tag eingeprägt hatte. In Gedanken fügte Schallan der Kleidung noch einige Einzelheiten hinzu. Eine Havah, ebenso zerschlissen wie die anderen, und eine entblößte Schutzhand.

Es würde ausreichen. Sie wünschte, sie könnte das Bild zeichnen, aber sie würde es auch so schaffen. Und was sollte sie mit ihrem Wächter anfangen?

Vermutlich hört er Stimmen, dachte sie. *Das kann ich mir zunutze machen.* Sie legte die Hand auf Muster und webte einen Klang.

»Geh«, flüsterte sie, »und häng dich an die Wand draußen im Korridor, dicht neben ihn.«

Muster summte eine leise Antwort. Sie schloss die Augen und hörte schwach die Worte, die sie gewebt hatte, damit sie in Kharats Nähe gewispert wurden.

Genieße.

Hol dir etwas zu trinken.

Nimm teil am Fest.

»Möchtest du bloß dort sitzen?«, rief Kharat ihr zu.

»Ja.«

»Ich werde mir etwas zu trinken holen. Geh nicht weg.«

»In Ordnung.«

Er stand auf und lief nach draußen. Als er zurückkam, hatte sie ein Trugbild von Schleier an einer Rubinmark befestigt und diese im Raum hinterlassen. Das Bild zeigte Schleier, wie sie mit geschlossenen Augen auf der Bank lag und leise schnarchte.

Kishi kam im Korridor an Kharat vorbei, der ihr mit glasigem Blick aus dem Weg trat. Er schenkte ihr keinen zweiten Blick, sondern setzte sich mit einem großen Becher Wein in den Korridor und beobachtete Schleier.

Kishi stürzte sich in die Feierlichkeiten draußen. Ein Mann lachte sie an und ergriff ihre Schutzhand, als wollte er sie in einen der Räume zerren. Kishi entzog sich ihm und huschte durch den Strom der Leute weiter ins Innere der Plattform. Der »äußere Ring« schien sie vollkommen einzuschließen.

Die Geheimnisse befanden sich wohl im Mittelpunkt. Niemand hielt Kishi auf, als sie den Strom des äußeren Rings endgültig verließ und zwischen zwei Gebäuden weiter auf das Innere zulief.



Die anderen beendeten ihre Unterhaltungen, und schließlich wurde es ganz still am Offizierstisch, als Kaladin Azure gegenüber Platz nahm.

Die Großmarschallin legte die behandschuhten Hände vor sich auf die Tischplatte. »Kal, nicht wahr?«, meinte sie. »Der helläugige Mann mit dem Sklavenmal. Wie ergeht es dir in der Mauerwache?«

»Es ist eine gut geführte Armee, Herr, und sie ist solchen Personen wie mir erstaunlich wohlgesinnt.« Er deutete mit dem Kopf über die Schulter der Großmarschallin. »Ich habe noch nie gesehen, dass jemand seine Splitterklinge so nachlässig behandelt. Ihr habt sie einfach an einen Ständer gehängt?«

Die anderen Männer am Tisch sahen ihn erstaunt an und schienen die Luft anzuhalten.

»Ich befürchte nun einmal nicht, jemand könnte sie wegnehmen«, sagte Azure. »Ich vertraue diesen Männern.«

»Dennoch ist es bemerkenswert«, sagte Kaladin. »Sogar tollkühn.«

Auf der anderen Seite des Tisches hob Noro, der zwei Plätze von Azure entfernt saß, beschwörend die Hände, als wollte er Kaladin stumm Einhalt gebieten. *Vermassele es nicht, Kal!*

Aber Azure lächelte. »Ich habe bisher keine Erklärung für dieses Schasch-Mal gehört, Soldat.«

»Ich habe auch noch keine gegeben, Herr«, erwiderte Kaladin. »Ich bin nicht besonders stolz auf die Ereignisse, die mir diese Narbe eingebracht haben.«

»Wie kam es dazu, dass du in unserer Stadt gelandet bist?«, fragte Azure. »Sadeas' Länder befinden sich weit im Norden. Den Berichten zufolge stehen zwischen ihnen und uns mehrere Armeen der Bringer der Leere.«

»Ich bin geflohen. Und wie war es bei Euch, Herr? Ihr müsst erst kurz vor der Belagerung in die Stadt gekommen sein, denn es gibt keine früheren Berichte über Euch. Es heißt, Ihr seid genau zu dem Zeitpunkt erschienen, in dem die Wache Euch gebraucht hat.«

»Vielleicht war ich schon immer hier und habe mich nur zurückgehalten.«

»Mit diesen Narben? Sie mögen nicht so deutlich von Gefahr sprechen wie die meinen, aber sie sind trotzdem äußerst bemerkenswert.«

Der Rest des Tisches – die Leutnants und der Hauptmann des einen Zuges – starrten Kaladin mit offenem Mund an. Vielleicht übertrieb er

es und nahm sich Dinge heraus, die weit über seinem Stand lagen.

Aber er war nie gut darin gewesen, sich seinem Stand gemäß zu verhalten.

»Vielleicht sollte mein Erscheinen besser nicht erörtert werden«, sagte Azure. »Sei dankbar, dass jemand hier war, als die Stadt ihn gebraucht hat.«

»Ich *bin* auch dankbar«, erwiderte Kaladin. »Euer Ruf bei diesen Männern spricht für Euch, Azure, und extreme Zeiten entschuldigen eine Menge. Aber irgendwann müsst Ihr Euch offenbaren. Diese Männer verdienen es zu wissen, wer sie befehligt.«

»Und was ist mit dir, Kal?« Sie nahm einen Löffel Reis und Würzpaste – Männeressen, das ihr jedoch zu schmecken schien. »Haben sie es auch verdient, deine Vergangenheit zu kennen? Solltest du dich nicht ebenfalls offenbaren?«

»Vielleicht.«

»Du weißt, dass ich dein Offizier bin. Du solltest mir antworten, wenn ich dir eine Frage stelle.«

»Ich habe geantwortet«, sagte Kaladin. »Wenn es nicht die Antworten sind, die Ihr hören wollt, dann habt Ihr vielleicht nicht die richtigen Fragen gestellt.«

Leise keuchte Noro auf.

»Und was ist mit dir, Kal? Du machst Bemerkungen, die vor Andeutungen nur so triefen. Du möchtest Antworten bekommen? Warum *fragst* du dann nicht einfach?«

Bei den Stürmen, sie hatte recht. Er war um die wahren Fragen herumgeschlichen wie die Katze um den heißen Brei. Kaladin sah ihr in die Augen. »Warum dürfen die Männer nicht darüber reden, dass Ihr eine Frau seid? Noro, fall bitte nicht in Ohnmacht. Du würdest uns alle in Verlegenheit bringen.«

Der Leutnant schlug mit der Stirn gegen die Tischplatte und ächzte leise. Der Hauptmann, mit dem Kaladin bisher nicht besonders eng zusammengearbeitet hatte, war ganz rot im Gesicht geworden.

»Sie haben mit diesem Spiel angefangen«, sagte Azure. »Sie sind Alethi, und so haben sie eine Entschuldigung dafür gebraucht, einer Frau zu gehorchen, die ihnen militärische Befehle gibt. Indem sie so tun, als gäbe es ein Geheimnis, konzentrieren sie sich auf dieses anstatt auf ihren männlichen Stolz. Ich finde das Ganze dumm.« Sie beugte sich vor. »Sag es mir offen und ehrlich: Bist du hergekommen, um mich zu jagen?«

Jagen? Kaladin hielt den Kopf schräg.

Nicht weit entfernt wurden Trommeln geschlagen.

Selbst Kaladin brauchte eine Weile, bis er begriffen hatte, was das bedeutete. Er und Azure sprangen fast gleichzeitig von der Bank auf. »Zu den Waffen!«, rief Kaladin. »Die Mauer wird angegriffen!«



Der nächstinnere Ring auf der Plattform des Eidtores wurde von kriechenden Menschen gebildet.

Kishi stand am Rand und beobachtete die große Menge von Männern und Frauen in zerschlissener Kleidung, die kichernd, jammernd oder keuchend an ihr vorbeikrochen. Jeder schien sich im Griff eines anderen Gefühls zu befinden, und jeder Gesichtsausdruck zeugte von Wahnsinn. Sie glaubte einige Hellaugen zu erkennen, die ihr beschrieben worden waren und die der Palast verschluckt hatte, aber in ihrem Zustand war das schwer zu sagen.

Eine Frau mit langen weißen Haaren schleppte sich über den Boden und blickte sie an. Sie grinste mit zusammengebißenen Zähnen; ihr Gaumen blutete. Sie kroch über den Boden, streckte eine Hand vor die andere, ihre Havah war zerfetzt und ausgebleicht. Ihr folgte ein Mann, der Ringe trug, die vor Sturmlicht glänzten und in starkem Kontrast zu seiner zerschlissenen Kleidung standen. Er kicherte unablässig.

Die Speisen auf den Tischen, die hier standen, waren verdorben und mit Fäulnis Sprengseln übersät. Kishi schwankte am Rande des Rings. Sie hätte in den äußeren Bereichen bleiben sollen; sie gehörte nicht

hierher. Hinter ihr gab es genug zu essen. Und Lachen. Und Fröhlichkeit. All das schien sie zurückzuziehen und einzuladen, sich in den ewigen wunderschönen Lauf einzureihen.

In jenem äußeren Ring spielte die Zeit keine Rolle mehr. Sie konnte Schallan und das vergessen, was sie getan hatte. Sie musste nur ... nachgeben ...

Muster summte. Schleier keuchte auf und ließ zu, dass Kishi verschwand und das Lichtweben in sich zusammenfiel. Bei den Stürmen. Sie musste diesen Ort verlassen. Er stellte böse Dinge mit ihrem Hirn an. Seltsame Dinge, sogar nach ihren eigenen Maßstäben.

Aber noch nicht. Sie zog ihren Mantel zusammen und bahnte sich einen Weg durch die Menschenmenge. Kein Feuer spendete ihr dabei Licht; es stammte nur von dem Mond über ihr und auch vom Glanz der Juwelen, die die Menschen bei sich trugen.

Bei allen Stürmen! Wohin waren sie alle während des Sturms gegangen? Das Jammern, Plappern und Kichern verfolgte sie, als sie die Straße überquerte und dann durch eine dunkle Gasse zwischen zwei Klostergebäuden tiefer ins Innere der Plattform lief. Auf das Kontrollgebäude zu, das doch unmittelbar vor ihr liegen musste.

Die Stimmen in ihrem Kopf verbanden sich miteinander und schwollen von einem Wispern zu einem wogenden Rhythmus an. Es waren pulsierende Eindrücke, gefolgt von einer Pause, auf die wieder eine weitere Welle folgte. Fast wie ...

Sie trat zwischen den Gebäuden hervor und kam zu einem monderhellten Platz, über den Salas ein violettes Lichttuch gebreitet hatte. Statt des Kontrollgebäudes fand sie nur eine überwucherte Masse. Irgendetwas hatte das gesamte Bauwerk bedeckt, so wie die Mitternachtsmutter die Edelsteinsäule unter Urithiru eingehüllt hatte.

Die dunkle Masse pulsierte und pochte. Schwarze Adern, die so dick wie menschliche Beine waren, traten aus ihr hervor und verschmolzen dann mit dem Boden in der Umgebung. Es war ein Herz, das in unregelmäßigen Abständen schlug – *bumm-ba-ba-bumm* –, die nicht Schleiers eigenem Rhythmus entsprachen.

Lass los.

Nimm teil am Fest.

Schallan, hör mir zu.

Sie schüttelte sich. Die letzte Stimme hatte anders geklungen. Sie hatte sie früher schon einmal gehört, nicht wahr?

Sie schaute zur Seite und sah ihren Schatten auf dem Boden. Der Schatten zeigte in die falsche Richtung, er wies auf das Mondlicht, statt von ihm wegzuweichen. Der Schatten kroch die Wand hoch – mit Augen, die weiße Löcher waren und schwach glänzten.

Ich bin nicht dein Feind. Aber das Herz ist eine Falle. Sei vorsichtig.

In der Ferne wurden Trommeln auf der Stadtmauer geschlagen. Die Bringer der Leere griffen an.

All das drohte sie zu überwältigen. Das klopfende Herz, die seltsamen Prozessionen in Kreisen um es herum, die Trommeln und das panische Gefühl ... denn die Verschmolzenen kamen zu *ihr*, weil sie *gesehen* hatte.

Schleier übernahm wieder die Kontrolle. Sie hatte ihr Ziel erreicht, sie hatte die Gegend ausgespäht, und sie hatte Informationen über das Eidtor eingeholt. Es war Zeit, von hier zu verschwinden.

Sie drehte sich um und setzte sich mit Mühe wieder Kishis Gesicht auf. Danach durchquerte sie den Strom der kriechenden, jammernden Menschen, glitt zum äußeren Ring der Feiernden zurück und bahnte sich entschlossen einen Weg hindurch.

Sie suchte nicht nach ihrem Bewacher, sondern ging zum Rand der Plattform des Eidtores und sprang hinunter, ohne auch nur einen Blick zurückzuwerfen.



Unsere Offenbarung wird von der Theorie befeuert, dass die Ungemachten vielleicht wie gewöhnliche Sprengsel eingefangen werden können. Aber das würde ein besonderes Gefängnis erfordern. Und Melischi.

Aus Schublade 30-20, dritter Smaragd

Kaladin rannte neben der Großmarschallin Azure den Treppenschacht hinauf, während der Klang der Trommeln wie ein Widerhall des Donners von dem abgezogenen Sturm die Luft durchfuhr. Er zählte die Schläge.

Bei den Stürmen. Mein eigener Abschnitt wird angegriffen.

»Zur Verdammnis mit diesen Kreaturen!«, murmelte Azure. »Mir entgeht etwas. Wie weiße Schrift auf schwarzem Grund ...« Sie sah Kaladin an. »Sag es mir einfach. Wer bist du?«

»Wer seid *Ihr*?«

Die beiden verließen die Treppe auf der Mauerkrone und traten in eine Szenerie des Chaos. Die diensthabenden Soldaten hatten gewaltige Öllampen auf den Türmen entzündet, die die dunklen Mauern beleuchteten. Zwischen ihnen schwirrten Verschmolzene

herum und zogen dunkel-violette Lichtstreifen hinter sich her; sie griffen mit langen, blutigen Lanzen an.

Männer lagen kreischend auf dem Boden und hatten sich zusammengekauert. Sie hielten Schilde hoch, als wollten sie sich darunter vor den fliegenden Nachtmahren verstecken.

Kaladin und Azure tauschten einen raschen Blick aus und nickten einander zu. *Später.*

Sie huschte nach links, und Kaladin schoss nach rechts und rief den Männern zu, sie sollten sich formieren. Syl wirbelte um seinen Kopf herum; sie wirkte besorgt und ängstlich. Kaladin hob einen Schild vom Boden auf, packte einen Soldaten am Arm, drehte ihn um, und ihre beiden Schilde bildeten eine feste kleine Wand. Eine fliegende Lanze krachte mit lautem Knall gegen das Metall und prallte davon ab. Eine Erschütterung durchlief Kaladin. Der Bringer der Leere flog an ihnen vorbei.

Mühsam wandte Kaladin den Blick von den Verwundeten und Blutenden, die inmitten von verzerrten Schmerzsprengeleln umherkrochen. Er zog die zerstreuten Überreste der achten Einheit wieder zusammen, während seine eigenen Männer am oberen Ende der Treppe taumelnd zum Stillstand kamen. Das hier waren ihre Freunde; es waren die Männer, mit denen sie die Kaserne teilten.

»Rechts oben!«, rief Syl.

Kaladin wirbelte herum und drückte mit seinem Schild die Lanze eines Bringers der Leere beiseite, der gerade an ihm vorbeiflog. Ein zweiter Bringer der Leere folgte ihm. Es war ein weibliches Wesen, das einen langen Rock aus gekräuselterm scharlachrotem Stoff trug. Die Art, wie sie flog, hatte beinahe eine hypnotisierende Wirkung ... bis ihre Lanze Hauptmann Deedanor gegen die Brustwehr der Mauer presste und ihn über den Rand warf.

Er schrie, als er zu Boden fiel. Fast hätte Kaladin die Formation verlassen und wäre auf ihn zugestürzt, aber er hielt sich gerade noch davon ab. Instinktiv griff er nach dem Sturmlicht in seinem Beutel, konnte sich aber beherrschen. Wenn er es zum Peitschen einsetzte,

würde er die Kreischer anlocken, und in dieser Dunkelheit hätte ihn selbst die kleinste Menge verraten. Die Verschmolzenen würden ihn gemeinsam angreifen, und das wäre das Ende der Mission zur Rettung der Stadt.

Heute konnte er sie am besten dadurch schützen, dass er sich zusammenriss, Disziplin bewies und einen klaren Kopf behielt. »Einheiten eins und zwei, zu mir!«, rief er. »Vardinar, du hast die Einheiten fünf und sechs. Deine Männer sollen Piken austeilen, dann begeben sie sich mit ihren Bögen auf das Dach des Turms. Noro, du nimmst die Einheiten drei und vier und stellst dich auf dem Wehrgang hinter dem Turm auf. Meine Männer werden diese Seite hier halten. Dann los, los!«

Niemand wandte etwas dagegen ein; alle beeilten sich, genau das zu tun, was er gesagt hatte. Kaladin hörte Rufe von der Großmarschallin weiter hinten auf der Mauer, aber er konnte nicht sehen, wie es ihr erging. Als seine beiden Einheiten schließlich einen Schildwall errichtet hatten, schlug ein menschlicher Körper neben ihnen auf den Wehrgang. Er war aus großer Höhe herabgefallen; vielleicht war er in den Himmel gepeitscht worden und nun zurückgestürzt. Die meisten der Verwundeten waren Bogenschützen aus der achten Einheit; es wirkte so, als wären sie von der Turmspitze gefegt worden.

Wir können nicht gegen diese Wesen kämpfen, dachte Kaladin. Die Bringer der Leere griffen in Wellen an und kamen aus allen Richtungen. Es war unmöglich, dabei eine normale Formation aufrechtzuerhalten.

Syl wechselte zur Gestalt eines Mädchens und blickte ihn fragend an. Er schüttelte den Kopf. Er *konnte* ohne Sturmlicht kämpfen. Er hatte schon Menschen beschützt, lange bevor er hatte fliegen können.

Er wollte gerade neue Befehle brüllen, als ein Verschmolzener an ihnen vorbeiflog und mit einem großen Schild auf ihre Piken eindrosch. Bevor sich die Männer orientieren konnten, prallte noch ein weiterer

gegen sie, und die Soldaten taumelten zurück. Ein violettes Schimmern strömte aus dem Körper der Kreatur, während sie ihre Lanze wie einen übergroßen Stab schwang.

Kaladin duckte sich instinktiv und versuchte mit seiner Pike zu parieren. Der Verschmolzene grinste, als sich die Formation auflöste. Er erinnerte an einen Parschendi, hatte übereinandergeschichtete Chitinplatten auf dem Kopf, die bis hoch zur Stirn reichten und sich über die rot und schwarz marmorierten Wangen zogen.

Kaladin senkte seine Pike, aber die Kreatur sprang über sie hinweg und drückte mit der Hand gegen Kaladins Brustkorb. Er spürte, wie er leichter wurde, und plötzlich sackte er rückwärts.

Die Kreatur hatte ihn *gepeitscht*.

Kaladin stürzte nach hinten, als fiele er von einem Vorsprung herunter, und trieb auf eine Gruppe seiner Männer zu. Der Verschmolzene wollte, dass Kaladin gegen sie prallte, aber das Wesen hatte einen Fehler gemacht.

Der Himmel gehörte *ihm*.

Kaladin reagierte sofort auf das Peitschen und orientierte sich in einem einzigen Augenblick neu. *Nach unten* – das war die Richtung, in die er nun fiel, die Brustwehr entlang und auf den Wachturm zu. Seine Männer wirkten so, als wären sie an eine Klippenwand geklebt. Entsetzt drehten sie sich zu ihm um.

Kaladin gelang es, sich mit dem Schaft seiner Pike vom Boden abzustoßen, sodass er nicht gegen seine Männer fiel, sondern an ihnen vorbeischoss. Syl flog als Band mit ihm. Er drehte sich, kam mit den Füßen zuerst auf dem Wehrgang auf und trieb in Richtung des Wachturms.

Er konnte seine Bahn noch ein wenig verändern, sodass er geradewegs durch die offene Tür fiel. Er ließ die Pike los und packte den Türsturz. Auf diese Weise bremste er sich ruckartig ab, während seine Arme vor Schmerz zu schreien schienen. Er ließ den Sturz los und trieb durch den Raum, vorbei an dem Esstisch, der an die Mauer geklebt zu sein schien, und landete auf der gegenüberliegenden

Wand im Innern des Gebäudes. Dann begab er sich zur anderen Tür hinüber, die sich zu jenem Abschnitt der Brustwehr öffnete, auf dem Noros Männer postiert waren. Bart und Ved hielten ihre Piken in den Himmel gerichtet und wirkten verängstigt.

»Kaladin!«, rief Syl. »Über dir!«

Er blickte hoch und durch die Tür. Der Bringer der Leere, der ihn gepeitscht hatte, schwebte hinunter und hielt eine Lanze in der Hand. Er umrundete den Turm und bereitete sich darauf vor, Bart und die Männer auf seiner Seite anzugreifen.

Kaladin knurrte, rannte quer über die Innenwand des Turms, richtete sich hinter dem Tisch auf und schwang sich durch ein Fenster.

Mitten in der Luft prallte er gegen den Bringer der Leere und schob die Lanze der Kreatur zur Seite.

»Lass. Meine. Männer. In. *Ruhe*.«

Kaladin krallte sich an die Kleidung des Ungeheuers und wirbelte Dutzende von Fuß oberhalb der dunklen Stadt herum, die im Licht der Kugeln in Fenstern und Laternen schimmerte. Der Bringer der Leere peitschte sich und Kaladin nach oben, offenbar weil er annahm, dass er Kaladin gegenüber umso mehr im Vorteil sein würde, je höher sie sich in der Luft befanden.

Kaladin hielt sich mit der linken Hand an ihm fest, während der Wind ihn umtoste. Dann streckte er die rechte Hand aus und rief Syl als langes Messer herbei. Sie erschien sofort, und Kaladin rammte die kleine Splitterklinge in den Bauch der Kreatur.

Der Bringer der Leere ächzte und sah ihn mit tiefen, rot glühenden Augen an. Er ließ die Lanze fallen und griff nach Kaladin, während er sich in der Luft drehte und ihn abzuschütteln versuchte.

Sie können Wunden überleben, dachte Kaladin und biss die Zähne zusammen, als das Wesen nach seinem Hals griff. *Wie die Strahlenden. Das Leerlicht erhält sie.*

Kaladin sah noch immer davon ab, sein eigenes Sturmlicht einzusetzen. Er ertrug das Peitschen des Verschmolzenen, während dieser durch die Luft wirbelte und etwas in einer Sprache rief, die

Kaladin nicht verstand. Er versuchte, mit seinem Splittermesser in das Rückgrat des Gegners zu dringen. Die Waffe war zwar äußerst scharf, aber die Verwirrung und die falsche Position verhinderten einen wirkungsvolleren Einsatz.

Der Bringer der Leere grunzte und peitschte sich nach unten auf die Mauer zu, während Kaladin sich weiterhin an ihm festhielt. Sie fielen schnell; es war ein doppeltes oder gar dreifaches Peitschen. In Spiralen stürzten sie schreiend auf den Wehrgang zu.

Kaladin! Es war Syls Stimme; sie erklang in seinem Kopf. *Ich spüre etwas ... etwas an seiner Macht. Stoße nach oben, auf sein Herz zu.*

Die Stadt, die Schlacht, der Himmel – das alles nahm er nur noch verschwommen wahr. Kaladin trieb seine Klinge tiefer in die Brust der Kreatur hinein, fuhr dann nach oben und suchte ...

Das Splittermesser traf auf etwas Zerbrechliches und gleichzeitig Hartes.

Die roten Augen des Verschmolzenen erloschen.

Kaladin drehte sich, bis sich die Gestalt zwischen ihm und dem Wehrgang befand. Sie trafen hart auf, und er prallte erst von dem Körper ab, dann fiel er mit einem knackenden Geräusch auf die Steine. Er ächzte, in seinen Augen blitzte der Schmerz, und sein Instinkt zwang ihn, Sturmlicht in sich aufzunehmen und damit die Verletzungen des Sturzes zu heilen.

Das Licht floss durch ihn, richtete die Knochen und heilte die Organe. Nach wenigen Augenblicken war es aufgebraucht, und er zwang sich, nicht noch mehr davon einzusaugen. Stattdessen drückte er sich vom Boden ab und schüttelte den Kopf.

Der Bringer der Leere lag mit starrem Blick auf dem Wehrgang neben ihm. Er war tot.

Vor ihm zog sich der zweite Verschmolzene zurück und hinterließ eine gebrochene und zerschmetterte Gruppe von Wächtern. Kaladin kam auf die Beine. Sein Abschnitt der Mauer war leer, abgesehen von den Toten und den Sterbenden. Er kannte niemanden davon;

etwa fünfzig Fuß von seiner eigenen Einheit entfernt war er niedergegangen.

Syl landete auf seiner Schulter und klopfte ihm zart gegen die Schläfe. Schmerzsprenksel bedeckten die Mauer, krochen hierhin und dorthin und zeigten die Umrisse von Händen ohne Haut.

Diese Stadt ist dem Untergang geweiht, dachte Kaladin, während er bei einem der Verwundeten niederkniete und rasch einen Verband aus einem geworfenen Mantel herstellte. *Bei den Stürmen! Vermutlich sind wir alle dem Untergang geweiht. Wir sind nicht einmal ansatzweise in der Lage, gegen diese Wesen zu kämpfen.*

Wenigstens hatte es den Anschein, dass Noros Männer überlebt hatten. Sie liefen die Mauer hinunter und sammelten sich um den Bringer der Leere, den Kaladin getötet hatte; sie drückten mit den Schäften ihrer Piken gegen ihn. Kaladin legte einen Druckverband an und wandte sich einem anderen Mann zu, dessen Kopf er umwickelte.

Bald drängten die Ärzte der Armee auf die Mauer. Kaladin trat zurück. Er war blutverschmiert, aber eher wütend als müde. Er wandte sich an Noro, Bart und die Übrigen, die sich um ihn herum versammelt hatten.

»Du hast einen von ihnen getötet«, sagte Bart und betastete seinen Arm mit der leeren Bannglyphe. »Bei allen Stürmen, du hast tatsächlich einen von ihnen *umgebracht*, Kal.«

»Wie viele habt ihr erledigt?«, fragte Kaladin, als er erkannte, dass er diese Frage bisher nicht gestellt hatte. »Wie viele hat die Mauerwache während der Angriffe der letzten Wochen getötet?«

Die Männer tauschten rasche Blicke aus.

»Azure hat einige vertrieben«, sagte Noro. »Sie hatten Angst vor ihrer Splitterklinge. Aber getötet ... das hier ist der Erste, Kal.«

Bei den Stürmen. Dabei würde der, den er umgebracht hatte, wiedergeboren werden. Solange die Herolde nicht wieder ihr Gefängnis errichteten, konnte Kaladin keinen der Verschmolzenen wirklich töten.

»Ich muss mit Azure sprechen«, sagte er und ging die Mauer entlang. »Noro, Bericht.«

»Keiner gefallen, aber Vaceslv hat eine tiefe Wunde in der Brust. Er ist jetzt bei den Ärzten und sollte durchkommen.«

»Gut. Männer, ihr kommt mit mir.«

Er fand Azure in der Nähe des Wachturms; sie verschaffte sich einen Überblick über die Verluste der achten Einheit. Sie hatte ihren Mantel ausgezogen und hielt ihn um den Unterarm gewickelt; ein Teil des Stoffes schleifte über den Boden. Ihre gezogene Splitterklinge glänzte lang und silbern.

Kaladin trat an sie heran. Die Ärmel seiner Uniform waren von dem dunklen Blut des Bringers der Leere, den er getötet hatte, fleckig geworden. Azure wirkte müde, und sie streckte ihr Schwert in die Richtung jenseits der Mauer. »Sieh nur.«

Lichter erhellten den Horizont. Kugellichter. Es waren tausende und abertausende – viel mehr, als er in den vergangenen Nächten gesehen hatte. Und sie überzogen die ganze Landschaft.

»Das ist die gesamte feindliche Armee«, sagte Azure. »Darauf verwette ich mein rotes Leben. Irgendwie ist es ihnen gelungen, durch den Sturm vorhin zu marschieren. Es wird nicht mehr lange dauern. Sie müssen vor dem nächsten Großsturm angreifen. Das sind höchstens noch ein paar Tage.«

»Ich muss wissen, was hier vorgeht, Azure«, sagte Kaladin. »Wie schafft Ihr es, Eure Armee zu ernähren?«

Sie kniff die Lippen zusammen.

»Er hat einen von ihnen getötet, Großmarschall«, flüsterte Bart hinter ihm. »Bei allen Stürmen ... er hat einen von ihnen erledigt. Hat ihn gepackt, als würde er ein Pferd besteigen, und dann hat er den Bastard durch den Himmel geritten.«

Die Frau sah ihn eingehend an, und widerstrebend rief Kaladin Syl als Splitterklinge herbei. Noro machte große Augen, und Ved wäre beinahe ohnmächtig geworden, während Bart nur grinste.

»Ich bin auf Befehl von König Elhokar und dem Schwarzdorn hier«, sagte Kaladin und legte sich Syl gegen die Schulter. »Es ist meine Aufgabe, Kholinar zu retten. Und es ist an der Zeit, dass Ihr endlich mit mir redet.«

Sie lächelte ihn an. »Komm mit.«



Ba-Ado-Mischram hat sich irgendwie mit den Parsch-Leuten verbunden, so wie es Odium früher getan hatte. Sie stellt Leerlicht zur Verfügung und ermöglicht die Formen der Macht. Unsere Eingreiftruppe wird sie gefangen nehmen.

Aus Schublade 30-20, vierter Smaragd

Grund, der Straßenjunge, befand sich nicht an seinem gewöhnlichen Platz in der Ecke des eingestürzten Ladens.

Diesem Ort war es während des Ewigsturms nicht gut ergangen. Die Decke hing nun noch stärker durch, und einige abgerissene Zweige waren durch das Fenster hereingeweicht worden und bedeckten nun den Boden. Schleier runzelte die Stirn und rief nach Grund. Nachdem sie von der Plattform des Eidtores geflohen war, hatte sie sich mit Vathah getroffen, der wie befohlen auf sie gewartet hatte.

Sie hatte Vathah zum König geschickt, damit er ihm Bericht erstattete; vermutlich hätte sie dies lieber persönlich tun sollen. Aber es war ihr nun einmal nicht möglich gewesen, die unheimliche Rastlosigkeit abzuschütteln, die durch ihre Teilnahme an dem Fest

verursacht worden war. Der Weg zurück hätte ihr einfach zu viel Zeit zum Nachdenken gegeben.

Stattdessen wollte Schleier etwas tun. Ungeheuer und Bringer der Leere waren Wesen, die sie nicht verstand, aber die verhungerten Kinder ... dagegen konnte sie etwas unternehmen. Sie hatte die beiden letzten Säcke mit Nahrungsmitteln genommen und wollte damit zu den Menschen in der Stadt gehen.

Wenn sie die finden konnte.

»Grund?«, rief Schleier noch einmal und beugte sich durch das Fenster weiter in den Innenraum hinein. Früher war er zu dieser Zeit beständig hier gewesen. Vielleicht hatte er das Gebäude für immer verlassen, wie es die anderen schon vor ihm getan hatten. Oder er war nach dem Großsturm noch nicht vom Sturmbunker zurückgekehrt.

Sie wollte gerade gehen, als Grund endlich in das Zimmer getaumelt kam. Der kleine Straßenjunge steckte die verkrüppelte Hand in die Hosentasche und sah Schleier finster an. Das war merkwürdig. Normalerweise schien er glücklich zu sein, wenn sie herkam.

»Was ist los?«, fragte sie.

»Nichts«, antwortete er. »Dachte, du bist jemand anderes.« Er schenkte ihr ein Grinsen.

Schleier fischte einige Stücke Fladenbrot aus ihrem Beutel. »Heute ist es nicht viel, fürchte ich. Aber ich wollte dich trotzdem kurz besuchen. Die Informationen, die du uns über das Buch gegeben hast, waren außerordentlich hilfreich.«

Er leckte sich die Lippen und streckte die Hände aus. Sie warf ihm das Fladenbrot zu, und er biss sofort hinein. »Was brauchst du als Nächstes?«

»Im Augenblick nichts«, sagte Schleier.

»Also, es muss doch etwas geben, womit ich helfen kann. Etwas, das du haben möchtest, oder?«

Zu verzweifelt, dachte Schleier. Was liegt hinter der Oberfläche? Was ist mir entgangen?

»Ich werde darüber nachdenken«, sagte sie. »Grund, ist wirklich alles in Ordnung?«

»Ja. Klar, doch, alles ist ausgezeichnet!« Er hielt kurz inne. »Sollte es das nicht sein?«

Muster summte leise auf Schleiers Mantel. Sie stimmte ihm zu.

»Ich komme in ein paar Tagen wieder her. Dann sollte ich einen großen Fang gemacht haben.« Schleier tippte gegen ihren Hut und begab sich zum Markt zurück. Es war schon spät, doch noch immer befanden sich viele Menschen hier. An den Tagen nach einem Ewigsturm war niemand gern allein. Manche hatten ihre Blicke auf die Stadtmauer gerichtet, die von den Verschmolzenen angegriffen worden war. Aber so etwas geschah beinahe täglich, daher hatte es keinen allzu großen Aufruhr verursacht.

Schleier zog viel mehr Aufmerksamkeit auf sich, als ihr lieb war. Sie hatte sich offenbart und ihre Maske abgenommen.

»Grund erzählt doch Lügen, nicht wahr?«, flüsterte Muster.

»Ja. Ich bin mir nicht sicher, warum er das tut und worüber er lügt.«

Als sie sich unter die Marktbesucher mischte, legte sie die Hand vor ihr Gesicht und verwandelte es mit einigen Bewegungen ihrer Finger. Sie nahm ihren Hut ab, faltete ihn zusammen und nutzte ihr Lichtweben, um ihn heimlich zu einem Wasserschlauch werden zu lassen. Beides waren kleine Änderungen, die niemand bemerken würde. Sie steckte sich die Haare in den Mantel, ließ ihn kürzer aussehen, knöpfte ihn zu und veränderte die Kleidung darunter. Als sie den Mantel auszog und zusammenfaltete, war sie nicht länger Schleier, sondern eine Marktwächterin, die sie vor einiger Zeit gezeichnet hatte.

Mit dem zusammengerollten Mantel unter dem Arm blieb sie an einer Ecke stehen und wartete, ob jemand vorbeikam und nach Schleier Ausschau hielt. Sie bemerkte niemanden, aber ihre Ausbildung durch Ishnah war noch nicht besonders weit fortgeschritten. Also ging sie zurück zu Grunds Haus und blieb dort vor der Mauer stehen, schob sich an das Fenster heran und lauschte.

»... habe dir doch gesagt, dass wir ihr das Buch nicht hätten geben dürfen«, sagte eine Stimme.

»Das ist ... dermaßen armselig!«, sagte daraufhin eine andere Stimme. »So armselig! Das war das Beste, was du tun konntest?«

Sie hörte ein Grunzen und dann ein Wimmern. *Das ist Grund.* Schleier fluchte leise und warf einen Blick durch das Fenster. Eine Gruppe von Schlägern kaute auf dem Fladenbrot herum, das sie mitgebracht hatte. Grund lag in der Ecke, jammerte und hielt sich den Bauch fest.

Schleier spürte, wie der Zorn in ihr aufstieg, und sofort kochten auch Wutsprenksel um sie herum auf – Pfützen aus Rot und Orange. Sie brüllte die Männer an und schoss auf die Tür zu. Sogleich zerstreuten sich die Schläger, aber einer von ihnen hieb mit seiner Keule noch kurz auf Grunds Schädel ein, was ein schrecklich knackendes Geräusch verursachte.

Als sie Grund erreicht hatte, waren die Männer in den Tiefen des Gebäudes verschwunden. Sie hörte, wie eine Tür im hinteren Teil laut zufiel. Muster erschien als Splitterklinge in ihrer Hand, aber – beim Sturmwater! – sie konnte ihnen nicht nachjagen und dieses arme Kind hier allein zurücklassen.

Schleier entließ Muster und kniete sich hin. Sie war von der blutigen Wunde in Grunds Kopf entsetzt. Der Schädel war gebrochen, und Blut trat aus ...

Er blinzelte benommen. »Sch... Schleier?«

»Bei den Stürmen, Grund!«, flüsterte sie. »Ich ...« Was konnte sie tun? »Hilfe! Hilfe! Hier liegt ein verwundetes Kind!«

Grund wimmerte, dann flüsterte er etwas. Schleier beugte sich über ihn und kam sich schrecklich nutzlos vor.

»Hass ...«, flüsterte Grund. »Hasse dich.«

»Es ist in Ordnung«, sagte Schleier. »Sie sind jetzt fort. Sie ... sind weggelaufen. Ich werde dir helfen.« Ein Verband. Sie schnitt den Saum ihrer Bluse mit dem Messer entzwei.

»Hasse dich«, flüsterte Grund.

»Ich bin es, Grund. Nicht die anderen.«

»Warum konntest du mich denn nicht in Ruhe lassen?«, wisperte er.

»Sie haben sie ... alle umgebracht. Meine Freunde ... Tai ...«

Schleier drückte den Stoff gegen die Kopfwunde, und er zuckte zusammen. Bei den Stürmen! »Halte still. Streng dich nicht an.«

»Hasse dich«, wiederholte er.

»Ich habe dir etwas zu essen gebracht, Grund.«

»Du hast *sie* hergelockt«, zischte er. »Du bist herumstolziert und hast mit Essen um dich geworfen. Hast du etwa geglaubt, das würde niemand bemerken?« Er schloss die Augen. »Ich musste den ganzen Tag herumsitzen und auf ... auf dich warten. Mein *Leben* hat nur noch aus dem Warten auf dich bestanden. Wenn ich nicht hier war, als du gekommen bist, oder wenn ich das Essen versteckt habe, haben sie mich geschlagen.«

»Wie lange?«, flüsterte sie und spürte, wie ihre Zuversicht schwand.

»Seit dem ersten Tag, sturmverdamnte Frau! Hasse ... ich hasse dich ... die anderen auch. Wir alle ... hassen dich.«

Sie saß so lange bei ihm, bis sein Atem erst immer langsamer wurde und schließlich ganz versiegte. Danach lehnte sie sich zurück und hielt den blutigen Stoff zwischen ihren Fingern.

Schleier konnte damit umgehen. Sie kannte den Tod. Es ... schließlich war es das Leben ... auf der Straße ... und ...

Zu viel. Zu viel für einen Tag.

Schallan blinzelte die Tränen aus ihren Augenwinkeln. Muster summte. »Schallan«, sagte er. »Der Junge ... er hat von den anderen gesprochen. Andere?«

Bei allen Stürmen! Sie sprang auf die Beine und stürmte in die Nacht hinaus. In ihrer Hast ließ sie Schleiers Hut und Mantel fallen. Sie lief zu Muri – zu der Mutter, die einmal eine Näherin gewesen war. Schallan bahnte sich einen Weg durch den Markt, bis sie das überfüllte Mietshaus gefunden hatte, in dem die Näherin lebte. Sie durchquerte das Gemeinschaftszimmer und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als sie Muri in ihrem winzigen Zimmer lebend

antraf. Die Frau war gerade damit beschäftigt, eilig Kleidung in einen Sack zu stopfen, und ihre älteste Tochter hielt einen ähnlichen Sack in den Händen.

Sie schaute auf, erkannte Schallan – die noch immer wie Schleier aussah – und fluchte leise. »Du.« Ihr Stirnrunzeln und der finstere Blick waren ganz und gar ungewohnt für Schallan. Die Frau war ihr sonst immer so freundlich erschienen.

»Du weißt es schon?«, fragte Schallan. »Das ... von Grund?«

»Grund?«, fuhr Muri sie an. »Ich weiß bloß, dass die Greifer wegen irgendetwas wütend sind. Und ich möchte kein Risiko eingehen.«

»Die Greifer?«

»Wie ahnungslos bist du eigentlich, Frau? Die Bande, die dieses Gebiet kontrolliert, hat uns gezwungen, nach dir Ausschau zu halten. Derjenige, der mich beobachtet hat, ist zu einem anderen gegangen, und dann haben sie sich ganz leise gestritten, und schließlich haben sie sich verzogen. Aber ich habe gehört, wie sie meinen Namen genannt haben. Also gehe ich.«

»Sie haben dir das Essen abgenommen, das ich dir gegeben habe, nicht wahr? Bei den Stürmen, sie haben Grund *umgebracht!*«

Muri hielt erst inne, dann schüttelte sie den Kopf. »Dieser arme Junge. Es wäre besser gewesen, wenn es stattdessen dich getroffen hätte.« Sie fluchte, sammelte die Säcke ein und schob ihre Kinder auf das Gemeinschaftszimmer zu. »Wir mussten die ganze lange Zeit hier sitzen und auf dich und deinen sturmverdamnten Sack mit den Leckereien warten.«

»Es ... es tut mir leid.«

Muri ging mit ihren Kindern in die Nacht hinaus. Schallan sah ihnen nach und fühlte sich wie betäubt. Leer. Sie setzte sich in Muris verlassenen Zimmer auf den Boden und hielt noch immer den Stoff mit Grunds Blut daran in den Händen.



Wir sind uns nicht sicher, welche Auswirkungen dies auf die Parsch haben wird. Zumindest sollte es ihnen gewisse Formen der Macht unerreichbar machen. Melischi ist zuversichtlich, aber Naze-Tochter-Kuzodo warnt vor unbeabsichtigten Nebenwirkungen.

Aus Schublade 30-20, fünfter Smaragd

Mein Name ist Kaladin«, sagte er. Dabei stand er im Gemeinschaftsraum der Kaserne, die auf den Befehl der Großmarschallin hin geräumt worden war. Noros Trupp war auf Kaladins Bitten geblieben, und Azure hatte den Bataillonskommandeur Hadinar dazu gebeten, einen stämmigen Knaben mit Hängebacken. Er war einer von Azures führenden Offizieren. Die einzige andere Person im ganzen Raum war der nervöse Feuerer, der die Bannglyphen für die Soldaten zeichnete.

Sanftes blaues Kugellicht überflutete den Tisch, an dem die meisten von ihnen saßen. Kaladin hingegen stand und wusch sich gerade mit einem feuchten Tuch über einer Wasserschale das Blut von den Händen.

»Kaladin«, sagte Azure. »Das ist ein königlicher Name. Aus welchem Haus stammst du?«

»Man nennt mich bloß den Sturmgesegeten. Wenn Ihr Euch vergewissern wollt, dass ich meine Befehle tatsächlich vom König erhalten habe, kann ich dafür sorgen.«

»Gehen wir bei diesem Gespräch erst einmal davon aus, dass ich dir glaube«, sagte Azure. »Was willst du von uns?«

»Ich muss wissen, wie Ihr es schafft, den Seelengießer einzusetzen, ohne dabei die Aufmerksamkeit der kreischenden Sprengsel auf Euch zu lenken. Dieses Geheimnis könnte wesentlich für die Rettung der Stadt sein.«

Azure nickte, stand auf und ging zum hinteren Teil der Kaserne. Mit einem Schlüssel öffnete sie das angrenzende Zimmer. Kaladin hatte bereits einen Blick hineingeworfen. Nur Vorräte befanden sich darin.

Der Rest folgte Azure in den Raum. Dort steckte sie einen kleinen Haken zwischen zwei Steine und zog an einer verborgenen Klinke. Dadurch war sie in der Lage, einen Stein zu entfernen, hinter dem sich ein Hebel zeigte. Als sie daran zog, öffnete sich eine Tür in der Wand. Das Licht der wenigen Kugeln in den Händen der Soldaten enthüllte einen kurzen Korridor, der sich in der Mitte der Stadtmauer erstreckte.

»Ihr habt einen Tunnel in eine der Windklingen gehauen, Herr?«, fragte Bart entsetzt.

»Dieser Gang existiert schon länger als wir alle, Soldat«, sagte Bataillonskommandeur Hadinar. »Es ist ein schneller, geheimer Weg zwischen den einzelnen Posten. Es gibt sogar einige versteckte Treppenaufgänge hoch zur Mauerkrone.«

Der Gang war so schmal, dass sie hintereinander gehen mussten. Bart folgte Kaladin und drängte sich in der Enge dicht an ihn. »Äh, also, Kal ... du kennst den Schwarzdorn?«

»Besser als die meisten anderen.«

»Und ... ähem ... du weißt schon ...«

»Dass ihr beiden nie zusammen im Reinsee schwimmen gewesen seid?«, fragte Kaladin. »Ja, aber ich glaube, der Rest der Männer hatte das bereits vermutet, Bart.«

»Ja«, sagte er und schaute zu den anderen zurück. Dann stieß er leise die Luft aus. »Ich war der Meinung, dass niemand die Wahrheit je geglaubt hätte, da es in Wirklichkeit der Kaiser der Azisch war ...«

Obwohl dieser Gang in den Stein gehauen worden war, erinnerte er Kaladin an die Tunnel in Urithiru. Sie erreichten eine Falltür im Boden, die Azure mit einem Schlüssel öffnete. Sie stiegen über eine Leiter hinunter, neben der sich ein Lastenaufzug mit Seilen und Rollen befand, und gelangten schließlich in einen großen Raum voller Getreidesäcke. Kaladin hielt eine Kugel hoch und beleuchtete eine zerklüftete Wand, aus der in unregelmäßigen Abständen Steine herausgebrochen worden waren.

»Ich komme fast jede Nacht hierher«, sagte Azure und streckte die behandschuhte Hand aus, »und schneide Blöcke mit meiner Klinge heraus. Ich habe schon Alpträume, dass die Stadt über uns zusammenbrechen könnte, aber ich kenne keinen anderen Weg, genug Steine zusammenzubringen – zumindest nicht, ohne noch mehr Aufmerksamkeit zu erregen.«

Auf der anderen Seite der Kammer befand sich eine weitere verschlossene Tür. Azure klopfte zweimal, öffnete sie und wies den Weg in einen kleineren Raum, der von einer alten Feuerin bewohnt war. Sie kniete neben einem Steinblock und trug ein auffallendes Fabrial an ihrer Hand. Es glühte kräftig in dem Licht der Smaragde, die es enthielt.

Die Frau hatte etwas Unmenschliches an sich. Unter ihrer Haut schienen sich Ranken zu schlängeln, die an den Augenrändern hervorkamen und sich wie Efeu über ihr Gesicht ausbreiteten.

Sie stand auf und verneigte sich vor Azure. Eine wahre Seelengießerin. Also ... machte Azure es nicht selbst? »Wie?«, fragte Kaladin. »Warum sind denn die Kreischer nicht erschienen?«

Azure deutete auf die Seiten des Raumes, und jetzt erst bemerkte Kaladin, dass die Wände mit spiegelnden Metallplatten bedeckt waren. Er runzelte die Stirn und legte die Finger gegen eine der Platten. Sie fühlten sich kühl an. Das war doch kein Stahl, oder?

»Bald nachdem die Seltsamkeiten im Palast begonnen hatten«, sagte Azure, »ist ein Mann mit einem Chull-Karren vor unserer Kaserne aufgetaucht. Auf der Ladefläche befanden sich diese Metallplatten. Er war ... ein seltsamer Knabe. Ich hatte schon früher mit ihm zu tun.«

»Kantige Gesichtszüge?«, riet Kaladin. »Schnell mit einer Beleidigung zur Hand? Einfältig und direkt, irgendwie alles gleichzeitig?«

»Wie ich sehe, kennst du ihn«, sagte Azure. »Er hat uns gesagt, wir sollten nur in einem Raum seelengießen, der mit diesem Metall ausgekleidet ist. Soweit ich weiß, verhindert es, dass uns die Kreischer spüren können. Doch leider verhindert es auch den Kontakt mit der Außenwelt durch die Spannfedern.

Die arme Ithi und ihre Schwester arbeiten hier ununterbrochen mit dem Seelengießer. Die Ernährung der ganzen Stadt ist zwar eine unmögliche Aufgabe für die beiden, aber wir müssen wenigstens unsere Armee bei Kräften halten und haben sogar noch ein wenig übrig.«

Bei der Verdammnis, dachte Kaladin, als er die spiegelnden Wände untersuchte. Das würde ihm nicht helfen, seine Kräfte einzusetzen, ohne dass es allgemein bekannt wurde.

»Also gut, Sturmgeseegneter«, sagte Azure. »Ich habe dir unsere Geheimnisse verraten. Jetzt sagst du mir, warum der König erwartet, dass ein *einzelner* Mann diese Stadt rettet, auch wenn er eine Splitterklinge besitzt.«

»In Kholinar steht ein uralter Apparat«, sagte er. »Er kann in einem Augenblick große Menschenmengen von einem Ort zum anderen bringen.« Dabei drehte er sich zu Azure und den anderen um. »Die

Kholin-Armee wartet darauf, hier zu uns zu stoßen. Wir müssen bloß den Apparat aktivieren, und das ist nur wenigen Personen möglich.«

Die Soldaten wirkten verblüfft – außer Azure, die den Kopf hob.
»Wirklich? Meinst du das ernst?«

Kaladin nickte.

»Großartig. Dann wollen wir dieses Ding mal in Gang setzen. Wo befindet es sich?«

Kaladin holte tief Luft. »Na ja, genau das ist das Problem ...«



Sicherlich wird dies dem Krieg genau das Ende bereiten, das die Herolde uns versprochen haben.

Aus Schublade 30-20, letzter Smaragd

Sie hatte sich irgendwo zusammengekauert. Sie hatte vergessen, wo das war.

Für eine Weile war sie ... jedermann gewesen. Hundert Gesichter, eines war auf das andere gefolgt. In ihnen hatte sie nach Trost und Zuversicht gesucht. Sicherlich konnte sie *eines* finden, das keine Schmerzen zufügte.

Alle Flüchtlinge in ihrer Nähe waren geflohen und hatten sie ein Sprengsel genannt. Sie hatten sie mit diesen hundert Gesichtern allein gelassen, in Stille und Schweigen, bis ihr Sturmlicht erloschen war.

Und dann war als Einzige Schallan übrig geblieben. Leider.

Finsternis. Eine ausgeblasene Kerze. Ein abgerissener Schrei. Solange sie nichts sah, erschuf ihr Geist seine eigenen Bilder.

Ihr Vater, dessen Gesicht purpurrot anlief, als sie ihn erwürgte und dabei ein Wiegenlied sang.

Ihre Mutter, tot, mit ausgebrannten Augen.

Tyn, von Muster durchstoßen.

Kabsal, der auf dem Boden zitterte, während er dem Gift erlag.

Yalb, der unverbesserliche Seemann von der *Windesvergnügen*, tot in den Tiefen des Meeres.

Ein namenloser Kutscher, ermordet von Mitgliedern der Geisterblüter.

Und jetzt der Straßenjunge Grund, mit aufgebrochenem Schädel.

Schleier hatte versucht, all diesen Menschen zu helfen, aber es war ihr lediglich gelungen, ihr Leben noch elender zu machen. Die Lüge, die Schleier verkörperte, wurde plötzlich überdeutlich. Sie hatte *nicht* auf der Straße gelebt, und sie wusste *nicht*, wie man den Menschen helfen konnte. Das Vorspiegeln von Erfahrung bedeutete nicht, dass sie diese Erfahrung tatsächlich besaß.

Schleier war stets der Meinung gewesen, dass Schallan mit dem großen Ganzen fertigwerden konnte – mit den Bringern der Leere und mit den Ungemachten. Nun aber musste sie sich der Tatsache stellen, dass sie schlicht *keine Ahnung* hatte, was sie tun sollte. Es war ihr nicht möglich, an das Eidtor heranzukommen. Dieses wurde von einem uralten Sprengsel bewacht, das in der Lage war, in ihren Geist einzudringen.

Die ganze Stadt hing von ihr ab, dabei hatte sie es nicht einmal geschafft, einen armen Bettlerjungen zu retten. Während sie sich auf dem Boden zusammenrollte, schien ihr Grunds Tod ein Schatten aller anderen Ereignisse zu sein – und ein Beweis dafür, dass ihre guten Absichten nichts als Anmaßung waren.

Überall, wohin sie kam, verfolgte sie der Tod. Jedes Gesicht, das sie trug, war eine Lüge, denn sie konnte nichts ausrichten.

Konnte sie denn nicht wenigstens ein einziges Mal jemand sein, der niemandem ein Leid antat?

Das Licht schob Schatten vor sich her, lang und schmal. Sie blinzelte und fühlte sich für kurze Zeit wie gelähmt. Wie viele Tage war es her, seit sie zum letzten Mal Licht gesehen hatte? Eine Gestalt trat in den

Gemeinschaftsraum vor ihrer winzigen Kammer. Sie befand sich noch immer in dem Zimmer, in dem Muri gelebt hatte.

Vorsichtig schnüffelte sie.

Der Neuankömmling brachte sein Licht zu ihrem Türdurchgang, dann trat er behutsam ein und setzte sich ihr gegenüber mit dem Rücken zur Wand. Der Raum war so schmal, dass seine Knie die Wände neben ihr berührten, als er die Beine ausstreckte. Sie hatte die Knie gegen die Brust gezogen und den Kopf darauf gelegt.

Schelm sagte nichts. Er legte seine Kugel auf den Boden und ließ ihr die Stille.

»Ich hätte es besser wissen müssen«, flüsterte sie schließlich.

»Vielleicht«, sagte Schelm.

»Das Verteilen so vieler Nahrungsmittel hat die Jäger und Räuber angelockt. Das war dumm von mir. Ich hätte mich auf das Eidtor konzentrieren sollen.«

»Wieder: vielleicht.«

»Es ist so schwer, Schelm. Wenn ich Schleiers Gesicht trage ... dann ... dann muss ich auch denken, wie sie denkt. Sobald sie die Führung übernimmt, fällt es mir schwer, die größeren Zusammenhänge zu erkennen. Und ich möchte, dass sie die Führung übernimmt, weil sie nicht ich ist.«

»Um die Diebe, die den Jungen ermordet haben, hat man sich bereits gekümmert«, sagte Schelm.

Sie sah ihn an.

»Als einige Männer auf dem Markt hörten, was geschehen war«, fuhr Schelm fort, »haben sie endlich die Bürgerwehr gegründet, von der sie so lange gesprochen hatten. Sie haben die Greifer aufgestöbert und sie gezwungen, den Mörder herauszugeben und sich dann aufzulösen. Ich bitte um Entschuldigung dafür, dass ich nicht früher tätig geworden bin; ich war durch andere Aufgaben abgelenkt. Es wird Euch freuen zu hören, dass einige der Nahrungsmittel, die Ihr weggegeben habt, noch in ihrem Lager waren.«

»War es das Leben dieses Jungen wert?«, flüsterte Schallan.

»Ich kann den Wert eines Lebens nicht beurteilen. Ich wage nicht einmal den Versuch einer Bewertung.«

»Muri hat gesagt, es wäre besser, ich würde nicht mehr leben.«

»Da es *mir* an der Erfahrung mangelt, den Wert eines Lebens zu bemessen, bezweifle ich, dass sie diese Erfahrung besitzt. Ihr habt versucht, den Menschen auf dem Markt zu helfen. Ihr seid größtenteils gescheitert. So ist das Leben. Je länger man lebt, desto öfter scheitert man. Scheitern ist ein Zeichen dafür, dass ein Leben gut gelebt wurde. Die einzige Möglichkeit, ohne Scheitern zu leben, besteht darin, für niemanden von Nutzen zu sein. Vertraut mir, ich habe es versucht.«

Sie schniefte und wandte den Blick ab. »Ich muss zu Schleier werden, wenn ich den Erinnerungen entkommen will, aber ich besitze nicht die Erfahrung, die sie zu haben behauptet. Ich habe nicht ihr Leben gelebt.«

»Nein«, sagte Schelm sanft. »Ihr habt ein weitaus härteres Leben gelebt, nicht wahr?«

»Ja, aber gleichzeitig war es ein naives Leben.« Sie holte tief und rasselnd Luft. Schallan musste damit aufhören. Sie wusste, dass sie diesen Anfall von Verzweiflung hinter sich bringen und in den Schneiderladen zurückkehren musste.

Sie würde es tun. Sie würde all das in den Tiefen ihres Geistes verschließen und dort aufbewahren, wo alles andere steckte, dem sie keine Beachtung schenkte. Dann konnte es zusammen schwären.

Schelm lehnte sich zurück. »Kennt Ihr die Geschichte von dem Mädchen, das nach oben schaute?«

Darauf gab Schallan keine Antwort.

»Es ist eine Geschichte aus alter Zeit«, sagte Schelm, wölbte die Hände über die Kugel auf dem Boden und nahm sie auf. »Damals war alles anders. Eine Mauer hielt die Stürme fern, aber niemand beachtete sie. Niemand außer einem Mädchen, das eines Tages nach oben schaute und die Mauer nachdenklich betrachtete.«

»Warum gibt es die Mauer?«, flüsterte Schallan.

»Ah, Ihr kennt also die Geschichte? Gut.« Er beugte sich hinunter und blies den Kremstaub vom Boden fort. Er wirbelte und erschuf die Gestalt eines Mädchens. Kurz entstand der Eindruck, dass es vor einer Mauer stand, doch dann wurde alles rasch wieder zu Staub. Er versuchte es noch einmal, und nun stieg die Mauer im Wirbel des Staubes noch höher, fiel aber bald wieder zurück.

»Ein wenig Hilfe?«, fragte er und schob Schallan einen Beutel mit Kugeln zu.

Schallan seufzte, nahm den Beutel an sich und sog das Sturmlicht ein. Es tobte in ihr und wollte benutzt werden, also stand sie auf, atmete aus und wob es zu einer Illusion, die sie schon einmal erschaffen hatte. Ein herausgeputztes Dorf und ein junges Mädchen, das zu einer unfassbar hohen Mauer in der Ferne aufschaute.

Hinter der Illusion schien der Raum zu verschwinden. Irgendwie war es Schallan gelungen, die Wände und die Decke auf eine solche Weise zu bemalen, dass sie daraufhin ganz in der Landschaft aufgingen und zu einem Teil von ihr wurden. Sie hatte sie nicht unsichtbar gemacht; sie waren nur verdeckt, sodass sich Schallan und Schelm an einem anderen Ort zu befinden schienen.

Das war ... das war mehr, als sie je geschafft hatte. Aber war *sie* es wirklich, die dies vollbrachte? Schallan schüttelte den Kopf und trat neben das Mädchen, das einen langen Schal trug.

Schelm stellte sich an die andere Seite. »Hm«, sagte er. »Nicht schlecht. Aber es ist nicht dunkel genug.«

»Wie bitte?«

»Ich dachte, Ihr kennt die Geschichte«, sagte Schelm und machte mit dem Finger eine klopfende Bewegung in der Luft. Farbe und Licht bluteten aus Schallans Illusion, und nun standen sie in der Finsternis der Nacht, die nur von einigen schwachen Sternen erhellt wurde. »In jenen Tagen gab es kein Licht.«

»Kein Licht ...«

»Natürlich mussten die Menschen auch ohne Licht irgendwie leben, nicht wahr? Das ist es doch, was Menschen tun. Ich vermute, es ist sogar das *Erste*, was sie lernen. Also lebten sie in der Dunkelheit, bestellten ihre Felder in der Dunkelheit und aßen in der Dunkelheit.« Er zeigte hinter sich. Menschen taumelten durch das Dorf, ertasteten sich den Weg zu ihren verschiedenen Tätigkeiten und waren im Sternenschein kaum zu erkennen.

Auch wenn es seltsam erschien, einige Bruchstücke der Geschichte, die sie erzählt hatte, ergaben nun einen Sinn. Erst als das Mädchen zu den Bewohnern des Dorfes ging und sie fragte: »Warum gibt es die Mauer?«, wurde deutlich, warum sie diese Mauer bisher so einfach hatten übersehen können.

Die Illusion folgte Schelms Worten, während das Mädchen einige Personen nach der Mauer fragte. *Geh nicht hinter sie, oder du stirbst.*

»Und so«, sagte Schelm, »entschied sie, dass sie Antworten nur dann erhalten würde, wenn sie selbst auf die Mauer kletterte.« Er sah Schallan an. »War sie dumm oder mutig?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Falsche Antwort. Sie war beides.«

»Sie war *nicht* dumm. Wenn niemand Fragen stellt, lernen wir nichts dazu.«

»Und was ist mit der Weisheit der Alten?«

»Sie haben nicht erklärt, warum das Mädchen nicht nach der Mauer fragen sollte! Es gab keine vernünftigen Gründe und keine Rechtfertigungen. Es ist etwas anderes, den Alten zuzuhören, als genauso verängstigt wie alle Übrigen zu sein.«

Schelm lächelte; die Kugel in seiner Hand beleuchtete sein Gesicht. »Ist es nicht seltsam, dass so viele von unseren Geschichten auf die gleiche Weise beginnen, aber vollkommen andere Enden haben? In der einen Hälfte beachtet das Kind seine Eltern nicht, sondern wandert in den Wald hinaus und wird gefressen. In der anderen Hälfte entdeckt es große Wunder. Es gibt nicht viele Geschichten über

Kinder, die sagen: »Ja, ich werde nicht in den Wald gehen. Ich bin froh, von meinen Eltern erfahren zu haben, dass dies der Ort ist, an dem die Ungeheuer leben.«

»Ist es das, was du mir gerade beizubringen versuchst?«, fuhr Schallan ihn an. »Der feine Unterschied zwischen der eigenen Entscheidung und dem Nichtbeachten eines guten Rates?«

»Ich wäre ein schrecklicher Lehrer.« Als das Mädchen nach einem langen Weg die Mauer erreicht hatte, machte er eine Handbewegung. Sie begann mit dem Aufstieg. »Aber glücklicherweise bin ich kein Lehrer, sondern ein *Künstler*.«

»Die Menschen lernen auch aus der Kunst.«

»Blasphemie! Kunst ist keine Kunst mehr, wenn sie eine *Funktion* hat.«

Schallan rollte mit den Augen.

»Nehmt zum Beispiel diese Gabel«, sagte Schelm und machte eine winkende Handbewegung. Ein wenig von Schallans eigenem Sturmlicht trennte sich von ihr ab, wirbelte über seiner Hand und erschuf das Bild einer schwebenden Gabel in der Dunkelheit. »Sie hat einen Nutzen. Sie wird zum Essen gebraucht. Wäre sie von einem Meisterkünstler verziert, würde das ihre Funktion verändern?« Die Gabel zeigte plötzlich ein verschlungenes eingepprägtes Muster aus wachsenden Blättern. »Nein, natürlich nicht. Sie besitzt noch immer dieselbe Funktion, ob sie nun verziert ist oder nicht. Die *Kunst* ist der Teil, der keinen Nutzen in sich trägt.«

»Sie macht mich glücklich, Schelm. Das ist doch ein Nutzen.«

Er grinste, und die Gabel verschwand.

»Waren wir nicht gerade mitten in einer Geschichte über ein Mädchen, das eine Mauer erklettert?«, fragte Schallan.

»Ja, aber dieser Teil dauert noch *ewig*«, sagte er. »Ich werde etwas finden, womit wir uns derweil beschäftigen können.«

»Wie wäre es, wenn wir den langweiligen Teil einfach überschlagen?«

»Überschlagen?«, fragte Schelm entsetzt. »Den Teil einer *Geschichte* einfach *überschlagen*?«

Schallan schnippte mit den Fingern, und nun veränderte sich die Illusion so, dass sie plötzlich in der Finsternis auf der Mauer standen. Schließlich trat das Mädchen mit dem Schal auf die Krone, nachdem sie tagelang aufgestiegen war.

»Ihr tut mir weh«, sagte Schelm. »Was geschieht als Nächstes?«

»Das Mädchen entdeckt *Stufen*«, sagte Schallan. »Und sie begreift, dass die Mauer nicht dazu da ist, etwas von draußen abzuhalten, sondern um sie und ihr Volk von der anderen Seite fernzuhalten.«

»Warum?«

»Weil wir die Ungeheuer sind.«

Schelm stellte sich vor Schallan hin und legte still die Arme um sie. Sie zitterte, wand sich und vergrub ihr Gesicht in seinem Hemd.

»Ihr seid kein Ungeheuer, Schallan«, flüsterte Schelm. »O mein Kind. Die *Welt* ist manchmal ungeheuerlich, und es gibt solche, die Euch glauben machen wollen, dass Ihr es deshalb auch seid.«

»Ich bin es.«

»Nein. Seht Ihr, es gilt ebenso in der anderen Richtung. Ihr seid aufgrund Eurer Beziehung zur Welt nicht schlecht, sondern die Welt ist besser wegen ihrer Beziehung zu *Euch*.«

Zitternd drückte sie sich gegen ihn. »Was mache ich bloß, Schelm?«, flüsterte sie. »Ich weiß ... ich weiß, dass ich nicht so leiden sollte. Ich musste ...« Sie holte tief Luft. »Ich musste sie töten. Ich *musste* es einfach tun. Aber jetzt habe ich die Worte gesagt und kann es nicht mehr leugnen. Ich sollte ... einfach sterben, nämlich für das, was ich getan habe ...«

Schelm machte eine Handbewegung zur Seite und in Richtung des Mädchens mit dem Schal, das noch immer über eine neue Welt hinausschaute. Was war das für ein langer Gegenstand neben ihr?

»Ihr erinnert Euch an den Rest der Geschichte?«, sagte Schelm sanft.

»Das ist jetzt nicht mehr wichtig. Wir haben die Moral bereits herausgefunden. Die Mauer hat die Menschen ferngehalten.«

»Warum?«

»Weil ...« Was hatte sie Muster gesagt, als sie ihm diese Geschichte gezeigt hatte?

»Weil hinter der Mauer Gottes Licht liegt«, sagte Schelm und streckte die Hand aus.

Explosionsartig wurde es hell. Ein kräftiges Strahlen beleuchtete die Landschaft hinter der Mauer. Schallan keuchte, als es auch auf sie und Schelm fiel. Das Mädchen mit dem Schal keuchte ebenfalls und sah zum ersten Mal die Welt in all ihren Farben.

»Sie kletterte die Stufen hinunter«, flüsterte Schallan und beobachtete das Mädchen auf der Treppe, dessen Schal hinter ihm herflatterte. »Sie verbarg sich unter den Kreaturen, die auf dieser Seite lebten. Sie schlich sich an das Licht heran und nahm es mit. Auf die andere Seite. In das ... das Land der Schatten ...«

»Ja, in der Tat«, sagte Schelm, als sich die Szenerie entfaltete, das Mädchen sich an die gewaltige Quelle des Lichts heranpirschte und mit ihrer Hand ein kleines Stück herausbrach.

Eine unglaubliche Jagd.

Mit rasender Geschwindigkeit kletterte das Mädchen die Stufen hinauf.

Und auf der anderen Seite ... ein verrückter Abstieg.

Und dann ... Licht, zum ersten Mal im Dorf, gefolgt vom Heraufkommen der Stürme, die sich über die Mauer ergossen.

»Die Menschen litten«, sagte Schelm, »aber jeder Sturm brachte erneuertes Licht, denn nun, da es ergriffen worden war, konnte es nicht mehr zurückgebracht werden. Und die Menschen würden trotz ihrer Mühsale nie wieder freiwillig in ihr früheres Leben zurückkehren. Denn jetzt konnten sie *sehen*.«

Die Illusion verblasste, und nun standen sie im Gemeinschaftsraum des Gebäudes; Muris kleines Zimmer lag neben ihnen. Schallan wich

von Schelm zurück; sie schämte sich, weil sie auf sein Hemd geweint hatte.

»Würdet Ihr lieber zurückgehen«, sagte er, »und nicht mehr sehen können?«

»Nein«, flüsterte sie.

»Dann lebt. Und lasst zu, dass Eure Fehlschläge ein Teil von Euch sind.«

»Das klingt ... das klingt ganz schrecklich nach einer Moral, Schelm. Als würdest du versuchen, etwas *Nützliches* zu tun.«

»Na ja, wie ich schon sagte, wir machen alle hin und wieder Fehler.« Er fuhr mit den Händen in einigem Abstand über Schallan, als wollte er etwas von ihr abwischen. Sturmlicht kräuselte sich rechts und links aus ihr heraus und bildete zwei sich gleichende Versionen von Schallan. Sie standen da mit rötlichem Haar, sommersprossigen Gesichtern und wallenden weißen Mänteln, die zu jemand anderem gehörten.

»Schelm ...«, begann sie.

»Pst.« Er trat an eine der Illusionen heran, betrachtete sie und klopfte sich mit dem Zeigefinger gegen das Kinn. »Diesem armen Mädchen ist eine Menge zugestoßen, nicht wahr?«

»Viele Leute haben mehr gelitten als sie und kommen ausgezeichnet damit zurecht.«

»Ausgezeichnet?«

Schallan zuckte die Achseln; sie war unfähig, die Wahrheiten zu bannen, die sie ausgesprochen hatte. Die ferne Erinnerung daran, wie sie ihrem Vater etwas vorgesungen hatte, während sie ihn strangulierte. Die Menschen, die sie im Stich gelassen hatte; die Schwierigkeiten, die sie verursacht hatte. Das Trugbild Schallans links von ihr keuchte auf, dann wich es zur Wand des Zimmers zurück und schüttelte den Kopf. Es brach zusammen, legte den Kopf auf die Knie und krümmte sich zu einer Kugel.

»Arme Närrin«, flüsterte Schallan. »Alles, was sie versucht, macht die Welt nur noch schlechter. Sie wurde von ihrem Vater gebrochen,

und dann hat sie sich auch noch selbst gebrochen. Sie ist ganz wertlos, Schelm.« Als sie bemerkte, dass sie höhnisch grinste, biss sie die Zähne zusammen. »Es ist nicht ihre Schuld, aber trotzdem: Sie ist ganz wertlos.«

Schelm gab ein Grunzen von sich und deutete auf das zweite Trugbild, das hinter ihnen stand. »Und was ist mit ihr?«

»Sie ist nicht anders«, sagte Schallan, die dieses Spieles müde wurde. Sie gab der zweiten Illusion die gleichen Erinnerungen. Vater. Helaran. Die im Stich gelassene Jasnah. Alles.

Schallans Trugbild versteifte sich. Dann reckte es das Kinn vor und stand reglos da.

»Ja, ich verstehe«, sagte Schelm und trat an sie heran. »Nicht anders.«

»Was machst du mit meinen Illusionen?«, fuhr Schallan ihn an.

»Nichts. Es sind bis in alle Einzelheiten die gleichen.«

»Natürlich sind sie das nicht«, sagte Schallan. Sie betastete und befühlte das Trugbild. Dabei durchpulste sie ein Gefühl – Erinnerungen und Schmerzen. Und ... und etwas, das sie erstickte ...

Vergebung. Für sie selbst.

Sie keuchte und zog die Finger zurück, als wäre sie gebissen worden.

»Es ist schrecklich, so verletzt worden zu sein«, sagte Schelm und trat neben sie. »Es ist ungerecht und schlimm und außerdem abscheulich. Aber, Schallan ... es ist in Ordnung weiterzuleben.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Eure anderen Geister übernehmen allmählich die Kontrolle«, flüsterte er, »weil sie so viel anziehender wirken. Ihr werdet sie nie vollständig beherrschen, solange Ihr nicht gern zu der Person zurückkehrt, die ihnen das Leben geschenkt hat. Solange Ihr nicht anerkennt, wer Ihr seid.«

»Dann werde ich sie nie beherrschen.« Sie blinzelte einige Tränen weg.

»Falsch«, sagte Schelm und deutete mit dem Kopf auf die Version von ihr, die noch aufrecht stand. »Das werdet Ihr, Schallan. Wenn Ihr Euch selbst nicht vertraut, könnt Ihr dann wenigstens mir vertrauen? Ich sehe in Euch eine Frau, die um einiges wundervoller ist als jede ihrer Lügen. Ich verspreche Euch, dass diese Frau es *wert* ist, geschützt zu werden. *Ihr* seid es wert, geschützt zu werden.«

Sie nickte ebenfalls in Richtung des stehenden Trugbildes ihrer selbst. »Ich kann nicht sie sein. Sie ist nur wieder eine Täuschung.«

Beide Illusionen verschwanden. »Ich sehe lediglich eine Frau hier«, sagte Schelm. »Und das ist jene, die aufrecht steht. Schallan, das seid stets Ihr – und nur Ihr allein – gewesen. Ihr müsst es bloß zugeben. Ihr müsst es zulassen.« Er flüsterte ihr zu: »Es ist in Ordnung, wehzutun.«

Er nahm sein Gepäck auf und holte etwas daraus hervor. Es war Schleiers Hut. Er drückte ihn Schallan in die Hand.

Erstaunlicherweise schien das Morgenlicht durch die Tür. Hatte sie sich die ganze Nacht in diesem Loch von einem Zimmer zusammengekauert?

»Schelm?«, fragte sie. »Ich ... ich kann das nicht tun.«

Er lächelte. »Es gibt einige Dinge, die ich weiß, Schallan, und das ist eines davon. Ihr *könnt* es. Findet das Gleichgewicht. Nehmt den Schmerz an, aber *nehmt es nicht hin, dass Ihr ihn verdient habt*.«

Muster summtte zustimmend. Aber es war nicht so leicht, wie Schelm gesagt hatte. Sie holte tief Luft und spürte ... ein Zittern, das sie durchlief. Schelm sammelte seine Sachen ein und warf sich das Gepäck über die Schulter. Er lächelte und trat ins Licht hinaus.

Schallan stieß den Atem wieder aus und fühlte sich ... dumm. Sie folgte Schelm ins Licht und zum Markt, der noch nicht ganz aufgewacht war. Sie sah Schelm nirgendwo mehr, aber das überraschte sie nicht. Es war seine Art, dort zu sein, wo er nicht sein sollte, und nicht dort zu sein, wo er eigentlich sein sollte.

Mit Schleiers Hut in der Hand ging sie die Straße entlang. Dabei fühlte es sich seltsam an, sie selbst zu sein – in Hose und Mantel.

Rotes Haar, aber nur ein Handschuh für die Schutzhand. Sollte sie sich verbergen?

Warum? Es fühlte sich ... prächtig an. Sie ging den ganzen Weg zurück zum Schneiderladen und spähte hinein. Drinnen saß Adolin an einem Tisch; seine Augen waren trüb.

Er sprang auf. »Schallan? Wir haben uns solche Sorgen gemacht! Vathah hat gesagt, du solltest schon lange zurückgekehrt sein!«

»Ich ...«

Er umschlang sie, und entspannt sank sie in seine Arme. Sie fühlte sich ... besser. Aber noch nicht gut. Alles war noch da. Aber etwas an Schelms Worten ...

Ich sehe bloß eine Frau hier. Und das ist diejenige, die aufrecht steht.

Adolin hielt sie noch eine Weile fest, als müsste er sich vergewissern, dass sie wirklich wieder da war. »Natürlich habe ich gewusst, dass alles mit dir in Ordnung ist«, sagte er. »Ich meine, du bist schließlich so gut wie unzerstörbar, nicht wahr?« Nach einer Weile entfernte er sich ein wenig von ihr, hielt sie aber noch immer bei den Schultern und betrachtete ihre Kleidung. Sollte sie es erklären?

»Nett«, sagte Adolin. »Schallan, das ist wirklich *pfiffig*. Rot auf Weiß.« Er machte einen Schritt zurück und nickte. »Hat Yokska das für dich gemacht? Darf ich auch mal sehen, wie dir der Hut steht?«

O Adolin, dachte sie und setzte den Hut auf.

»Die Jacke sitzt eine Spur zu locker«, sagte Adolin. »Aber die Sachen passen tatsächlich gut zusammen. Kühn. Spritzig.« Er hielt den Kopf schräg. »Mit einem Schwert an der Seite sähe es noch besser aus. Vielleicht ...« Er verstummte. »Hörst du das?«

Sie drehte sich um und runzelte die Stirn. Es klang wie Marschieren. »Eine Parade? So früh am Morgen?«

Sie schauten auf die Straße hinaus und stellten fest, dass sich Kaladin mit einer Armee von fünf- oder sechshundert Männern näherte, die allesamt die Uniform der Mauerwache trugen.

Adolin seufzte leise. »Natürlich. Jetzt ist er vermutlich ihr Anführer oder etwas dergleichen. Dieser sturmverdamnte Brückenjunge.«

Kaladin führte seine Männer bis vor die Schneiderei. Schallan und Adolin traten hinaus und begrüßten ihn, und sie hörte, wie Elhokar hinter ihr im Innern des Hauses die Treppe hinunterstolperte und lautstark das verkündete, was er vermutlich durch ein Fenster draußen auf der Straße gesehen hatte.

Kaladin sprach leise mit einer Frau in einer Rüstung, die den Helm unter dem Arm trug. Ihr Gesicht war von zwei Narben durchkreuzt. Großmarschallin Azure war jünger, als Schallan erwartet hatte.

Die Soldaten verstummten, als sie zuerst Adolin und dann den König sahen, der bereits angekleidet war.

»Das ist es also, was du gemeint hast«, sagte Azure zu Kaladin.

»Sturmgesegneter, was soll das?«, fragte Elhokar.

»Ihr wolltet eine Armee haben, mit der Ihr den Palast angreifen könnt, Euer Majestät«, sagte Kaladin. »Also, wir sind bereit.«



Als die rechtmäßig eingesetzten Bewahrer der vollkommenen Edelsteine haben wir von den Aufscheinern die Bürde auf uns genommen, jenen Rubin zu beschützen, der als Ehrs Tropfen bezeichnet wird. Dies soll aufgezeichnet werden.

Aus Schublade 20-10, Zirkon

Adolin Kholin wusch sich mit ein wenig kaltem Wasser das Gesicht, dann rieb er es mit einem Handtuch trocken. Er war müde, denn er hatte einen großen Teil der Nacht in Sorge verbracht, weil Schallan nicht zurückgekehrt war. Unten, im Laden, hörte er, wie die anderen in den letzten Vorbereitungen zum Angriff herumliefen.

Zum Angriff auf den Palast, der für viele Jahre sein Zuhause gewesen war. Er holte tief Luft.

Etwas stimmte nicht. Er überprüfte sein Gürtelmesser und die Notverbände in seiner Tasche. Er sah nach der Bannglyphe – *Entschlossenheit* –, die Schallan ihm auf seine Bitte hin angefertigt und die er sich um den Unterarm gewickelt hatte. Dann erkannte er, was ihm Sorgen bereitete.

Und rief seine Splitterklinge herbei.

Kurz hinter dem Griff war sie so breit wie das Handgelenk eines Mannes, und die Spitze lief in Kräuselungen aus und wirkte wie ein sich windender Aal. Aus dem Rücken wuchsen kleine kristalline Vorsprünge hervor. Kein Futteral vermochte eine solche Waffe zu umschließen, und kein gewöhnliches Schwert kam ihm gleich – zumindest nicht, ohne ungewöhnlich schwer zu sein. Man *erkannte* eine Splitterklinge, wenn man eine sah. Darauf kam es an.

In dem Badezimmer hielt Adolin die Waffe vor sich und betrachtete sein Spiegelbild im Metall. »Ich habe weder die Halskette meiner Mutter bei mir«, sagte er, »noch habe ich eine der anderen Traditionen befolgt. Aber eigentlich habe ich sie auch nie wirklich gebraucht. Ich habe immer nur dich gebraucht.«

Er holte tief Luft. »Ich vermute ... ich vermute, dass du einmal lebendig gewesen bist. Die anderen sagen, sie können dich noch immer schreien hören, wenn sie dich berühren. Sie sagen, dass du tot bist und doch irgendwie noch Schmerzen empfindest. Das tut mir leid. Daran kann ich nichts ändern, aber ... danke. Danke dafür, dass du mir in all den Jahren beigestanden hast. Und vielleicht hilft es, wenn ich dir sage, dass ich dich heute einsetzen werde, um etwas Gutes zu tun. Ab jetzt werde ich versuchen, dich nur zum Guten einzusetzen.«

Er fühlte sich besser, als er die Klinge entließ. Natürlich trug er noch eine weitere Waffe: sein Gürtelmesser, das lang und dünn war. Eine Waffe, mit der er sogar eine Rüstung durchstoßen konnte.

Es hatte sich so *befriedigend* angefühlt, sie in Sadeas' Auge zu bohren. Er wusste noch immer nicht, ob er deswegen stolz sein oder sich schämen sollte. Er seufzte, betrachtete sich im Spiegel und traf eine weitere rasche Entscheidung.

Als er kurze Zeit später die Treppe hinunter zum Hauptraum ging, trug er seine Kholin-Uniform. Seine Haut vermisste die weichere Seide und die bessere Verarbeitung seiner maßgeschneiderten Kleidung, aber in dieser Uniform wirkte er beeindruckender. Doch tief

in seinem Innern fragte sich ein Teil von ihm, ob er es überhaupt noch verdient hatte, die Glyphen seines Vaters zu tragen.

Er nickte Elhokar zu, der gerade mit der seltsamen Frau sprach, die ihnen als Großmarschallin Azure vorgestellt worden war. »Meine Späher sind zurückgetrieben worden«, sagte sie. »Aber sie haben genug gesehen, Euer Majestät. Die Armee der Bringer der Leere ist in voller Stärke hier. Gewiss werden sie heute oder morgen angreifen.«

»Nun, ich verstehe, warum Ihr alles getan habt, was nötig war, um die Kontrolle über die Wache zu erlangen«, sagte Elhokar. »Deshalb ist es für mich unmöglich, Euch als Hochstaplerin hängen zu lassen. Gute Arbeit, Großmarschallin.«

»Das ... weiß ich zu schätzen.«

Schallan, Kaladin, Narb und Drehy standen vor einem Grundriss des Palastes. Sie mussten sich die Einzelheiten einprägen. Adolin und Elhokar kannten ihn natürlich bereits. Schallan hatte beschlossen, die hinreißende weiße Kleidung, die sie vorhin getragen hatte, nicht zu wechseln. Für einen Anschlag war sie weit besser geeignet als ein Rock. Bei den Stürmen!, eine Frau in Hose und Mantel hatte etwas Aufregendes an sich.

Elhokar verließ Azure, weil er die Berichte ihrer Soldaten hören wollte. Einige helläugige Männer, die in der Nähe standen, salutierten vor ihm; es waren die Großherren, denen sich er und Adolin in der vergangenen Nacht offenbart hatten. Dazu hatten sie sich nur von den Kugeln entfernen müssen, die ihre Trugbilder aufrechterhielten, und ihre wahren Gesichter waren hervorgetreten.

Einige dieser Männer waren bloße Opportunisten, aber viele waren aufrichtig loyal. Sie hatten einige hundert Soldaten mitgebracht – zwar nicht so viele, wie Kaladin von der Mauerwache organisiert hatte, aber Elhokar schien trotzdem stolz zu sein, dass es ihm gelungen war, sie zu versammeln. Und das konnte er auch.

Er und Adolin gesellten sich zu den Strahlenden im vorderen Teil des Ladens. Elhokar winkte auch die Großherren herüber und fragte mit

fester Stimme: »Ist jeder im Bilde?«

»Wir werden den Palast erstürmen«, sagte Kaladin. »Wir erobern den Sonnengang, schlagen uns zur Plattform mit dem Eidtor durch und halten es, während Schallan versucht, das Ungemachte Wesen zu vertreiben, wie sie es schon in Urithiru getan hat. Dann aktivieren wir das Eidtor und bringen die Truppen nach Kholinar.«

»Das Kontrollgebäude ist *vollständig* mit diesem schwarzen Herzen überwachsen, Euer Majestät«, sagte Schallan. »Ich weiß wirklich nicht, wie ich die Mitternachtsmutter vertrieben habe, und ich habe keine Ahnung, ob mir so etwas hier noch einmal gelingen könnte.«

»Aber Ihr wollt es versuchen?«, fragte der König.

»Ja.« Sie holte tief Luft. Adolin drückte zuversichtlich ihre Schulter.

»Windläufer«, sagte der König, »dir und deinen Männern erteile ich die Aufgabe, Königin Aesudan und ihren Erben in Sicherheit zu bringen. Wenn das Eidtor funktioniert, werden wir sie hindurchbringen. Wenn nicht, müssen wir mit ihnen aus der Stadt fliegen.«

Adolin warf einen Blick zu den Großherren hinüber, die all dies – das Eintreffen der Strahlenden Ritter und die Entscheidung des Königs zur Erstürmung seines eigenen Palastes – mit erstaunlichem Gleichmut aufzunehmen schienen. Er ahnte, wie sie sich fühlten. Die Bringer der Leere, der Ewigsturm, die verdorbenen Sprengsel in der Stadt ... irgendwann war man über das, was mit einem geschah, nicht mehr schockiert.

»Sind wir uns denn sicher, dass der Weg durch den Sonnengang der beste ist?«, fragte Kaladin und deutete auf die Karte, die Drehy in den Händen hielt. Er bewegte seinen Finger von der östlichen Galerie des Palastes am Sonnengang entlang bis zur Plattform des Eidtores.

Adolin nickte. »Es ist tatsächlich der einfachste Weg zum Eidtor. Die schmalen Stufen, die außen an dem Plateau hochführen, sind schrecklich schlecht zu erstürmen. Die beste Aussicht auf Erfolg haben wir, wenn wir die Treppe vor dem Palast hochsteigen, das Tor mit unseren Splitterklingen einschlagen und uns bis zur östlichen

Galerie durchkämpfen. Von dort aus führt der Weg entweder zu den Quartieren des Königs hinauf oder zum Sonnengang hinaus.«

»Es gefällt mir gar nicht, in diesem Korridor kämpfen zu müssen«, sagte Kaladin. »Schließlich müssen wir davon ausgehen, dass die Verschmolzenen auf der Seite der Palastwache kämpfen werden.«

»Falls sie wirklich kommen sollten, kann ich sie vielleicht ablenken«, sagte Schallan.

Kaladin grunzte und beschwerte sich nicht weiter. Er wusste es, und Adolin wusste es ebenfalls. Es würde kein einfacher Kampf werden, denn es gab eine Menge Engpässe, die der Feind gut für sich nutzen konnte. Aber was blieb ihnen anderes übrig?

In der Ferne ertönten Trommeln. Von der Mauer herüber. Kaladin sah die anderen an.

»Ein neuer Überfall?«, fragte einer der Großherren.

»Schlimmer«, sagte Kaladin, als Adolin hinter ihm leise fluchte. »Das Signal bedeutet, dass die Stadt angegriffen wird.«

Azure drängte durch die Vordertür des Schneiderladens, und der Rest folgte ihr. Die meisten der etwa sechshundert Männer, die sich hier versammelt hatten, gehörten zur Mauerwache, und einige liefen bereits mit Speeren und Schilden auf die ferne Stadtmauer zu.

»Halt, Männer«, rief Azure. »Euer Majestät, der größte Teil meiner Soldaten stirbt in einem hoffnungslosen Kampf auf der Mauer. Ich bin hier, weil mich der Sturmgeseignete davon überzeugt hat, dass die einzige Möglichkeit, die Stadt zu retten, darin besteht, den Palast einzunehmen. Wenn wir es also tun wollen, dann ist *jetzt* die richtige Zeit dazu.«

»Wir marschieren los!«, sagte Elhokar. »Großmarschallin, Hellherren, gebt den Befehl an Eure Streitkräfte weiter. Formiert euch! Wir marschieren auf mein Kommando zum Palast!«

Adolin drehte sich um, als einige Verschmolzene über der fernen Mauer durch den Himmel segelten. Es waren feindliche Wogenbinder. Bei den Stürmen! Er schüttelte den Kopf und eilte zu Yokska und ihrem Mann hinüber. Sie hatten all dies – die Ankunft einer Armee vor

ihrer Türschwelle und die Vorbereitungen für den Angriff auf den Palast – mit Verwirrung und Verblüffung beobachtet.

»Wenn die Stadt standhält«, sagte Adolin, »habt ihr nichts zu befürchten. Aber wenn sie fällt ...« Er holte tief Luft. »Die Berichte aus anderen Städten deuten an, dass es kein umfassendes Abschlachten geben wird. Die Bringer der Leere sind hier, weil sie die Stadt zwar besetzen, aber gewiss nicht auslöschen wollen. Dennoch möchte ich vorschlagen, dass ihr euch darauf vorbereitet, aus der Stadt zu fliehen und euch bis zur Zerbrochenen Ebene durchzuschlagen.«

»Zur *Zerbrochenen Ebene*?«, fragte Yokska entsetzt. »Aber Hellherr, das sind doch ... hunderte und aberhunderte von Meilen!«

»Ich weiß«, sagte er und zuckte innerlich zusammen. »Ich möchte mich bei euch vielmals dafür bedanken, dass ihr uns aufgenommen habt. Wir werden tun, was wir können, um den Untergang aufzuhalten.«

Elhokar näherte sich dem scheuen Feuerer, der zusammen mit Azure hergekommen war. Er hatte eilig Bannglyphen für die Soldaten gemalt und fuhr zusammen, als Elhokar ihn an der Schulter fasste und ihm einen ... Gegenstand in die Hand drückte.

»Was ist das?«, fragte der Feuerer nervös.

»Eine Spannfeder«, sagte Elhokar. »Eine halbe Stunde nach dem Abmarsch meiner Armee setzt du dich mit Urithiru in Verbindung und sagst ihnen, sie sollen ihre Truppen zum Transfer durch das Eidtor hierher bereitmachen.«

»Ich kann kein Fabrial benutzen! Die Kreischer ...«

»Ganz ruhig, Mann. Vermutlich wird der Feind so sehr von seinem Angriff in Anspruch genommen sein, dass er dich nicht bemerkt. Und wenn er es doch tut, *musst* du dieses Risiko in Kauf nehmen. Unsere Armeen müssen bereit sein. Das Schicksal der Stadt wird davon abhängen.«

Der bleich gewordene Feuerer nickte.

Adolin gesellte sich zu den Truppen und zwang sich zur Ruhe. Es war nicht mehr als eine weitere Schlacht. Er hatte schon dutzende, wenn nicht sogar hunderte mitgemacht. Aber – bei den Stürmen! – er war an leere Felder aus Stein gewöhnt, nicht jedoch an enge Straßen.

In der Nähe unterhielt sich eine Gruppe von Wächtern leise miteinander. »Alles wird gut«, sagte einer von ihnen gerade. Er war ein kleinerer Mann, sauber rasiert, aber mit verblüffend stark behaarten Armen. »Ich sage euch, ich habe da oben auf der Mauer meinen eigenen Tod gesehen. Er ist in Gestalt eines weiblichen Bringers der Leere auf mich zugeflogen und hat mit der Lanze geradewegs auf mein Herz gezielt. Ich habe in diese roten Augen geblickt und mich schon sterben sehen. Und dann ... war er da. Wie ein Pfeil kam er aus dem Turmfenster herangeschossen und ist gegen die Bringerin der Leere geprallt. Diese Waffe war auf mein Leben gerichtet, aber er hat das Schicksal geändert, das kann ich beschwören. Und ich kann auch beschwören, dass er dabei *geglüht* hat ...«

Wir treten in ein Zeitalter der Götter ein, dachte Adolin.

Elhokar hob seine Splitterklinge so hoch wie möglich und gab einen Befehl. Sie marschierten durch die Stadt und kamen an besorgten Flüchtlingen vorbei. Die Türen der Gebäude zu beiden Seiten waren fest verschlossen, wie zur Vorbereitung auf einen Sturm. Wie ein Obsidianblock erhob sich bald schon der Palast vor der Armee. Sogar die Steine selbst hatten offenbar ihre Farbe verändert.

Adolin rief seine Splitterklinge herbei, und ihr Anblick schien den Männern in seiner Nähe Zuversicht zu spenden. Ihr Marsch führte sie in den nördlichen Teil der Stadt und in die Nähe der Mauer. Hier waren die Verschmolzenen zu sehen, wie sie gerade die Truppen angriffen. Ein seltsames Stampfen war plötzlich zu hören, und Adolin glaubte zuerst, es seien weitere Trommeln – bis dann ein *Kopf* über den Abschnitt der Mauer ragte, der sich ihnen am nächsten befand.

Bei den Stürmen! Das Gesicht war ein gewaltiger Steinkeil, der ihn an eine Großschalen-Bestie erinnerte, aber die Augen waren nur kleine rote Flecken, die in den Tiefen glühten.

Das Ungeheuer zog sich mit dem einen Arm an der Stadtmauer hoch. Es war nicht ganz so groß wie sie, aber trotzdem war es gewaltig. Die Verschmolzenen umschwirrten es, als es mit der Hand über die Mauerkrone fuhr und die Verteidiger wie Kremlinge wegfegte; und dann zerschmetterte es einen Wachturm.

Adolin bemerkte, dass er und der größte Teil seiner Streitmacht stehen geblieben waren und in diesem beängstigenden Anblick erstarrten. Der Boden erbehte, als die Steinquader einige Blocks entfernt niederstürzten und in die Gebäude darunter schlugen.

»Marschiert weiter!«, rief Azure. »Bei den Stürmen! Sie versuchen in die Stadt zu gelangen und vor uns beim Palast zu sein!«

Das Ungeheuer riss den Wachturm auseinander und schleuderte mit einer nachlässigen Bewegung einen Steinbrocken von der Größe eines Pferdes auf sie zu. Adolin keuchte und fühlte sich völlig machtlos, als der Brocken auf ihn und die Truppen zuflog.

Kaladin stieg auf einem Lichtstreifen in die Luft über ihnen auf.

Er traf gegen den Stein und drehte sich mit ihm in der Luft. Sein Glimmen nahm deutlich ab.

Der Felsblock geriet ins Taumeln. Irgendwie änderte er die Richtung und flog fort von Kaladin – wie ein Kiesel, der vom Tisch gefegt wird. Er stieg an der Stadtmauer hoch und verfehlte das Ungeheuer, das ihn geschleudert hatte, nur knapp. Undeutlich hörte Adolin, wie Sprengsel aufschrien, aber ihre Laute wurden von dem Lärm niederfallender Steine und der Menschen in den Straßen darunter übertönt.

Kaladin erneuerte sein Sturmlicht aus dem Vorrat in seinem Gepäck. Er trug die meisten der Edelsteine, die sie von Urithiru mitgebracht hatten, bei sich; es war ein wahrer Schatz aus der Smaragd-Reserve, der für die Mission und die Öffnung des Eidtores benutzt werden sollte.

Zuerst stieg Drehy neben ihm in die Luft, dann folgte Narb, der auch Schallan nach oben gepeitscht hatte. Adolin wusste, dass sie im Grunde unsterblich war, aber es erschien ihm noch immer seltsam, sie in der Höhe über den Frontlinien zu sehen.

»Wir lenken die Verschmolzenen ab!«, rief Kaladin Adolin zu und deutete auf eine Gruppe von Gestalten, die durch die Luft auf sie zugeflogen kamen. »Wenn es uns gelungen ist, werden wir den Sonnengang besetzen. Verschafft Euch Zugang zum Palast; wir treffen uns in der östlichen Galerie!«

Sie flogen davon. Nicht weit entfernt hämmerte das Ungeheuer nun gegen das Tor – dann knackte das Holz und splitterte.

»Vorwärts!«, brüllte Azure.

Adolin stürmte los; er rannte neben Elhokar und Azure weiter. Sie erreichten das Gelände des Palastes und stürmten die Stufen hinauf. Oben zogen sich Soldaten in ähnlichen Uniformen – schwarz und dunkelblau, aber eindeutig Kholin-Männer – zurück und schlossen das Vordertor des Palastes.

»Königsgarde!«, rief Adolin und deutete auf eine Gruppe von Männern in Rot, die er in den Rang von Elhokars Leibwache gehoben hatte. »Achtet auf die Flanken des Königs, während er das Tor bearbeitet! Der Feind darf ihn nicht angreifen, wenn es fällt!«

Die Männer sammelten sich auf den Stufen und bezogen ihre Positionen im Säulengang vor dem Palast. Sie besaßen Speere, auch wenn einige der Männer Hellaugen waren. Adolin, Azure und Elhokar gingen zu je einer der Türen oberhalb der Treppe. Hier schirmte sie das weit vorgezogene Palastdach, das von dicken Säulen getragen wurde, vor den Steinen ab, die von der Kreatur geschleudert wurden.

Adolin biss die Zähne zusammen und rammte seine Klinge in den Spalt zwischen dem hölzernen Tor und der Mauer. Rasch führte er das Schwert nach oben und durchtrennte beide Angeln sowie den Riegel, der von innen vor das Tor gelegt worden war. Nachdem er auch die andere Seite durchschnitten hatte, trat er zurück. Das Tor fiel mit einem lauten Krachen nach innen.

Sofort stießen die Soldaten im Innern ihre Speere nach draußen – nämlich in der Hoffnung, Adolin zu erwischen. Er tänzelte zurück und wagte es nicht, mit seinem Schwert zuzuschlagen. Es war eine Herausforderung, eine Splitterklinge mit nur einer Hand zu führen, selbst wenn man nicht befürchten musste, die eigenen Männer zu treffen.

Er huschte zur Seite und überließ der Mauerwache den Angriff auf das Tor. Adolin bewegte sich stattdessen neben eine Gruppe von Soldaten, die mit dem Großherrs Urimil hergekommen waren. Hier brach Adolin einen Abschnitt der Mauer auf und schuf so einen improvisierten Durchgang, den die Soldaten rasch erweiterten. Er lief den langen Säulengang entlang und öffnete weitere Türen.

Als er damit fertig war, sah er, dass Elhokar das Vordertor aufgebrochen hatte und sich nun im Palast befand. Er hieb mit seiner Splitterklinge umher, die er mit nur einer Hand führte, während er in der anderen seinen Schild hielt. Er schlug eine Bresche in die Gruppe der feindlichen Soldaten und hatte schon dutzende von ihnen getötet.

Vorsichtig, Elhokar, dachte Adolin. Vergiss nicht, dass du keinen Splitterpanzer trägst. Adolin deutete auf eine Soldatengruppe. »Verstärkt die Königsgarde und sorgt dafür, dass er nicht überwältigt wird! Wenn es doch passiert, ruft nach mir!«

Sie salutierten, und Adolin trat zurück. Azure hatte ihr Tor ebenfalls aufgehackt, aber ihre Splitterklinge war nicht so lang wie die beiden anderen. Sie führte einen vorsichtigeren Angriff und hackte zuerst die Spitzen der Speere ab, die aus dem Innern des Palastes auf ihre Männer einstachen. Während er zusah, erstach sie einen feindlichen Soldaten, der zu ihr durchzudringen versuchte. Bemerkenswerterweise brannten seine Augen nicht aus, aber seine Haut wurde seltsam fahl – aschfahl. Und dann starb er.

Beim Blute meiner Väter, dachte Adolin. Was ist mit ihrer Klinge geschehen?

Trotz all der nun geöffneten Türen gelang es ihnen nur allmählich, in den Palast einzudringen. Die Männer drinnen hatten Abwehrringe um

die aufgebrochenen Tore gelegt und stachen mit ihren Speeren auf die Angreifer ein, die ebenfalls mit Kurzspeeren bewaffnet waren. Einige Abteilungen der Mauerwache besaßen längere Piken, mit denen sie die Reihen der Verteidiger aufzubrechen und eine Angriffswelle vorzubereiten versuchten.

»Habt ihr je einen Splitterträger flankiert?«, fragte Adolin die Soldaten, die in seiner Nähe standen.

»Nein, Herr«, sagte einer der Männer. »Aber wir haben die Ausbildung dazu ...«

»Das muss reichen«, sagte Adolin und packte sein Schwert mit beiden Händen. »Ich gehe in die freie Stelle in der Mitte. Bleibt dicht hinter mir und haltet mir die Speere vom Leib. Ich werde versuchen, euch nicht mit meinem Schwert zu erwischen!«

»Ja, Herr!«, sagte der Anführer des Trupps.

Adolin holte tief Luft und näherte sich der Öffnung. Im Innern sah er nichts als Speere. Es war wie die sprichwörtliche Höhle des Weißdorns.

Auf Adolins Anordnung stellte sich ein Soldat mit dem Gesicht zu seinen Männern und zählte an einer Hand zurück. Als der letzte Finger sank, fielen die Soldaten bei der Tür zurück. Adolin stürmte in die Eingangshalle des Palastes mit ihrem Marmorboden und der hohen Kuppeldecke.

Der Feind stach mit einem Dutzend Speeren nach ihm. Er duckte sich und trug eine Schnittwunde an der Schulter davon, als er sein Schwert mit beiden Händen schwang und auf die Knie einer Gruppe von Soldaten zielte. Die Feinde fielen zu Boden; ihre Beine waren durch die Splitterklinge nutzlos gemacht worden.

Vier Soldaten folgten ihm und hoben ihre Schilde rechts und links von ihm. Adolin griff wieder an, hackte Speerspitzen ab und zerschnitt Hände. Bei den Stürmen – die Männer, gegen die er kämpfte, waren einfach zu still! Sie sollten vor Schmerzen aufschreien, wenn sie getroffen wurden, oder wenigstens vor Anstrengung ächzen, aber sie

schiene allesamt stumm zu sein – als hätte die Finsternis ihre Gefühle erstickt.

Adolin hob die Klinge hoch über seinen Kopf und nahm die Steinhaltung ein, dann hieb er präzise zu und fällte einen Mann nach dem anderen mit einer sorgfältigen, kontrollierten Reihe von Schlägen. Seine Soldaten hielten ihm die Flanken frei, während die große Reichweite seines Schwertes den Bereich vor ihm schützte.

Augen brannten. Die Schutzlinie geriet ins Schwanken. »Drei Schritte zurück!«, rief Adolin seinen Männern zu, dann nahm er die Windhaltung ein und schwang die Klinge in weiten, fließenden Bögen.

Mitten in der Leidenschaft und Schönheit des Kampfes vergaß er bisweilen, wie *schrecklich* eine Splitterklinge war. Als er durch die schwankende Formation des Feindes tobte, wurde dies nur allzu deutlich sichtbar. In einem einzigen weiteren Augenblick tötete er acht Männer und vernichtete die gesamte Verteidigungslinie.

»Geht!«, schrie er und streckte seine Klinge aus. Die Männer stürmten durch die Tür und besetzten den vorderen Teil der Eingangshalle. Nicht weit von ihm entfernt hielt Elhokar stand; seine schmale Splitterklinge glitzerte, während er Kommandos brüllte. Soldaten fielen, starben und fluchten – dies waren die wahren Klänge der Schlacht. Der Preis des Kampfes.

Schließlich brachen die feindlichen Linien zusammen und zogen sich durch die Halle zurück, die von so gewaltigen Ausmaßen war, dass sie nicht mehr gehalten werden konnte, bis sie den breiten Korridor erreicht hatten, der zur östlichen Galerie führte.

»Zieht die Verwundeten heraus!«, rief Azure und eilte herbei. »Siebte Kompanie, haltet die andere Seite des Raumes und sorgt dafür, dass der Feind nicht wieder hereinstürmt. Dritte Kompanie, durchsucht die Flügel und vergewissert euch, dass dort keine bösen Überraschungen lauern.«

Seltsamerweise hatte Azure ihren Umhang abgenommen und sich zur Hälfte um den linken Arm gewickelt. So etwas hatte Adolin noch

nie gesehen; vielleicht war sie daran gewöhnt, im Splitterpanzer zu kämpfen.

Adolin holte sich ein wenig Wasser und ließ sich dann die oberflächliche Wunde, die er davongetragen hatte, von einem Arzt versorgen. Auch wenn sich die Tiefen des Palastes wie ein Gewirr aus Höhlen anfühlten, machte diese Halle doch einen überaus prächtigen Eindruck. Die Marmorwände waren poliert und glänzten, große Treppen führten hinauf, und in der Mitte des Bodens lag ein hellroter Teppich. Adolin hatte ihn als Kind einmal in Brand gesetzt, als er mit einer Kerze herumgespielt hatte.

Nachdem seine Wunde verbunden worden war, gesellte er sich zu Azure, Elhokar und einigen der Großherren, die den breiten Korridor zur östlichen Galerie betrachteten. Dort hatte der Feind einen ausgezeichneten Schildwall gebildet. In der zweiten Reihe hielten die Männer ihre Armbrüste schussbereit.

»Hier wird es blutig, wenn wir durchbrechen sollten«, erklärte Azure. »Also werden wir um jeden Zoll kämpfen müssen.«

Draußen wurde der Kampflärm vor dem Tor allmählich leiser.

»Sie sind drinnen«, vermutete Adolin. »Diese Bresche ist nicht weit von uns entfernt.«

Großherr Schaday ächzte. »Werden sich unsere Feinde vielleicht gegeneinander wenden? Dürfen wir hoffen, dass sich die Bringer der Leere und die Palastwache bekämpfen?«

»Nein«, hielt Elhokar dagegen. »Die Mächte, die diesen Palast verdunkelt haben, gehören zu dem Feind, der nun darum kämpft, so schnell wie möglich zu uns durchzudringen. Sie wissen um die Gefahr, die das Eidtor darstellt.«

»Dem stimme ich zu«, sagte Adolin. »Im Palast wird es bald von Parscher-Truppen wimmeln.«

»Sammelt eure Männer«, sagte Elhokar zu der Gruppe. »Azure hat das Kommando über den Angriff. Großmarschallin, Ihr müsst diesen Korridor säubern.«

Einer der Großherren sah die Frau an und räusperte sich, doch offenbar beschloss er, nichts einzuwenden.

Grimmig befahl Azure den Bogenschützen, ihre Kurzbögen einzusetzen und damit den Feind zu schwächen. Aber der Schildwall würde einem Beschuss mit Pfeilen gewiss standhalten, und so befahl Azure ihren Männern, gegen den Feind vorzurücken.

Adolin schaute weg, als der Eingang des Korridors zu einem wahren Fleischwolf wurde und die Armbrustbolzen in Wellen auf die Angreifer zuflogen. Auch die Mauerwache besaß Schilde, aber ihr Risiko war größer, weil sie voranmarschierten und die Bolzen in der Lage waren, auch Schilde zu durchbohren.

Adolin hatte sich in dieser Art des Kampfes nie besonders ausgezeichnet. Sturmverdammt, er wollte an der vordersten Front sein und den Angriff befehligen. Der rationale Teil von ihm wusste, dass das ganz und gar dumm wäre. Man setzte die Splitterträger bei einem solchen Sturm nicht der Gefahr aus, es sei denn, sie waren durch einen Splitterpanzer geschützt.

»Euer Majestät«, rief ein Offizier Elhokar zu und näherte sich ihm quer durch die Halle. »Wir sind da auf etwas Seltsames gestoßen.«

Elhokar bedeutete Adolin mit einem Kopfnicken, dass er sich darum kümmern sollte. Adolin war für diese Ablenkung dankbar und eilte auf den Mann zu. »Was ist los?«

»Geschlossene Tür zur Palastkaserne«, sagte der Mann. »Von *außen* verriegelt.«

Das erschien merkwürdig. Adolin rannte hinter dem Mann her und kam an einer behelfsmäßigen Krankenstation vorbei, in der einige Ärzte inmitten von Schmerzsprengseln knieten und sich um die Männer kümmerten, die beim ersten Angriff verwundet worden waren. Gewiss würden sie noch einiges mehr zu tun haben, sobald der Ausfall in den Gang hinein beendet war.

Westlich vom Eingang lag die Palastkaserne für die Soldaten. Eine Gruppe von Azures Männern stand vor der Tür und betrachtete sie, die tatsächlich von außen mit einem Metallstab versperrt war. An dem

gesplittertem Holz war zu erkennen, dass das, was sich dahinter befinden mochte, versucht haben musste hinauszugelangen.

»Öffnet sie«, sagte Adolin und rief seine Splitterklinge herbei.

Vorsichtig hoben die Soldaten die Stange an, stellten sie beiseite und zogen die Tür auf; einer von ihnen hielt einige Kugeln in der Hand, die Licht spendeten. Sie fanden keine Ungeheuer, sondern nur eine Gruppe schmutziger Männer in Uniformen der Palastwache. Sie hatten sich bei dem Lärm um die Tür versammelt, und als sie Adolin sahen, fielen einige auf die Knie und stießen erleichtert Dankgebete an den Allmächtigen aus.

»Euer Hoheit?«, sagte ein jüngerer Alethi mit Hauptmannsabzeichen an den Schulterstücken. »Oh, Prinz Adolin, *Ihr* seid es. Oder ist das ... ist das nur eine grausame Täuschung?«

»Ich bin es«, sagte Adolin. »Sidin? Bei den Stürmen, Mann! Wegen des Bartes hätte ich dich beinahe nicht erkannt. Was ist passiert?«

»Herr! Etwas stimmt nicht mit der Königin. Zuerst hat sie diese Feuerin getötet, und dann hat sie den Hellherrs Kaves *hinrichten* lassen ...« Er holte tief Luft. »Wir sind Verräter, Herr.«

»Sie hat die Garde aussortiert, Herr«, sagte ein anderer Mann. »Wir sind hier eingesperrt worden, weil wir nicht gehorchen wollten. Man hat uns sozusagen vergessen.«

Adolin stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Die Tatsache, dass sich nicht die ganze Garde ihr unterworfen hatte ... nun, das hob ein schweres Gewicht von seinen Schultern – eines, das er bisher gar nicht bemerkt hatte.

»Wir holen uns den Palast zurück«, sagte Adolin. »Sammle deine Männer, Sidin, und bring sie zu den Ärzten in der Eingangshalle. Sie werden euch untersuchen, Wasser geben und eure Berichte entgegennehmen.«

»Herr!«, sagte Sidin, »wenn Ihr den Palast stürmt, wollen wir an Eurer Seite stehen.« Viele von den anderen nickten.

»Wirklich? Ihr seid wochenlang hier eingesperrt gewesen, Männer! Da erwarte ich nicht, dass ihr bereit zum Kampf seid.«

»Wochen?«, fragte Sidin. »Es können nur ein paar Tage gewesen sein, Hellherr.«

Er kratzte sich am Bart, der seiner Aussage zu widersprechen schien. »Wir haben nur ... dreimal gegessen, seit wir hier eingesperrt worden sind.«

Einige andere nickten.

»Bringt sie zu den Ärzten«, sagte er zu den Spähern, die ihn herbeigeholt hatten. »Aber ... gebt all jenen Speere, die behaupten, stark genug zu sein, um sie zu halten. Sidin, deine Männer bilden die Reserve. Aber überanstrengt euch nicht.«

Als Adolin wieder in der Halle war, kam er an einem Arzt vorbei, der einen Mann in einer Uniform der Palastwache behandelte. Den Ärzten war es gleich, ob ihre Patienten Feinde waren; sie kümmerten sich um jeden, der es nötig hatte. Das war völlig in Ordnung, aber dieser Mann starrte mit trüben Augen an die Decke und schrie nicht wie ein Verwundeter; er ächzte nicht einmal. Er flüsterte nur etwas in sich hinein.

Ihn kenne ich ebenfalls, dachte Adolin und versuchte sich an den Namen zu erinnern. *Dod? Das ist er. Zumindest wurde er so genannt.*

Er berichtete dem König, was er in Erfahrung gebracht hatte. Vor ihnen begannen Azures Männer mit einem letzten Angriff auf den Korridor. Dutzende lagen sterbend auf dem Boden und sprenkelten den Teppich mit einem dunkleren Rot. Adolin hatte den deutlichen Eindruck, dass er etwas *hörte*. Es drang durch den Lärm des Kämpfens, durch die Rufe der Männer und die Echos, die von den Wänden widerhallten. Es war eine leise Stimme, die ihm bis in die Seele hineinzuschneiden schien.

Leidenschaft. Süße Leidenschaft.

Schließlich gab die Palastwache den Eingang des Korridors frei und zog sich durch zwei breite Doppeltüren am anderen Ende der Halle zurück. Sie führten zur östlichen Galerie. Die Türen waren nicht leicht zu verteidigen, aber der Feind versuchte offensichtlich, so viel Zeit wie möglich herauszuschinden.

Einige Soldaten schoben die Leichen aus dem Weg und machten für Adolin und Elhokar Platz, damit diese die Tür am Ende des kurzen Korridors zerhacken konnten. Doch das Holz erbebt bereits, noch bevor sie den ersten Schlag getan hatten. Adolin wich zurück und zeigte seine Klinge aus Gewohnheit in der Windhaltung. Er war bereit, auf alles einzudreschen, was durch diese Tür kommen sollte.

Die Tür wurde geöffnet und enthüllte eine glühende Gestalt.

»Sturmwater ...«, flüsterte Adolin.

Kaladin erglänzte in hellem Strahlen, seine Augen waren blaue Leuchtfener, aus denen das Sturmlicht quoll. Dabei hielt er einen schimmernden metallischen Speer, der mindestens zwölf Fuß lang war. Hinter ihm leuchteten auch Narb und Drehy; sie wirkten gar nicht mehr wie die leutseligen Brückenmänner, die Adolin auf der Zerbrochenen Ebene geschützt hatten.

»Die Galerie ist gesichert«, sagte Kaladin, während ihm das Sturmlicht über die Lippen drang. »Der Feind, den Ihr zurückgedrängt habt, ist die Treppe hochgeflohen. Euer Majestät, ich schlage vor, dass Ihr Azures Männer in den Sonnengang schickt, damit sie ihn halten.«

Adolin rannte zur östlichen Galerie, gefolgt von einer wahren Flut von Soldaten, und Azure brüllte Kommandos. Unmittelbar vor ihr lag der Beginn des Sonnengangs, eines Wandelgangs, der an der einen Seite offen war. Adolin war überrascht, dass er hier nicht nur Leichen der Garde sah, sondern auch drei hervorstechende Körper in blauer Uniform. Kaladin, Narb, Drehy. Waren das Illusionen?

»Das hat besser funktioniert, als sie zu bekämpfen«, sagte Schallan, die an seine Seite trat. »Die Fliegenden sind durch die Kämpfe an der Stadtmauer abgelenkt; also sind diejenigen, die hier gekämpft haben, sofort davongeflogen, als sie glaubten, die Brückenmänner seien gefallen.«

»Zuerst haben wir eine weitere Truppe von Palastwächtern in das Kloster zurückgetrieben«, sagte Kaladin und streckte den Arm aus.

»Wir werden eine ganze Armee benötigen, wenn wir sie dort herauskratzen wollen.«

Azure sah Elhokar an. Er nickte, und so gab sie die entsprechenden Befehle. Schallan schnalzte und zupfte an Adolins verbundener Schulter. Aber er versicherte ihr, dass es nichts Ernstes war.

Der König schritt durch die Galerie und blickte die breite Treppe hoch.

»Euer Majestät!«, rief Kaladin.

»Ich werde eine Abteilung zu den königlichen Gemächern hinaufschicken«, sagte Elhokar. »Jemand muss herausfinden, was mit Aesudan geschehen ist – und mit dieser ganzen sturmverdamnten Stadt.«

Das Glühen verschwand aus Kaladins Augen; ihm ging das Sturmlicht aus. Seine Kleidung schien in sich zusammenzufallen, und seine Füße wirkten, als würden sie jetzt fester auf dem Boden stehen. Plötzlich war er wieder ein gewöhnlicher Mann, und das empfand Adolin als äußerst beruhigend.

»Ich gehe mit ihm«, sagte Kaladin leise zu Adolin und gab ihm den Beutel mit den Smaragden, nachdem er zwei besonders helle für sich herausgenommen hatte. »Nehmt Narb und Drehy und bringt Schallan zu dem Wesen, das zu den Ungemachten gehört.«

»Das klingt gut«, bemerkte Adolin und suchte einige Soldaten aus, die den König begleiten sollten: eine Einheit aus der Mauerwache sowie eine Handvoll Soldaten, die von den Großherren mitgebracht worden waren. Und nach kurzem Nachdenken fügte er auch Sidin und die Hälfte der Männer hinzu, die im Palast eingekerkert worden waren.

»Diese Truppen haben sich dem Befehl der Königin widersetzt«, sagte Adolin zu Elhokar und deutete mit dem Kopf auf Sidin. »Sie scheinen nicht dem unterworfen zu sein, was in diesem Palast herrscht, und sie kennen ihn besser als die Mauerwache.«

»Ausgezeichnet«, sagte Elhokar und machte sich daran, die Treppe zu ersteigen. »Wartet nicht auf uns. Wenn Hellherrin Davar erfolgreich

ist, geht ihr sofort nach Urithiru und bringt unsere Armeen her.«

Adolin nickte und salutierte kurz vor Kaladin, indem er die Fäuste ballte und mit den Handgelenken kurz zusammenstieß. Das war der Salut von Brücke Vier. »Viel Glück, Brückenjunge.«

Kaladin lächelte, und als er den Salut erwiderte und dann hinter dem König hereilte, verschwand sein silbriger Speer. Adolin lief zu Schallan hinüber, die bereits den Sonnengang entlanghastete. Azure hatte ihn mit ihren Soldaten gesichert, war aber noch nicht bis zum Eidtor dahinter vorgedrungen.

Adolin legte die Hand auf Schallans Schulter.

»Sie sind da«, flüsterte sie. »Diesmal sind es zwei. In der letzten Nacht, Adolin ... ich musste fliehen. Das Fest hat mir den Kopf verdreht.«

»Das habe ich gehört«, sagte er und rief seine Splitterklinge wieder herbei. »Wir werden uns ihnen gemeinsam stellen. Wie beim letzten Mal.«

Schallan holte tief Luft und rief dann Muster in seiner Gestalt als Splitterklinge herbei. Sie hielt die Waffe in der allgemeinen Kampfhaltung vor sich.

»Du schlägst dich gut«, sagte Adolin.

»Ich hatte einen guten Lehrmeister.«

Sie liefen den Sonnengang entlang und kamen an gefallenem feindlichen Soldaten vorbei – und einem einzigen toten Verschmolzenen, der mit seiner eigenen Lanze in eine Scharte im Stein genagelt worden war. Schallan hielt bei dem Leichnam kurz inne, aber Adolin zog sie weiter, bis sie das eigentliche Kloster erreicht hatten. Azures Soldaten rückten auf sein Kommando hin weiter vor, kämpften gegen die verbliebenen Palastwachen und sicherten einen Weg zum Mittelpunkt der Plattform.

Während sie warteten, trat Adolin an den Rand der Plattform und warf einen Blick auf die Stadt. Das war seine Heimat.

Sie fiel.

Das Tor, das sich ihm am nächsten befand, war vollständig aufgebrochen worden, Parscher strömten hindurch und auf den Palast zu. Andere waren mit Leitern auf die Mauer geklettert und hatten sie erobert; nun stiegen sie von dort aus überall in die Stadt hinunter – auch in die Gegend nahe den Palastgärten.

Die gewaltige Steinmonstrosität schritt über die Mauerkrone und zerstörte die Wachttürme. Eine große Gruppe von Menschen in unterschiedlichsten Kostümen lief den Talanweg hinunter und kam dabei an einer der Windklingen vorbei. War das der Kult der Augenblicke? Er hatte noch immer keine Ahnung, welche Rolle sie hier eigentlich spielten, aber auch etliche Parscher rannten in diese Richtung.

Wir können es schaffen, dachte Adolin. Wir können unsere Armeen herbringen, den Palasthügel halten und bis zu der Mauer vorrücken. Sie verfügten über Dutzende von Splitterträgern. Außerdem hatten sie Brücke Vier und andere Wogenbinder. Sie *konnten* diese Stadt retten.

Er musste die Verstärkung nur hierherbringen.

Bald kam Azure mit einem Trupp aus dreißig Männern auf ihn zu. »Der Gang ist gesichert, aber auf der Plattform leistet noch eine Gruppe von Feinden Widerstand. Ich habe ein paar Männer abgestellt, die die Gebäude in der Umgebung durchkämmen sollen. Es scheint ganz so, als schliefen die Personen, die Ihr erwähnt habt – diejenigen, die in der letzten Nacht das Fest gefeiert haben – drinnen. Aber sie bewegen sich nicht, noch nicht einmal, wenn sie angestoßen werden.«

Adolin nickte und begab sich zum Mittelpunkt der Plattform; Schallan und Azure folgten ihm. Sie kamen an den Reihen von Azures Soldaten vorbei, die alle Wege hier oben gesichert hatten. Bald sah er die Hauptarmee des Feindes, die sich auf einem Pfad zwischen einigen Gebäuden des Klosters gesammelt hatte und den Weg zum Kontrollgebäude des Eidtores versperrte.

Angetrieben von der schlimmen Lage Kholinars, stürzte sich Adolin auf den Feind und verbrannte die Augen der Gegner mit seiner Klinge. Er durchbrach ihre Linien, doch ein gegnerischer Soldat hätte ihn beinahe erwischt. Zum Glück erschien Narb wie aus dem Nichts und fing den Schlag mit seinem Schild ab, dann rammte er seinen Speer durch die Brust des Gardisten.

»Wie viele schulde ich dir jetzt?«, fragte Adolin.

»Es würde mir niemals einfallen, sie zu zählen, Hellherr«, sagte Narb mit einem Grinsen, während schimmerndes Licht zwischen seinen Lippen hervorquoll.

Drehy gesellte sich zu ihnen, und gemeinsam drängten sie den Feind bis hinter die Königskapelle zurück. Endlich hatten sie das Kontrollgebäude erreicht. Adolin war es unter der Bezeichnung »Kreis der Erinnerung« bekannt; es handelte sich um einen weiteren Teil des Klosters. Wie Schallan bereits gesagt hatte, war es mit einer dunklen Masse überwuchert, die pulsierte und pochte, als sei es ein pechschwarzes Herz. Dunkle Adern drangen wie Wurzeln daraus hervor und pulsierten im gleichen Rhythmus wie das Herz.

»Bei den Stürmen ...«, flüsterte Drehy.

»Also gut«, sagte Schallan und trat vor. »Sichert dieses Gebiet. Ich werde sehen, was ich tun kann.«



Der Feind unternimmt einen weiteren Vorstoß zur Fiebersteinfestung. Ich wünschte, wir wüssten, was ihn so an diesem Gebiet interessiert. Wollen sie vielleicht Rall Elorim einnehmen?

Aus Schublade 19-2, dritter Topaz

Kaladin hastete die breiten Treppenstufen hinauf; etwa fünfzig Soldaten folgten ihm.

Das Sturmlicht pulste in ihm und verlieh jedem Schritt eine besondere Sprungkraft. Die Verschmolzenen hatten sich Zeit gelassen, bis sie ihn auf dem Sonnengang angegriffen hatten, und dann waren sie wieder verschwunden, kurz nachdem Schallan ihre Kriegslist angewendet hatte. Er vermutete, dass der Angriff auf die Stadt die ganze Aufmerksamkeit des Feindes benötigte, und das bedeutete, dass er in der Lage sein sollte, seine Kräfte anzuwenden, ohne unmittelbare Vergeltung befürchten zu müssen.

Elhokar führte die Gruppe an; seine strahlende Splitterklinge trug er in beidhändigem Griff. Sie erreichten das nächste Stockwerk, schlugen einen Haken und stürmten noch eine Treppe hinauf. Elhokar

schien es nicht zu besorgen, dass jeder Schritt sie weiter vom Hauptkontingent ihrer Armee entfernte.

»Begib dich nach oben«, sagte er leise zu Syl. »Suche in jedem Stock nach einem Hinterhalt.«

»Jawohl, Herr, Kommandant, Strahlender, Herr«, sagte sie und huschte davon. Kurze Zeit später war sie wieder da. »Eine ganze Menge Männer im dritten Stock, aber sie rücken vom Treppenhaus ab. Sieht nicht nach einem Hinterhalt aus.«

Kaladin nickte, legte Elhokar die Hand auf den Arm und hielt ihn zurück. »Auf uns wartet ein Begrüßungskommando«, sagte er und deutete auf einen Trupp Soldaten. »Anscheinend hat der König irgendwo seine Garde verloren. Ihr übernehmt jetzt deren Aufgabe. Falls wir in Kämpfe verwickelt werden, müsst ihr dafür sorgen, dass Seine Majestät nicht umzingelt wird.« Er deutete auf eine weitere Gruppe. »Und ihr Männer seid ... Bart?«

»Ja, Kal?«, fragte der stämmige Gardist. Er zögerte und salutierte. »Hm, Herr?« Hinter ihm standen Noro, Ved, Alaward und Vaceslv ... Kaladins gesamte Einheit von der Mauerwache.

Noro zuckte die Achseln. »Ohne den Hauptmann haben wir keinen richtigen Zugführer. Wir sollten uns also an dich halten.«

Bart nickte und rieb sich die Binde mit der Bannglyphe an seinem rechten Arm. Sie bedeutete *Glück*.

»Es ist gut, euch zu haben«, sagte Kaladin. »Versucht dafür zu sorgen, dass ich nicht von den Flanken her angegriffen werde, aber lasst mir genug Platz, falls es möglich ist.«

»Wir werden dich nicht bedrängen«, sagte Leutnant Noro, »und wir werden auch nicht zulassen, dass es jemand anders tut.«

Kaladin schaute den König an und nickte. Die beiden nahmen die letzten Stufen bis zum nächsten Absatz und gelangten in eine breite Diele, auf deren Boden zwar ein Teppich lag, sonst aber war sie ungeschmückt. Kaladin hatte sich den Palast prächtiger vorgestellt, doch anscheinend bevorzugten die Kholin sogar hier – am Sitz ihrer Macht – Gebäude, die wie Bunker wirkten. Das war geradezu

komisch, wo sie sich doch so darüber beschwert hatten, dass ihre Festungen auf der Zerbrochenen Ebene jeglichen Komforts entbehrten.

Syl hatte recht gehabt. Ein Trupp feindlicher Soldaten hatte sich weiter hinten in der geräumigen Diele formiert; die Männer hielten Hellebarden oder Armbrüste in den Händen, schienen aber bloß abzuwarten. Kaladin bereitete sich mit seinem Sturmlicht vor. Er konnte die Wände mit einer Macht überziehen, die jeden fliegenden Armbrustbolzen anzog, aber seine Kunst war noch weit von jeder Vollkommenheit entfernt. Doch wenigstens verstand er diese Macht.

»Seht ihr mich nicht?«, brüllte Elhokar. »Erkennt ihr euren Monarchen nicht? Seid ihr schon so sehr von den Berührungen des Sprengsels verdorben, dass ihr euren eigenen *König* töten würdet?«

Bei den Stürmen ... diese Soldaten schienen kaum zu atmen. Zuerst bewegten sie sich nicht, doch dann schauten einige von ihnen in den hinter ihnen liegenden Korridor zurück. Erklang da eine ferne Stimme?

Sofort gaben die Soldaten ihre Formation auf und zogen sich zurück. Elhokar reckte den Kiefer vor und setzte ihnen nach. Bei jedem Schritt nahm Kaladins Besorgnis zu. Er hatte nicht genügend Männer, um den Rückzug des Feindes zu unterbinden; er konnte nur an jeder Kreuzung der Gänge und Korridore je zwei Soldaten aufstellen, die den Auftrag hatten, laut zu rufen, sobald sich jemand aus den abzweigenden Gängen näherte.

Sie passierten einen Korridor, der mit Statuen der Herolde geschmückt war. Zumindest mit neun von ihnen. Einer fehlte. Kaladin schickte Syl vor, damit sie aufpasste, doch nun kam er sich noch ungeschützt vor. Jeder außer ihm schien den Weg zu kennen, was durchaus verständlich war, aber dadurch fühlte er sich, als würde er auf einer Flutwelle mitgetragen.

Schließlich erreichten sie die königlichen Gemächer, deren breite Türflügel weit und einladend offen standen. Kaladin hielt seine Männer dreißig Schritte vor ihnen an. Links neben ihm zweigte ein weiterer Korridor ab.

Von hier aus konnte er sehen, dass das Gemach hinter der Tür endlich ein wenig von der Pracht und dem Schmuck zeigte, die er erwartet hatte. Er sah dicke Teppiche, viel zu viele Möbel, und alles war bestickt oder vergoldet.

»In dem kleineren Korridor links von dir sind Soldaten«, sagte Syl, als sie zu ihm zurückflog. »In dem Raum vor dir befindet sich kein einziger, aber ... Kaladin, *sie* ist dort drinnen. Die Königin.«

»Ich kann sie hören«, sagte Elhokar. »Das ist ihre Stimme. Sie singt.«

Ich kenne die Melodie, dachte Kaladin. Etwas an ihrem Lied klang sehr vertraut. Er wollte um Vorsicht bitten, aber der König stürmte schon voran, und ein besorgter Trupp von Soldaten folgte ihm.

Kaladin seufzte und formierte die ihm verbliebenen Männer. Die eine Hälfte blieb im Korridor und sollte den Rückzug decken, während sich die andere vor dem nach links abzweigenden Gang postierte und der dort wartenden Palastwache gegenübertrat. Bei den Stürmen, wenn das hier falsch lief, würde es ein Blutbad geben, und der König wäre mitten darin gefangen.

Doch genau deshalb waren sie hergekommen. Er folgte dem Lied der Königin und betrat das Gemach.



Schallan näherte sich dem dunklen Herz. Obwohl sie die menschliche Anatomie nicht so eingehend studiert hatte, wie es ihr lieb gewesen wäre – ihr Vater hatte dies als unweiblich angesehen –, erkannte sie jedoch im Schein der Sonne, dass die Umrisse dieses Herzens falsch waren.

Das ist kein menschliches Herz, begriff sie. *Vielleicht handelt es sich um ein Parscherherz*. Oder es war ein gigantisches, dunkelviolettes Sprengsel in Gestalt eines Herzens, das über dem Kontrollgebäude des Eidtores gewachsen war.

»Schallan«, sagte Adolin, »uns läuft die Zeit davon.«

Seine Stimme machte ihr die Stadt um sie herum wieder bewusst. Sie hörte, wie Soldaten nicht weiter als eine Straße entfernt kämpften. Sie hörte, wie ferne Trommeln allmählich verstummten, eine nach der anderen, während die Wachtposten auf der Mauer fielen. Sie roch Rauch in der Luft, und sie hörte ein leises, hohes Brüllen, das sich aus den Echos von tausenden und abertausenden Menschen zusammensetzen schien, die in den Straßen der angegriffenen Stadt schrien.

Zuerst versuchte sie es mit Muster und rammte die Splitterklinge geradewegs in das Herz. Aber die Masse teilte sich einfach um das Schwert herum. Schallan zog es heraus und hieb damit auf das Herz ein. Die Wunden schlossen sich sofort wieder. Also musste sie das tun, was sie bereits in Urithiru getan hatte.

Zitternd schloss Schallan die Augen und drückte ihre Hand gegen das Herz. Es fühlte sich so wirklich an – wie warmes Fleisch. Wie in Urithiru spürte sie das Wesen, wenn sie es berührte. Sie *kannte* es.

Es versuchte sie hinwegzulegen.



Die Königin saß an einem Schminktisch vor der Wand.

Sie war so, wie Kaladin es erwartet hatte. Sie war jünger als Elhokar und hatte langes, dunkles Alethi-Haar, das sie gerade kämmte. Ihr Lied war zu einem Summen geworden.

»Aesudan?«, fragte Elhokar.

Sie wandte den Blick vom Spiegel ab und lächelte breit. Sie hatte ein schmales Gesicht; die geziert wirkenden Lippen waren tiefrot angemalt. Die Königin erhob sich von ihrem Sitz und glitt auf ihn zu. »Mein Gemahl! Also warst es wirklich du, den ich gehört habe. Du bist endlich zurückgekehrt? Warst du siegreich über unsere Feinde, und dein Vater wurde gerächt?«

»Ja«, sagte Elhokar und runzelte die Stirn. Er wollte auf sie zutreten, aber Kaladin packte ihn an der Schulter und hielt ihn zurück.

Die Königin richtete ihre Aufmerksamkeit auf Kaladin. »Ein neuer Leibwächter, mein Lieber? Viel zu schmutzig. Du hättest mich vorher fragen sollen. Schließlich musst du deinen Ruf wahren.«

»Wo ist Gav, Aesudan? Wo ist mein Sohn?«

»Er spielt mit Freunden.«

Elhokar sah Kaladin an und drehte den Kopf zur Seite. *Sieh dich um*, schien er sagen zu wollen.

»Seid vorsichtig«, flüsterte Kaladin und bewegte sich im Zimmer umher. Er kam an den Überresten eines üppigen Mahls vorbei, das nur teilweise verzehrt worden war. Von jeder Frucht war bloß ein einziger Bissen genommen worden. Auch von den Kuchen und Pasteten. Und von den kandierten Früchten am Stiel. Angesichts der Fäulnis Sprengsel, die er bemerkte, sollten die Speisen eigentlich verdorben sein, aber sie waren es nicht.

»Liebste«, sagte Elhokar, während er zwischen sich und der Königin einen gewissen Abstand hielt, »wir haben gehört, dass die Stadt in letzter Zeit ziemlich große ... Schwierigkeiten erlebt hat.«

»Eine meiner Feuerinnen hat versucht, die Hierokratie neu zu gründen. Wir sollten wirklich genauer überprüfen, wer in ihre Reihen aufgenommen wird. Nicht jeder Mann und nicht jede Frau sind zum Dienst geeignet.«

»Du hast sie hinrichten lassen.«

»Natürlich. Sie hatte einen Umsturz geplant.«

Kaladin umrundete einen Haufen von Musikinstrumenten aus feinstem Holz.

Hier, sagte Syls Stimme in seinem Kopf. *Auf der anderen Seite des Zimmers. Hinter dem Paravent.*

Er kam an dem Balkon zu seiner Linken vorbei. Wenn er sich recht erinnerte – die Geschichte war ihm schon so oft erzählt worden, dass er mindestens ein Dutzend verschiedener Versionen gehört hatte –, waren Gavilar und der Attentäter während ihres Kampfes von diesem Balkon gefallen.

»Aesudan«, sagte Elhokar mit Schmerz in der Stimme. Er trat vor und streckte ihr die Hand entgegen. »Es geht dir nicht gut. Bitte komm mit uns.«

»Nicht gut?«

»In diesem Palast ist ein böser Einfluss am Werk.«

»Böse? Mein Gemahl, was für ein Narr du doch manchmal bist.«

Kaladin gesellte sich zu Syl und warf einen Blick hinter den Paravent, der gegen die Wand gestellt worden war und ein kleines Kämmerchen verdeckte. Darin hockte ein Kind, zwei oder drei Jahre alt, und zitterte. In der Hand hielt es einen Stoffsoldaten. Einige Sprengsel, die in einem sanften Rot schimmerten, drangen auf ihn ein wie Kremlinge auf einen Leichnam. Der Junge versuchte den Kopf zu drehen, und die Sprengsel zupften an seinen Haaren, bis er aufschaute, während andere vor seinem Gesicht schwebten und schreckliche Gestalten annahmen – wie Pferde mit schmelzenden Gesichtern.

Kaladin reagierte darauf mit rasch aufkeimender *Wut*. Er knurrte, packte die Sylklinge, die sich in der Luft als kleiner Dolch aus Dunst gebildet hatte, und stach damit auf eines der Sprengsel ein. Er nagelte es an die Holztäfelung der Wand. Kaladin hatte nicht gewusst, dass eine Splitterklinge ein Sprengsel durchdringen konnte. Das Wesen schrie mit leiser Stimme, und hundert Hände traten aus ihm hervor und schabten an der Klinge und an der Wand, bis das Sprengsel in tausend winzige Stücke gerissen wurde und verschwand.

Die übrigen drei roten Sprengsel huschten in Panik davon. Kaladin spürte, wie Syl in seinen Händen *zitterte* und schließlich leise ächzte. Er entließ sie, und wieder nahm sie die Gestalt einer kleinen Frau an. »Das war ... das war *schrecklich*«, flüsterte sie, trieb auf ihn zu und landete auf seiner Schulter. »Haben wir ... haben wir soeben ein Sprengsel *getötet*?«

»Das hatte es verdient«, sagte Kaladin.

Syl saß auf seiner Schulter und hatte die Arme um sich geschlungen.

Das Kind schniefte. Es trug eine kleine Uniform. Kaladin warf einen Blick zurück auf den König und die Königin. Er war ihrem Gespräch nicht mehr gefolgt; sie redeten nun mit zischenden, wütenden Stimmen aufeinander ein.

»O Elhokar«, sagte die Königin gerade. »Du bist schon immer so selbstvergessen gewesen. Dein Vater hatte große Pläne, aber du ... du wolltest bloß immer in seinem Schatten hocken. Es war für alle das Beste, dass du weggegangen bist und Krieg gespielt hast.«

»Damit du hierbleiben und ... *das hier* tun konntest?«, fragte Elhokar und machte eine weite Armbewegung.

»Ich habe das Werk deines Vaters fortgesetzt! Ich habe das Geheimnis gefunden, Elhokar. Sprengsel, uralte Sprengsel. Man kann sich mit ihnen *verbinden*!«

»Verbinden ...« Elhokars Mund bewegte sich, als könnte er das Wort nicht verstehen.

»Hast du meine Strahlenden gesehen?«, fragte Aesudan und grinste. »Die Garde der Königin? Ich habe das getan, was dein Vater nicht tun konnte. Oh, er hatte eines der alten Sprengsel entdeckt, doch er hat nicht herausgefunden, wie er sich mit ihm verbinden kann. Aber *ich* habe dieses Rätsel gelöst.«

Aesudans Augen glitzerten im schwachen Licht der königlichen Gemächer. Dann erstrahlten sie plötzlich in einem tiefen Rot.

»Bei den Stürmen!«, rief Elhokar und wich zurück.

Zeit zu gehen. Kaladin bückte sich und wollte das Kind hochheben, aber der Junge schrie auf und kroch von ihm weg. Dies schließlich erregte die Aufmerksamkeit des Königs. Elhokar eilte zu ihm und warf dabei den Paravent um. Er keuchte auf und kniete sich vor seinen Sohn.

Das Kind – Gavinor – huschte von seinem Vater weg und weinte.

Kaladin sah die Königin an. »Wie lange war das schon geplant?«

»Die Rückkehr meines Gemahls?«

»Ich rede nicht mit Euch, sondern mit dem Wesen hinter Euch.«

Sie lachte. »Yelig-nar dient mir. Oder sprichst du vom Herzen des Festes? Ashertmarn besitzt keinen eigenen Willen; er ist nur eine Kraft, die hirnlos verzehrt und an die Leine gelegt werden muss.«

Elhokar flüsterte seinem Sohn etwas zu. Kaladin konnte die Worte nicht verstehen, aber das Kind hörte auf zu weinen. Es hob den Blick, blinzelte die Tränen weg und ließ zu, dass sein Vater es aufhob. Elhokar wiegte das Kind in seinen Armen; noch immer hielt es den Stoffsoldaten fest. Dieser steckte in einer blauen Rüstung.

»Hinaus«, sagte Kaladin.

»Aber ...« Der König warf einen Blick zurück auf seine Gemahlin.

»Elhokar«, sagte Kaladin und packte den König bei der Schulter. »Seid ein Held für die Person, die Ihr noch retten könnt.«

Der König sah ihm in die Augen, nickte und hielt das Kind fest in seinen Armen. Er ging auf die Tür zu, und Kaladin folgte ihm, während er die Königin stets im Blick behielt.

Sie seufzte laut und folgte ihnen. »Das hatte ich befürchtet.«

Sie begaben sich wieder zu ihren Soldaten und zogen sich durch den Korridor zurück.

Aesudan blieb in der Tür zu den königlichen Gemächern stehen. »Ich bin dir über den Kopf gewachsen, Elhokar. Ich habe den Edelstein in mich aufgenommen und Yelig-nars Macht gezügelt.« Plötzlich umwirbelte sie etwas; es war ein schwarzer Rauch, der von einem unsichtbaren Wind verweht zu werden schien.

»Schnell!«, sagte Kaladin zu seinen Männern und sog Sturmlicht in sich ein. Er spürte es kommen; er hatte es bereits in dem Augenblick gespürt, in dem sie die Treppe hochgestiegen waren.

Beinahe war es eine Erleichterung, als Aesudan endlich ihren Soldaten den Befehl zum Angriff zubrüllte.



Gib mir alles, wisperten die Stimmen in Schallans Kopf. Gib mir deine Leidenschaft, deinen Hunger, dein Verlangen, deinen Verlust. Überlasse es mir. Du bist, was du fühlst.

Schallan schwamm darin, verloren, wie in den Tiefen des Meeres. Die Stimmen bestürmten sie von allen Seiten. Wenn eine von ihnen flüsterte, sie sei ganz Schmerz, wurde Schallan zu einem weinenden Mädchen, das singend eine Kette um einen dicken Hals festzog. Wenn eine andere flüsterte, sie sei ganz Hunger, wurde sie zu einem Straßenmädchen, das nur Fetzen als Kleidung trug.

Leidenschaft. Angst. Begeisterung. Langweile. Hass. Lust.

Mit jedem Herzschlag wurde sie zu einer neuen Person. Die Stimmen schienen davon begeistert zu sein. Sie griffen Schallan an und steigerten sich zur Raserei. Schallan war in einem einzigen Augenblick tausend Personen.

Aber wer davon war sie?

Alle. Eine neue Stimme. Die von Schelm?

»Schelm!«, schrie sie und war an einem dunklen Ort von Aalen umgeben, die nach ihr schnappten. »Schelm! Bitte.«

Du bist sie alle, Schallan. Warum solltest du nur ein einziges Gefühl sein? Oder nur eine begrenzte Reihe von Empfindungen? Nur eine Rolle? Nur ein einzelnes Leben?

»Sie beherrschen mich, Schelm. Schleier und die Strahlende und alle anderen. Sie *verzehren* mich.«

Dann lass dich beherrschen, wie ein König von seinen Untertanen beherrscht wird. Mache Schallan so stark, dass sich die anderen vor ihr verneigen müssen.

»Ich weiß nicht, ob ich das kann!«

Die Dunkelheit pochte und brandete ihr entgegen.

Und dann ... wich sie?

Schallan hatte nicht das Gefühl, etwas verändert zu haben, aber die Dunkelheit zog sich weiter zurück. Schallan stellte fest, dass sie auf den kalten Steinplatten vor dem Kontrollgebäude kniete. Das gewaltige Herz wurde zu einer schlammigen Masse, schmolz, schien beinahe zu kriechen und streckte Fortsätze aus dunkler Flüssigkeit von sich.

»Du hast es geschafft!«, sagte Adolin.

Wirklich?

»Sichert dieses Gebäude«, befahl Azure ihren Soldaten. Drehy und Narb standen glühend in der Nähe und blickten grimmig drein. Frisches Blut klebte an ihrer Kleidung. Sie hatten gekämpft.

Schallan erhob sich und stand auf schwankenden Beinen. Das kleine, kreisrunde Bauwerk vor ihr schien ihr im Vergleich zu den anderen Gebäuden des Klosters zwar unbedeutend, aber es war der Schlüssel zu allem.

»Es wird schwierig werden, Azure«, sagte Adolin. »Wir müssen uns einen Weg zurück in die Stadt freikämpfen und den Feind vertreiben. Bei den Stürmen, ich hoffe, mein Vater hält seine Armeen bereit.«

Schallan blinzelte benommen. Sie wurde das Gefühl nicht los, dass sie versagt hatte. Dass sie *gar nichts* getan hatte.

»Der erste Transfer wird nur das Kontrollgebäude betreffen«, sagte Adolin. »Danach wird Schallan die gesamte Plattform austauschen – mit den Gebäuden. Wir werden unsere Armee in den Palast schicken, bevor das geschieht.« Adolin drehte sich um und beobachtete den Gang. »Warum braucht der König so lange?«

Schallan betrat das Kontrollgebäude. Es unterschied sich kaum von dem, das sie auf der Zerbrochenen Ebene entdeckt hatte, allerdings war es in einem besseren Zustand, und die Mosaiken auf dem Boden stellten äußerst phantasievolle Kreaturen dar. Ein gewaltiges wildes Tier mit Klauen und einem Pelz, der dem eines Nerzes glich. Etwas, das wie ein gigantischer Fisch aussah. An den Wänden leuchteten Lampen mit Edelsteinen – und zwischen ihnen hingen mannshohe Spiegel.

Schallan ging zu dem Bereich hinüber, in dem sich das Schlüsselloch befand, und rief Muster als Splitterklinge herbei. Sie betrachtete ihn und sah sich dann selbst in einem der Spiegel an.

Jemand anders stand in diesem Spiegel. Es war eine Frau mit schwarzen Haaren, die ihr bis zur Hüfte reichten. Sie trug archaische Kleidung: eine ärmellose, fließende Robe, die eher wie eine Tunika aussah, und um die Hüfte war ein einfacher Gürtel geschlungen.

Schallan betastete ihr Gesicht. Warum hatte sie diese Illusion erschaffen?

Das Spiegelbild gab ihre Bewegungen nicht wieder, sondern ging weiter voran und hob die Hände gegen das Glas. Der gespiegelte Raum verblasste, und die Gestalt wurde zu einem pechschwarzen Schatten mit weißen Augenlöchern verzerrt.

Strahlende, sagte das Wesen stumm, während sich seine Lippen bewegten. *Mein Name ist Sja-anat. Und ich bin nicht dein Feind.*



Kaladins Männer flohen die Treppe hinunter, während sich die hinteren Reihen im Korridor um das Treppenhaus herum stauten. Dahinter formierte sich die Garde der Königin und senkte ihre Armbrüste. Mit hoch erhobenem Sylspeer trat Kaladin zwischen die beiden Gruppen und breitete Sturmlicht über den Boden, das die Bolzen nach unten zog. Er war noch ungeübt in dieser Kraft, und so drangen einige Bolzen doch in Schilde und sogar in Köpfe ein.

Kaladin knurrte, sog tief das Sturmlicht ein und brach in Strahlen aus. Das Glühen seiner Haut wurde von den Mauern und der Decke des Ganges widergespiegelt. Die Soldaten der Königin schreckten vor dem Licht zurück, als wäre es ein körperlicher Gegenstand.

In der Ferne hörte er die Sprengsel schreien – als Reaktion auf das, was er getan hatte. Er peitschte sich selbst so, dass er nur wenige Fuß über den Boden aufstieg und in der Luft schwebte. Die Soldaten der Königin blinzelten ins Licht, als wäre es zu stark für ihre Augen. Schließlich rief der Hauptmann der Nachhut zum Rückzug, und der Rest von Kaladins Männern rannte die Treppe hinunter. Nur Noros Trupp blieb zurück.

Einige Soldaten der Königin machten vorsichtige Schritte auf Kaladin zu. Er ließ sich zu Boden fallen und rannte zur Treppe hinüber. Bart und der Rest des Trupps folgten ihm. Die Soldaten der Königin nahmen auf eine unheimlich stille Weise die Verfolgung auf.

Leider hörte Kaladin noch etwas anderes, das von unten durch das Treppenhaus zu ihm hochdrang. Es waren Kampflärm und ein vertrautes Singen.

Parschendi-Lieder.

»Nachhut!«, rief Kaladin. »Formiert euch auf der Treppe, konzentriert euch auf das Stockwerk über euch!«

Seine Soldaten gehorchten, drehten sich um und richteten die Speere auf den herabsteigenden Feind. Kaladin peitschte sich in die Luft und drehte sich, sodass er mit den Füßen voran gegen die Decke traf. Er duckte sich und rannte über die Köpfe seiner Männer hinweg durch das hohe Treppenhaus nach unten, bis er das Erdgeschoss erreicht hatte.

Die ersten Reihen seiner Soldaten stießen in der östlichen Galerie auf die Parscher-Truppen. Aber der Feind hielt sie kurz hinter der Treppe auf, sodass die nachfolgenden Soldaten nicht hinausgelangen und sich in den Kampf stürzen konnten.

Kaladin stellte sein Peitschen ein, sank zu Boden, drehte sich und landete in einem Sturm aus Licht vor den Reihen der Parscher. Einige seiner Männer ächzten und schrien, als sie blutig unter den feindlichen Speeren fielen. Kaladin spürte, wie seine Wut angefacht wurde, und senkte den Sylspeer. Es war Zeit, mit dem Handwerk des Todes zu beginnen.

Dann sah er das Gesicht des Parschers unmittelbar vor sich.

Es war Sah. Der frühere Sklave. Der Kartenspieler. Der Vater.

Kaladins Freund.



Schallan betrachtete die Gestalt im Spiegel. Sie *hatte* gesprochen.

»Was bist du?«

Man nennt mich die Empfängerin der Geheimnisse. Oder zumindest nannte man mich früher so.

»Eine der Ungemachten. Unsere Feinde.«

Wir wurden gemacht, und dann wurden wir ungemacht – geschaffen und wieder entschaffen, stimmte sie zu. *Aber nein, wir sind keine Feinde!* Die Gestalt wurde wieder menschlich, auch wenn die Augen weiterhin weiß glühten. Sie legte die Hände gegen das Glas. *Frag meinen Sohn. Bitte.*

»Du kommst von *ihm*. Von Odium.«

Die Gestalt warf einen raschen Blick zur Seite, als hätte sie Angst. *Nein. Ich komme von mir. Jetzt ausschließlich von mir.*

Schallan dachte kurz nach, dann betrachtete sie das Schlüsselloch. Wenn sie Muster einsetzte, würde sie das Eidtor aktivieren können.

Bitte nicht, flehte Sja-anat. Hör mir zu, Strahlende. Hör mein Flehen. Ashertmarn ist absichtlich geflohen. Es ist eine Falle. Ich wurde gezwungen, das Sprengsel dieses Apparats zu berühren, damit es nicht so funktioniert, wie du es willst.



Kaladins Kampfeswille verflüchtigte sich.

Er war so voller Energie gewesen, bereit zur Schlacht und dazu, seine Männer zu beschützen. Aber ...

Sah erkannte ihn und keuchte auf, dann packte er seinen Gefährten – Khen, eine von den anderen, die Kaladin kannte – und streckte den Arm aus. Die Parscherin fluchte, und dann hastete die Gruppe von den Stufen weg und hinterließ tote menschliche Soldaten.

Kaladins Männer drangen die Treppe hinunter in die entstandene Öffnung und betraten die große Halle. Sie schwärmten um Kaladin herum aus, während er verblüfft seinen Speer senkte.

Die große Säulenhalle war zu einem Schauplatz des vollkommenen Chaos geworden. Azures Soldaten stürmten vom Sonnengang herbei und trafen auf die Parscher, die die Treppe aus dem hinteren Teil des Palastes heraufkamen. Vermutlich waren sie dort über die Mauer in den Garten eingedrungen. Der König hielt seinen Sohn fest und stand inmitten einer Gruppe von Soldaten im Zentrum des ganzen Aufruhrs.

Kaladins Männern gelang es, sich von der Treppe wegzubewegen, und hinter ihnen stürmte die Leibgarde der Königin herein.

Ein brodelndes Handgemenge entstand. Kampflinien lösten sich auf, Truppen teilten sich, Männer kämpften allein oder zu zweit. Es war der Albtraum eines jeden Gefechtskommandanten. Hunderte Männer mischten sich und schrien und kämpften und starben.

Kaladin sah sie. Er sah sie *alle*. Sah und die Parscher, die darum kämpften, ihre Freiheit zu behalten. Die Gardisten, die gerettet worden waren, kämpften für ihren König. Azures Mauerwache war entsetzt darüber, dass ihre Stadt um sie herum unterging. Die Gardisten der Königin waren überzeugt, loyal ihre Befehle auszuführen.

In diesem Augenblick verlor Kaladin etwas Kostbares. Er war immer in der Lage gewesen, eine Schlacht als einen Kampf von *uns* gegen *sie* zu betrachten. Es ging um den Schutz derjenigen, die man liebte. Alle anderen wurden getötet. Aber ... aber sie hatten den Tod nicht verdient.

Keiner von ihnen.

Er schaute auf und erstarrte. Das war ihm seit seinen ersten Tagen in Amarams Armee nicht mehr passiert. Der Sylspeer verschwand zwischen seinen Fingern und löste sich in Dunst auf. Wie konnte er kämpfen? Wie konnte er Menschen töten, die nur ihr Bestes gaben?

»Halt!«, brüllte er schließlich. »*Hört auf! Hört doch auf, euch gegenseitig zu töten!*«

Nicht weit von ihm entfernt rammte Sah seinen Speer in Bart hinein.

»*AUFHÖREN! BITTE!*«

Noro reagierte darauf, indem er Jali durchbohrte – einen der Parscher, die Kaladin gekannt hatte. Vor ihm gingen Elhokars Wächter zu Boden, und ein Soldat aus der Garde der Königin brachte es fertig, dem König die Spitze seiner Hellebarde in den Arm zu stoßen. Elhokar keuchte auf; die Splitterklinge fiel ihm aus den schmerzenden Fingern, und mit dem anderen Arm drückte er seinen Sohn eng an sich.

Der Gardist der Königin wich zurück und machte große Augen – als nehme er den König nun zum ersten Mal wahr. In diesem Augenblick der Verwirrung tötete einer von Azures Soldaten den Gardisten.

Kaladin kreischte auf, und Tränen rannen ihm aus den Augen. Er flehte die anderen an, innezuhalten und ihm zuzuhören.

Aber sie konnten ihn nicht hören. Sah – der sanfte Sah, der nur seine Tochter hatte schützen wollen – starb unter Noros Schwert. Noro wiederum wurde der Schädel von Khens Axt gespalten.

Noro und Sah fielen neben Bart, dessen tote Augen blicklos starrten. Sein Arm war ausgestreckt und die Bannglyphe blutdurchtränkt.

Kaladin sackte auf die Knie. Sein Sturmlicht schien die Feinde abzuschrecken; jedermann blieb von ihm fern. Syl umschwirrte ihn und flehte ihn an, er möge ihr zuhören, aber er nahm sie kaum wahr.

Der König ... dachte er benommen. Muss ... muss zu Elhokar kommen ...

Auch Elhokar war auf die Knie gefallen. Im einen Arm hielt er seinen entsetzten Sohn, in der anderen Hand befand sich ... ein Blatt Papier? Eine Zeichnung?

Kaladin konnte beinahe hören, wie Elhokar die Worte stotterte.

Leben ... Leben vor Tod ...

Kaladins Nackenhaare richteten sich auf. Elhokar begann sanft zu glühen.

Stärke ... vor Schwäche ...

»Tu es, Elhokar«, flüsterte Kaladin.

Reise. Reise vor ...

Eine Gestalt trat aus dem Schlachtengetümmel hervor. Ein großer, schlanker Mann. So ... so vertraut. Düsternis schien an Moasch zu kleben. Er trug eine braune Uniform wie die der Parscher. Einen Herzschlag lang drehte sich der Kampf nur noch um ihn. Die Mauerwache hinter ihm, die aufgelöste Palastgarde vor ihm ...

»Moasch, nein ...«, flüsterte Kaladin. Er konnte sich nicht bewegen. Sturmlicht blutete aus ihm, ließ ihn leer und erschöpft zurück.

Moasch senkte seinen Speer und rammte ihn Elhokar durch die Brust.

Kaladin schrie.

Moasch nagelte den König am Boden fest und schob das weinende Prinzenkind mit dem Fuß beiseite. Dann stellte er den Fuß auf Elhokars Kehle, drückte seinen Hals nach unten, zog den Speer heraus und stach ihn in das linke Auge des Königs.

Er hielt die Waffe fest und wartete sorgfältig, bis das Glühen um den König herum verblasste und verschwand. Elhokars Splitterklinge erschien außerhalb des Dunstes und fiel scheppernd neben ihn.

Elhokar, König von Alethkar, war tot.

Moasch zog den Speer heraus und betrachtete die Splitterklinge. Dann trat er sie beiseite. Er sah Kaladin an, zeigte gelassen den Salut von Brücke Vier und schlug dabei die Handgelenke zusammen. Der Speer, den er noch festhielt, troff von Elhokars Blut.

Die Schlacht brach auseinander. Kaladins Männer waren fast vollkommen vernichtet worden; die Überlebenden flohen durch den Sonnengang. Ein Soldat aus der Garde der Königin hob den jungen Prinzen auf und trug ihn davon. Azures Männer wichen humpelnd vor der immer stärker werdenden Armee der Parscher zurück.

Die Königin stieg die Treppe hinunter, umhüllt mit schwarzem Rauch, und ihre Augen glühten rot. Sie hatte sich verwandelt; seltsame Kristallformationen drangen wie ein Stachelpanzer aus ihrer Haut hervor. In ihrer Brust glühte hell ein Edelstein, als hätte er ihr Herz ersetzt. Er leuchtete durch ihr Kleid hindurch.

Kaladin wandte sich von ihr ab und kroch auf den Leichnam des Königs zu. Ein Soldat aus der Garde der Königin bemerkte ihn endlich und packte ihn am Arm.

Und dann ... Licht. Als zwei Strahlende aus dem Sonnengang hereinschritten, durchflutete schimmerndes Sturmlicht den Raum. Drehy und Narb wirbelten mitten durch die Reihen des Feindes und trieben sie mit kreisenden Speeren und Peitschen zurück.

Eine Sekunde später packte Adolin Kaladin unter den Armen und schleppte ihn rückwärts. »Zeit zu gehen, Brückenjunge.«



Sagt es niemandem. Ich kann es nicht sagen. Ich muss flüstern. Ich habe es vorhergesehen.

Aus Schublade 30-20, ein besonders kleiner Smaragd

Als er Elhokars Leichnam sah, bezwang Adolin seine Gefühle. Es war eine der ersten Schlachtfeld-Lektionen, die ihm sein Vater beigebracht hatte.

Trauer später.

Adolin zog Kaladin den Sonnengang entlang, während Narb und Drehy ihren Rückzug bewachten und die letzten Soldaten der Mauerwache dazu ermunterten, wegzurennen oder davonzuhumpeln, um sich in Sicherheit zu begeben.

Kaladin taumelte voran. Obwohl er nicht verwundet zu sein schien, hatte er einen starren, glasigen Blick. Das waren die Augen eines Mannes, der Wunden davongetragen hatte, bei denen keine Bandage half.

Schließlich verließen sie den Sonnengang und traten auf die Plattform des Eidtores, das Azures Soldaten sicherten, während ihre Ärzte den Verwundeten entgegenliefen, die dem Blutbad in der

östlichen Galerie entkommen waren. Narb und Drehy sprangen auf die Plattform und wachten von dort aus über den Beginn des Sonnengangs, damit weder die Garde der Königin noch die Parscher ihnen folgen konnten.

Adolin kam taumelnd zum Stillstand. Von diesem Aussichtspunkt hatte er einen guten Überblick über die Stadt.

Sturmwater.

Zehntausende Parscher strömten durch die aufgebrochenen Tore und ergossen sich über die Mauern in der Nähe. Gestalten, die in dunklem Licht schimmerten, schwirrten durch die Luft. Sie schienen sich nicht weit entfernt zu Formationen zusammenzuschließen; vielleicht planten sie einen Angriff auf die Plattform des Eidtores.

Adolin betrachtete all das und gab die schreckliche Wahrheit zu. Seine Stadt war verloren.

»Alle Kräfte sollen die Plattform halten«, hörte er sich selbst rufen. »Gebt die Nachricht weiter, dass ich uns nach Urithiru bringen werde.«

»Herr!«, sagte ein Soldat. »Zivilisten versammeln sich gerade am Fuß der Plattform und versuchen die Treppe zu erstürmen.«

»Lasst sie!«, brüllte Adolin. »Bringt so viele Menschen wie möglich hier herauf. Haltet die Plattform gegen jeden Feind, der sie einzunehmen versucht, aber verwickelt den Gegner nicht in Kämpfe, solange er selbst nicht angreift. Wir geben die Stadt auf. Jeder, der sich nicht in zehn Minuten auf der Plattform befindet, wird zurückgelassen!«

Adolin eilte auf das Kontrollgebäude zu, und Kaladin folgte ihm benommen und entsetzt. *Nach all dem, was er durchgemacht hat, dachte Adolin, hätte ich nicht erwartet, dass ihn überhaupt noch etwas erschüttern kann. Nicht einmal Elhokars ...*

Bei den Stürmen!, trauere später.

Azure stand in der Tür des Kontrollgebäudes und hielt den Beutel mit Edelsteinen hoch. Hoffentlich reichten sie aus, um jedermann in Sicherheit zu bringen.

»Hellheit Davar sagte mir, ich soll alle hinausscheuchen«, verkündete die Großmarschallin. »Etwas stimmt nicht mit dem Mechanismus.«

Adolin fluchte leise und begab sich in das Innere. Schallan kniete auf dem Boden vor einem Spiegel und betrachtete sich selbst. Hinter ihm kam auch Kaladin herein, setzte sich auf den Boden und lehnte mit dem Rücken gegen die Wand.

»Schallan«, sagte Adolin. »Wir müssen von hier verschwinden. *Sofort.*«

»Aber ...«

»Die Stadt ist gefallen. Bring nicht nur das Kontrollgebäude, sondern die gesamte Plattform nach drüben. Wir müssen so viele Menschen wie möglich retten.«

»Was ist mit meinen Männern auf der Mauer?«, rief Azure.

»Entweder tot oder gefangen genommen«, sagte Adolin und biss die Zähne zusammen. »Mir gefällt das genauso wenig wie Euch.«

»Der König ...«

»Der König ist *tot*. Die Königin ist zum Feind übergelaufen. Ich befehle Euch den Rückzug, Azure.« Adolin sah die Frau fest an. »Wir gewinnen nichts dadurch, dass wir alle hier sterben.«

Sie kniff die Lippen zusammen, wandte aber nichts mehr ein.

»Adolin«, flüsterte Schallan, »das Herz war eine Falle. Ich habe es nicht verscheucht; es ist absichtlich verschwunden. Ich glaube ... ich glaube, die Bringer der Leere haben Kaladin und seine Männer nach dem kurzen Kampf vorsätzlich verlassen. Sie haben uns hierherkommen lassen, weil das Eidtor eine Falle ist.«

»Woher weißt du das?«, fragte Adolin.

Schallan hielt den Kopf schräg. »Ich spreche mit ihr.«

»Mit ihr?«

»Sja-anat. Die Empfängerin der Geheimnisse. Sie sagt, wenn wir den Mechanismus in Gang setzen, wird eine Katastrophe über uns hereinbrechen.«

Adolin atmete tief ein.

»Tu es trotzdem«, sagte er.



Tu es trotzdem.

Schallan begriff, was das bedeutete. Wie konnten sie einem uralten Sprengsel trauen, das von Odium stammte? Vielleicht hatte Schallan das schwarze Herz doch vertrieben, und Sja-anat versuchte verzweifelt, die Menschen am Entkommen zu hindern.

Schallan wandte den Blick von der flehenden Gestalt im Spiegel ab. Die anderen konnten sie nicht sehen; das hatte sie bereits an Azure überprüft.

»Muster?«, flüsterte sie. »Was glaubst du?«

»Hm ...«, sagte er leise. »Lügen. So viele Lügen. Ich weiß nicht, Schallan. Ich kann es dir nicht sagen.«

Kaladin sackte in sich zusammen und starrte vor sich, als wäre sein Inneres schon tot. Sie konnte sich nicht erinnern, ihn je zuvor in einem solchen Zustand gesehen zu haben.

»Haltet euch bereit.« Schallan stand auf und rief Muster als Splitterklinge herbei.

Vertrauen ist nicht mein, sagte die Gestalt im Spiegel. Du wirst meinen Kindern kein Heim geben. Noch nicht.

Schallan steckte die Klinge in das Schloss. Es schmolz und passte sich Musters Umrissen an.

Ich werde es dir zeigen, sagte Sja-anat. Ich werde es versuchen. Mein Versprechen ist nicht stark, denn ich kann es nicht wissen. Aber ich werde es versuchen.

»Was wirst du versuchen?«

Euch nicht zu töten.

Während diese Worte unheilvoll in ihren Ohren klangen, aktivierte Schallan das Eidtor.



Mein Sprengsel behauptet, dass es gut für mich ist, dies aufzuzeichnen, und so sei es. Jedermann sagt, dass ich bald das Vierte Ideal schwören und mir dadurch meine Rüstung verdienen werde. Ich glaube aber einfach nicht, dass ich es vermag. Soll ich denn nicht den Wunsch verspüren, den Menschen zu helfen?

Aus Schublade 10-12, Saphir

Dalinar Kholin stand in strammer Haltung da, hatte die Hände hinter dem Rücken verschränkt und hielt die Handgelenke fest gepackt. Von seinem Balkon in Urithiru aus konnte er so weit sehen, doch es waren bloß endlose Meilen des Nichts. Wolken und Felsen. So viel und so wenig – gleichzeitig.

»Dalinar«, sagte Navani, als sie neben ihn trat und ihre Hand auf seinen Arm legte. »Bitte. Komm wenigstens nach drinnen.«

Sie glaubten, er sei krank. Sie waren der Meinung, sein Zusammenbruch auf der Plattform des Eidtores müsse durch Herzprobleme oder völlige Erschöpfung hervorgerufen worden sein. Die Ärzte hatten ihm Ruhe verordnet. Aber wenn er nun aufhörte,

gerade zu stehen, und es zuließ, dass ihn seine Erinnerungen niederdrückten, befürchtete er, von ihnen zerquetscht zu werden.

Die Erinnerungen an das, was er beim Graben getan hatte.

Die schreienden Stimmen der Kinder, die um Gnade riefen.

Er unterdrückte seine Gefühle. »Irgendwelche Neuigkeiten?«, fragte er. Es war ihm peinlich, dass seine Stimme zitterte.

»Keine«, sagte Navani. »Dalinar ...«

Durch eine Spannfeder, die aus irgendwelchen Gründen noch funktionierte, waren Nachrichten von Kholinar übermittelt worden. Ein Anschlag auf den Palast, ein Versuch, das Eidtor zu erreichen.

Draußen verstopften die versammelten Armeen von Kholin, Aladar und Roion die Eidtor-Plattformen von Urithiru; die Soldaten warteten darauf, nach Kholinar gebracht zu werden und sich in die Schlacht zu stürzen. Doch nichts geschah. Die Zeit verstrich. Seit den ersten Mitteilungen waren vier Stunden vergangen.

Dalinar schloss den Mund und blickte starr auf die Weiten, die vor ihm lagen. In strammer Haltung, wie ein Soldat. So würde er warten. Obwohl er *wirklich* nie ein Soldat gewesen war. Er hatte Männer kommandiert, Rekruten befohlen, in Reih und Glied zu stehen, und war Formationen abgeschritten. Aber er selbst ... er hatte all das ausgelassen. Er hatte nicht in ordentlicher Formation, sondern nur in blutrünstiger Wut gekämpft.

Navani seufzte, klopfte ihm auf den Arm und kehrte in die gemeinsamen Gemächer zurück, wo sie zusammen mit Taravangian und einer kleinen Gruppe aus Schreiberinnen und Großprinzen auf Nachrichten aus Kholinar warten würde.

Dalinar stand in der Brise und wünschte, er könnte seinen Geist leeren und sich seiner Erinnerungen entledigen. Er wollte vorgeben können, ein guter Mann zu sein. Aber er hatte sich in das Bild gefügt, das jedermann von ihm hatte. Es hieß, der Schwarzdorn sei der Schrecken des Schlachtfeldes und gleichzeitig ein ehrlicher und aufrechter Mann. Dalinar Kholin kämpfte gerecht, so sagte man.

Evis Schreie und die Tränen der ermordeten Kinder drückten hingegen die Wahrheit aus. Oh ... oh, *Allmächtiger im Himmel*. Wie konnte er nur mit diesen Schmerzen leben? So frisch, so gegenwärtig, wieder einmal. Aber warum denn beten? Es gab keinen Allmächtigen, der ihm zuhörte. Wenn es ihn nämlich gegeben hätte – und wenn er auch nur eine Spur Gerechtigkeit in sich gehabt hätte –, dann hätte Ehr die Welt schon vor langer Zeit von dem Betrüger erlöst, der Dalinar Kholin hieß.

Und ich habe die Frechheit besessen, Amaram dafür zu verdammen, dass er eine ganze Schwadron geopfert hat, um an eine Splitterklinge zu kommen. Dalinar hatte für weit weniger eine ganze Stadt niedergebrannt. Tausende und Abertausende waren gestorben.

»Warum hast du dich mit mir verbunden?«, flüsterte Dalinar dem Sturmwater zu. »Hättest du dir nicht einen gerechten Mann aussuchen können?«

Gerecht? Gerechtigkeit ist genau das, was du diesen Menschen gebracht hast.

»Das war doch keine Gerechtigkeit. Das war ein Massaker.«

Der Sturmwater grollte. *Ich selbst habe Städte niedergebrannt und vernichtet. Ich sehe ... ja, ich sehe jetzt den Unterschied. Ich sehe den Schmerz. Ich habe ihn vor der Eingehung des Bandes nicht gesehen.*

Würde Dalinar jetzt, da er den Sturmwater immer stärker an die menschliche Moral heranführte, seine Verbindung zu ihm verlieren? Warum waren diese verfluchten Erinnerungen zurückgekehrt? Hätte er nicht noch ein wenig länger ohne sie leben können? Lange genug jedenfalls, um eine Koalition zu schmieden und die Verteidigung der Menschheit vorzubereiten?

Aber das war der Weg des Feiglings. Der Wunsch nach Unwissenheit. Den Weg des Feiglings hatte er eindeutig beschritten – zwar konnte er sich noch immer nicht an seinen Besuch bei der Nachtschauerin erinnern, aber nun wusste er immerhin, worum er sie

gebeten hatte. Erlösung von seiner schrecklichen Bürde. Die Fähigkeit zu lügen und vorzugeben, dass er dermaßen schreckliche Dinge nicht getan hatte.

Er drehte sich um und begab sich wieder in seine Gemächer. Er wusste nicht, wie er diese Bürde ertragen sollte, aber heute musste er sich ganz auf die Rettung Kholinars konzentrieren. Leider konnte er keine Schlachtpläne entwerfen, solange er nicht mehr über die Lage in der Stadt wusste.

Er betrat den Saal, in dem sich die wesentlichen Mitglieder seiner Regierung versammelt hatten. Navani und die anderen saßen auf einigen Sofas um die Spannfeder herum und warteten. Sie hatten Karten von Kholinar vor sich ausgebreitet und sprachen über Strategien, aber ... schon viele Stunden ohne Nachrichten waren vergangen.

Es war so enttäuschend, hier zu sitzen und nichts zu wissen. Und es ließ Dalinar zu viel Zeit zum Nachdenken. Und zur Erinnerung.

Anstatt bei den anderen zu sitzen, hatte Taravangian seinen gewohnten Platz eingenommen: Er saß in einem Sessel vor dem Heizfabrial in der Zimmerecke. Mit schmerzenden Beinen und steifem Rücken ging Dalinar zu ihm und setzte sich unter leisem Ächzen in den Sessel neben Taravangian.

Vor ihnen glühte ein roter Rubin heiß und ersetzte ein richtiges Feuer durch etwas, das zwar sicherer, aber auch lebloser war.

»Es tut mir leid, Dalinar«, sagte Taravangian schließlich. »Ich bin sicher, dass bald neue Nachrichten eintreffen werden.«

Dalinar nickte. »Ich danke Euch für das, was Ihr getan habt, als die Azisch zur Besichtigung des Turmes gekommen sind.«

Die Azisch waren gestern für eine erste Begutachtung eingetroffen, aber Dalinar hatte sich noch von der plötzlichen Rückkehr seiner Erinnerungen erholen müssen. Nun ... in Wahrheit erholte er sich *noch immer*. Er hatte die Besucher begrüßt und sich dann zurückgezogen, während sich Taravangian erboten hatte, sie herumzuführen. Navani sagte, die Würdenträger der Azisch seien von

dem älteren König bezaubert gewesen und wollten so schnell wie möglich zu einem eingehenderen Treffen zurückkehren, bei dem auch die Möglichkeit einer Koalition besprochen werden sollte.

Dalinar beugte sich vor und starrte das Heizfabrial an. Hinter ihm unterhielten sich Aladar und General Khal vermutlich zum hundertsten Mal darüber, wie sie die Stadtmauern von Kholinar zurückerobern konnten, falls sie vor der Inbetriebnahme des Eidtores in die Hände des Feindes gefallen sein sollten.

»Ist Euch je der Gedanke gekommen«, sagte Dalinar leise, »dass Ihr möglicherweise nicht der Mann seid, für den Euch alle anderen halten?«

»Ja«, flüsterte Taravangian. »Erschreckender aber sind jene Augenblicke, in denen ich erkenne, dass ich nicht der Mann bin, für den *ich* mich gehalten habe.«

Sturmlicht wirbelte in dem Rubin. Es brodelte. War gefangen. In der Falle.

»Wir haben uns einmal über einen Anführer unterhalten, der gezwungen ist, entweder einen Unschuldigen zu hängen oder drei Mörder laufen zu lassen«, sagte Dalinar.

»Ich erinnere mich daran.«

»Wie kann man nach einer solchen Entscheidung weiterleben? Insbesondere dann, wenn man weiß, dass man die falsche Entscheidung getroffen hat?«

»Das ist das Opfer, das man bringen muss, nicht wahr?«, sagte Taravangian leise. »Jemand muss die Verantwortung tragen. Jemand muss von ihr niedergehen und vernichtet werden. Jemand muss seine Seele beflecken, damit die anderen leben können.«

»Aber Ihr seid ein guter König, Taravangian. Ihr habt Euren Thron nicht durch Mord erlangt.«

»Spielt das eine Rolle? Ein fälschlich eingekerkelter Mann. Ein Mord in einer Seitengasse, der durch eine gute Polizei hätte verhindert werden können? Die Bürde, die es bedeutet, wenn ein Unschuldiger sein Blut vergießt, muss irgendwo abgeladen werden. Ich bin das

Opfer. *Wir*, Dalinar Kholin, sind die Opfer. Wir waten für die Gesellschaft durch das schmutzige Wasser, damit die anderen sauber bleiben können.« Er schloss die Augen. »Jemand muss fallen, damit die anderen stehen können.«

Diese Worte glichen dem, was auch Dalinar vor vielen Jahren gesagt und gedacht hatte. Aber Taravangians Version wirkte verdreht und ermangelte jeglicher Hoffnung und jeden Lebens.

Dalinar lehnte sich noch weiter vor; er fühlte sich steif und alt. Die beiden sagten für eine lange Zeit nichts mehr, bis sich die anderen allmählich regten. Besorgt stand Dalinar auf.

Die Spannfeder schrieb etwas. Navani keuchte und legte die Schutzhand vor die Lippen. Teschav wurde bleich, und May Aladar setzte sich zurück und wirkte bestürzt.

Die Spannfeder erstarrte plötzlich, fiel auf das Blatt und rollte darauf herum.

»Was ist los?«, wollte Dalinar wissen. »Was sagt sie?«

Navani sah ihn an, und dann wandte sie den Blick ab. Dalinar schaute zuerst General Khal und dann Aladar an.

Das Grauen legte sich wie ein Mantel über Dalinar. *Beim Blute meiner Väter*. »Was sagt sie?«, flehte er.

»Die ... die Hauptstadt ist gefallen, Dalinar«, flüsterte Navani. »Der Feuerer berichtet, dass die Bringer der Leere den Palast erstürmt haben. Er ... hat nach nur wenigen Sätzen abgebrochen. Es sieht so aus, als hätten sie ihn entdeckt, und ...«

Sie kniff die Augen zu.

»Die Gruppe, die Ihr losgeschickt habt«, fuhr Teschav fort, »hat anscheinend versagt, Hellherr.« Sie schluckte schwer. »Die Überreste der Mauerwache sind gefangen genommen und eingekerkert worden. Die Stadt ist gefallen. Es gibt keine Nachrichten über den König, Prinz Adolin und die Strahlenden. Hellherr ... der Bericht bricht an dieser Stelle ab.«

Dalinar sank in seinen Sessel zurück.

»Beim Allmächtigen im Himmel«, flüsterte Taravangian, in dessen grauen Augen sich das Schimmern des Heizfabrials widerspiegelte.
»Es tut mir so *unendlich* leid, Dalinar.«



Gute Nacht, liebes Urithiru. Gute Nacht, lieber Zwillling. Gute Nacht, Strahlende.

Aus Schublade 29-29, Rubin

Das Kontrollgebäude des Eidtores erbebt, als wäre es von einem Felsbrocken getroffen worden. Adolin stolperte und fiel auf die Knie.

Dem Beben folgten ein *reißender* Laut und ein blendender Lichtblitz.

Ihm drehte sich der Magen um.

Er fiel durch die Luft.

Irgendwo in seiner Nähe schrie Schallan auf.

Adolin traf auf eine harte Oberfläche; der Aufprall war so heftig, dass er zur Seite rollte. Dadurch fiel er vom Rand der weißen Steinplattform.

Er fiel in etwas hinein, das unter ihm nachgab. Wasser? Nein, es fühlte sich nicht danach an. Er drehte sich darin – nicht in einer Flüssigkeit, sondern in kleinen *Kugeln*. In tausenden und abertausenden von Glasperlen, jede davon war kleiner als eine Sturmlicht-Kugel.

Adolin schlug um sich und geriet in Panik, während er immer tiefer versank. Er starb! Er würde sterben und in diesem endlosen Meer aus Perlen ersticken. Er ...

Jemand packte seine Hand. Azure zog ihn hoch und half ihm zurück auf die Plattform, während die kleinen Kugeln aus seiner Kleidung rollten. Er hustete und fühlte sich, als wäre er beinahe ertrunken, obwohl nur wenige Kugeln in seinen Mund geraten waren.

Sturmwater! Er ächzte und schaute sich um. An dem Himmel über ihm war etwas ... falsch. Pechschwarz war er und durchzogen von seltsamen Wolken, die sich in ewige Fernen zu erstrecken schienen – wie Straßen am Firmament. Sie führten zu einer kleinen, fernen Sonne.

Das Meer der Kugeln dehnte sich in alle Richtungen aus, und winzige Lichter schwebten über ihnen – tausende und abertausende, wie Kerzenflammen. Schallan kam auf ihn zu und kniete sich neben ihn. In der Nähe stand Kaladin auf und schüttelte sich. Diese kreisrunde Plattform befand sich dort, wo früher das Kontrollgebäude gestanden hatte – wie eine Insel in dem Meer aus winzigen Glaskugeln.

In der Luft schwebten zwei gewaltige Sprengsel. Sie wirkten wie stark gedehnte Versionen von Menschen und erhoben sich mindestens dreißig Fuß in die Luft. Sie schienen Wächter zu sein. Das eine war pechschwarz, das andere rot. Zuerst hielt Adolin sie für Statuen, aber ihre Kleidung kräuselte sich in der Luft, und sie regten sich. Das eine senkte den Blick und sah sie an.

»Oh, das ist schlecht«, sagte jemand in seiner Nähe. »Sehr, sehr schlecht.«

Adolin sah sich um und stellte fest, dass die Worte von einer Kreatur gekommen waren, die steife schwarze Kleidung trug und deren Umhang aus Stein zu bestehen schien. An der Stelle des Kopfes war ein sich rasch veränderndes Knäuel aus Linien, Winkeln zu sehen ... in unmöglichen Dimensionen.

Adolin sprang auf die Beine und taumelte zurück. Beinahe wäre er mit einer jungen Frau mit blauer und weißer Haut

zusammengestoßen, blass wie Schnee; sie trug ein dünnes Kleid, das sich im Wind kräuselte. Ein weiteres Sprengsel stand neben ihr. Es wies ein aschbraunes Gesicht auf, dessen Züge aus fester Kordel zu bestehen schienen. Sie erinnerte an geflochtene Haare. Diese Gestalt trug zerrissene Kleidung, die Augen waren ausgekratzt – wie eine Leinwand, die mit einem Messer bearbeitet worden war.

Adolin sah sich um und zählte sie. Niemand sonst befand sich auf dieser Plattform. Zwei gewaltige Sprengsel in der Luft, drei kleinere auf dem Podest. Dazu Adolin, Schallan, Kaladin und Azure.

Es schien ganz so, als hätte das Eidtor nur jene Personen transportiert, die sich innerhalb des Kontrollgebäudes aufgehalten hatten. Aber *wohin* waren sie gebracht worden?

Azure schaute zum Himmel hinauf. »Bei der Verdammnis«, sagte sie leise. »Ich *hasse* diesen Ort.«

ZWISCHENSPIELE



VENLI · MEM · SHELER



Odiuns großer Plan bedeutete für Venli, dass sie zu so etwas wie einer Geschichtenerzählerin wurde.

»Dann führten die Menschen einen Vernichtungskrieg gegen uns«, sagte sie zu der versammelten Menge. »Meine Schwester versuchte zu verhandeln und zu erklären, dass wir keine Schuld an der Ermordung ihres Königs trugen. Aber sie wollten nicht zuhören. Sie betrachteten uns nur als Sklaven, die unterdrückt und beherrscht werden mussten.«

Der Wagen, auf dem sie stand, war zwar keine besonders beeindruckende Erhöhung, aber er war besser als der Stapel aus Kisten, den sie an dem letzten Ort benutzt hatte. Wenigstens war ihre neue Form – die Gesandtenform – eine große. Sie war die größte, die sie je getragen hatte. Sie war eine Form der Macht und brachte seltsame Fähigkeiten mit sich – vor allem die Fähigkeit, alle Sprachen zu sprechen und zu verstehen.

Das machte sie hervorragend geeignet dazu, die Mengen der Alethi-Parscher zu unterweisen. »Sie haben *jahrelang* gekämpft, um uns auszulöschen«, sagte sie im Rhythmus des Kommandos. »Sie konnten es nicht ertragen, dass ihre Sklaven in der Lage waren, zu

denken und sich zu widersetzen. Sie wollten uns zerschmettern, damit wir keine Revolution anzetteln!«

Die Personen, die sich um den Wagen versammelt hatten, wiesen dicke Maserungen auf – rot und schwarz oder weiß. Venlis eigenes Rot und Weiß war viel zarter und mit feinen Wirbeln durchsetzt.

Sie fuhr fort und sprach triumphierend im Rhythmus des Befehls. Sie erzählte diesen Leuten ihre Geschichte, wie sie es vorher schon so oft getan hatte. Zumindest war es die Version der Geschichte, die Odium ihr zu verbreiten aufgetragen hatte.

Sie erzählte ihnen, dass sie neue Sprengsel entdeckt hatte, mit denen man sich verbinden und somit eine Form erschaffen konnte, die den Ewigsturm hervorrief. Die Geschichte verschwieg jedoch, dass Ulim vieles von dieser Arbeit getan und ihr die Geheimnisse der Sturmform verraten hatte. Odium wollte offenbar, dass sich die Zuhörer als heroische Gruppe empfanden und Venli als ihre tapfere Anführerin betrachteten. Die Zuhörer würden zum Gründungsmythos seines wachsenden Reiches werden: die Letzten der alten Generation, die mutig gegen die Alethi gekämpft und sich dann selbst geopfert hatten, um ihre versklavten Brüder und Schwestern zu befreien.

Venlis Geschichte besagte, dass ihr eigenes Volk nun ausgelöscht war – außer ihr selbst.

Die früheren Sklaven hörten ihr hingerissen zu. Sie erzählte gut – das war nicht verwunderlich, wenn man bedachte, wie oft sie diese Geschichte in den letzten Wochen zum Besten gegeben hatte. Sie endete mit dem Aufruf zum Kampf, wie es ihr aufgetragen worden war.

»Mein Volk ist untergegangen und hat sich zu den ewigen Gesängen Roschars gesellt«, sagte sie. »Der Tag gehört nun euch. Wir haben uns Lauscher genannt wegen der Lieder, die wir gehört haben. Das ist euer Erbe, aber ihr sollt nicht nur hören, sondern auch singen. Nehmt die Rhythmen eurer Vorfahren auf und errichtet hier eine eigene Nation! Ihr müsst *arbeiten*. Nicht für die Sklaventreiber, die

einst unseren Verstand unterjocht haben, sondern für die Zukunft – für eure Kinder! Und für uns. Für all jene, die gestorben sind, damit ihr leben könnt.«

Sie jubelten zum Rhythmus der Erregung. Das war gut zu hören, auch wenn es ein niederer Rhythmus war. Venli hörte nun etwas Besseres: neue, starke Rhythmen, die Formen von Macht begleiteten.

Doch diese alten Rhythmen riefen etwas in ihr wach. Eine Erinnerung. Sie legte die Hand auf den Beutel an ihrem Gürtel.

Sie reagieren fast genauso wie die Alethi, dachte sie. Die Menschen waren so ... streng. Wütend. Immer zeigten sie ihre Gefühle offen und waren Gefangene ihrer Emotionen. Diese früheren Sklaven hier waren ähnlich. Sogar ihre Scherze ähnelten denen der Alethi, und oft bissen sie gerade jene, die ihnen am nächsten standen.

Als Venli zum Ende ihrer Rede gekommen war, trieb ein unvertrautes Leersprengsel die Leute zurück an die Arbeit. Venli hatte gelernt, dass es in der Hierarchie von Odiums Gestalten drei Ebenen gab. Da waren zum einen die gewöhnlichen Sänger, die die Formen trugen, die auch Venlis Volk benutzt hatte. Dann waren da die sogenannten Majestätischen, zu denen auch sie selbst gehörte und die sich durch die Formen der Macht von den anderen unterschieden – erschaffen durch die Verbindung mit einer der Arten von Leersprengseln. Und ganz oben standen die Verschmolzenen – aber sie hatte Schwierigkeiten damit, Sprengsel wie Ulim und andere korrekt einzuordnen. Offensichtlich standen sie über den gewöhnlichen Sängern, aber standen sie auch über den Majestätischen?

An diesem Ort sah sie keine Menschen; sie waren zusammengetrieben oder davongejagt worden. Venli hatte gehört, wie einige Verschmolzene gesagt hatten, dass die Armeen der Menschen noch immer im westlichen Alethkar kämpften, aber dieses Gebiet im Osten wurde nun vollkommen von den Sängern kontrolliert. Das war bemerkenswert, wenn man bedachte, dass die Menschen den Sängern zahlenmäßig völlig überlegen gewesen waren. Der

Zusammenbruch der Alethi war zum Teil dem Ewigsturm, zum Teil der Ankunft der Verschmolzenen und zu einem weiteren Teil der Tatsache geschuldet, dass die Alethi immer wieder die besten Kämpfer für ihre Kriege eingezogen hatten.

Venli setzte sich auf die Ladefläche des Wagens, und eine Sängerin brachte ihr einen Becher Wasser, den sie dankbar entgegennahm. Sich selbst als Retterin eines ganzen Volkes vorzustellen war eine Aufgabe, die äußerst durstig machte.

Die Sängerin zögerte. Sie trug ein Alethi-Kleid; die linke Hand war bedeckt. »Ist deine Geschichte wirklich wahr?«

»Natürlich ist sie das«, sagte Venli im Rhythmus der Überheblichkeit. »Zweifelst du etwa daran?«

»Nein, selbstverständlich nicht! Es ist nur ... so schwer vorstellbar. *Kämpfende Parscher.*«

»Nennt euch nicht mehr Parscher, sondern Sänger.«

»Ja. Hm, sicher.« Die Frau hielt sich die Hand vor das Gesicht, als ob sie peinlich berührt sei.

»Sprich zu den Rhythmen, wenn du Entschuldigung ausdrücken möchtest«, sagte Venli. »Benutze Anerkennung, wenn du jemandem für eine Berichtigung dankst, oder Besorgnis, wenn du deine Enttäuschung unterstreichen möchtest. Und Trost, wenn du wahrhaft zerknirscht bist.«

»Ja, Hellheit.«

O Eschonai, sie haben noch einen so weiten Weg vor sich.

Die Frau eilte davon. Ihr schief sitzendes Kleid wirkte lächerlich. Außer in der Paarungsform gab es keinen Grund, zwischen den Geschlechtern zu unterscheiden. Venli sumnte zum Rhythmus der Lächerlichkeit, hüpfte vom Wagen und ging mit erhobenem Haupt durch den Ort. Die Sänger trugen hauptsächlich Arbeitsform oder Flinkform, aber einige – wie die Frau, die ihr das Wasser gebracht hatte – trugen die Gelehrtenform mit langen Haarzöpfen und kantigen Gesichtszügen.

Sie summte im Rhythmus der Wut. Ihr Volk hatte im Kampf um die Entdeckung neuer Formen ganze *Generationen* verbraucht, und diesen Leuten hier war ein Dutzend verschiedener Möglichkeiten eröffnet worden. Wie konnten sie eine solche Gabe schätzen, ohne dafür gekämpft zu haben? Sie schenkten Venli Hochachtung und verneigten sich vor ihr wie Menschen, während sie sich dem Herrenhaus des Ortes näherte. Sie musste zugeben, dass darin etwas sehr Befriedigendes lag.

»Warum grinst du so selbstgefällig?«, wollte Rine im Rhythmus der Zerstörung wissen, als Venli das Gebäude betrat. Der große Verschmolzene wartete vor dem Fenster und schwebte wie üblich einige Fuß über dem Boden, während sein Mantel bis auf den Boden herabreichte.

Venlis Gefühl von Autorität verflüchtigte sich. »Ich habe das Gefühl, hier unter Säuglingen zu sein.«

»Wenn sie Säuglinge sind, dann bist du ein Kleinkind.«

Eine zweite Verschmolzene saß auf dem Boden zwischen den Stühlen. Sie sprach nie. Venli kannte ihren Namen nicht und fand ihr andauerndes Grinsen sowie die starren Augen, die nie blinzelten ... verstörend.

Venli stellte sich neben Rine ans Fenster und schaute hinaus auf die Sänger, die nun den Ort bevölkerten. Sie bearbeiteten das Land. Es waren Bauern. Ihr Leben mochte sich nicht grundlegend geändert haben, aber sie hatten ihre Lieder zurückerhalten. Und das bedeutete alles.

»Wir sollten ihnen menschliche Sklaven geben, Altehrwürdiger«, sagte Venli im Rhythmus der Unterwürfigkeit. »Ich fürchte, hier gibt es zu viel Ackerland. Wenn diese Dörfer wirklich eure Armeen ernähren sollen, brauchen sie weitere Arbeiter.«

Rine warf ihr einen kurzen Blick zu. Sie hatte herausgefunden, dass ihre Worte eher Beachtung fanden, wenn sie sich respektvoll – und in der alten Sprache – mit ihm unterhielt.

»Es gibt solche unter uns, die dir zustimmen würden, Kind«, sagte Rine.

»Du nicht?«

»Nein. Wir müssen die Menschen andauernd im Auge behalten. Jederzeit könnte jemand von ihnen Macht vom Feind erlangen. Wir haben ihn getötet, und doch kämpft er über seine Wogenbinder weiter.«

Wogenbinder. Närrischerweise hatten die alten Lieder eine hohe Meinung von ihnen. »Wie können sie sich mit Sprengseln verbinden, Altehrwürdiger?«, sagte sie ein weiteres Mal im Rhythmus der Unterwürfigkeit. »Menschen sind doch nicht in der Lage zu ... du weißt schon ...«

»Wie ängstlich«, sagte er im Rhythmus der Lächerlichkeit. »Warum fällt es dir so schwer, die Edelsteinherzen zu erwähnen?«

»Sie sind heilig und persönlich.« Die Edelsteinherzen der Lauscher waren weder fröhlich noch so prahlerisch wie die der Großschalen. Sie waren von einem wolkigen Weiß, hatten beinahe die Farbe von Knochen und waren wunderschön, dabei äußerst intim.

»Sie sind ein Teil von euch«, sagte Rine. »Das Tabu der toten Körper und die Weigerung, über die Edelsteinherzen zu sprechen ... du bist genauso schlecht wie jene da draußen, die mit einer bedeckten Hand herumlaufen.«

Was? *Das* war ungerecht. Sie stimmte sich in den Rhythmus der Wut ein.

»Es ... hat uns schockiert, als es zum ersten Mal geschehen ist«, sagte Rine schließlich. »Die Menschen haben keine Edelsteinherzen. Wie also konnten sie sich mit Sprengseln verbinden? Das erschien unnatürlich. Doch irgendwie war ihr Band *mächtiger als unseres*. Ich habe es immer schon gesagt, und ich glaube es jetzt noch mehr als je zuvor: Wir müssen sie auslöschen. Unser Volk wird in dieser Welt nie sicher sein, solange die Menschen existieren.«

Venli spürte, wie ihr Mund trocken wurde. Aus der Ferne hörte sie einen Rhythmus. War das der Rhythmus der Verlorenen? Er war

schwach und schon im nächsten Augenblick wieder verschwunden.

Rine summte zum Rhythmus der Arroganz, drehte sich um und brüllte der verrückten Verschmolzenen einen Befehl zu. Sie sprang auf die Beine und hastete hinter ihm her, als er durch die Tür schwebte. Vermutlich wollte er sich mit den Sprengseln des Ortes bereden. Er würde Befehle erteilen und Warnungen aussprechen, wie er es für gewöhnlich tat, bevor sie zu einem neuen Ort aufbrachen. Venli hatte ihre Habseligkeiten ausgepackt, weil sie angenommen hatte, dass sie die Nacht hier verbringen würden. Doch nun vermutete sie, dass sie bald weiterzogen.

Sie ging zu ihrem Zimmer im ersten Stock des Herrenhauses. Wie immer erstaunte sie der Luxus, der in diesen Gebäuden herrschte. Die Betten waren so sanft, dass man das Gefühl hatte, in ihnen zu versinken. Dazu die Holzschnitzereien. Und Vasen aus geblasenem Glas und Kristalleuchter an den Wänden. Sie hatte die Alethi schon immer gehasst, weil sie sich so verhielten, als wären sie wohlwollende Eltern, die nun wild aufgewachsenen Kindern begegnet sind und diese erziehen müssen. Sie hatten die Kultur und Errungenschaften von Venlis Volk absichtlich ignoriert und sich nur für die Jagd auf die Großschalen interessiert, die sie – aufgrund eines Übersetzungsfehlers – als die Götter der Lauscher betrachteten.

Venli betastete die wunderschönen Wirbel in dem Glas eines Wandleuchters. Wie war es ihnen gelungen, nur einen kleinen Teil weiß einzufärben? Wann immer sie solchen Dingen begegnete, musste sie sich mit Macht daran erinnern, dass die Alethi zwar *technisch* überlegen waren, dies aber noch lange nicht bedeutete, dass sie auch *kulturell* überlegen waren. Sie besaßen bloß Zugang zu vielfältigeren Hilfsmitteln. Nun, da die Sänger sich der Kunstform bedienen konnten, würden auch sie bald in der Lage sein, solche Werke zu schaffen.

Aber ... es war trotzdem so schön. Durfte man wirklich das Volk auslöschen, das so wundervolle und zarte Wirbel in einem Glas

herzustellen wusste? Die Verzierungen erinnerten sie an ihre eigene Marmorierung.

Plötzlich vibrierte der kleine Beutel an ihrem Gürtel. Sie trug den Lederrock der Lauscherin unter einem eng anliegenden Hemd und darüber eine lockere Jacke. Ein Teil von Venlis Aufgabe lag darin, den Sängern zu zeigen, dass jemand wie sie – nicht eine ferne, erschreckende Kreatur aus tiefer Vergangenheit – die Stürme gebracht und die Sänger befreit hatte.

Ihr Blick ruhte weiterhin auf dem Leuchter, während sie den Beutel auf den Schreibtisch aus Stumpfwichtholz warf. Die Kugeln kullerten heraus, begleitet von einer größeren Menge ungeschnittener Edelsteine, die ihr Volk als Ersatz benutzt hatte.

Das kleine Sprengsel stieg von dort auf, wo es sich im Licht versteckt hatte. Es wirkte wie ein Komet, wenn es sich bewegte, aber sobald es ganz still dasaß – wie nun –, schimmerte es bloß wie ein Funke.

»Bist du eines von ihnen?«, fragte sie leise. »Von den Sprengseln, die an manchen Nächten im Himmel herumfliegen?«

Es pulsierte und verströmte einen Ring aus Licht, der sich wie schimmernder Rauch auflöste. Dann schwirrte es durch den Raum und betrachtete die Dinge darin.

»Dieses Zimmer ist nicht anders als das letzte, das du dir angesehen hast«, bemerkte sie im Rhythmus der Belustigung.

Das Sprengsel huschte zu einem der Wandleuchter, pulsierte dort ehrfürchtig und begab sich danach zu einem anderen, aber identischen, der an der Wand hing, die der Tür gegenüberlag.

Venli sammelte ihre Kleidung und Schriften aus den Schubladen im Schrank. »Ich weiß nicht, warum du eigentlich bei mir bleibst. In diesem Beutel kann es doch nicht bequem sein.«

Das Sprengsel schwirrte an ihr vorbei, schaute in die Schublade, die sie geöffnet hatte, und huschte hinein.

»Das ist eine *Schublade*«, sagte sie.

Das Sprengsel spähte daraus hervor und pulsierte in rascher Folge.

Das ist Neugier, dachte sie, als sie den Rhythmus erkannte. Sie summtte ihn sich selbst vor, während sie ihre Sachen zusammenpackte, dann zögerte sie. Neugier war ein sehr alter Rhythmus. Wie ... Belustigung, worauf sie sich noch vor wenigen Augenblicken eingestimmt hatte. Sie konnte wieder die üblichen Rhythmen hören.

Dann warf sie einen Blick auf das kleine Sprengsel. »Ist das dein Werk?«, fragte sie im Rhythmus der Verärgerung.

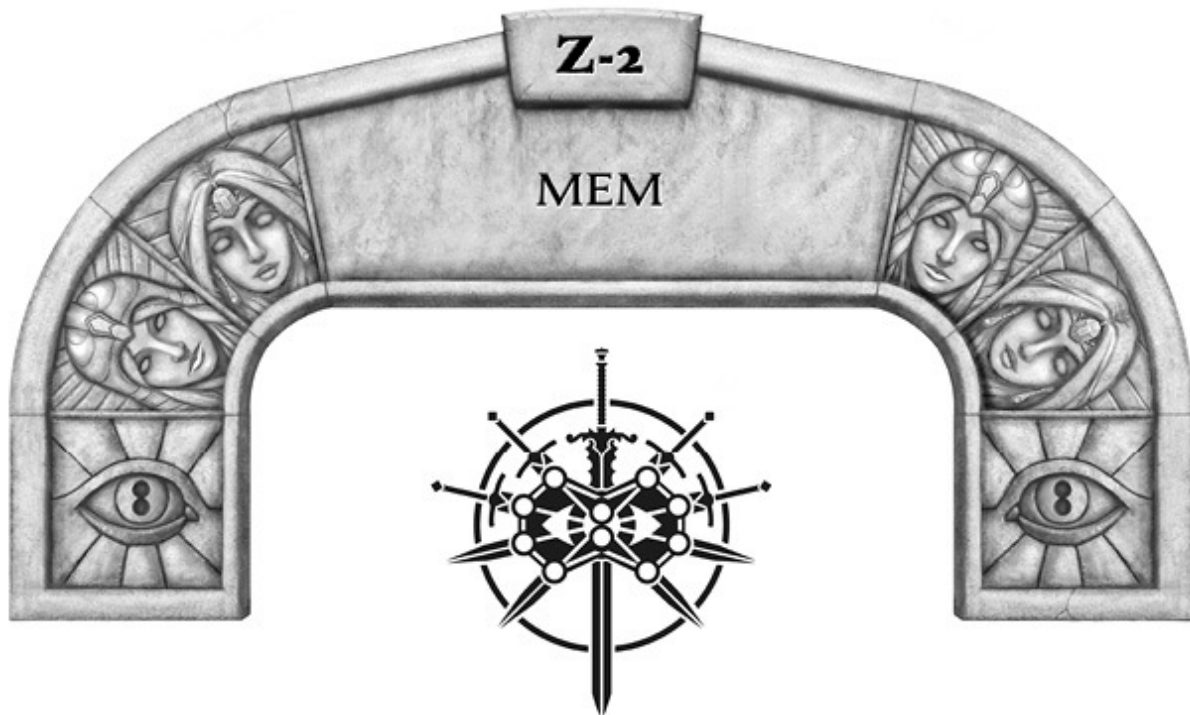
Es sackte in sich zusammen, pulsierte aber im Rhythmus der Entschlossenheit.

»Was willst du damit erreichen? Deine Art hat uns verraten. Geh und such dir einen Menschen, den du belästigen kannst.«

Es sackte noch mehr in sich zusammen. Und pulsierte wieder im Rhythmus der Entschlossenheit.

Mist. Unten schlug die Eingangstür. Rine war schon zurück.

»In den Beutel«, zischte sie im Rhythmus des Befehls. »Schnell.«



Es lag eine Kunst im Waschen.

Gewiss, jeder kannte die Grundlagen, so wie jedes Kind eine Melodie summen konnte. Aber wussten sie auch, dass man die Fasern eines störrischen Seeseidekleides glätten konnte, indem man es in warmes Salzwasser legte, und dass man die natürliche Weichheit wiederherstellen konnte, indem man es ausspülte und mit der Faserung abbürstete? Waren sie in der Lage, den Unterschied zwischen einem mineralischen Färbemittel aus Azir und einem pflanzlichen Färbemittel von den Veden-Hängen zu erkennen? Für jedes musste man eine andere Seife benutzen.

Mem plagte sich mit ihrem Leinenstoff ab – bei dem es sich in diesem Fall um eine hellrote Hose handelte. Sie nahm ein wenig Seifenpulver in die hohle Hand – aus Schweinefett, gemischt mit einem feinkörnigen Scheuermittel – und rieb über einen Fleck am Bein. Sie benässte die Hose abermals und arbeitete die Seife dann mit einer feinen Bürste ein.

Die Ölflecken waren für sich genommen schon eine Herausforderung, aber dieser Mann hatte es tatsächlich geschafft,

dieselbe Stelle auch noch mit Blut zu beschmieren. Sie musste den Fleck herausbekommen, ohne dabei das feine Mycalinrot aufzuhellen – es wurde aus einer Schnecke von den Hängen des Reinsees gewonnen – oder den Stoff zu ruinieren. Mraize mochte es, wenn seine Kleidung sauber und frisch aussah.

Mem schüttelte den Kopf. Was war das bloß für ein Fleck? Sie musste vier verschiedene Seifen einsetzen und dann auch noch ein wenig von ihrem Trockenpulver benutzen, bis er endlich wich; dann nahm sie sich den Rest des Anzugs vor. Stunden vergingen. Entferne diesen Fleck, wasche jenes Hemd. Häng alles auf die Leine, damit jedermann es sehen kann. Sie bemerkte nicht, wie schnell die Zeit verging, bis die anderen Veden-Wäscherinnen in Gruppen aufbrachen und zu ihren Häusern zurückkehrten, von denen einige leer und kalt waren, denn ihre Männer und Söhne waren im Bürgerkrieg gefallen.

Das Bedürfnis nach sauberer Kleidung überlebte jede Katastrophe. Wenn das Ende der Welt kam, bedeutete das nur, dass noch mehr Blutflecken ausgewaschen werden mussten. Schließlich trat Mem vor ihrem Wäschereck einen Schritt zurück, stemmte die Hände in die Hüften und genoss das Gefühl, ein gutes Tagwerk vollbracht zu haben.

Mem trocknete sich die Hände und sah nach ihrer neuen Gehilfin Pom, die für das Waschen der Unterkleidung zuständig war. Die dunkelhäutige Frau war offenbar ein Mischblut – Ost und West. Sie war gerade mit einem Unterhemd fertig und sagte – als Mem neben sie trat – kein Wort.

Bei den Stürmen, warum hat bei ihr noch niemand zugepackt?, dachte Mem, als die prächtige Frau an dem Hemd herumscheuerte, es ins Wasser tauchte und erneut rieb. Frauen wie Pom endeten für gewöhnlich nicht als Waschmägde, auch wenn sie jedem Mann, der ihr zu nahe kam, giftige Blicke zuwarf. Vielleicht war das der Grund.

»Gut gemacht«, sagte Mem. »Hänge das zum Trocknen auf und hilf mir, den Rest zusammenzulegen.« Sie stapelten die Kleidung in

Weidenkörben, dann machten sie sich auf den kurzen Fußweg in die Stadt.

Für Mem roch Vedenar nach Rauch. Nicht nach dem guten Rauch von Bäckereien, sondern eher nach den gewaltigen Scheiterhaufen, die draußen auf der Ebene gebrannt hatten. Ihr Arbeitgeber lebte in der Nähe des Marktes in einem großen Stadthaus neben einigen Trümmergrundstücken – eine Erinnerung an die Zeit, in der die Belagerungswaffen schwere Felsbrocken auf Vedenar geschleudert hatten.

Die beiden Wäscherinnen passierten die Wächter bei der Tür und stiegen die Treppe hinauf. Mem bestand darauf, nicht den Dienstboteneingang zu benutzen. Mraize war einer der wenigen, der sie in gute Laune versetzte.

»Bleib in meiner Nähe«, sagte sie zu Pom, die ein wenig trödelte, sobald sie im Innern des Hauses angelangt waren. Sie eilten einen langen, schmucklosen Korridor hinunter und erklommen eine weitere Treppe.

Es hieß, Dienstboten seien unsichtbar. Mem konnte dem nicht zustimmen, vor allem nicht, wenn es um Personen wie Mraize ging. Der Hausherr bemerkte sogar, wenn jemand eine Kerze bewegt hatte, und Mraizes Freunde behielten jeden im Auge, der sich in ihrer Nähe befand. Zwei von ihnen standen in einer Tür, an der Mem vorbeikam. Es waren ein Mann und eine Frau, die sich leise miteinander unterhielten. Beide trugen Schwerter, und obwohl sie ihr Gespräch nicht beendeten, als die Wäscherinnen an ihnen vorbeigingen, wurden die beiden Frauen doch sehr eingehend von ihnen beobachtet.

Mraizes Quartier befand sich am oberen Ende der Treppe. Er war heute nicht da – aber gelegentlich erschien er hier, entledigte sich seiner schmutzigen Kleidung und eilte wieder davon, zu Orten, an denen er stets neue Arten von Krem zu finden schien, mit denen er seine Hemden beflecken konnte. Mem und Pom gingen zuerst in sein Wohnzimmer – dort bewahrte er seine Abendgarderobe auf.

Pom erstarrte in der Tür.

»Hör auf herumzutrödeln«, ermahnte Mem sie und unterdrückte ein Grinsen. Nach den kahlen, leeren Gängen und Treppen hatte dieses Wohnzimmer eine recht überwältigende Wirkung. Auch sie hatte sich gewundert, als sie zum ersten Mal hier eingetreten war. Auf dem Kaminsims standen kuriose Gegenstände, jeder unter einem eigenen Glassturz. Dicke Teppiche aus Marat lagen auf dem Boden. Fünf Gemälde feinsten Art hingen an den Wänden, jedes zeigte einen anderen Herold.

»Du hattest recht«, sagte Pom hinter ihr.

»Natürlich hatte ich recht«, meinte Mem und stellte ihren Korb vor den Schrank in der Zimmerecke. »Mraize – vergiss nicht, dass er nicht ›Meister‹ genannt werden will – hat einen vollendeten Geschmack. Er beschäftigt *nur* die besten ...«

Ein reißendes Geräusch unterbrach sie.

Es war ein Geräusch, das Schrecken in ihr hervorrief. Es war das Geräusch eines reißenden Saums oder eines zarten Hemdchens, das sich irgendwo am Waschzuber verfangen hatte. Es war der Klang der leibhaftigen Katastrophe. Mem drehte sich um und sah, dass ihre neue Gehilfin auf einem Stuhl stand und eines von Mraizes Gemälden mit einem Messer *angriff*.

Ein Teil von Mems Hirn stellte die Arbeit ein. Ein Wimmern rang sich aus ihrer Kehle, und ihr wurde schwarz vor Augen.

Pom ... Pom *zerstörte gerade eines von Mraizes Gemälden*.

»Danach hatte ich mich geseht«, erklärte Pom und stemmte die Hände in die Hüften. Noch immer stand sie auf dem Stuhl.

Zwei Wächter kamen in das Zimmer gestürmt; vielleicht hatte der Lärm sie angelockt. Sie starrten Pom mit offenen Mündern an. Pom wirbelte das Messer in ihrer Hand herum und richtete die Spitze nun drohend gegen die Männer.

Dann, Grauen über Grauen, erschien Mraize persönlich hinter den Soldaten. Er trug einen Abendanzug und dazu Hausschuhe. »Was ist das für ein Aufruhr?«

So *kultiviert*. Ja, sein Gesicht sah aus, als hätte es mehrfach mit der scharfen Seite eines Schwertes Bekanntschaft gemacht. Aber er hatte einen ausgezeichneten Geschmack, was Kleidung betraf – und natürlich auch hinsichtlich deren Pflege durch Fachfrauen.

»Ah!«, sagte er, als er Pom bemerkte. »Endlich! Dazu war das Meisterwerk des Ölgeschworenen nötig, nicht wahr? Ausgezeichnet!« Mraize schob die verwirrten Wächter aus dem Zimmer und schloss hinter ihnen die Tür. Mem schien er nicht einmal wahrzunehmen. »Altehrwürdige, wie wäre es mit einem Getränk?«

Pom sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an und sprang von dem Stuhl herunter. Rasch trat sie auf Mraize zu, stieß ihm die Hand gegen die Brust und drückte ihn beiseite. Dann zog sie die Tür auf.

»Ich weiß, wo Talenelat ist«, sagte Mraize.

Pom erstarrte.

»Ja ... sollen wir nicht doch etwas trinken?«, fragte Mraize. »Mein *Babsk* möchte gern mit dir sprechen.« Er sah Mem an. »Ist das mein Anzug der Azisch-Kavallerie?«

»Äh ... ja.«

»Hast du den Äther entfernen können?«

»Den ... was?«

Er ging zu dem Korb, zog die rote Hose heraus und überprüfte sie. »Mem, du bist ein vollkommenes Genie. Nicht jeder Jäger trägt einen Speer, und das hier ist in der Tat ein Beweis. Geh zu Condwunsch und sage ihm, dass ich mit einem Bonus von drei Feuermark für dich einverstanden bin.«

»D... danke, Mraize.«

»Hol dir deinen Bonus ab und geh«, sagte Mraize. »Und ich fürchte, dass du dir nach dem heutigen Tag eine neue Wäschereigehilfin suchen musst.«



Eschonai hätte es geliebt, dachte Venli, als sie Hunderte von Fuß hoch durch die Luft flog. Rine und die anderen Verschmolzenen trugen sie mit Hilfe von miteinander verbundenen Gurten. Sie fühlte sich wie ein Sack Korn, der zum Markt getragen wurde, aber die Aussicht von hier oben war wundervoll.

Endlose Felshügel. Grüne Flecken, oft in den Schatten der Hügelflanken. Dichte Wälder voll von verfilztem Unterholz, das eine vereinigte Front gegen die Stürme bildete.

Eschonai wäre begeistert gewesen; sie hätte Karten gezeichnet und von all den Orten geschwärmt, die sie auf diese Weise besuchen konnte.

Venli hingegen brachte die meisten dieser Reisen mit einem Gefühl der Übelkeit hinter sich. Für gewöhnlich musste sie nicht lange leiden, denn hier in Alethkar lagen die Ortschaften dicht beieinander. Doch heute trugen ihre Ahnen sie an zahlreichen bewohnten Dörfern vorbei, ohne dort anzuhalten.

Schließlich löste sich das, was aus der Ferne wie ein weiterer Felssims gewirkt hatte, zu den Mauern einer großen Stadt auf, die

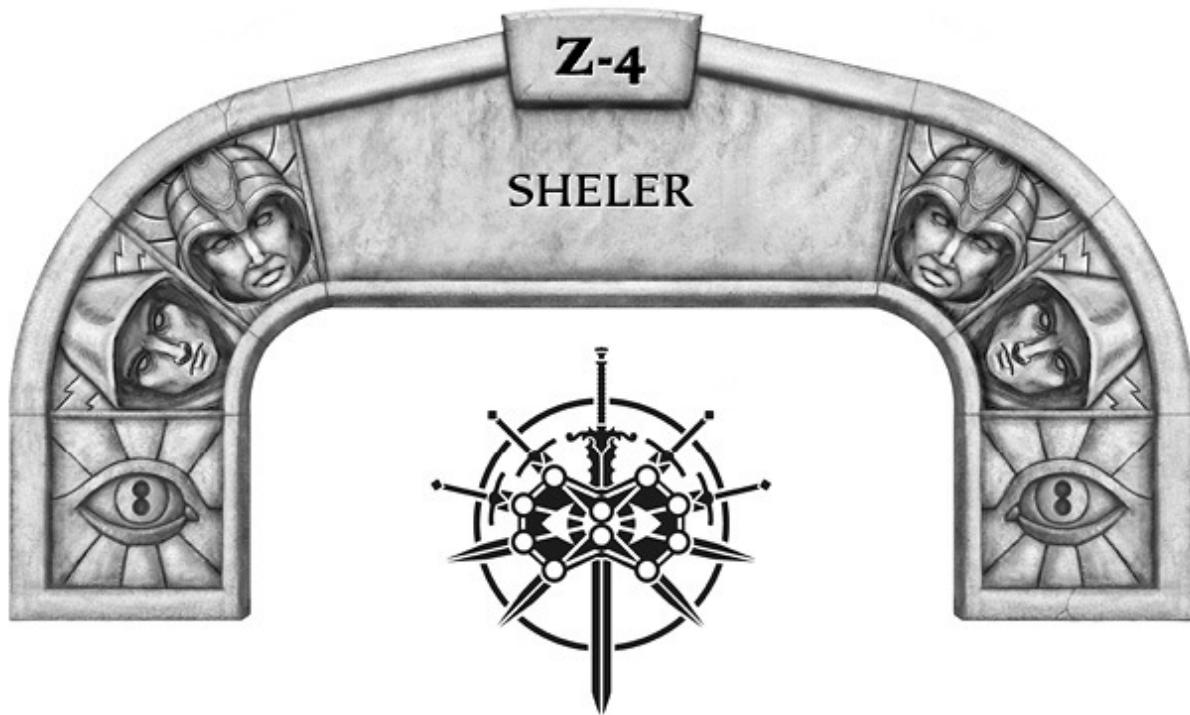
mindestens doppelt so groß war wie eine der Kuppeln auf der Zerbrochenen Ebene.

Steingebäude und befestigte Türme. Rätsel und Wunder. Es war Jahre her, seit sie Kholinar zum letzten Mal gesehen hatte – nur das eine Mal, als sie König Gavilar hingerichtet hatten. Nun stieg überall in der Stadt Rauch auf, und viele der Wachttürme waren zerschmettert. Die Stadttore lagen zerbrochen da. Anscheinend war Kholinar erobert worden.

Rine und seine Gefährten schossen durch die Luft und hoben vor den übrigen Verschmolzenen die Fäuste. Sie verschafften sich erst einen Überblick über die Stadt, dann stiegen sie jenseits der Mauer hinab und landeten neben einem Bunker außerhalb der Stadt. Sie warteten, bis Venli ihre Gurte gelöst hatte, und stiegen dann wieder in die Luft – aber nur gerade so hoch, dass die Säume ihrer langen Mäntel über die Steine schleiften.

»Bin ich fertig mit meiner Arbeit, Altehrwürdiger?«, fragte Venli im Rhythmus der Unterwürfigkeit. »Ist das der Grund, warum ihr mich hierhergebracht habt?«

»Fertig?«, erwiderte Rine im Rhythmus des Spotts. »Kind, du hast noch nicht einmal angefangen. Diese kleinen Orte waren bloß Übungen. Heute beginnt deine wahre Arbeit.«



Du hast drei Wahlmöglichkeiten«, sagte der herdazianische General.

Seine dunkelbraune Haut hatte die Farbe von verwittertem Stein, und eine Andeutung von Grau lang in dem dünnen Bart auf seiner Oberlippe. Er trat an Sheler heran und streckte die Hände zur Seite aus. Bemerkenswerterweise legten dem General einige Männer nun Handschellen an. Was zum ...

»Gib Obacht«, sagte der General. »Es ist wichtig.«

»Worauf soll ich Obacht geben?«, fragte Sheler auf Herdazianisch. Das Leben an der Grenze hatte ihn dazu gezwungen, diese Sprache zu lernen. »Auf die Handschellen? Was geht hier eigentlich vor? Begreifst du überhaupt, in welchen *Schwierigkeiten* du steckst, weil du mich gefangen genommen hast?« Sheler wollte aufstehen, aber einer der herdazianischen Soldaten zwang ihn dermaßen brutal nieder, dass seine Knie hart auf den Steinboden des Zelt stießen.

»Du hast drei Wahlmöglichkeiten.« Die Handfesseln des Generals klirrten, als er die Hände darin bewegte. »Erstens kannst du das Schwert wählen. Das wäre ein sauberer Tod. Eine gute Enthauptung tut selten weh. Leider wirst du keine Gelegenheit haben, einen

Scharfrichter zu bekommen. Wir werden das Schwert an die Frauen übergeben, die du missbraucht hast. Jede darf einmal auf dich einhacken, eine nach der anderen. Wie lange es dauern wird, hängt von ihnen ab.«

»Das ist *ungeheuerlich!*«, sagte Sheler. »Ich bin ein Hellauge aus dem fünften Dahn! Ich bin der Vetter des Großherrs und ...«

»Die zweite Möglichkeit«, sagte der General, »ist der Hammer. Wir brechen dir Beine und Arme und hängen dich dann an eine Klippe über dem Meer. Auf diese Weise hältst du vielleicht bis zum nächsten Sturm durch, aber es wird ziemlich unangenehm sein.«

Sheler wand sich, doch es nützte nichts. Von *Herdazianern* gefangen genommen! Ihr General war nicht einmal ein Hellauge.

Der General drehte die Hände und riss sie auseinander. Die Fesseln klapperten zu Boden. Einige seiner Offiziere grinsten, während andere ächzten. Eine Schreiberin hatte die Zeit gemessen und nannte nun die Zahl der Sekunden, die dieses Entfesselungsmanöver gedauert hatte.

Der General nahm den Applaus einiger seiner Männer entgegen und klopfte dann einem anderen – dem Verlierer der Wette – auf den Rücken. Sheler schien kurzzeitig vergessen zu sein. Schließlich wandte sich der General wieder ihm zu. »An deiner Stelle würde ich nicht den Hammer wählen. Aber es gibt noch eine dritte Möglichkeit: das Schwein.«

»Ich *verlange* das Recht des Lösegelds!«, sagte Sheler. »Ihr *müsst* meinen Großprinzen benachrichtigen und eine Bezahlung akzeptieren, die meinem Rang entspricht!«

»Lösegeld wird nur für Männer erhoben, die in der Schlacht gefangen genommen werden«, sagte der General, »nicht aber für Bastarde, die Zivilisten ausrauben und ermorden.«

»Meine Heimat wird angegriffen!«, brüllte Sheler. »Ich habe Männer rekrutiert, damit wir Widerstand leisten können!«

»Wir haben dich dabei erwischt, wie du Frauen für etwas ganz anderes zwangsrekrutiert hast.« Der General trat mit der

Stiefelspitze gegen die Fesseln. »Wähle eine der drei Möglichkeiten. Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit.«

Sheler leckte sich über die Lippen. Wie war er bloß in diese Lage geraten? In seiner Heimat herrschte der Wahnsinn, die Parscher liefen Amok, und seine Männer wurden von *fliegenden* Ungeheuern in die Flucht geschlagen. Und jetzt das. Diese schmutzigen Herdazianer wollten offenbar keine Vernunft annehmen. Sie ...

Einen Augenblick.

»Hast du *Schwein* gesagt?«, fragte Sheler.

»Es lebt unten am Strand«, sagte der herdazianische General. »Das ist deine dritte Möglichkeit. Wir schmieren dich mit Fett ein, und du kämpfst gegen das Schwein. Den Männern macht es Spaß, dabei zuzusehen. Hin und wieder brauchen sie eine kleine Ablenkung.«

»Und wenn ich dem zustimme, werdet ihr mich nicht umbringen?«

»Nein, aber es ist nicht so leicht, wie du es dir vielleicht vorstellst. Ich habe es selbst versucht, daher weiß ich, wovon ich spreche.«

Verrückte Herdazianer. »Ich wähle das Schwein.«

»Wie du willst.« Der General hob die Handschellen auf und gab sie seinem Offizier.

»Ich hatte geglaubt, dass es Euch nicht gelingen wird«, sagte der Offizier. »Der Kaufmann hat behauptet, dass sie von den besten thaylenischen Schmieden stammen.«

»Es spielt keine Rolle, wie gut das Schloss ist, Jerono«, sagte der General mit einem Grinsen, »wenn die Fesseln zu locker sitzen.« Was für ein lächerlicher kleiner Mann – sein Grinsen war zu breit, die Nase zu flach, und ihm fehlte ein Zahn. Nun, Großherr Amaram hätte

...

Sheler wurde an seinen Ketten auf die Beine gerissen und durch das Lager der herdazianischen Soldaten an der Alethi-Grenze geschleift. Hier gab es mehr Flüchtlinge als Kämpfer! Mit nur einer einzigen Kompanie hätte Sheler diese ganze armselige Streitmacht auslöschen können.

Seine unerträglichen Gegner führten ihn einen Hang hinunter, an den Klippen vorbei und auf den Strand zu. Über ihm hatten sich sowohl Soldaten als auch Flüchtlinge versammelt und johlten und grölten. Offensichtlich war der herdazianische General zu feige, einen Alethi-Offizier umzubringen. Also würden sie ihn erniedrigen, indem sie ihn mit einem Schwein ringen ließen. Sie würden ihn auslachen und dann mitsamt seiner Scham wegjagen.

Idioten. Er würde mit einer Armee zurückkommen.

Ein Mann befestigte Shelers Kette an einem Metallreifen im Fels. Ein anderer näherte sich mit einem Krug voller Öl. Sie gossen es über Shelers Kopf; er spuckte, als die Flüssigkeit an seinem Gesicht herunterrann. »Was ist das für ein *Gestank*?«

Über ihm blies jemand in ein Horn.

»Ich würde dir Glück wünschen«, sagte der herdazianische Soldat zu Sheler, als sein Gefährte schon weggelaufen war, »aber ich habe drei Mark darauf gesetzt, dass du keine ganze Minute durchhältst. Doch wer weiß? Als der General hier unten angebunden war, konnte er sich in kürzerer Zeit befreien.«

Der Ozean brodelte.

»Allerdings mag der General so etwas«, sagte der Soldat. »Er ist ein bisschen seltsam.«

Der Soldat schoss den Strand hoch und ließ Sheler angebunden und vom Öl durchtränkt zurück. Sheler keuchte auf, als eine gewaltige Klaue die Wasseroberfläche durchbrach.

Vielleicht war »das Schwein« nur so etwas wie ein Spitzname.



Venlis kleines Sprengsel – dem sie den Namen Timbre gegeben hatte – schaute sich im Raum um und sah in jeder Ecke und in jedem Schatten nach, so wie es jedes Mal der Fall war, wenn Venli sie aus dem kleinen Beutel freiließ.

Seit Venlis Eintreffen in Kholinar waren einige Tage vergangen. Und hier wartete, wie Rine sie gewarnt hatte, ihre wahre Arbeit auf sie. Venli hielt ihre Reden nun jeden Tag ein Dutzend Mal und sprach zu Gruppen von Sängern, die aus der Stadt gebracht wurden, nur um sie zu hören. Es war ihr nicht erlaubt, Kholinar zu betreten. Venli wurde in einem Sturmbunker gehalten, der *die Einsiedelei* genannt wurde.

Venli sumnte zum Rhythmus der Gehässigkeit, während sie sich gegen das Fenster lehnte. Diese Einkerkung ärgerte sie. Sogar das Fenster – mit einer Splitterklinge aus der Mauer herausgeschnitten und mit dicken Sturmläden versehen – war erst nach ihrer wiederholten Aufforderung eingesetzt worden. Die Stadt draußen lockte sie. Majestätische Mauern, wundervolle Gebäude. Sie erinnerte Venli an Narak ... das ihr Volk allerdings nicht erbaut hatte. Die Lauscher, die dort lebten, profitierten von der Arbeit der früheren

Menschen, so wie die gegenwärtigen Menschen von den versklavten Sängern profitierten.

Timbre flog zu ihr hinüber und schwebte dann vor dem Fenster, als wollte sich das Sprengsel hinausstehlen und draußen umschauen.

»Nein«, sagte Venli.

Timbre pulsierte zum Rhythmus der Entschlossenheit und rückte noch ein wenig in der Luft vor.

»Bleib drinnen«, sagte Venli im Rhythmus des Befehls. »Sie halten Ausschau nach Sprengseln wie dir. Beschreibungen von deiner Art – und von anderen – sind überall in der Stadt verbreitet worden.«

Das kleine Sprengsel wich zurück, pulsierte im Rhythmus der Verärgerung und ließ sich dann mitten in der Luft neben Venli nieder.

Venli stützte den Kopf auf die Arme. »Ich fühle mich wie ein Relikt aus alter Zeit«, flüsterte sie. »Ich wirke wie eine aufgegebene Ruine aus beinahe vergessenen Tagen. Bist du der Grund dafür, dass ich das plötzlich so empfinde? Ich komme mir nur dann so vor, wenn ich dich freilasse.«

Timbre pulsierte im Rhythmus des Friedens. Als Venli das hörte, regte sich etwas ganz tief in ihr: das Leersprengsel, das ihr Edelsteinherz bewohnte. Dieses Sprengsel konnte im Gegensatz zu Ulim und den höheren Leersprengseln nicht denken. Es war ein Geschöpf der Gefühle und tierischen Instinkte, aber das Band mit ihm verlieh Venli ihre Form der Macht.

Allmählich fragte sie sich, warum so viele der Verschmolzenen geistig gestört waren. Vielleicht hatte ihr unnatürlich langes Leben Schaden in ihren Seelen angerichtet. Würde Odium nicht neue Anführer für sein Volk benötigen? Wenn sie sich als würdig erwies, konnte sie vielleicht einen Platz unter ihnen beanspruchen?

Neue Verschmolzene. Neue ... Götter?

Eschonai hatte sich stets düstere Gedanken wegen Venlis Machthunger gemacht und sie oft gewarnt, sie solle ihren Ehrgeiz zügeln. Selbst Demid hatte sich manchmal um sie gesorgt. Und nun ... und nun waren sie alle tot.

Timbre pulste im Rhythmus des Friedens, dann des Flehens, und dann wieder des Friedens.

»Ich kann nicht«, sagte Venli im Rhythmus des Trauerns. »Ich kann einfach nicht.«

Flehen. Beharrlicher. Der Rhythmus der Verlorenen, der Erinnerung, und dann wieder der des Flehens.

»Ich bin die Falsche«, sagte Venli im Rhythmus der Verärgerung. »Ich kann das nicht, Timbre. Ich kann mich ihm nicht widersetzen.«

Flehen.

»Ich habe das *geschafft*«, sagte sie in großer Wut. »Begreifst du das nicht? Ich bin diejenige, die all das verursacht hat. Flehe mich nicht so an!«

Das Sprengsel schrumpfte; sein Licht wurde schwächer. Aber es pulste noch immer im Rhythmus der Entschlossenheit. Idiotisches Sprengsel. Venli legte die Hand gegen ihren Kopf. Warum ... warum war sie nicht wütender wegen all dem, was mit Demid, Eschonai und den anderen geschehen war? Sollte Venli wirklich darüber nachdenken, sich den Verschmolzenen anzuschließen? Diese Ungeheuer beharrten darauf, dass ihr Volk nicht mehr existierte, und sie hatten Venlis Fragen nach den tausenden von Lauschern abgewehrt, die die Schlacht von Narak überlebt hatten. Waren sie alle ... waren sie wirklich *alle* zu Verschmolzenen geworden? Sollte Venli nicht lieber darüber nachdenken, statt ihren ehrgeizigen Plänen nachzuhängen?

Die Form verändert deine Denkweise, Venli. Das wusste doch jeder. Eschonai hatte sie – unablässig, wie es ihre Art gewesen war – immer wieder darüber belehrt, dass die Form nicht über die eigenen Handlungen bestimmen dürfe. *Beherrsche die Form und lasse nicht zu, dass sie dich beherrscht.*

Aber Eschonai war vorbildlich gewesen. Eine Generalin und eine Heldin. Eschonai hatte ihre Pflicht getan.

Alles, was Venli je hatte bekommen wollen, war Macht.

Plötzlich pulsierte Timbre in einem Lichtblitz und huschte erschrocken unter das Bett.

»Ah«, sagte Venli im Rhythmus des Trauerns und schaute auf die Stadt und hoch zum Himmel, der sich rasch verdunkelte. Der Ewigsturm. Er kam etwa alle neun Tage, und dieser war der zweite seit ihrer Ankunft. »Deshalb haben sie mir keine abendliche Gruppe zur Unterweisung gebracht.«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust, holte tief Luft und sumnte im Rhythmus der Entschlossenheit, bis sie unbewusst zum Rhythmus der Vernichtung wechselte. Sie schloss das Fenster nicht. Das mochte er nicht. Stattdessen kniff sie die Augen zu und lauschte dem Donner. Blitze flackerten hinter ihren Lidern, rot und grell. Das Sprengsel in ihr hüpfte und spürte es, und sie wurde immer erregter; der Rhythmus der Vernichtung schwoll in ihr an.

Ihr Volk mochte verschwunden sein, aber dies hier ... diese *Macht* war es wert. Wie konnte Venli sie *nicht* ergreifen?

Der Sturm war da, brauste durch das Fenster, hob sie an ... und sie trat in so etwas wie eine Vision ein. Das Gebäude verschwand, und sie wurde im Sturm hin und her geworfen – aber sie wusste, dass sie unverletzt sein würde, wenn er abzog.

Schließlich fiel Venli auf eine harte Oberfläche herunter. Sie sumnte im Rhythmus der Vernichtung, öffnete die Augen und stellte fest, dass sie auf einer hoch in der Luft hängenden Plattform stand, weit oberhalb von Roschar, das nichts anderes als eine blaue und braune Kugel unter ihr war. Hinter ihr befand sich ein tiefes schwarzes Nichts, durchdrungen nur von einem winzigen Lichtpunkt, bei dem es sich um einen einzelnen Stern handeln konnte.

Dieser gelblich-weiße Stern kam mit gewaltiger Geschwindigkeit auf sie zu, dehnte sich aus, schwoll an und wuchs, bis er sie mit einer unfassbar heißen Flamme überwältigte. Sie spürte, wie ihre Haut schmolz und ihr Fleisch verbrannte.

Du erzählst die Geschichte nicht gut genug, verkündete Odiums Stimme in der uralten Sprache. Du wirst immer rastloser. Die

Verschmolzenen haben es mir berichtet. Das wird sich ändern, oder du wirst vernichtet.

»J...ja ... Herr.« Das Sprechen brannte ihr die Zunge weg. Sie konnte nicht mehr sehen; das Feuer hatte ihre Augen verschlungen. Schmerz. Qual. *Aber sie durfte sich all dem nicht ergeben*, denn der Gott vor ihr verlangte ihre ganze Aufmerksamkeit. Der Schmerz ihres vergehenden Körpers war nichts im Vergleich zu *ihm*.

Du bist mein. Vergiss das nicht.

Nun war sie vollkommen verdunstet.

Und erwachte auf dem Boden der Einsiedelei mit blutenden Fingern, die sie in den Stein gekrallt hatte. Das Grollen des Sturms war nur noch in der Ferne zu hören. Sie musste stundenlang bewusstlos gewesen sein. Hatte sie die ganze Zeit hindurch gebrannt?

Zitternd kniff sie die Augen zu. Ihre schmelzende Haut, die Augen, die Zunge, alles verbrennend ...

Der Rhythmus des Friedens befreite sie aus diesen Gedanken, und sie wusste, dass Timbre neben ihr schwebte. Venli rollte zur Seite und ächzte. Sie hielt die Augen geschlossen und suchte den Frieden in ihrem eigenen Geist.

Sie konnte ihn nicht finden. Odiums Gegenwart war noch zu frisch; das Sprengsel in ihrem Innern brummte stattdessen im Rhythmus des Begehrens.

»Ich kann das nicht tun«, flüsterte sie im Rhythmus des Hohns. »Du hast dir die falsche Schwester ausgesucht.«

Die falsche Schwester war gestorben. Die falsche Schwester hatte überlebt.

Venli hatte versucht, ihre Götter zurückzuholen.

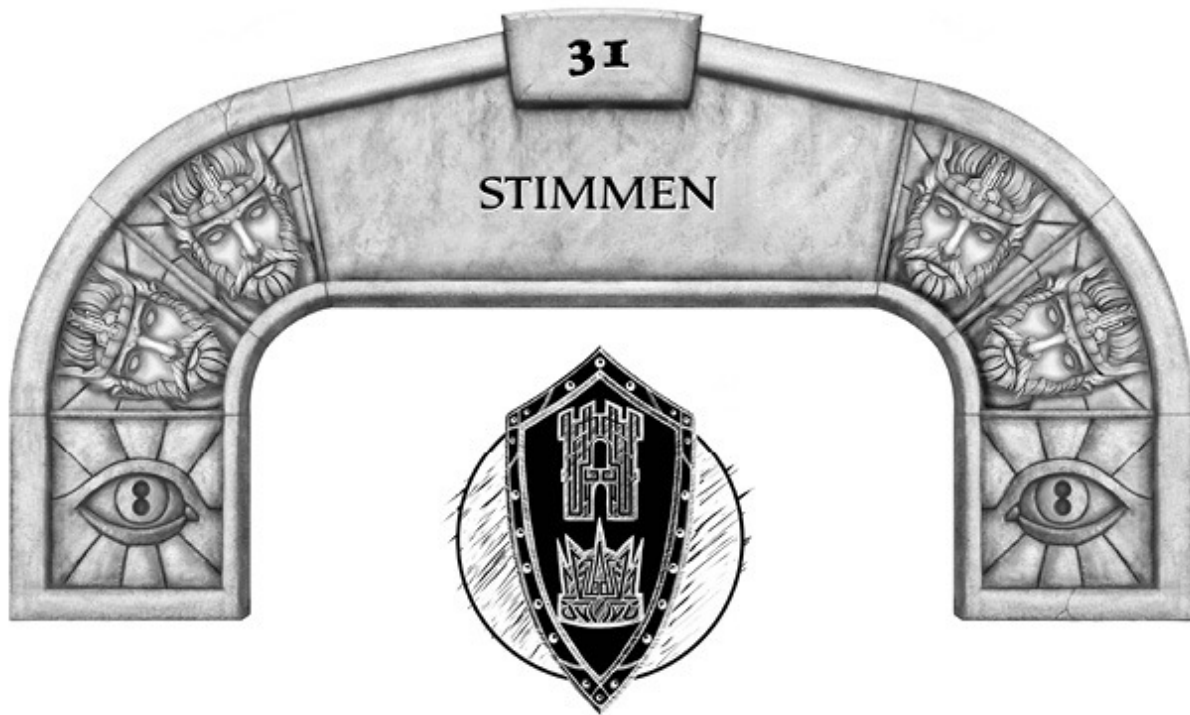
Dies hier war ihre Belohnung.



ZWEITER TEIL

Widerstand!
Gesang des Beginns!

ADOLIN · SCHALLAN · KALADIN
DALINAR · NAVANI
SZETH · TARAVANGIAN · VENLI



ACHT JAHRE ZUVOR

Gavilar wirkte immer erschöpfter.

Dalinar stand im hinteren Teil des königlichen Gemachs und hörte nur unaufmerksam zu. Der König sprach mit den Erben der Großprinzen über so ungefährliche Themen wie Gavilars Pläne für verschiedene Bauvorhaben in Kholinar.

Er sieht alt aus, dachte Dalinar. Er ist vor der Zeit ergraut. Er braucht etwas, das ihm wieder Schwungkraft verleiht. Vielleicht eine Jagd?

Dalinar musste sich nicht an den Gesprächen beteiligen; seine Aufgabe bestand nur darin, bedrohlich zu wirken. Hin und wieder warf einer der jüngeren Männer einen Blick durch den Raum und sah dann den Schwarzdorn in den Schatten, wie er die Lage beobachtete.

Er sah die Feuer, die sich in ihren Augen widerspiegelten, und er hörte das Weinen der Kinder in den hintersten Winkeln seines Geistes.

Sei kein Schlappschwanz, dachte Dalinar. Es ist schon fast drei Jahre her.

Drei Jahre lebte er nun schon mit dem, was er getan hatte. Drei Jahre hatte er in Kholinar verschwendet. Er hatte gehofft, dass es irgendwann besser werden würde.

Aber es war nur schlechter geworden.

Sadeas hatte die Nachrichten über die Zerstörung des Grabens vorsichtig zur Beruhigung des Königs abgewandelt. Er hatte es bedauerlich genannt, dass die Grabenbewohner durch die Tötung von Dalinars Frau die darauf folgenden Taten erzwungen hatten, und er hatte es als unglücklich bezeichnet, dass die Stadt während der Kämpfe Feuer gefangen hatte. Gavilar hatte Dalinar und Sadeas öffentlich dafür getadelt, dass sie »die Stadt an die Flammen verloren« hatten, aber seine Anklage gegen die Grabenbewohner war weitaus schärfer ausgefallen.

Es war klar, was damit ausgesagt werden sollte. Gavilar *wollte* den Schwarzdorn nicht entfesseln. Sogar er vermochte nicht vorherzusehen, welche Art von Vernichtung Dalinar bringen würde. Offensichtlich waren solche Maßnahmen nur die letzte Zuflucht – und jedermann war gegenwärtig bemüht, ihm viele andere Möglichkeiten offenzulassen.

Es hatte gewirkt. Und alles, was es gekostet hatte, war eine einzige Stadt. Und möglicherweise Dalinars geistige Gesundheit.

Gavilar schlug den versammelten Hellaugen vor, sie sollten ein wärmendes Feuer im Kamin anzünden. Nun, das war das Zeichen dafür, dass er sich zurückziehen konnte. Dalinar ertrug kein Feuer mehr. Der Geruch von Rauch erinnerte ihn an brennende Haut, und das Knistern der Flammen erinnerte ihn nur noch an *sie*.

Dalinar schlüpfte durch die Hintertür hinaus, betrat einen Korridor im zweiten Stock und ging auf seine eigenen Gemächer zu. Er war mit seinen Söhnen in den königlichen Palast umgezogen. Seine eigene Festung erinnerte ihn zu sehr an sie.

Bei den Stürmen! Heute waren der Schmerz und die Erinnerungen besonders gegenwärtig gewesen, als er in jenem Raum gestanden und die Angst in den Augen von Gavilars Gästen gesehen hatte. An

manchen Tagen war es besser. An anderen ... fühlte es sich an wie heute. Er brauchte einen großen Becher Wein aus seinem Getränke kabinet.

Doch als er den gewundenen Korridor entlangschritt, roch er leider Weihrauch in der Luft. Stammte der aus seinen Räumen? Renarin verbrannte ihn schon wieder.

Dalinar hielt an, als wäre er gegen eine feste Barriere gelaufen, machte dann auf dem Absatz kehrt und entfernte sich. Doch es war zu spät. Dieser Geruch ... das war *ihr* Geruch.

Er ging in den ersten Stock hinunter, kam an blutroten Teppichen vorbei und lief durch Hallen, die von Säulen getragen wurden. Wo bekam er nun etwas zu trinken? Er konnte nicht in die Stadt hinausgehen, denn die Menschen reagierten so verschreckt auf ihn. Die Küche? Nein, er würde keinen der Köche um etwas zu trinken anbetteln, denn dieser würde sofort zum König eilen und ihm zuflüstern, der Schwarzdorn sei wieder einmal schwach geworden. Gavilar beschwerte sich bereits darüber, dass Dalinar zu viel trank, aber was sollten Soldaten sonst tun, wenn sie nicht im Krieg waren? Hatte er nach allem, was er für dieses Königreich getan hatte, nicht auch ein wenig Entspannung verdient?

Er ging in Richtung des Thronsaals, der – da der König gerade in seinem Wohnzimmer empfing – leer sein würde. Er benutzte den Dienstboteneingang und kam in einen kleinen fensterlosen Vorraum, in dem die Speisen angerichtet wurden, bevor sie zum König getragen wurden. Dalinar verwendete eine Saphirkugel als Lichtquelle, kniete sich hin und durchwühlte einen der Schränke. Für gewöhnlich wurden hier einige besondere Jahrgänge aufbewahrt, mit denen die Besucher beeindruckt werden sollten.

Aber die Schränke waren leer. Verdamnis! Er fand nichts als Pfannen, Tablett und Becher. Und einige Beutel mit herdazianischen Gewürzen. Er kochte vor Wut und trommelte mit den Fingern auf den Schränken herum. Hatte Gavilar herausgefunden, dass Dalinar manchmal hierherkam, und den Wein fortbringen lassen? Der König

hielt ihn für einen Säufer, aber Dalinar trank nur selten zu viel. Lediglich an ganz schlechten Tagen. Der Alkohol erstickte die Stimmen der Menschen, die in seinem Hinterkopf brüllten und schrien.

Und weinten. Brennende Kinder, die ihre Väter anflehten, sie mögen sie vor den Flammen retten. Und Evis Stimme, die all das begleitete ...

Wann würde er all dem endlich entfliehen können? Allmählich wurde er zu einem Feigling! Er hatte Alpträume, wenn er zu schlafen versuchte. Das Weinen ertönte immer dann in seinem Geist, wenn er ein Feuer sah. Die Stürme sollten Evi für das holen, was sie ihm angetan hatte. Wenn sie sich nicht wie ein Kind, sondern wie eine Erwachsene benommen hätte – wenn sie in der Lage gewesen wäre, sich ihrer *Pflicht* oder wenigstens der *Wirklichkeit* zu stellen –, dann wäre sie nicht umgebracht worden.

Er stapfte in den Korridor hinaus und geriet mitten in eine Gruppe junger Soldaten. Sie huschten an die Seiten des Ganges und salutierten. Dalinar neigte ihnen den Kopf als Erwiderung des Saluts zu und versuchte die Finsternis aus seiner Miene herauszuhalten.

Der vollendete General. Das war er.

»Vater?«

Dalinar erstarrte. Er hatte nicht bemerkt, dass sich Adolin unter den Soldaten befand. Der Junge war nun fünfzehn Jahre alt, und er war schon jetzt sehr groß und schön. Seine stattliche Erscheinung hatte er von Dalinar geerbt. Heute trug Adolin einen modischen Anzug mit viel zu viel Stickerei und Stiefel mit silbernen Spitzen.

»Das ist keine Standarduniform, Soldat«, sagte Dalinar zu ihm.

»Ich weiß!«, erwiderte Adolin. »Ich habe sie mir schneiden lassen!«

Bei den Stürmen ... sein Sohn wurde allmählich zu einem Modegecken.

»Vater«, sagte Adolin, während er auf Dalinar zutrat und eifrig die Faust ballte. »Hast du meine Nachricht bekommen? Ich habe einen Wettkampf mit Tenathar verabredet. Vater, er ist *von Rang*. Das ist

ein erster Schritt auf meine eigene Splitterklinge zu!« Er strahlte Dalinar an.

Widersprüchliche Gefühle rangen in Dalinar miteinander. Erinnerungen an die guten Jahre, die er mit seinem Sohn in Jah Keved verlebt und in denen er ihm das Reiten und die Schwertkunst beigebracht hatte.

Erinnerungen an sie. An die Frau, von der Adolin das blonde Haar und dieses Lächeln geerbt hatte. So echt und unverfälscht. Dalinar würde Adolins Aufrichtigkeit nicht für hundert Soldaten in korrekten Uniformen eintauschen.

Aber jetzt durfte er nichts durchgehen lassen.

»Vater?«, fragte Adolin.

»Du bist in Uniform, Soldat. Dein Ton ist allzu vertraulich. Hab ich dir das etwa beigebracht?«

Adolin errötete und machte ein ernsteres Gesicht. Er zuckte unter den strengen Worten aber nicht zusammen. Wenn Adolin getadelt wurde, bemühte er sich umso mehr.

»Herr!«, sagte der junge Mann. »Ich wäre stolz, wenn Ihr meinen Wettkampf in dieser Woche besuchen würdet. Ich glaube, Ihr werdet mit meiner Vorstellung zufrieden sein.«

Sturmverdammtes Kind. Wer konnte ihm etwas abschlagen? »Ich werde da sein, Soldat. Und ich werde mit Stolz zuschauen.«

Adolin grinste, salutierte und gesellte sich wieder zu den anderen. Dalinar entfernte sich so schnell wie möglich von diesem Haar und diesem wundervollen – und so gespenstischen – Lächeln.

Nun, jetzt hatte er ein Glas Wein noch nötiger als zuvor. Aber er würde *nicht* zu den Köchen gehen und um Alkohol betteln. Ihm blieb noch eine andere Möglichkeit – eine, an die sicherlich sogar sein Bruder nicht gedacht hatte, auch wenn Gavilar äußerst gerissen war. Dalinar lief eine Treppe hinunter und erreichte die östliche Galerie des Palastes; dabei schritt er an Feuerern mit geschorenen Köpfen vorbei. Es war ein Zeichen seiner Verzweiflung, dass er hierherkam und sich ihren verdammenden Blicken aussetzte.

Er stieg die Treppe weiter nach unten bis in die Tiefen des Gebäudes hinein und betrat einen Gang, der zur einen Seite in Richtung der Küche führte, während am Ende der anderen Seite die Katakomben lagen. Nach einigen Abzweigungen und Biegungen kam er zur Bettlerterrasse. Dabei handelte es sich um eine kleine Veranda zwischen den Komposthaufen und den Gärten. Hier wartete eine Gruppe elender Personen auf die milden Gaben, die Gavilar stets nach dem Abendessen austeilen ließ.

Einige bettelten Dalinar an, aber ein böser Blick brachte sie dazu, sich von ihm zurückzuziehen und in die Ecken zu kauern. Im hinteren Teil der Terrasse fand er Ahu in den Schatten zwischen zwei religiösen Statuen, deren Rücken den Bettlern zugewandt waren, während sie die Hände in Richtung der Gärten ausgestreckt hielten.

Sogar für einen verrückten Bettler war Ahu seltsam. Er hatte schwarzes, verfilztes Haar und einen zotteligen Bart, und seine Haut war für einen Alethi ungewöhnlich dunkel. Seine Kleidung bestand nur aus Fetzen, und er stank noch schlimmer als der Kompost.

Und er hatte immer eine Flasche bei sich.

Ahu kicherte, als er Dalinar bemerkte. »Hast du mich gesehen?«

»Leider.« Dalinar ließ sich auf dem Boden neben ihm nieder. »Und vor allem habe ich dich gerochen. Was trinkst du heute? Es sollte besser kein Wasser sein, Ahu.«

Ahu schwenkte eine dicke, dunkle Flasche. »Keine Ahnung, was das ist, kleines Kind. Aber es schmeckt gut.«

Dalinar nahm einen Schluck und gab ein zischendes Geräusch von sich. Es war brennender Wein, ohne jede Süße. Weißwein, aber er hatte keine Ahnung, was das für ein Jahrgang sein mochte. Bei den Stürmen! ... Er roch einfach berauschend.

Dalinar nahm einen größeren Schluck und gab die Flasche an Ahu zurück. »Wie sind die Stimmen?«

»Leise heute. Sie singen davon, mich auseinanderzureißen. Mein Fleisch zu essen. Mein Blut zu trinken.«

»Angenehm.«

»Hihi.« Ahu lehnte sich gegen die Zweige des Heckenwalls, als wären sie weiche Seide. »Nett. Gar nicht so übel, kleines Kind. Und was ist mit deinen eigenen Geräuschen?«

Zur Antwort streckte Dalinar die Hand aus. Ahu gab ihm die Flasche. Dalinar trank und hieß die Benommenheit in seinem Kopf willkommen, die das Weinen für eine Weile ersticken würde.

»*Aven begah*«, sagte Ahu. »Es ist eine gute Nacht für meine Qualen, und es ist nicht zu sagen, ob die Himmel still sein werden. Wo ist meine Seele, und wer ist das da in meinem Gesicht?«

»Du bist ein seltsamer kleiner Mann, Ahu.«

Ahu kicherte und streckte die Hand nach dem Wein aus. Nachdem er getrunken hatte, gab er die Flasche an Dalinar zurück, der mit seinem Ärmel die Spucke des Bettlers abwischte. Dafür sollte Gavilar sturmverdammt sein, dass er Dalinar zu so etwas zwang.

»Ich mag dich«, sagte Ahu zu Dalinar. »Ich mag den Schmerz in deinen Augen. Freundlicher Schmerz. Geselliger Schmerz.«

»Danke.«

»Wer macht dir so zu schaffen, kleines Kind?«, fragte Ahu. »Der Schwarze Fischer? Die Brütende Mutter, das Gesichtslose? Moelach ist nahe. Ich höre sein Schnaufen, sein Kratzen, sein Schrammen an der Zeit – so wie eine Ratte, die durch die Wand brechen will.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst.«

»Wahnsinn«, sagte Ahu und kicherte. »Ich war der Meinung, dass es nicht meine Schuld ist. Aber du weißt, dass wir dem, was wir getan haben, niemals entkommen können, nicht wahr? *Wir* haben sie hereingelassen. *Wir* haben sie angelockt, Freundschaft mit ihnen geschlossen, sie zum Tanzen ausgeführt und ihnen den Hof gemacht. Es ist *unsere Schuld*. Du öffnest dich ihnen, und du bezahlst den Preis dafür. Sie haben mir mein Hirn herausgerissen und es zum Tanzen gebracht! Ich habe dabei zugesehen.«

Dalinar hielt inne; die Flasche erstarrte auf halbem Weg zu seinen Lippen. »Trink das. Du brauchst es.«

Ahu gehorchte.

Einige Zeit später torkelte Dalinar zu seinen Gemächern zurück und fühlte sich durch und durch klar und heiter – und betrunken. Kein weinendes Kind war mehr zu hören. Bei der Tür blieb er stehen und schaute in den Korridor zurück. Wo ... er konnte sich an seinen Weg von der Bettlerterrasse bis hierher nicht mehr erinnern.

Er warf einen Blick auf sein aufgeknöpftes Jackett; das weiße Hemd darunter war fleckig von Dreck und Trunk. *Hm ...*

Eine Stimme trieb durch die geschlossene Tür an ihn heran. War Adolin dort drinnen? Dalinar riss sich zusammen. Bei den Stürmen, er war zur falschen Tür gegangen.

Noch eine Stimme. War das Gavilar? Dalinar lehnte sich gegen das Holz.

»Ich mache mir Sorgen um ihn, Onkel«, sagte Adolins Stimme.

»Dein Vater hat sich nie daran gewöhnt, allein zu sein, Adolin«, erwiderte der König. »Er vermisst deine Mutter.«

Idioten, dachte Dalinar. Er vermisste Evi überhaupt nicht. Er wollte sie endlich los sein.

Aber ... nun, da sie nicht mehr da war, litt er Schmerzen. Weinte sie deswegen so oft um ihn?

»Er ist wieder unten bei den Bettlern«, sagte eine andere Stimme im Zimmer. Elhokar? Dieser kleine Junge? Warum klang er plötzlich wie ein Mann? Er war doch erst ... wie alt? »Er hat es zuerst im Anrichtezimmer versucht. Anscheinend hatte er vergessen, dass er dort beim letzten Mal alles ausgetrunken hatte. Ehrlich gesagt, dieser versoffene Narr findet tatsächlich jede Flasche, die irgendwo im Palast versteckt ist.«

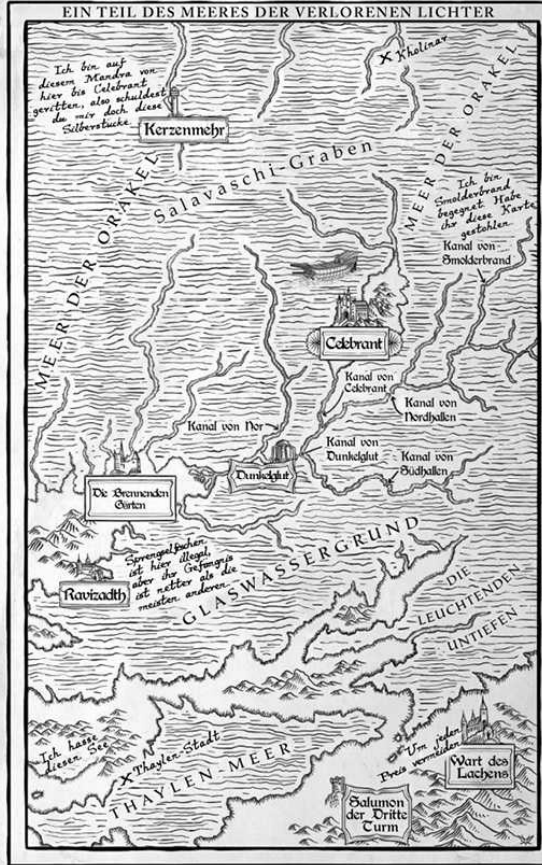
»Mein Vater ist *kein* Narr!«, sagte Adolin. »Er ist ein großer Mann, und du schuldest ihm deinen ...«

»Friede, Adolin«, sagte Gavilar. »Seid still – beide. Dalinar ist ein Soldat. Er wird es durchstehen. Vielleicht lenkt es ihn von seinem Verlust ab, wenn wir eine Reise machen. Nach Azir?«

Ihre Stimmen ... Er hatte sich gerade erst von Evis Weinen befreit, aber jetzt kam es zu ihm zurück. Dalinar biss die Zähne zusammen

und taumelte zur richtigen Tür. Er begab sich zum nächstbesten Sofa und brach darauf zusammen.

EIN THEIL DES MEERES DER VERLORENEN LICHTER



Meine persönliche Karte des erdtenen Gebiets, einschließlich einiger Notizen aus früheren Botendiensten.



Meine Forschungen über die Ungemachten haben mich davon überzeugt, dass diese Wesen nicht einfach die »Geister der Leere« sind oder die »neun Schatten, die sich in der Nacht bewegen«. Jedes Ungemachte Wesen war eine besondere Art von Sprengsel, ausgestattet mit gewaltigen Kräften.

Aus Hassis Mythica, S. 3

Adolin hatte sich nie die Mühe gemacht, sich vorzustellen, wie die Verdammnis aussehen mochte.

Theologie war etwas für Frauen und Schreiberinnen. Adolin war der Meinung, dass er seiner Berufung in ausreichendem Maße folgte, wenn er versuchte, zum bestmöglichen Schwertkämpfer zu werden. Die Feuerer sagten ihm auch, dass das ausreichte und er sich über solche Dinge wie die Verdammnis keine Gedanken machen musste.

Doch nun war er hier, kniete auf einer weißen, marmornen Plattform, über sich den schwarzen Himmel, und eine kalte Sonne – falls man sie überhaupt so nennen konnte – hing über dem Ende einer Straße aus Wolken. Zehntausende Flammen schwebten wie die Spitzen von Öllampen über dem Ozean.

Und die Sprengsel. Schreckliche, furchteinflößende Sprengsel schwärmten durch den Ozean aus kleinen Kugeln und zeigten eine Vielzahl albtraumhafter Gestalten. Sie zuckten und wanden sich und heulten mit unmenschlichen Stimmen. Er erkannte keine einzige Art.

»Ich bin tot«, flüsterte Adolin. »Wir alle sind tot, und das hier ist die Verdammnis.«

Aber was war das für ein hübsches blau-weißes Sprengselmädchen? Und was war das für eine Kreatur dort in der steifen Robe und dem hypnotischen, unmöglichen Symbol anstelle eines Kopfes? Und diese Frau mit den ausgekratzten Augen? Und diese beiden gewaltigen Sprengsel, die mit Speeren über ihm standen, und ...

Licht explodierte links von Adolin. Kaladin der Sturmgeseignete sog die Kraft in sich ein und floss durch die Luft. Die Kugeln rasselten, und jedes Ungeheuer in der sich windenden Menge drehte sich gleichzeitig um und starrte Kaladin an.

»Kaladin!«, rief das Sprengselmädchen. »Kaladin, sie nähren sich von Sturmlicht! Du lenkst ihre Aufmerksamkeit auf dich. Die Aufmerksamkeit von allen und *allem*!«

»Drehy und Narb ...«, sagte Kaladin. »Unsere Soldaten. Wo sind sie?«

»Sie befinden sich noch auf der anderen Seite«, sagte Schallan und stand neben Adolin auf. Die Kreatur mit dem verdrehten Kopf ergriff ihren Arm und stützte sie. »Bei den Stürmen, vermutlich sind sie eher in Sicherheit als wir. Wir sind in Schadesmar.«

Einige der Lichter in der Nähe verschwanden. Wie Kerzenflammen, die ausgelöscht wurden.

Viele Sprengsel schwammen auf die Plattform zu und gesellten sich zu der stets anwachsenden Menge, die sie bereits umgab, was die Kugeln in Wallung brachte. Die Mehrzahl sah aus, als seien es lange Aale mit Stachelkämmen auf dem Rücken und purpurfarbenen Antennen, die wie Zungen herumfuhren und aus einer dicken Flüssigkeit zu bestehen schienen.

Unter ihnen regte sich etwas ganz tief inmitten der Kugeln, sodass sie in Haufen übereinanderrollten.

»Kaladin!«, rief das blaue Mädchen. »Bitte!«

Er sah sie an und schien sie zum ersten Mal überhaupt wahrzunehmen. Das Licht verschwand aus ihm, und er fiel hart auf die Plattform.

Azure hielt ihre dünne Splitterklinge hoch und hatte den Blick starr auf die Wesen gerichtet, die durch die Kugeln in der Nähe der Plattform schwammen. Das einzige Geschöpf, das keine Angst zu verspüren schien, war offenbar die seltsame Sprengsel-Frau mit den ausgestochenen Augen und der Haut, die wie aus grobem Stoff wirkte. Ihre Augen ... es waren keine leeren Höhlen. Sie wirkte eher wie ein Porträt, von dem die Augen abgekratzt worden waren.

Adolin zitterte. »Also ...«, sagte er. »Hat jemand eine Ahnung, was hier vorgeht?«

»Wir sind nicht tot«, knurrte Azure. »Dieser Ort heißt Schadesmar. Er ist das Reich der Gedanken.«

»Einmal, als ich seelengegossen habe, habe ich einen Blick auf diesen Ort geworfen«, sagte Schallan. »Schadesmar überschneidet sich zwar mit der wirklichen Welt, aber viele Dinge sind hier ... wie verdreht.«

»Ich bin hindurchgereist, als ich vor einem Jahr in Euer Land gekommen bin«, sagte Azure. »Damals hatte ich Führer, und ich habe mich bemüht, mir nicht allzu viel von den verrückten Dingen anzusehen.«

»Das war auch klug«, sagte Adolin. Er streckte die Hand zur Seite aus und wollte seine eigene Splitterklinge herbeirufen.

Die Frau mit den ausgekratzten Augen drehte ihm auf befremdliche Weise den Kopf zu, dann stieß sie ein langes, durchdringendes, *kreischendes* Heulen aus.

Adolin taumelte von ihr weg und wäre beinahe mit Schallan zusammengestoßen, und mit ihrem ... ihrem Sprengsel? War das etwa Muster?

»Das ist dein Schwert«, sagte Muster in selbstbewusstem Tonfall. Er hatte keinen Mund; zumindest konnte Adolin keinen sehen. »Hm. Sie ist ziemlich tot. Ich glaube nicht, dass du sie hier herbeirufen kannst.« Er hielt seinen bizarren Kopf schräg und betrachtete Azures Klinge. »Deine ist anders. Sehr seltsam.«

Das Wesen tief unter ihrer Plattform regte sich wieder.

»Das ist vermutlich schlecht«, bemerkte Muster. »Hm ... ja. Die Sprengsel über uns sind die Seelen des Eidtores, und jenes tief unter uns ist vermutlich eines der Ungemachten. Es muss auf dieser Seite besonders groß sein.«

»Was sollen wir denn tun?«, fragte Schallan.

Muster blickte zuerst in die eine und dann in die andere Richtung. »Kein Boot. Hm. Ja, das *ist* ein Problem, nicht wahr?«

Adolin wirbelte herum. Einige der aalartigen Sprengsel kletterten auf die Plattform und nutzten dazu ihre Beinstummel, die Adolin bisher nicht bemerkt hatte. Die langen purpurnen Antennen streckten sich zu ihm hin und schwankten ...

Angstsprengsel, erkannte er. Angstsprengsel waren kleine Klumpen aus purpurfarbener Schmiere, die genau so aussahen wie die Spitzen dieser Antennen.

»Wir müssen von dieser Plattform verschwinden«, sagte Schallan. »Alles andere ist zweitrangig. Kaladin ...« Sie verstummte, als sie den Blick auf ihn richtete.

Der Brückenmann kniete auf dem Stein, hielt den Kopf gesenkt und ließ die Schultern hängen. Bei den Stürmen ... Adolin hatte ihn von der Schlacht wegschleifen müssen; er war benommen und erschöpft gewesen. Anscheinend fühlte er sich nun wieder genauso.

Kaladins Sprengsel – Adolin konnte nur vermuten, dass es das hübsche Mädchen in Blau war – stand neben ihm und hatte ihm die Hand schützend auf den Rücken gelegt. »Kaladin geht es nicht gut«, sagte sie.

»Es muss mir aber gut gehen«, sagte Kaladin mit heiserer Stimme, während er sich wieder auf die Beine mühte. Das lange Haar fiel ihm

vor das Gesicht und verdeckte sein Blickfeld. Bei den Stürmen! Selbst in der Umgebung von Ungeheuern wirkte der Brückenmann noch einschüchternd. »Wie können wir uns in Sicherheit bringen? Ich bin nicht in der Lage, uns auszufliegen, ohne Aufmerksamkeit zu erregen.«

»Dieser Ort ist die Umkehrung deiner Welt«, sagte Azure. Sie wich vor einer langen Antenne zurück, die sich in ihre Richtung ausdehnte. »Wo es auf Roschar größere Wassermengen gibt, ist hier Land. Richtig?«

»Hm«, sagte Muster und nickte.

»Der Fluss?«, fragte Adolin. Dann versuchte er sich zu orientieren und schaute an den tausenden fließenden Lichtern vorbei. »Da.« Er deutete auf eine Erhebung in der Ferne, die nur undeutlich zu erkennen war. Sie wirkte wie eine langgezogene Insel.

Kaladin starrte sie an und runzelte die Stirn. »Können wir durch die Kugeln hindurchschwimmen?«

»Nein«, sagte Adolin und erinnerte sich daran, wie es sich angefühlt hatte, in diesen Ozean zu fallen. »Ich ...«

Die kleinen Kugeln rasselten und klackten gegeneinander, als sich das große Wesen unter ihnen wieder regte. In geringer Entfernung durchbrach eine einzelne Felsnadel die Oberfläche; sie war groß und schwarz. Wie ein Berggipfel erhob sie sich ganz langsam aus dem Meer, während die Kugeln in Wellen um sie herabperlten. Als sie die Größe eines Hauses erreicht hatte, erschien ein *Gelenk*. Bei den Stürmen! Das war kein Turm, kein Berg, sondern ... das war eine Klaue.

Weitere tauchten in anderen Richtungen auf. Eine gewaltige Hand drängte langsam von unten durch die Masse der Glaskugeln. Tief unter ihnen ertönte ein dumpfer Herzschlag und brachte die Kugeln zum Erzittern.

Entsetzt taumelte Adolin zurück und wäre beinahe in den Ozean der Glaskugeln gefallen. Er schaffte es gerade noch, das Gleichgewicht zu behalten, und stand nun von Angesicht zu Angesicht mit der Frau,

die nur Löcher als Augen hatte. Sie sah ihn an, vollkommen gefühllos, als wartete sie darauf, dass er seine Splitterklinge herbeirief, damit sie abermals ein Kreischen ausstoßen konnte.

Verdammnis. Gleichgültig, was Azure sagte, sie befanden sich gewiss in der Verdammnis.



»Was soll ich tun?«, flüsterte Schallan. Sie kniete auf dem weißen Stein der Plattform und wühlte in den Kugeln herum. Jede verschaffte ihr den Eindruck eines Gegenstandes im Körperreich. Ein weggeworfener Schild. Eine Vase aus dem Palast. Ein Schal.

In ihrer Nähe kletterten hunderte kleiner Sprengsel – wie winzige, nur wenige Fuß große orangefarbene oder grüne *Menschen* – zwischen den Kugeln umher. Sie beachtete diese Sprengsel gar nicht weiter, sondern suchte nach der Seele von etwas, das ihnen helfen würde.

»Schallan«, sagte Muster und kniete sich hin. »Ich glaube nicht ... ich glaube nicht, dass durch Seelengießen etwas erreicht werden kann. Es kann zwar einen Gegenstand in der anderen Welt verändern, nicht aber hier.«

»Was *kann* ich denn hier tun?« Die Rückenkämme oder Klauen, oder was immer es war, stiegen unaufhaltsam überall um sie herum auf. Das war gefährlich.

Muster sumnte und rang die Hände. Seine Finger waren allzu glatt – als wären sie aus Obsidian geschnitzt worden. Sein Kopf bewegte und veränderte sich, nahm viele Gestalten an – die kugelartige Masse blieb sich nie gleich, und doch schien er stets derselbe zu bleiben.

»Meine Erinnerung ...«, sagte er. »Ich erinnere mich nicht.«

Sturmlicht, dachte Schallan. Jasnah hatte ihr gesagt, sie sollte Schadesmar niemals ohne Sturmlicht besuchen. Schallan zog eine Kugel aus ihrer Tasche heraus – sie trug noch immer Schleiers Kleidung. Die Kugeln in ihrer Nähe reagierten darauf; sie zitterten und rollten auf sie zu.

»Hm ...«, sagte Muster. »Gefährlich.«

»Ich bezweifle, dass es ungefährlicher ist hierzubleiben«, sagte Schallan und sog ein wenig Sturmlicht ein – nur den Gegenwert von einer Mark. Wie zuvor schienen die Sprengsel ihre Benutzung des Sturmlichts nicht so deutlich zu spüren wie die von Kaladin. Sie legte ihre Freihand auf die Oberfläche des Ozeans. Die Kugeln hörten auf zu rollen und klickerten stattdessen unter ihrer Hand gegeneinander. Wenn sie nach unten drückte, hielten sie stand.

Ein guter erster Schritt, dachte sie und sog weiteres Sturmlicht ein. Die Kugeln sammelten sich um ihre Hand und rollten übereinander. Sie fluchte und befürchtete, bald einen großen Haufen aus Kugeln vor sich zu haben.

»Schallan«, sagte Muster und betastete einige der Kugeln. »Das hier vielleicht?«

Es war die Seele des Schildes, den sie vorhin gespürt hatte. Sie bewegte die Kugel auf ihre umhüllte Schutzhand zu und drückte die andere Hand auf den Ozean. Sie benutzte die Seele der Kugel als Unterstützung – so wie sie Erinnerungen als Unterstützung für ihre Zeichnungen einsetzte –, und die übrigen Kugeln rollten gehorsam zusammen und bildeten die Nachahmung eines Schildes.

Muster betrat ihn zunächst vorsichtig und sprang dann glücklich auf und ab. Schallans Schild trug ihn, und er versank nicht, obwohl er so schwer wie ein ganz gewöhnlicher Mensch zu sein schien. Gut. Nun brauchte sie etwas Größeres, das in der Lage war, sie alle zu tragen. Am besten würden gleich zwei solcher »Etwasse« sein.

»Ihr, Schwertdame«, sagte Schallan und zeigte auf Azure. »Helft mir hier drüben. Adolin, du auch. Kaladin, versuch diesen Ort zur Unterwerfung zu bringen.«

Azure und Adolin setzten sich sofort in Bewegung.

Kaladin drehte sich um und runzelte die Stirn. »Was?«

Beachte seinen gehetzten Blick nicht weiter, dachte Schallan. *Denk nicht an das, was du getan hast, indem du uns hierhergebracht hast, oder was überhaupt passiert ist. Nicht denken, Schallan.*

Ihr Geist leerte sich ebenso, wie es auch bei der Vorbereitung auf eine Zeichnung der Fall war, dann richtete er sich ganz auf ihre Aufgabe.

Finde einen Weg hinaus.

»Diese Flammen«, sagte sie, »sind die Seelen von Menschen, während die Kugeln die Seelen von Gegenständen darstellen. Ja, das führt zu gewaltigen philosophischen Schlussfolgerungen. Aber wir sollten versuchen, sie nicht zu beachten, ja? Wenn ihr eine Kugel berührt, solltet ihr in der Lage sein zu spüren, was sie darstellt.«

Azure steckte ihre Splitterklinge zurück in das Futteral und kniete sich vor den Kugeln hin. »Ich kann ... ja, jede ruft einen bestimmten Eindruck hervor.«

»Wir benötigen die Seele von etwas Langem und Flachem.« Schallan steckte die Hände in die Kugeln, schloss die Augen und ließ zu, dass die Eindrücke sie überströmten.

»Ich spüre gar nichts«, sagte Adolin. »Was mache ich falsch?« Er klang überwältigt, aber sie durfte nicht darüber nachdenken.

Sieh hin. Feine Kleidung, die seit langer, langer Zeit nicht mehr aus der Truhe genommen worden war. So alt, dass sie ihren Staub als Teil ihrer selbst betrachtete.

Verfaulende Früchte, die ihren Zweck begriffen hatten. Sie mussten sich zersetzen und ihre Samen in den Stein pflanzen, wo diese hoffentlich die Stürme so lange aushielten, bis sie herangewachsen waren und Wurzeln geschlagen hatten.

Schwerter, vor kurzem erst geschwungen und voller Ruhm und Stolz nach erfüllter Aufgabe. Andere Waffen, die toten Menschen gehörten: Klingen, die eine schwache Ahnung davon besaßen, dass sie irgendwie versagt hatten.

Lebendige Seelen huschten umher, ein Schwarm von ihnen gelangte in die Kontrollkammer des Eidtores. Eine stieß Schallan an. Der Brückenmann Drehy. Einen Augenblick lang fühlte sie, wie es sein mochte, er zu sein. Er sorgte sich um Kaladin. Er war in Panik geraten, weil niemand mehr das Kommando hatte und er fürchtete,

es selbst ergreifen zu müssen. Er war kein Kommandant. Man konnte kein Rebell sein, wenn man das Kommando innehatte. Er mochte es, wenn jemand ihm sagte, was er zu tun hatte – auf diese Weise war er in der Lage, einen Weg zu finden, seine Aufgabe elegant zu erfüllen.

Drehys Sorgen führten dazu, dass sich Schallans eigene Ängste wieder einstellten. *Die Kräfte der Brückenmänner werden verblasen, wenn Kaladin nicht bei ihnen ist*, dachte sie. *Und was ist mit Vathah, Rot und Ishnah? Ich hatte nicht ...*

Sie musste sich konzentrieren. Etwas griff aus dem hintersten Winkel ihres Geistes nach ihr, packte diese Gedanken und Gefühle und zerrte sie mit sich in die Finsternis. Sie waren verschwunden.

Schallan berührte eine weitere Kugel mit ihren Fingern. Eine große Tür, wie das Tor einer Festung. Sie packte die Kugel und legte sie in ihre Schutzhand. Leider war die nächste Kugel, die sie anfasste, der Palast *selbst*. Schallan war von seiner Größe und Pracht überwältigt und keuchte auf. Sie hielt den gesamten Palast in ihrer *Hand*.

Zu groß – sie ließ die Kugel fallen und suchte weiter.

Müll, der sich noch immer als Kinderspielzeug verstand.

Ein Pokal, der aus eingeschmolzenen Nägeln von einem alten Haus hergestellt worden war.

Da. Sie ergriff eine Kugel und presste Sturmlicht hinein. Ein Gebäude erhob sich vor ihr; es bestand ausschließlich aus kleinen Kugeln: die Kopie des Kontrollgebäudes. Es gelang Schallan, das Gebäude nur wenige Fuß über die Oberfläche hinausragen zu lassen; der größte Teil befand sich in den Tiefen. Das Dach lag in ihrer Reichweite.

»Auf das Dach!«, rief sie.

Sie hielt die Kopie an Ort und Stelle, während Muster auf das Dach kletterte. Adolin folgte ihm, dann kamen auch das geisterhafte Sprengsel und Azure. Schließlich nahm Kaladin sein Gepäck auf und begab sich mit seinem Sprengsel ebenfalls auf das Dach.

Schallan gesellte sich zu ihnen; Adolin streckte ihr die Hand entgegen. Sie hielt die Kugel, die die Seele des Gebäudes darstellte, fest umschlossen und versuchte, das Gebilde aus Kugeln dazu zu bringen, sich wie ein Floß durch das Meer zu bewegen.

Es widersetzte sich und blieb völlig reglos. Na ja, sie hatte noch einen anderen Plan. Sie eilte zur anderen Seite des Daches, bückte sich zum Meer hinunter, während Muster sie festhielt, und berührte eine Kugel nach der anderen. Schließlich benutzte sie die Seele einer großen Tür als weitere Plattform, auf der man stehen konnte. Muster sprang hinunter, gefolgt von Adolin und Azure.

Als sie sich alle an der schmalen Tür eingefunden hatten, ließ Schallan das Gebäude los. Hinter ihnen fiel es in sich zusammen; die Kugeln prasselten herunter und vertrieben einige der kleinen grünen Sprengsel, die zwischen den Kugeln in der Nähe umhergekrochen waren.

Dann erschuf Schallan das Gebäude auf der anderen Seite der Tür neu, sodass sich abermals nur das Dach über dem Meeresspiegel zeigte, und sie kletterten wieder darauf.

So kamen sie voran – sie folgten dem Gebäude mit der Tür und der Tür mit dem Gebäude – und näherten sich allmählich dem fernen Land. Jeder Schritt erforderte Sturmlicht, aber Schallan konnte etliches davon aus ihren Schöpfungen zurückholen, bevor sie zusammenfielen. Einige der aalartigen Sprengsel mit den langen Antennen folgten ihnen neugierig, während sie der Rest – es waren Dutzende verschiedener Arten – unbeachtet ließ.

»Hm ...«, sagte Muster. »Viele Gefühle auf der anderen Seite. Ja, das ist gut. Es lenkt sie ab.«

Die Arbeit war anstrengend und langwierig, aber Schritt für Schritt entfernte Schallan sie von dem schäumenden Chaos der Stadt Kholinar. Sie kamen an den verängstigten Lichtern der Seelen vorbei und an den hungrigen Sprengseln, die sich an den Gefühlen von der anderen Seite nährten.

»Hm ...«, flüsterte Muster ihr zu. »Sieh nur, Schallan. Die Lichter der Seelen verschwinden nicht mehr. Die Leute in Kholinar scheinen sich zu ergeben. Ich weiß, dass du die Vernichtung der Deinen nicht magst.«

Das war wirklich gut, kam aber nicht unerwartet. Die Parscher hatten noch nie Zivilisten getötet, aber Schallan wusste nicht, wie es Azures Soldaten ergehen würde. Sie hoffte inständig, dass sie entweder entkommen konnten oder sich ergaben.

Schallan war gezwungen, ihre Gruppe beängstigend nahe an eine der beiden Stacheln heranzubringen, die aus den Tiefen aufgetaucht waren. Sie gaben aber nicht zu erkennen, ob sie die Eindringlinge bemerkt hatten. Dahinter erreichten sie einen ruhigeren Bereich zwischen den Kugeln, wo nur noch das Geräusch des klackenden Glases sie erreichte.

»Sie hat sie verdorben«, flüsterte Kaladins Sprengsel.

Schallan machte eine Pause und wischte sich mit einem Tuch aus ihrer Umhängetasche über die Stirn. Sie waren nun schon so weit gekommen, dass die Lichter der Seelen in Kholinar nicht mehr als ein fernes, allgemeines Schimmern waren.

»Was hast du gesagt, Sprengsel?«, fragte Azure. »Verdorben?«

»Das ist der Grund, warum wir hier sind. Das Eidtor – erinnert ihr euch an die beiden Sprengsel im Himmel? Diese beiden sind die Seele des Durchgangs, aber die rote Färbung ... Sie müssen jetzt zu Ihm gehören. Deshalb sind wir hier geendet, anstatt in Urithiru zu landen.«

Sja-anat, dachte Schallan, hat gesagt, sie sollte uns töten. Aber sie hatte es nicht tun wollen.

Sie wischte sich noch einmal über die Stirn, dann machte sie sich wieder an die Arbeit.



Adolin kam sich nutzlos vor.

Sein ganzes Leben hindurch hatte er immer begriffen, was vorging. Das Duellieren war ihm leichtgefallen. Die Menschen schienen ihn einfach zu mögen. Selbst in seinem dunkelsten Augenblick, als er auf dem Schlachtfeld gestanden und den Rückzug von Sadeas' Armee beobachtet hatte, die ihn und seinen Vater im Stich gelassen hatte, war ihm klar gewesen, was mit ihm geschah.

Aber heute war es anders. Heute war er so verwirrt wie ein kleiner Junge, der mitten in der Verdammnis steht.

Heute war Adolin Kholin ein Nichts.

Er trat auf ein weiteres Doppel der Tür. Sie mussten sich dicht zusammendrängen, während Schallan das Dach hinter ihnen auflöste und es in sich zusammenfiel. Dann drängte sie sich nach vorn und erschuf das Gebäude noch einmal neu.

Adolin kam sich klein vor. So klein. Er ging auf das Hausdach zu. Kaladin hingegen blieb an der Tür stehen und starrte blicklos vor sich hin. Syl, sein Sprengsel, zerrte an seiner Hand.

»Kaladin?«, fragte Adolin.

Schließlich schüttelte sich Kaladin, gab Syls Ziehen nach und sprang auf das Dach. Adolin folgte ihm, nahm Kaladins Gepäck mit festem und entschlossenem Griff und schlang es sich über die Schulter. Kaladin hinderte ihn nicht daran. Hinter ihnen zerbrach die Tür und ging wieder im Meer der Glaskugeln auf.

»He«, sagte Adolin. »Alles wird gut.«

»Ich habe Brücke Vier überlebt«, knurrte Kaladin. »Ich bin stark genug, um auch dies hier zu überstehen.«

»Ich bezweifle nicht, dass du alles überleben kannst. Bei den Stürmen, Brückenjunge, der Allmächtige scheint dich aus demselben Stoff wie die Splitterklingen gemacht zu haben.«

Kaladin zuckte die Achseln. Aber als sie auf die nächste Plattform traten, glitt sein Blick abermals in die Ferne. Er stand da, während die anderen weitergingen. Fast war es so, als würde er darauf warten, dass sich der Untergrund auflöste und ihn in das Meer stürzte.

»Ich konnte ihnen nicht die Augen öffnen«, flüsterte Kaladin. »Ich konnte ... ich konnte sie nicht beschützen. Ich soll doch die Menschen beschützen, oder etwa nicht?«

»He«, sagte Adolin. »Glaubst du wirklich, dass dieses seltsame Sprengsel mit den unheimlichen Augen mein Schwert ist?«

Kaladin zuckte zusammen, sah ihn an und machte eine finstere Miene. »Ja, Adolin. Ich dachte, das wäre klar und deutlich.«

»Ich war mir nicht ganz sicher.« Adolin warf einen Blick über die Schulter und zitterte. »Was hältst du von diesem Ort? Hast du je von so etwas gehört?«

»Müsst Ihr jetzt unbedingt sprechen, Adolin?«

»Ich habe Angst. Und ich rede immer, wenn ich Angst habe.«

Kaladin sah ihn finster und fragend an. »Ich weiß nur wenig über diesen Ort«, sagte er schließlich. »Aber ich glaube, hier werden die Sprengsel geboren ...«

Adolin brachte ihn dazu weiterzusprechen. Immer wenn Schallan eine neue Plattform erschaffen hatte, zupfte er Kaladin am Arm oder an der Schulter, und der Brückenmann machte einen Schritt nach vorn. Kaladins Sprengsel schwebte in seiner Nähe, aber es mischte sich nicht in das Gespräch ein.

Langsam näherten sie sich der Landzunge, die, wie sich bald herausstellte, aus einem glasigen schwarzen Stein bestand, der dem Obsidian ähnelte. Adolin brachte Kaladin an Land und drängte ihn dazu, sich zu setzen. Sein Sprengsel blieb bei ihm. Azure folgte ihnen mit gesenkten Schultern. Sogar ihre Haare schienen zu verblassen. Das war höchst seltsam; Adolin sah zu, wie es vom tiefen Schwarz der Alethi zu schwachem Grau wechselte, als sie ebenfalls Platz nahm. Das musste eine weitere Auswirkung dieses merkwürdigen Ortes sein.

Was wusste sie über Schadesmar? Er war so sehr auf Kaladin konzentriert gewesen, dass er gar nicht daran gedacht hatte, sie zu befragen. Leider war er jetzt ungeheuer müde und hatte Schwierigkeiten, klar zu denken.

Adolin begab sich zurück auf die Plattform, während Muster sie verließ. Schallan wirkte, als würde sie bald zusammenbrechen. Sie taumelte, und die Plattform riss auseinander. Es gelang ihm noch, sie zu packen, und glücklicherweise versanken sie nur hüfhtief im Meer der Kugeln, bevor ihre Füße wieder festen Boden unter sich spürten. Die kleinen Glaskugeln glitten zur Seite, bewegten sich allzu leicht und trugen das Gewicht der Menschen nicht.

Adolin wuchtete Schallan durch die Wogen der Kugeln ans Ufer. Dort sackte sie auf den Rücken, ächzte und schloss die Augen.

»Schallan?«, fragte er und kniete sich neben sie.

»Es geht mir gut. Es war nur so viel ... Konzentration nötig. Und Verbildlichung.«

»Wir müssen einen anderen Weg zurück in unsere Welt finden«, sagte Kaladin, der nicht weit von ihr entfernt saß. »Wir dürfen uns nicht ausruhen. Sie kämpfen noch. Wir müssen ihnen helfen.«

Adolin betrachtete seine Gefährten. Schallan lag auf dem Boden; ihr Sprengsel hatte sich zu ihr gesellt, lag in ähnlicher Haltung da und blickte hinauf in den Himmel. Azure war vornübergesackt; ihre kleine Splitterklinge lag quer über ihrem Schoß. Kaladin starrte weiter blicklos vor sich, während sein Sprengsel besorgt hinter ihm schwebte.

»Azure«, sagte Adolin, »ist es hier sicher – auf diesem Land?«

»So sicher wie sonstwo in Schadesmar«, sagte sie müde. »Dieser Ort kann gefährlich werden, wenn man die falschen Sprengsel anlockt. Aber es gibt nichts, was wir dagegen tun könnten.«

»Dann werden wir hier unser Lager aufschlagen.«

»Aber ...«, sagte Kaladin.

»Wir lagern hier«, sagte Adolin. Sanft, aber bestimmt. »Wir können kaum noch aufrecht stehen, Brückenmann.«

Kaladin wandte nichts mehr ein. Adolin suchte das Ufer ab, auch wenn sich jeder Schritt anfühlte, als sei er mit Steinen beschwert. Er fand eine kleine Vertiefung in dem glasigen Stein und brachte die anderen – mit einigem Drängen – dazu, sich dorthin zu begeben.

Während sie sich behelfsmäßige Betten aus ihren Mänteln und ihrem Gepäck bauten, warf Adolin ein letztes Mal einen Blick auf die Stadt und wurde Zeuge, wie sein Geburtsort unterging.

Bei den Stürmen, dachte er. Elhokar ... jetzt ist Elhokar tot.

Der kleine Gav war nicht mehr da, und Dalinar wollte abdanken. Der dritte in der Thronfolge war ... Adolin selbst.

König.



Zwar habe ich mein Bestes getan, die Tatsachen von der Fiktion zu trennen, aber wenn es um die Bringer der Leere geht, fließen die beiden zusammen ... wie Farben. Jeder der Ungemachten hat ein Dutzend Namen, und die Kräfte, die ihnen zugeschrieben werden, reichen vom Phantasievollen bis zum Schrecklichen.

Aus Hassis *Mythica*, S. 4

Szeth-Sohn-Sohn ...

Szeth-Sohn ...

Szeth, der Unwahre ...

Szeth. Nur Szeth.

Szeth von Schinovar, einst genannt der Attentäter in Weiß, war wiedergeboren worden. Im Wesentlichen.

Die Himmelsbrecher flüsterten davon. Nin, der Herold der Gerechtigkeit, hatte ihn nach seiner Niederlage im Sturm wiederhergestellt. Wie die meisten anderen Dinge, so hatte auch Szeth den Tod nicht für sich beanspruchen dürfen. Der Herold hatte eine Art von Fabrial benutzt, um seinen Körper zu heilen, bevor sein Geist ihn verlassen hatte.

Aber es hatte beinahe *zu* lange gedauert. Sein Geist hatte sich noch nicht wieder fest an den Körper gebunden.

Szeth ging mit den anderen auf das Steinfeld vor der kleinen Festung hinaus, die den Reinsee überblickte. Die Luft war feucht, fast wie in seiner Heimat, aber sie roch weder erdig noch lebendig. Sie roch nach Seetang und feuchten Steinen.

Es waren fünf andere Hoffnungsvolle, alle jünger als Szeth. Er war der kleinste von ihnen und der einzige, der einen kahlen Kopf hatte. Ihm wuchs kein voller Haarschopf, auch wenn er sich nicht rasierte.

Die anderen fünf hielten einen gewissen Abstand zu ihm. Vielleicht lag es an dem schimmernden Nachbild, das er hinterließ, wenn er sich bewegte: ein Zeichen dafür, dass seine Seele nicht richtig wieder eingefügt worden war. Nicht alle vermochten es zu sehen, diese fünf aber schon. Sie waren nahe genug an den Wogen.

Oder sie fürchteten ihn wegen des schwarzen Schwertes in der silbernen Scheide, das er über seinem Rücken trug.

Oh, es ist der See!, sagte das Schwert in seinem Kopf. Es hatte eine drängende Stimme, die weder männlich noch weiblich klang. *Du solltest mich ziehen, Szeth! Ich würde den See so gern sehen. Vascher sagt, es gibt hier magische Fische. Ist das nicht bemerkenswert?*

»Ich wurde gewarnt, Schwert-Nimi«, rief Szeth der Waffe in Erinnerung, »dich nur in einem Fall äußerster Not zu ziehen. Und auch nur, wenn ich genügend Sturmlicht in mir trage, denn sonst wirst du dich an meiner Seele nähren.«

Nun, das würde ich niemals tun, sagte das Schwert und gab ein wütendes Schnauben von sich. *Ich glaube keineswegs, dass du böse bist, und ich zerstöre ausschließlich Dinge, die böse sind.*

Das Schwert war eine interessante Probe, die ihm vom Herold Nin auferlegt worden war, der von den meisten Steinwanderern Nale, Nalan oder Nakku genannt wurde. Obwohl Szeth dieses schwarze Schwert schon seit Wochen trug, verstand er noch immer nicht, was ihn diese Erfahrung lehren sollte.

Die Himmelsbrecher stellten sich auf, um die Hoffnungsvollen zu beobachten. Es waren etwa fünfzig von ihnen hier, dazu kamen noch jene Dutzende, die sich angeblich auf Missionen befanden. So *viele*. Ein ganzer Orden der Strahlenden Ritter hatte die Wiedererschaffung überlebt und seit zweitausend Jahren Ausschau nach der Wüstwerdung gehalten. Während dieser Zeit hatten sie ihre Reihen andauernd aufgefüllt, wenn jemand altersbedingt gestorben war.

Szeth würde ihnen beitreten. Er würde ihre Ausbildung über sich ergehen lassen, die er Nins Versprechen zufolge erhielt, und dann würde er in seine Heimat Schinovar reisen. Dort würde er all jenen Gerechtigkeit bringen, die ihn unrechtmäßig verbannt hatten.

Werde ich es wagen, das Urteil zu vollstrecken?, fragte sich ein Teil von ihm. *Werde ich es wagen, das Schwert der Gerechtigkeit zu führen?*

Das Schwert antwortete: *Du? Szeth, ich glaube, du bist überragend vertrauenswürdig. Und ich kann die Menschen gut beurteilen.*

»Ich habe nicht mit dir gesprochen, Schwert-Nimi.«

Ich weiß. Aber du hast dich geirrt, und so musste ich es dir sagen. He, die Stimmen scheinen heute zu schweigen. Das ist schön, nicht wahr?

Die Erinnerung an sie brachte die Stimmen wieder in Szeths Bewusstsein. Nin hatte Szeths Wahnsinn nicht geheilt. Er hatte ihn als Auswirkung von Szeths Verbindung mit den Mächten verstanden und behauptet, er höre das Zittern aus dem Geistigen Reich. Erinnerungen an diejenigen, die er getötet hatte.

Er fürchtete sie nicht länger. Er war gestorben und zur Rückkehr gezwungen worden. Er hatte es nicht geschafft, sich zu den Stimmen zu gesellen, und jetzt ... jetzt hatten sie keine Macht mehr über ihn, oder?

Aber warum weinte er dann immer noch in der Nacht und war so verängstigt?

Eine Himmelsbrecherin trat vor. Ki war eine goldhaarige Frau, groß und beeindruckend. Die Himmelsbrecher trugen stets die Kleidung der

örtlichen Gesetzeshüter – hier in Marabethia war das ein gemusterter Mantel und ein farbenfroher rockähnlicher Wickelumhang. Um die Brust hatte sich Ki ein einfaches Stofftuch gebunden.

»Hoffnungsvolle«, sagte sie auf Azisch, »ihr seid hierhergebracht worden, weil ein vollgültiger Himmelsbrecher für eure Hingabe und Ernsthaftigkeit gebürgt hat.«

Sie ist langweilig, sagte das Schwert. Wo ist Nale hingegangen?

»Du hast gesagt, er sei ebenfalls langweilig, Schwert-Nimi«, flüsterte Szeth.

Das stimmt, aber in seiner Nähe geschehen erstaunliche Dinge. Wir müssen ihm sagen, dass du mich öfter ziehen solltest.

»Der erste Teil eurer Ausbildung ist bereits beendet«, sagte Ki. »Ihr seid mit den Himmelsbrechern gereist und habt sie auf einer ihrer Missionen begleitet. Ihr seid geprüft und des Ersten Ideals für würdig erachtet worden. Sprecht es. Ihr kennt die Worte.«

Vascher hat mich immer gezogen, sagte das Schwert und klang verärgert und gekränkt.

»Leben vor Tod«, sagte Szeth und schloss die Augen. »Stärke vor Schwäche. Reise vor Ziel.«

Die anderen fünf schmetterten die Worte heraus. Szeth flüsterte sie den Stimmen zu, die ihn aus der Dunkelheit heraus ansprachen. Sie sollten es hören. Er würde Gerechtigkeit zu all jenen bringen, die dies verursacht hatten.

Er hatte gehofft, dass der erste Eid seine Fähigkeit, Sturmlicht einzusaugen, wiederherstellen würde – er hatte sie zusammen mit seiner letzten Waffe verloren. Doch wenn er eine Kugel aus seiner Tasche holte, war es ihm nicht möglich, an das Licht heranzukommen.

»Indem ihr dieses Ideal sprecht«, sagte Ki, »sind euch offiziell alle Untaten oder Sünden in eurer Vergangenheit vergeben. Die erforderlichen Papiere werden von den zuständigen Autoritäten für diese Region unterzeichnet.

Wenn ihr weiter im Rang vorrücken und das Peitschen erlernen wollt, werdet ihr einen Meister benötigen, der euch als seinen

Knappen annimmt. Dann könnt ihr das Zweite Ideal sprechen. Und schließlich müsst ihr ein Großsprengsel beeindrucken und ein Band schmieden, um zum vollkommenen Himmelsbrecher zu werden. Heute werdet ihr die erste von einer hohen Anzahl von Prüfungen ablegen. Auch wenn wir euch beurteilen, sollt ihr nicht vergessen, dass das letzte Urteil über Erfolg oder Misserfolg den Großsprengseln zusteht. Habt ihr noch Fragen?«

Keiner der anderen Hoffnungsvollen sagte etwas, aber Szeth räusperte sich. »Es gibt fünf Ideale«, sagte er. »Nin hat mir das gesagt. Habt ihr sie alle gesprochen?«

»Es ist Jahrhunderte her, seit jemand das Fünfte Ideal gemeistert hat«, sagte Ki. »Man wird zum vollkommenen Himmelsbrecher, wenn man das Dritte Ideal spricht – das Ideal der Hingabe.«

»Wir können also ... wissen, was die Ideale sind?«, fragte Szeth. Er hatte geglaubt, dass sie vor ihm verborgen blieben.

»Natürlich«, antwortete Ki. »Hier werden keine Spielchen getrieben, Szeth-Sohn-Neturo. Das Erste Ideal ist das Ideal des Strahlens. Du hast es gesprochen. Das Zweite ist das Ideal der Gerechtigkeit – ein Eid, Gerechtigkeit zu erstreben und zu gewähren.

Das Dritte Ideal, das Ideal der Hingabe, verlangt, dass du dich zuerst mit einem Großsprengsel verbindest. Sobald du das getan hast, schwörst du, dich einer größeren Wahrheit hinzugeben und einem Kodex zu folgen. Zur Erreichung dessen wird dir die Division beigebracht – die zweite und gefährlichere der Wogen, die wir praktizieren.«

»Eines Tages«, merkte ein anderer Himmelsbrecher an, »wirst du vielleicht das Vierte Ideal erreichen: das Ideal des Kreuzzugs. Dabei wählst du eine persönliche Aufgabe aus und erledigst sie zur Zufriedenheit deines Großsprengsels. Wenn du dies geschafft hast, wirst du zum Meister, so wie wir.«

Schinovar säubern, dachte Szeth. Das wäre seine Aufgabe. »Und was ist das Fünfte Ideal?«, fragte er.

»Das Ideal des Gesetzes«, sagte Ki. »Es ist schwierig. Du musst zum Gesetz und zur Wahrheit werden. Wie ich schon sagte, ist es Jahrhunderte her, seit jemand das zum letzten Mal geschafft hat.«

»Nin hat mir gesagt, wir sollen dem Gesetz *folgen* – etwas Äußerlichem, da die Menschen doch veränderlich und unzuverlässig sind. Wie können wir aber zum Gesetz *werden*?«

»Das Gesetz muss von irgendwoher kommen«, sagte ein anderer Meister der Himmelsbrecher. »Aber das ist kein Eid, den du schwören wirst. Konzentriere dich daher nicht darauf. Die ersten drei reichen für die meisten Himmelsbrecher aus. Ich habe zwei Jahrzehnte im Dritten Ideal verbracht, bevor ich das Vierte erreicht habe.«

Als niemand mehr weitere Fragen stellte, begannen erfahrene Himmelsbrecher damit, die Hoffnungsvollen in die Luft zu peitschen.

»Was geschieht hier?«, fragte Szeth.

»Wir werden euch zum Ort der Prüfung bringen«, sagte Ki, »da ihr euch mit eurem eigenen Sturmlicht erst dann bewegen könnt, wenn ihr das Zweite Ideal geschworen habt.«

»Gehöre ich wirklich zu diesen Kindern?«, fragte Szeth. »Nin hat mich anders behandelt.« Der Herold hatte ihn auf eine Mission nach Taschikk mitgenommen, wo sie Wogenbinder aus anderen Orden gejagt hatten. Es war zwar ein herzloser Akt gewesen, aber Nin hatte ihm erklärt, dass dadurch das Eintreten der Wüstwerdung verhindert werde.

Doch so war es nicht gewesen. Die Rückkehr des Ewigsturms hatte Nin davon überzeugt, dass er sich geirrt hatte, und er hatte Szeth in Taschikk zurückgelassen. Wochen waren vergangen, bis Nin endlich zurückkehrte und ihn abholte. Der Herold hatte Szeth hier an der Festung abgesetzt und war wieder in die Luft aufgestiegen, diesmal um »Anleitung zu suchen«.

»Der Herold«, sagte Ki, »glaubte ursprünglich, du könntest das Dritte Ideal wegen deiner Vergangenheit überspringen. Er ist aber

nicht mehr hier, und wir vermögen es nicht zu beurteilen. Daher musst du denselben Weg nehmen wie alle anderen.«

Szeth nickte. Also gut.

»Keine weiteren Beschwerden?«, fragte Ki.

»Es ist in Ordnung«, sagte Szeth, »und Ihr habt es gut erklärt. Warum sollte ich mich beschweren?«

Den anderen schien seine Antwort zu gefallen, und Ki persönlich peitschte ihn in den Himmel. Einen Augenblick lang verspürte er die Freiheit des Fluges, die ihn an seine ersten Tage erinnerte, als er vor so langer Zeit die Ehrenklinge in den Händen gehalten hatte. Bevor er der Unwahre geworden war ...

Nein. Du bist nie unwahr gewesen. Vergiss das nicht.

Außerdem war das hier nicht sein eigener Flug. Er fiel weiter nach oben, bis ihn ein anderer Himmelsbrecher auffing und wieder peitschte, sodass das erste Peitschen aufgehoben wurde und er in der Luft schwebte.

Zwei Himmelsbrecher ergriffen ihn, einer unter jedem Arm, und die gesamte Gruppe schoss durch die Luft. Er konnte sich nicht vorstellen, dass sie so etwas schon öfter getan hatten, denn sie waren für so viele Jahre verborgen geblieben. Doch nun schienen sie sich nicht mehr um Heimlichkeit zu bemühen.

Mir gefällt es hier oben, sagte das Schwert. Man kann alles sehen.

»Bist du tatsächlich in der Lage, Dinge zu sehen, Schwert-Nimi?«

Nicht so wie ein Mensch. Du siehst alles Mögliche, Szeth. Leider aber nicht die Tatsache, wie nützlich ich bin.



Ich sollte meiner Überzeugung Ausdruck verleihen, dass die Ungemachten noch immer Sprengsel waren, auch wenn ihnen viele unterschiedliche Persönlichkeiten und Motive zugeschrieben werden. Und als Sprengsel waren sie genauso sehr Manifestationen von Konzepten oder göttlichen Mächten, wie sie Individuen waren.

Aus Hassis Mythica, S. 7

Kaladin erinnerte sich daran, wie er Krem vom Bunkerboden gekratzt hatte, als er in Amarams Armee gewesen war.

Der Klang des Meißels auf dem Stein erinnerte Kal an seine Mutter. Er hatte Knieschützer umgeschnallt und schabte an dem Krem herum, der unter den Türen eingedrungen und von den Stiefeln der Soldaten hereingetragen worden war und einen unebenen Überzug auf dem ansonsten glatten, ebenen Boden gebildet hatte. Er hätte nie geglaubt, dass es den Soldaten nicht gleichgültig war, wenn der Boden ein wenig uneben war. Sollte er nicht lieber seinen Speer schleifen oder ... oder irgendetwas einölen?

Nun, seiner Erfahrung nach verbrachten die Soldaten nur wenig Zeit damit, soldatische Dinge zu tun. Stattdessen gingen sie endlos umher, warteten, oder sie wurden – wie in seinem Fall – angeschrien, weil sie an den falschen Orten umhergingen oder warteten. Er seufzte, während er arbeitete, und benutzte sanfte, gleichmäßige Bewegungen, wie es ihm seine Mutter beigebracht hatte. Schieb den Meißel unter den Krem und heb ihn an. Dann konnte man Platten von einem Zoll Durchmesser oder mehr lösen. Es war wesentlich einfacher, als von oben darauf herumzuklopfen.

Ein Schatten verdunkelte die Tür. Kal warf einen Blick über die Schulter und beugte sich dann noch weiter nach unten. *Großartig.*

Sergeant Tukks ging zu einer der Kojen und setzte sich; das Holz knarrte unter seinem Gewicht. Er war jünger als die anderen Sergeanten und wirkte irgendwie ... unförmig. Vielleicht lag es an seiner geringen Größe oder an den eingefallenen Wangen.

»Das machst du gut«, sagte Tukks.

Kal arbeitete weiter und sagte nichts.

»Du solltest dich nicht so schlecht fühlen, Kal. Es ist nicht ungewöhnlich, dass sich ein neuer Rekrut zurückzieht. Bei den Stürmen. Es kommt sogar oft vor, dass jemand in der *Schlacht* erstarrt – und erst recht auf dem Übungsfeld.«

»Wenn es tatsächlich so oft vorkommt«, murmelte Kal, »warum werde *ich* dann dafür bestraft?«

»Was? Das hier? Diese leichte Säuberungsaufgabe? Kind, das ist doch keine Bestrafung. Es soll dir nur helfen, dich bei uns einzufinden.«

Kal runzelte die Stirn, lehnte sich zurück und schaute auf. »Sergeant?«

»Vertraue mir. Jeder hat nur darauf gewartet, dass du einen Rüffel bekommst. Je länger du ohne einen warst, desto länger hast du dich wie ein Ausgestoßener gefühlt.«

»Ich schrubbe den Boden, weil ich es *nicht* verdient habe, bestraft zu werden?«

»Deswegen, und auch, weil du einem Offizier Widerworte gegeben hast.«

»Das war kein Offizier! Er war bloß ein Hellauge mit ...«

»Du solltest mit diesem Verhalten besser *sofort* aufhören. Bevor du es jemandem gegenüber zeigst, der wirklich wichtig ist. Oh, sieh nicht so finster drein, Kal. Irgendwann wirst du es verstehen.«

Kal griff einen besonders widerspenstigen Kremhaufen neben dem Bein einer Koje an.

»Ich habe deinen Bruder gefunden«, bemerkte Tukks.

Kaladin hielt den Atem an.

»Er ist in der Siebenten«, sagte Tukks.

»Ich muss zu ihm gehen. Kann ich dorthin versetzt werden? Wir sollten niemals getrennt sein.«

»Vielleicht kann ich erreichen, dass er hierher versetzt wird, damit ihr zusammen ausgebildet werden könnt.«

»Er ist ein Bote! Er soll nicht am Speer ausgebildet werden.«

»Jeder wird ausgebildet, auch die Botenjungen«, sagte Tukks.

Kal packte seinen Meißel fester und bezwang den Drang, aufzustehen und nach Tien zu suchen. Verstanden sie es denn nicht? Tien konnte doch nicht einmal einem Kremling etwas zuleide tun. Er fing sie bloß ein und trug sie nach draußen, wobei er mit ihnen wie mit einem Haustier sprach. Die Vorstellung, dass er einen Speer hielt, war einfach lächerlich.

Tukks holte ein wenig Lotborke hervor und kaute darauf herum. Er lehnte sich auf seiner Pritsche zurück und legte die Füße hoch. »Vergiss nicht den Flecken links von dir.«

Kaladin seufzte und begab sich zu der angegebenen Stelle.

»Möchtest du darüber sprechen?«, fragte Tukks. »Über den Augenblick, als du beim Üben erstarrt bist?«

Dämlicher Krem. Warum hatte ihn der Allmächtige bloß erschaffen?

»Du brauchst dich nicht zu schämen«, fuhr Tukks fort. »Wir üben, damit du jetzt erstarrst und nicht in der Schlacht, wo es dich umbringen würde. Du stehst einer Truppe gegenüber und weißt, dass

diese Männer dich töten wollen, obwohl sie dir nie zuvor begegnet sind. Und du zögerst und glaubst, dass das einfach unmöglich ist. Du kannst nicht hier sein, im Kampf, im Blut. Jeder kennt diese Angst.«

»Ich hatte keine Angst davor, verletzt zu werden«, sagte Kal leise.

»Du wirst nicht weit kommen, wenn du dir nicht ein wenig Angst zugestehst. Gefühle sind gut. Sie machen uns erst zu dem, was wir sind ...«

»Ich hatte keine Angst davor, verletzt zu werden.« Kaladin holte tief Luft. »Ich hatte Angst, jemanden zu verletzen.«

Tukks drehte die Borke in seinem Mund, dann nickte er. »Ich verstehe. Nun, das ist etwas anderes. Auch nicht ungewöhnlich, aber wirklich etwas anderes.«

Eine Zeitlang kam der einzige Laut in der großen Kaserne von Kals Meißel, wenn er gegen den Stein schlug. »Wie machst du das?«, fragte Kal schließlich, ohne den Blick zu heben. »Wie schaffst du es, andere Menschen zu verletzen, Tukks? Das sind doch bloß genauso arme dunkeläugige Kerle wie wir selbst.«

»Ich denke an meine Kameraden«, sagte Tukks. »Ich kann die Jungs doch nicht im Stich lassen. Meine Einheit ist jetzt meine Familie.«

»Und dafür tötest du eine andere Familie?«

»Am Ende sind wir nichts anderes als mordende Schalenköpfe. Aber ich weiß, was du meinst, Kal. Es ist schwer. Du wärest überrascht, wie viele Männer einem Feind in die Augen sehen und feststellen, dass sie einfach nicht in der Lage sind, einen anderen Menschen zu verletzen.«

Kal schloss die Augen, und der Meißel fiel ihm aus den Fingern.

»Es ist gut, dass du nicht so versessen auf den Kampf bist«, sagte Tukks. »Das spricht für deine geistige Gesundheit. Mir sind zehn unfähige Männer mit aufrichtigem Herzen lieber als ein gefühlloser Idiot, für den das alles ein Spiel ist.«

Die Welt ergibt keinen Sinn, dachte Kal. Sein Vater, der hingebungsvolle Arzt, hatte ihm geraten, sich nicht zu sehr mit den

Gefühlen der Patienten abzugeben. Und hier war ein Berufsmörder, der ihm sagte, die anderen sollten ihm *nicht* gleichgültig sein?

Tukks stand auf; seine Stiefel schabten über den Steinboden. Er ging zu Kal und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Mach dir keine Gedanken über den Krieg und auch nicht über die einzelne Schlacht. Konzentriere dich ganz auf deine unmittelbaren Gefährten, Kal. Halte *sie* am Leben. Sei der Mann, den *sie* brauchen.« Er grinste. »Und säubere endlich den Rest des Bodens. Ich glaube, du wirst feststellen, dass die Einheit ein wenig freundlicher zu dir sein wird, wenn du heute Abend zum Essen kommst. Ein kleines bisschen freundlicher.«

An jenem Abend fand Kaladin heraus, dass Tukks recht hatte. Die anderen Männer schienen nun, da er diszipliniert worden war, etwas zugänglicher geworden zu sein. Also hielt Kal den Mund, lächelte und genoss die Gemeinschaft.

Er sagte Tukks nie die Wahrheit. Als Kal auf dem Übungsplatz erstarrt war, hatte er keine Angst gehabt. Er war sich sehr sicher gewesen, dass er jemanden verletzen konnte. Er hatte sogar herausgefunden, dass er töten konnte, falls es nötig werden sollte.

Und genau das war es gewesen, was ihn so verängstigt hatte.



Kaladin saß auf einem Felsbrocken, der wie geschmolzener Obsidian wirkte. Er wuchs geradewegs aus dem Grund in Schadesmar, dem Ort, der nicht wirklich zu sein schien.

Die ferne Sonne hatte sich nicht am Himmel geregt, seit sie hier angekommen waren. Eines der seltsamen Angstsprenksel kroch in der Nähe über das Ufer, nicht weit entfernt von den kleinen Glaskugeln, aus denen das Meer bestand. Das Wesen war so groß wie ein Axthund, aber länger und dünner, und es wirkte entfernt wie ein Aal mit Stummelbeinen. Die purpurnen Fühler an seinem Kopf regten sich und zuckten und schwebten in Kaladins Richtung. Als es

nichts in ihm spürte, was es haben wollte, setzte es seinen Weg über das Ufer fort.

Als sie sich ihm näherte, verursachte Syl nicht das geringste Geräusch, aber er bemerkte ihren Schatten, der von hinten neben ihn fiel – wie die übrigen Schatten hier wies er nicht von der Sonne weg, sondern zu ihr hin. Sie setzte sich ebenfalls auf den Felsbrocken, legte ihren Kopf an seine Schulter und ihre Hände in seinen Schoß.

»Schlafen die anderen noch?«, fragte Kaladin.

»Jawohl. Muster wacht über sie.« Sie rümpfte die Nase. »Seltsam.«

»Er ist nett, Syl.«

»Das ist ja das Seltsame.«

Sie streckte die Beine vor sich aus; wie üblich war sie barfuß. Es wirkte hier auf dieser Seite, wo sie Menschengröße hatte, seltsamer als drüben. Eine kleine Sprengselschar flog mit kugeligen Körpern, langen Schwingen und fließenden Schwänzen über ihnen dahin. Statt eines Kopfes hatte jedes Sprengsel eine goldene Kugel, die unmittelbar vor dem Körper dahinschwebte. Das wirkte vertraut auf ihn ...

Ruhmsprengsel, dachte er. Es war wie bei den Angstsprengseln, deren Fühler sich in der wirklichen Welt manifestierten. Dort zeigte sich jeweils nur ein Teil des ganzen Sprengsels.

»Also ...«, sagte Syl. »Willst du nicht schlafen?«

Kaladin schüttelte den Kopf.

»Ich bin vielleicht keine *Expertin* für Menschen«, sagte sie. »Zum Beispiel habe ich noch nicht herausgefunden, warum mich eine Handvoll eurer Kulturen anzubeten scheint. Aber ich glaube, irgendwo gehört zu haben, dass ihr schlafen müsst. Jede Nacht.«

Er erwiderte nichts darauf.

»Kaladin ...«

»Und was ist mit dir?«, fragte er und schaute auf die Landzunge, die den Fluss in der wirklichen Welt markierte. »Schläfst du nie?«

»Habe ich je Schlaf gebraucht?«

»Ist das hier nicht dein Land? Woher kommst du? Ich hatte mir vorgestellt, dass ... ich weiß nicht ... dass du hier sterblicher sein würdest.«

»Ich bin auch hier noch immer ein Sprengsel«, gab sie zurück. »Ich bin ein kleines Bruchstück von Gott. Ist dir der Teil über meine Anbetung entgangen?«

Als er keine Antwort gab, drückte sie ihm den Finger zwischen die Rippen. »Jetzt hättest du etwas Sarkastisches sagen sollen.«

»Entschuldigung.«

»Wir schlafen nicht, wir essen nicht. Ich glaube, wir nähren uns von den Menschen. Von euren Gefühlen. Oder vielleicht auch davon, dass ihr an uns denkt. Alles scheint mir sehr kompliziert zu sein. In Schadesmar können wir selbstständig denken, aber wenn wir in euer Reich hinüberwechseln, benötigen wir ein Band zu einem Menschen. Sonst sind wir so hirnlos wie diese Ruhmsprengsel.«

»Aber wie schafft ihr diesen Übergang?«

»Ich ...« Sie blickte in die Ferne. »Du hast nach mir gerufen. Oder, nein, ich wusste, dass du *eines Tages* nach mir rufen würdest. Also bin ich in die Körperwelt hinübergewechselt und habe darauf vertraut, dass die Ehre der Menschen noch existiert, auch wenn mein Vater stets etwas anderes gesagt hat.«

Ihr Vater. Der *Sturm*vater.

Es war so seltsam, ihren Kopf an seinem Arm zu spüren. Er war daran gewöhnt, dass sie nur sehr wenig Substanz besaß.

»Könntest du wieder nach drüben gehen?«, fragte Kaladin. »Und Dalinar die Nachricht überbringen, dass möglicherweise mit den Eidtoren etwas nicht mehr stimmt?«

»Das glaube ich nicht. Du bist hier, und mein Band besteht zu dir.« Sie stach ihm wieder den Finger in die Seite. »Aber das ist eine Ablenkung vom eigentlichen Problem.«

»Du hast recht. Ich benötige eine Waffe. Und irgendwie müssen wir etwas zu essen auftreiben.«

»Kaladin ...«

»Gibt es Bäume auf dieser Seite? Der Obsidian könnte eine gute Speerspitze abgeben.«

Sie hob den Kopf von seinem Arm und sah ihn mit großen Augen voller Sorge an.

»Es geht mir gut, Syl«, sagte er. »Meine Gedanken sind bloß abgeschweift.«

»Du warst beinahe katatonisch.«

»Es wird nicht wieder vorkommen.«

»Ich beschwere mich ja nicht.« Sie schlang die Arme um seinen rechten Arm wie ein Kind, das sein Lieblingsspielzeug umklammert. Besorgt. Verängstigt. »Etwas in deinem Innern stimmt nicht. Aber ich weiß nicht, was es ist.«

Ich habe keinen richtigen Kampf mehr ausgefochten, dachte er. Nicht mehr seit jenem Tag in der Ausbildung, als Tukks zu mir gekommen ist und mit mir gesprochen hat. »Ich ... ich war nur überrascht, Sah dort anzutreffen«, sagte er. »Und Moasch will ich erst gar nicht erwähnen.«

Wie machst du das? Wie kannst du Menschen verletzen, Tukks ...

Sie schloss die Augen und lehnte sich gegen ihn, ohne seinen Arm loszulassen.

Schließlich hörte er, wie sich die anderen regten. Also machte er sich aus Syls Umarmung los und ging zu ihnen hinüber.



Die wichtigste Tatsache, der ich Ausdruck verleihen möchte, ist die, dass die Ungemachten noch unter uns sind. Ich weiß, dass das bestritten werden wird, denn viele Überlieferungen, die sie betreffen, sind mit der Theologie verbunden. Doch mir ist klar geworden, dass einige ihrer Auswirkungen in der Welt geläufig sind – und wir behandeln sie wie die Manifestationen anderer Sprengsel.

Aus Hassis Mythica, S. 12

Die Prüfung der Himmelsbrecher fand in einer kleineren Stadt am Nordufer des Reinsees statt. Einige Menschen lebten natürlich *in* dem See, aber die geistig Gesunden vermieden dies.

Szeth landete – nun, er wurde gelandet – in der Nähe des zentralen Platzes, zusammen mit den übrigen Hoffnungsvollen. Der größte Teil der Himmelsbrecher blieb entweder in der Luft oder ließ sich auf den Klippen in der Nähe der Ortschaft nieder.

Drei Meister und eine Handvoll jüngerer Männer und Frauen, die sich selbst peitschen konnten, landeten neben Szeth. Die Gruppe, die heute geprüft wurde, enthielt Hoffnungsvolle wie Szeth – der noch einen Meister finden und das Zweite Ideal schwören musste – sowie

Knappen, die diesen Schritt bereits getan hatten, nun aber ein Sprengsel anlocken und das Dritte Ideal sprechen mussten.

Es war eine bunte Gruppe. Die Himmelsbrecher schienen sich weder um Herkunft noch um Augenfarbe zu scheren. Szeth war der einzige Schin unter ihnen; die anderen waren Makabaki, Reschi, Vorin, Iriali, und sogar ein Thaylener war unter ihnen.

Ein großer, starker Mann in einer marabethianischen Wickelrobe und einem Azisch-Mantel sprang von seinem Sitz auf einer Veranda. »Das hat ja lange gedauert!«, sagte er auf Azisch und kam auf die Gruppe zu. »Ich habe schon vor Stunden nach euch geschickt! Die Sträflinge sind in den See entkommen; wer weiß, wie weit sie sich inzwischen entfernt haben! Sie werden wieder töten, wenn sie nicht aufgehalten werden. Findet sie und kümmert euch um sie – ihr erkennt sie an den Tätowierungen auf der Stirn.«

Die Meister wandten sich an die Knappen und Hoffnungsvollen. Einige besonders Eifrige liefen sofort auf das Wasser zu. Andere, die bereits peitschen konnten, stiegen in den Himmel auf.

Szeth blieb mit vier anderen zurück. Er trat auf Ki zu, die den Mantel einer Hochrichterin von Marabethia trug.

»Woher wusste dieser Mann, dass er nach uns schicken sollte?«, fragte Szeth.

»Wir haben unseren Einflussbereich nach dem Eintreffen des neuen Sturms ausgedehnt«, antwortete sie. »Die örtlichen Herrscher haben uns als vereinigende Streitmacht anerkannt und rechtliche Befugnisse übertragen. Der Großminister der Stadt hat uns durch die Spannfeder geschrieben und um Hilfe gebeten.«

»Und die Sträflinge?«, fragte einer der Knappen. »Was wissen wir über sie und über unsere Aufgabe hier?«

»Diese Gruppe von Sträflingen ist aus dem Gefängnis dort hinten bei den Klippen entkommen. Dem Bericht zufolge handelt es sich um gefährliche Mörder. Eure Aufgabe besteht darin, die Schuldigen zu finden und hinzurichten. Wir besitzen schriftliche Todesurteile.«

»Alle Entkommenen sind schuldig?«

»Alle.«

Einige der Knappen liefen los und wollten sich beweisen. Szeth blieb noch. Etwas an der Situation gefiel ihm nicht. »Wenn diese Männer Mörder sind, warum wurden sie dann nicht bereits hingerichtet?«

»Dieses Gebiet wird von Reschi-Idealisten bewohnt, Szeth-Sohn-Neturo«, sagte Ki. »Selbst Kriminellen gegenüber nehmen sie eine seltsam gewaltfreie Haltung ein. Dieser Ort beherbergt Gefangene aus allen Teilen dieser Region, und Minister Kwati wird dafür bezahlt, dass er dieses Gefängnis unterhält. Nun, da die Mörder entkommen sind, kann es keine Gnade mehr für sie geben. Sie müssen hingerichtet werden.«

Das reichte den letzten beiden verbliebenen Knappen. Sie stiegen in den Himmel auf und machten sich auf die Suche. Und Szeth vermutete, dass es auch für ihn reichen sollte.

Sie sind Himmelsbrecher, dachte er. Sie würden uns niemals Unschuldigen hinterherschicken. Er hätte ihre Zustimmung fraglos hinnehmen sollen. Aber ... etwas störte ihn. Das hier war eine Prüfung, aber was sollte denn geprüft werden? Ging es nur darum, die Schuldigen möglichst schnell aufzuspüren und hinzurichten?

Er machte sich auf den Weg zum Wasser.

»Szeth-Sohn-Neturo«, rief Ki hinter ihm her.

»Ja?«

»Du gehst auf Stein. Warum? Jeder Schin, den ich kenne, sagt, Stein sei heilig und kein Fuß dürfe darauf gesetzt werden.«

»Er kann unmöglich heilig sein. Wenn er es nämlich wirklich wäre, Meisterin Ki, dann hätte er mich schon vor langer Zeit verbrannt.« Er nickte ihr zu und trat in den Reinsee hinein.

Das Wasser war wärmer als in seiner Erinnerung. Es war keineswegs tief – angeblich reichte es selbst in der Mitte des Sees nicht höher als bis zu den Schenkeln eines Menschen, wenn man von gelegentlichen Trichtern und Kesseln im Boden absah.

Du bist weit hinter den anderen, sagte das Schwert. Bei dieser Geschwindigkeit wirst du niemanden einfangen.

»Ich habe einmal eine Stimme wie die deine gekannt, Schwert-Nimi.«

Die Flüsterer?

»Nein. Eine einzelne, in meinem Kopf, als ich jung war.« Szeth beschattete seine Augen und schaute über den gleißenden See. »Ich hoffe, dass es diesmal besser geht.«

Die fliegenden Knappen würden jeden finden, der sich im Freien aufhielt, also musste Szeth nach den weniger offensichtlichen Verbrechern suchen. Er brauchte nur einen einzigen ...

Einen?, fragte das Schwert. Du bist nicht ehrgeizig genug.

»Vielleicht. Schwert-Nimi, weißt du, warum du mir gegeben wurdest?«

Weil du Hilfe gebraucht hast. Ich bin gut darin zu helfen.

»Aber warum gerade ich?« Szeth stapfte weiter durch das Wasser. »Nin hat gesagt, ich darf dich niemals weggeben.«

Es schien eher eine Bürde als eine Hilfe zu sein. Ja, das Schwert war eine Splitterklinge – aber schließlich war er davor gewarnt worden, sie zu ziehen.

Der Reinsee schien sich bis in alle Ewigkeit zu erstrecken; er war so weit wie ein Ozean. Szeths Schritte schreckten etliche Fischschwärme auf, die ihm für eine Weile folgten und hin und wieder an seinen Stiefeln knabberten. Knorrige Bäume ragten aus den Untiefen hervor und sogen sich mit Wasser voll, während sich ihre Wurzeln in die vielen Löcher und Rillen auf dem Boden des Sees gekrallt hatten. Felsspitzen durchbohrten den Wasserspiegel in der Nähe des Ufers, aber weiter draußen war der Reinsee ruhiger und vor allem *leerer*.

Szeth ging nun parallel zum Ufer.

Du nimmst nicht denselben Weg wie die anderen.

Das stimmte.

Szeth, ich muss ehrlich zu dir sein. Du bist nicht gerade geschickt darin, das Böse zu erschlagen. Seit du mich besitzt, haben wir noch niemanden getötet.

»Ich frage mich, Schwert-Nimi, ob Nin-Sohn-Gottes dich mir gegeben hat, damit ich üben kann, deinen Ermunterungen standzuhalten, oder weil er mich als genauso blutrünstig wie dich ansieht. Er nannte uns ein gutes Paar.«

Ich bin nicht blutrünstig, sagte das Schwert sofort. Ich möchte nur nützlich sein.

»Und nicht gelangweilt?«

Nun, das auch. Das Schwert summt leise und ahmte damit einen Menschen nach, der sich in tiefen Gedanken verloren hatte. Du sagst, du hast viele Personen getötet, bevor wir uns begegnet sind. Aber das Flüstern ... hat es dir keinen Spaß gemacht, diejenigen zu vernichten, die vernichtet werden mussten?

»Ich bin nicht davon überzeugt, dass sie vernichtet werden mussten.«

Du hast sie getötet.

»Ich hatte Gehorsam geschworen.«

Bei einem magischen Felsen.

Inzwischen hatte er seine Vergangenheit schon mehrmals dem Schwert erklärt. Aus irgendeinem Grund fiel es ihm schwer, gewisse Dinge zu verstehen oder sich an sie zu erinnern. »Der Eidstein besitzt keine Magie. Ich war aus Gründen der Ehre gehorsam, und manchmal habe ich bösen oder niederträchtigen Menschen gehorcht. Jetzt suche ich nach einem höheren Ideal.«

Aber was ist, wenn du dem Falschen folgst? Könntest du dann nicht wieder am selben Ort enden? Kannst du nicht einfach das Böse aufspüren und es dann vernichten?

»Und was ist das Böse, Schwert-Nimi?«

Ich bin sicher, dass du es erkennst. Du scheint mir klug zu sein. Auch wenn du immer mehr zum Langweiler wirst.

Er hätte diese Monotonie gern beibehalten.

In der Nähe erhob sich ein verkrüppelter Baum am Ufer. Einige Blätter an einem der Äste waren eingezogen und suchten innerhalb der Borke Schutz. Jemand hatte den Baum gestört. Szeth gab nicht

zu erkennen, dass er es bemerkt hatte, aber er änderte die Richtung so, dass er bald unter den Baum treten konnte. Ein Teil von ihm hoffte, dass der Mann, der sich in dem Baum versteckte, vernünftig genug war, sich nicht zu zeigen.

Aber das war er nicht. Der Mann sprang Szeth an, vielleicht angespornt durch die Aussicht, eine feine Waffe zu erbeuten.

Szeth sprang zur Seite, doch ohne das Peitschen fühlte er sich allzu langsam und unbeholfen. Er entkam der Klinge des behelfsmäßigen Dolches, mit dem der Sträfling nach ihm stach, wurde aber zurück in das etwas tiefere Wasser gezwungen.

Endlich!, sagte das Schwert. In Ordnung, ich sage dir jetzt, was du zu tun hast. Kämpfe gegen ihn und gewinne, Szeth.

Der Verbrecher stürmte auf ihn zu. Szeth packte die Hand mit dem Dolch, drehte sie und benutzte den Schwung des Mannes dazu, ihn in den See zu stürzen.

Der Mann stand wieder auf und drehte sich Szeth zu, der aus dem abgerissenen, traurigen Erscheinungsbild des Sträflings so viele Schlüsse wie nur möglich zu ziehen versuchte. Verfilztes, zotteliges Haar. Reschi-Haut mit vielen Verletzungen. Der arme Knabe war so schmutzig, dass Bettler und Straßenjungen ihn als unangenehme Gesellschaft empfunden hätten.

Vorsichtig warf der Sträfling sein Messer von der einen in die andere Hand und wieder zurück. Dann stürmte er abermals auf Szeth zu.

Dieser packte ihn erneut am Handgelenk und wirbelte ihn herum, während das Wasser unter ihm spritzte. Wie erwartet, ließ der Mann sein Messer fallen, das Szeth sofort aus dem Wasser aufhob. Er wich dem Mann aus, der mit bloßen Händen auf ihn zugekommen war, und hatte ihm schon im nächsten Augenblick den Arm um den Hals gelegt. Szeth hob das Messer, und noch bevor er einen bewussten Gedanken bilden konnte, drückte er die Klinge gegen die Brust des Mannes. Blut trat aus.

Es gelang ihm, sich zurückzuziehen und davon abzuhalten, den Sträfling zu töten. Narr! Er musste den Mann befragen. Hatte ihn

seine Zeit als Unwahrer zu einem so eifrigen Mörder gemacht? Szeth senkte das Messer, aber dies verschaffte dem Mann die Möglichkeit, sich zu drehen und sie beide in den Reinsee zu werfen.

Szeth fiel ins Wasser, das so warm wie Blut war. Der Verbrecher landete auf ihm und drückte Szeth unter die Oberfläche; dann presste er Szeths Hand gegen den felsigen Boden, sodass er das Messer loslassen musste. Die Welt verschwamm vor seinen Augen.

Das ist kein Gewinnen, sagte das Schwert.

Was für eine Ironie des Schicksals wäre es, die Ermordung von Königen und Splitterträgern überlebt zu haben, nur um schließlich unter den Händen eines Mannes mit einem groben kleinen Messer zu sterben. Szeth wollte es beinahe geschehen lassen, aber er wusste, dass das Schicksal noch nicht fertig mit ihm war.

Er sprang hoch und warf den Verbrecher ab, der schwach und dürr war. Der Mann versuchte das Messer zu packen – es war unter der Wasseroberfläche deutlich sichtbar –, während Szeth in die andere Richtung rollte, damit er so viel Raum wie möglich zwischen sich und den Mann brachte. Leider verkeilte sich das Schwert auf seinem Rücken zwischen den Steinen des Seebodens und zerrte ihn ins Wasser zurück. Szeth knurrte und befreite sich mit einer heftigen Bewegung; dabei riss der Halteriemen des Schwertes.

Die Waffe versank im Wasser. Szeth sprang wieder auf die Beine, drehte sich um und stellte sich dem erschöpften, schmutzigen Sträfling entgegen.

Der Mann warf jetzt einen Blick auf das untergegangene silberne Schwert. Dabei wurden seine Augen glasig, dann grinste er böse, warf sein Messer weg und tauchte nach dem Schwert.

Seltsam. Szeth trat zurück, als der Sträfling mit glücklichem Blick wieder auftauchte und die Waffe in der Hand hielt.

Szeth versetzte ihm einen Faustschlag ins Gesicht; sein Arm hinterließ ein schwaches Nachbild. Er ergriff das Futteral mit dem Schwert darin und zerrte es dem schwächeren Mann aus der Hand. Obwohl ihm die Waffe oft zu schwer für ihre Größe erschienen war,

fühlte sie sich nun zwischen seinen Fingern leicht an. Er trat zur Seite und schwang sie mitsamt dem Futteral seinem Feind entgegen.

Die Waffe traf mit einem ekelhaften Knacken gegen den Rücken des Sträflings. Der arme Mann fiel ins Wasser und wurde ganz still.

Ich vermute, das reicht, sagte das Schwert. *Du hättest mich wirklich sofort einsetzen sollen.*

Szeth schüttelte sich. Hatte er den Knaben tatsächlich getötet? Szeth kniete sich hin und zog ihn an den verfilzten Haaren hoch. Der Sträfling keuchte, doch sein Körper war vollkommen reglos. Er war nicht tot, aber gelähmt.

»Hat euch jemand beim Ausbruch geholfen?«, fragte Szeth.
»Vielleicht einer aus dem örtlichen Adel?«

»Was?«, spuckte der Mann hervor. »Oh, Vun Makak, was hast du mit mir gemacht? Ich spüre meine Arme und Beine nicht mehr ...«

»Hat *irgendjemand* von draußen euch geholfen?«

»Nein. Warum ... warum fragst du mich das?« Der Mann geriet ins Stottern und sagte dann: »Halt. Warte. Ja. Wen soll ich nennen? Ich tu alles, was du sagst. Bitte.«

Szeth dachte nach. *Sie haben also nicht mit dem städtischen Minister und auch nicht mit den Wachen zusammengearbeitet.* »Wie seid ihr entkommen?«

»Oh, Nu Ralik ...«, sagte der Mann und weinte. »Wir hätten die Wache nicht töten sollen. Ich wollte ... wollte doch bloß die Sonne wiedersehen ...«

Szeth ließ den Mann zurück ins Wasser fallen, begab sich ans Ufer, setzte sich auf einen Felsen und atmete schwer ein und aus. Vor nicht allzu langer Zeit hatte er schon mit einem Windläufer vor einer Sturmfront getanzt. Und heute hatte er nun mit einem halb verhungerten Mann im seichten Wasser gerungen.

Oh, wie er den Himmel vermisste.

Das war grausam, sagte das Schwert. *Ihn ertrinken zu lassen.*

»Besser als ihn an eine Großschale zu verfüttern«, wandte Szeth ein. »Und genau das passiert mit Verbrechern in diesem Königreich.«

Beides ist grausam, sagte das Schwert.

»Was weißt du denn schon von Grausamkeit, Schwert-Nimi?«

Vivenna hat mir gesagt, dass die Grausamkeit nur den Menschen zusteht, so wie auch die Gnade. Wir können das eine oder das andere wählen; ein Tier ist dazu nicht in der Lage.

»Du betrachtetest dich als Mensch?«

Nein. Aber manchmal hat sie sich so ausgedrückt, als würde sie mich zu euch zählen. Und nachdem Schaschara mich gemacht hat, hat sie mit Vascher gestritten und gesagt, ich könnte ein Dichter oder Gelehrter sein. Wie ein Mensch, nicht wahr?

Schaschara? Das klang wie Schalasch, der Ostländer-Name für die Heroldin Schusch-Tochter-Gott. Vielleicht lag der Ursprung dieses Schwertes tatsächlich bei den Herolden.

Szeth erhob sich, ging das Ufer hinauf und auf den Ort zu.

Möchtest du nicht nach den anderen Verbrechern suchen?

»Ich habe nur einen gebraucht, Schwert-Nimi. An ihm konnte ich überprüfen, was man mir gesagt hat, und ich habe ein paar wichtige Tatsachen gelernt.«

Zum Beispiel die, dass Sträflinge ziemlich stark riechen?

»Das ist in der Tat ein Teil des Geheimnisses.«

Er ging an dem kleinen Ort vorbei, in dem die Meister-Himmelsbrecher warteten, dann stieg er den Berghang zum Gefängnis hoch. Der dunkle Gebäudeblock gewährte einen Überblick über den Reinsee, aber die wundervolle Lage war ganz und gar verschwendet – denn das Gebäude besaß kaum Fenster.

Drinne war der Geruch so unangenehm, dass Szeth durch den Mund atmen musste. Der Leichnam eines einzelnen Wächters lag in einer Blutlache zwischen den Zellen. Beinahe wäre Szeth über ihn gestolpert, denn hier gab es kein Licht außer dem, das von den wenigen Kugellampen in der Kammer der Wächter herausdrang.

Ich verstehe, dachte er, als er sich neben den Toten kniete. Ja. Diese Prüfung war wirklich seltsam.

Als er wieder draußen war, bemerkte er, wie einige Knappen mit Leichen im Schlepptau zu dem Ort zurückkehrten, aber keiner der anderen Hoffnungsvollen schien jemanden gefunden zu haben. Szeth stieg vorsichtig über den felsigen Hang zum Ort hinunter und achtete darauf, dass sein Schwert nicht über den Boden schleifte. Was immer Nins Gründe dafür sein mochten, ihm die Waffe anzuvertrauen, so war sie doch ein heiliger Gegenstand.

Im Ort begab er sich zu dem fetten Adligen, der gerade versuchte, mit Meisterin Ki ein Schwätzchen zu halten, und dabei grandios versagte. Nicht weit entfernt unterhielten sich andere Dorfbewohner darüber, ob man Mörder einfach hinrichten oder sie einkerkern und dabei die Gefahr eingehen sollte, dass sie ausbrachen. Szeth betrachtete die toten Sträflinge und stellte fest, dass sie allesamt genauso schmutzig waren wie derjenige, gegen den er gekämpft hatte – auch wenn zwei von ihnen nicht annähernd so ausgemergelt waren.

Es gab ein Verteilungssystem im Gefängnis, dachte Szeth. Das Essen ging an jene, die stärker waren als andere, während diese langsam verhungerten.

»Du«, sagte Szeth zu dem Adligen. »Ich habe oben nur eine einzige Leiche gefunden. Sind all diese Gefangenen wirklich nur von diesem einen Mann bewacht worden?«

Der Adlige sah ihn höhnisch an. »Ein Schin-Steinwanderer? Wer bist du, dass du meine Handlungen in Frage stellst? Geh zu deinem dummen Gras und deinen toten Bäumen zurück, kleiner Mann.«

»Den Gefangenen war es erlaubt, ihre eigene Hierarchie einzurichten«, fuhr Szeth fort. »Und niemand hat verhindert, dass sie Waffen herstellen konnten, denn ich habe gegen einen mit einem Messer gekämpft. Diese Männer wurden misshandelt, in Finsternis gehalten und haben nicht genug zu essen bekommen.«

»Es waren Verbrecher. *Mörder.*«

»Und was ist mit dem Geld geschehen, das man dir zum Unterhalt des Gefängnisses geschickt hast? Offenbar ist es nicht in

Sicherheitsmaßnahmen gesteckt worden.«

»Das muss ich mir nicht anhören!«

Szeth wandte sich an Ki. »Besitzt Ihr einen Hinrichtungsbeschluss für diesen Mann?«

»Es war der erste, den wir erwirkt haben.«

»Was?«, sagte der Adlige. Angstsprensel kochten um ihn herum auf.

Szeth öffnete den Verschluss an seinem Schwert und zog es.

Ein Rauschen wie von tausend Schreien ertönte.

Eine Welle der Macht, wie das Toben eines schrecklichen, beeindruckenden Sturms.

Die *Farben* veränderten sich um ihn herum. Sie wurden jetzt dunkler, kräftiger und strahlender. Der Mantel des Adligen wurde zu einer verblüffenden Mischung aus tiefem Orange und blutigen Rottönen.

Die Haare an Szeths Armen richteten sich auf, und seine Haut war ganz plötzlich mit einem unglaublichem Schmerz gespickt.

VERNICHTET!

Flüssige Finsternis strömte aus der Klinge und schmolz zu Rauch, als sie sich senkte. Szeth schrie unter den Schmerzen in seinem Arm auf, während er dem heulenden Adligen die Klinge in die Brust ramnte.

Fleisch und Blut lösten sich sofort zu schwarzem Rauch auf. Gewöhnliche Splitterklingen verbrannten nur die Augen, aber dieses Schwert verzehrte den gesamten Körper. Es schien sogar die *Seele* des Mannes zu verbrennen.

BÖSE!

Adern aus schwarzer Flüssigkeit krochen an Szeths Hand und Arm hoch. Erst keuchte er auf, als er sie sah, dann packte er das Schwert und stieß es in das silberne Futteral zurück.

Er fiel auf die Knie, ließ das Schwert los und hob die Hand. Er bog die Finger und spannte die Sehnen an. Langsam verflüchtigte sich die Schwärze aus seinem Fleisch, und der schreckliche Schmerz ließ

nach. Die Haut seiner Hand, die zuvor schon bleich gewesen war, war nun gräulich weiß geworden.

Die Stimme des Schwertes sank in seinem Kopf zu einem dumpfen Murmeln herab; die Worte verschwammen. Für ihn klang es wie die Stimme eines Tiers, das in eine Starre verfällt, nachdem es sich sattgefressen hat. Szeth atmete tief ein. Er tastete an seiner Börse herum, schaute hinein und stellte fest, dass mehrere Kugeln vollkommen leer waren. *Ich werde weitaus mehr Sturmlicht brauchen, wenn ich das jemals wieder versuchen sollte.*

Die Dorfbewohner, die Knappen und sogar die Meister-Himmelsbrecher sahen ihn mit allgemeinem Entsetzen an. Szeth nahm das Schwert wieder auf, erhob sich mühsam und sicherte den Verschluss. Er hielt das Futteral mit beiden Händen und verneigte sich vor Ki. »Ich habe den schlimmsten der Verbrecher gerichtet«, sagte er.

»Das hast du gut gemacht«, erwiderte sie langsam und schaute auf die Stelle, an welcher der Adlige kurz zuvor noch gestanden hatte. Es war nicht einmal ein Fleck auf den Steinen zu sehen. »Wir werden warten und dafür sorgen, dass die anderen Verbrecher getötet oder eingefangen werden.«

»Weise«, sagte Szeth. »Dürfte ich ... um etwas zu trinken bitten? Ich bin plötzlich sehr durstig.«



Als alle Flüchtigen eingefangen waren, regte sich das Schwert erneut. Es hatte zu keinem Zeitpunkt geschlafen – falls ein Schwert überhaupt so etwas tat. Vielmehr hatte es in seinem Kopf gemurmelt, bis es allmählich wieder klar denken konnte.

He!, sagte das Schwert, als sich Szeth vor dem Ort auf eine niedrige Mauer setzte. *He, hast du mich gezogen?*

»Ja, Schwert-Nimi.«

Gut gemacht! Haben wir ... haben wir viel Böses vernichtet?

»Ein großes und verderbtes Böses.«

Hui! Ich bin beeindruckt. Weißt du, dass mich Vivenna kein einziges Mal gezogen hat? Auch sie hat mich lange Zeit getragen. Vielleicht sogar mehrere Tage.

»Und wie lange trage ich dich schon?«

Mindestens eine Stunde, sagte das Schwert zufrieden. Eine oder zwei – oder zehntausend. So ungefähr.

Ki näherte sich ihm, und er gab ihr die Wasserflasche zurück.
»Danke, Meisterin Ki.«

»Ich habe beschlossen, dich als meinen Knappen zu nehmen, Szeth-Sohn-Neturo«, erklärte sie. »Ehrlich gesagt hat es unter uns sogar Streit gegeben, wer dieses Recht erhalten sollte.«

Er neigte den Kopf. »Darf ich jetzt das Zweite Ideal schwören?«

»Das darfst du. Die Gerechtigkeit wird dir dienen, bis du ein Sprengsel anziehst und auf einen anderen Kodex von größerer Besonderheit schwörst. Während meiner Gebete in der letzten Nacht hat Worfel verkündet, dass die Großsprengsel dich beobachten. Es würde mich nicht sehr wundern, wenn du schon in wenigen Monaten das Dritte Ideal erreicht haben wirst.«

Monate. Nein, so lange würde es nicht dauern. Aber er konnte jetzt noch nicht schwören. Stattdessen deutete er mit dem Kopf auf das Gefängnis. »Verzeihung, Meisterin, ich habe eine Frage. Ihr wusstet, dass dieser Ausbruch stattfinden würde, nicht wahr?«

»Wir hatten ihn zumindest vermutet. Eine unserer Gruppen hatte diesen Mann überprüft und herausgefunden, wie er die Mittel benutzt, die er für das Gefängnis erhält. Als der Ruf kam, waren wir nicht überrascht. Er stellte eine hervorragende Prüfungsmöglichkeit dar.«

»Warum habt Ihr Euch nicht schon früher um ihn gekümmert?«

»Du musst unsere Aufgabe und unsere Stellung verstehen. Das fällt den meisten Knappen sehr schwer. Der Mann hatte *das Gesetz noch nicht gebrochen*. Seine Aufgabe bestand darin, die Verurteilten einzukerkern, und das hat er getan. Es war ihm selbst überlassen zu bestimmen, ob seine Methoden ausreichten oder nicht. Erst als er

versagt hatte und seine Sträflinge entkommen waren, ist es uns möglich gewesen, Gerechtigkeit zu üben.«

Szeth nickte. »Ich schwöre, Gerechtigkeit zu suchen und mich von ihr leiten zu lassen, bis ich ein noch vollkommeneres Ideal gefunden habe.«

»Diese Worte werden angenommen«, sagte Ki. Sie holte eine leuchtende Smaragdkugel aus ihrer Börse. »Nimm deinen Platz ein, Knappe.«

Szeth betrachtete die Kugel, dann atmete er zitternd und bebend das Sturmlicht ein. Es kehrte in einem mächtigen Wogen zu ihm zurück.

Der Himmel gehörte wieder ihm.



Taxil erwähnt Yelig-nar, genannt der Pestwind, in einem oft verwendeten Zitat. Obwohl allgemein bekannt ist, dass Jasnah Kholin seine Echtheit in Zweifel gezogen hat, glaube ich doch daran.

Aus Hassis Mythica, S. 26

Als Adolin erwachte, befand er sich noch immer in dem Albtraum.

Der dunkle Himmel, der Untergrund aus Glas, die seltsamen Kreaturen. Er hatte einen Muskelkrampf im Nacken und Schmerzen im Rücken; er hatte noch nie »überall schlafen« können, wie es die Infanteristen angeblich ohne die geringsten Schwierigkeiten taten.

Vater könnte auf dem Boden schlafen, dachte ein Teil von ihm. Dalinar ist ein wahrer Soldat.

Adolin dachte wieder an den Ruck, den er verspürt hatte, als er seinen Dolch in Sadeas' Auge und in sein Hirn gerammt hatte. Zufriedenheit und Scham. Wenn man Adolin seines Adels entkleidete, was blieb dann noch übrig? Ein Duellant, während die Welt Generäle brauchte. Ein Heißsporn, der nicht einmal eine Beleidigung hinnehmen konnte.

Ein Mörder?

Er warf seinen Mantel von sich und setzte sich auf. Und dann, als er feststellte, dass die Frau mit den ausgekratzten Augen über ihm stand, zuckte er zusammen und keuchte laut. »Bei Ischars Seele!«, fluchte Adolin. »Musst du mir so nahe kommen?«

Sie bewegte sich nicht. Adolin seufzte und machte sich daran, den Verband über seiner oberflächlichen Schulterwunde zu wechseln, wozu er Bandagen aus seiner eigenen Tasche benutzte. In der Nähe verschafften sich Schallan und Azure einen Überblick über ihre mageren Vorräte. Kaladin gesellte sich zu ihnen. Hatte der Brückenjunge geschlafen?

Adolin reckte und streckte sich, dann ging er – begleitet von seinem geisterhaften Sprengsel – den kurzen Hang zu dem Ozean aus Glasperlen hinunter, über dem nicht weit von ihm entfernt einige Lebenssprengsel schwebten. Auf dieser Seite besaßen die schimmernden grünen Stäubchen Büschel aus weißen Haaren, die sich kräuselten, wenn sie umhertanzten. Vielleicht umkreisten sie Pflanzen am Flussufer in der Körperwelt? Die kleinen Lichtflecken, die über dem Fels schwammen, mochten die Seelen von Fischen sein. Wie funktionierte das? In der wahren Welt befanden sie sich unter Wasser; sollten sie hier also nicht im Innern des Steins sein?

Er wusste so wenig und fühlte sich überwältigt. Und so *unbedeutend*.

Ein Angstsprengsel kroch aus dem Kugelozean und richtete die purpurfarbenen Fühler auf Adolin. Es schlängelte sich näher heran, bis Adolin einige Kugeln aufhob und eine davon in Richtung des Sprengsels warf, das daraufhin zurück ins Meer huschte und ihn von dort aus beobachtete.

»Was hältst du von alldem?«, fragte Adolin die Frau mit den ausgekratzten Augen. Sie gab keine Antwort, aber er redete schließlich auch oft mit seinem Schwert, ohne eine Antwort zu erhalten.

Er warf eine der Kugeln in die Luft und fing sie wieder auf. Schallan wusste, was jede einzelne repräsentierte, aber er selbst hatte nur

den undeutlichen Eindruck von ... von etwas Rotem?

»Ich bin kindisch, nicht wahr?«, fragte Adolin. »Die Kräfte, die sich nun in der Welt herumbewegen, lassen mich ganz und gar unbedeutend erscheinen. Das ist nicht anders als bei einem Kind, das heranwächst und feststellen muss, dass sein kleines Leben nicht der Mittelpunkt des Universums ist. Richtig?«

Sein kleines Kinderleben war allerdings der Mittelpunkt des Universums gewesen. *Willkommen in der Welt des Sohnes von Dalinar, dem sturmverdamnten Schwarzdorn.* Er schleuderte die Kugel ins Meer, wo sie gegen ihre Gefährten kullerte.

Adolin seufzte und begann mit einem morgendlichen Kata. Da er kein Schwert hatte, führte er das erste Kata durch, das er je gelernt hatte – eine Reihe von Dehnübungen, fließenden Armbewegungen und Beinstellungen, die der Lockerung der Muskeln dienten.

Diese Übungen beruhigten ihn. Die Welt stand zwar kopf, aber gewisse vertraut gewesene Dinge blieben nach wie vor vertraut. Seltsam, dass er gerade jetzt zu dieser Erkenntnis gelangte.

Als er die Übungen zur Hälfte hinter sich gebracht hatte, bemerkte er, dass Azure am Ufer stand. Sie ging den Hang hinunter, stellte sich neben ihn und vollführte das gleiche Kata. Sie musste es schon kennen, denn sie hielt genau mit ihm Schritt.

Sie traten auf den Steinen vor und zurück und rangen mit ihren eigenen Schatten, bis sich Kaladin zu ihnen gesellte. Er war nicht so geübt und fluchte leise, als er eine Bewegungsfolge falsch ausführte – aber offensichtlich waren ihm die Übungen nicht unbekannt.

Er muss sie von Zahel gelernt haben, begriff Adolin.

Die drei bewegten sich gemeinsam; ihr Atmen war kontrolliert, die Stiefel kratzten über das Glas. Das Meer der Kugeln, die gegeneinanderbrandeten, klang allmählich beruhigend. Sogar rhythmisch.

Die Welt ist genauso, wie sie schon immer war, dachte Adolin. *Alles, was wir entdecken – Ungeheuer und Strahlende –, ist nicht*

neu. Es war bislang nur verborgen. Die Welt war schon immer so gewesen, auch wenn ich es nicht gewusst habe.

Und Adolin ... er war noch immer er selbst. Er konnte noch immer auf dasselbe stolz sein wie sonst auch, oder? Auf dieselben Stärken. Und auf dieselben Erfolge.

Und da waren noch immer dieselben Fehler.

»*Tanzt ihr drei?*«, ertönte plötzlich eine Stimme hinter ihm.

Adolin wirbelte sofort herum. Schallan hatte sich auf den Hang über ihnen gesetzt. Sie trug noch ihre weiße Uniform, den Hut und den einzelnen Handschuh. Er stellte fest, dass er dämlich grinste. »Das ist ein Aufwärm-Kata«, erklärte er. »Du ...«

»Ich weiß, was es ist. Hast du vergessen, dass du versucht hast, es mir beizubringen? Ich habe es nur komisch gefunden, euch drei dort unten bei gemeinsamen Übungen zu sehen.« Sie schüttelte den Kopf. »Wollten wir nicht planen, wie wir von hier verschwinden können?«

Zusammen gingen sie den Hang hoch, und Azure schritt neben Adolin. »Wo habt Ihr dieses Kata gelernt?«

»Mein Schwertmeister hat es mir beigebracht. Und Ihr?«

»Genauso.«

Während sie sich dem Lager in der kleinen nestartigen Senke im Obsidianboden näherten, hatte Adolin plötzlich das Gefühl, dass etwas nicht stimmte. Wo war sein Schwert – und die Frau mit den ausgekratzten Augen?

Er drehte sich um, machte ein paar Schritte zurück und sah sie, wie sie an der Küste stand und auf ihre Füße starrte.

»In Ordnung«, sagte Schallan und zog ihn zurück. »Ich habe eine Liste unserer Vorräte angefertigt.« Sie deutete mit einem Bleistift auf die einzelnen Gegenstände, die sie nebeneinander auf den Boden gelegt hatte. »Ein Beutel mit Edelsteinen aus der Smaragd-Reserve. Ich habe ungefähr die Hälfte unseres Sturmlichts gebraucht, um nach Schadesmar zu kommen und das Kugelmeer zu überqueren. Wir haben meine Umhängetasche mit Kohlestiften, Riedstiften, Pinseln, Tinte, Lack, einigen Lösungsmitteln, drei Skizzenblöcken, meinem

Federmesser und einem Marmeladentöpfchen, das ich für Notfälle eingesteckt hatte.«

»Wundervoll«, sagte Kaladin. »Ich bin sicher, ein Haufen Pinsel wird uns im Kampf gegen die Leersprengsel von großer Hilfe sein.«

»Von größerer jedenfalls als deine Zunge, die in letzter Zeit bemerkenswert stumpf geworden ist. Adolin hat sein Seitenmesser, aber unsere einzige richtige Waffe ist Azures Splitterklinge. Kaladin hat glücklicherweise den Beutel mit Edelsteinen in seinem Gepäck, zusammen mit seinen Reiserationen: drei Mahlzeiten aus Fladenbrot und gepökeltm Schweinefleisch. Außerdem besitzen wir einen Wasserkrug und drei Feldflaschen.«

»Meine ist halb leer«, bemerkte Adolin.

»Meine auch«, sagte Azure. »Das bedeutet, dass wir vier Personen mit dem Wasser und den Nahrungsmitteln etwa einen Tag auskommen werden. Als ich das letzte Mal durch Schadesmar gereist bin, hat es vier Wochen gedauert.«

»Wir müssen durch das Eidtor zurück in die Stadt gelangen«, sagte Kaladin.

Muster stand hinter Schallan und summte. Er wirkte wie eine Statue; weder verlagerte er sein Gewicht, noch machte er die geringste Bewegung, wie sie ein Mensch sonst gemacht hätte. Kaladins Sprengselfrau war ganz anders. Sie schien sich andauernd zu bewegen, hierhin und dorthin zu huschen, während ihr mädchenhaftes Kleid raschelte und ihre Haare wogten.

»Schlecht«, sagte Muster. »Die Sprengsel des Eidtores sind jetzt *schlecht*.«

»Bleibt uns etwas anderes übrig?«, fragte Kaladin.

»Ich ... erinnere mich da an etwas«, sagte Syl. »An viel mehr als früher. Unser Land, jedes Land besitzt drei Reiche. Das höchste ist das geistige, in dem die Götter leben – dort ist alles eins, Zeit und Raum.

Wir befinden uns jetzt im Reich des Erkennens. Das ist Schadesmar, wo die Sprengsel leben. Und ihr stammt aus dem Körperreich. Die

einzigste Möglichkeit, die ich kenne, um vom einen zum anderen zu gelangen, besteht darin, von menschlichen Emotionen angelockt zu werden. Aber das hilft euch nicht, da ihr keine Sprengsel seid.«

»Es gibt noch einen anderen Weg, zwischen den Reichen hin und her zu wechseln«, sagte Azure. »Ich habe ihn genommen.«

Ihre Haare waren nun wieder dunkel geworden, und es schien Adolin, als seien ihre Narben verblasst. Etwas an ihr erschien durch und durch seltsam. Sie wirkte beinahe selbst wie ein Sprengsel.

Sie ertrug seine durchdringenden Blicke und sah von ihm zu Kaladin, und dann weiter zu Schallan. Schließlich stieß sie einen tiefen Seufzer aus. »Haben wir Zeit für eine Geschichte?«

»Ja, bitte«, antwortete Adolin. »Ihr habt dieses Reich also schon einmal bereist?«

»Ich stamme aus einem fernen Land und bin nach Roschar gekommen, indem ich diesen Ort – Schadesmar – durchquert habe.«

»In Ordnung«, sagte Adolin. »Aber warum?«

»Ich war auf der Suche nach jemandem.«

»Einem Freund?«

»Einem Verbrecher«, sagte sie leise.

»Ihr seid also ein Soldat«, sagte Kaladin.

»Eigentlich nicht. In Kholinar habe ich eine Aufgabe übernommen, die sonst niemand erfüllen wollte. Ich hatte gehofft, dass die Mauerwache vielleicht Kenntnisse über den Mann besitzt, hinter dem ich herjage. Aber alles ging schief, und ich habe festgesessen.«

»Habt Ihr, als Ihr in unserem Land angekommen seid, ein Eidtor benutzt, um von Schadesmar zum Körperreich zu gelangen?«, fragte Schallan.

»Nein.« Azure lachte und schüttelte den Kopf. »Ich wusste nichts von ihnen, bis mir Kal darüber berichtet hat. Ich habe ein Portal zwischen den Reichen genommen. Man nennt es das Lot der Bebauerin. Auf der einen Seite befindet sich diese Pforte in den Hornesser-Bergen.«

»Das ist hunderte Meilen von hier entfernt«, sagte Adolin.

»Angeblich existiert noch ein weiteres Lot«, sagte Azure. »Es ist unvorhersehbar und gefährlich und erscheint an verschiedenen Orten. Meine Führer haben mich davor gewarnt, ihm nachzujagen.«

»Führer?«, fragte Kaladin. »Was waren das für Führer?«

»Sprengsel natürlich.«

Adolin schaute zu der fernen Stadt hinüber, die sie verlassen hatten und in der es Massen von Angstsprengseln und Schmerzsprengseln gegeben hatte.

»Nicht solche«, sagte Azure und lachte wieder. »Menschensprengsel, wie diese beiden.«

»Hier stellt sich eine Frage«, sagte Adolin und deutete auf das Sprengsel mit den seltsamen Augen, das sich nun zu ihnen gesellte. »Das ist die Seele meiner Splitterklinge. Syl bedeutet das Gleiche für Kaladin und Muster für Schallan. Also ...« Er zeigte auf die Waffe an Azures Gürtel. »Sagt es uns ehrlich, Azure. Seid Ihr eine Strahlende Ritterin?«

»Nein.«

Adolin schluckte. Sag es. »Dann seid Ihr eine Heroldin.«

Sie lachte. »Nein. Was? Eine Heroldin? Die sind im Grunde doch *Götter*, oder? Ich bin keine Gestalt aus der Mythologie, vielen Dank. Ich bin bloß eine Frau, die seit ihrer Jugend ein wenig neben sich steht. Vertraut mir ruhig.«

Adolin warf Kaladin einen raschen Blick zu. Er schien ebenfalls nicht überzeugt zu sein.

»Wirklich«, sagte Azure, »es ist kein Sprengsel für meine Klinge hier, weil sie einen Makel besitzt. Ich kann sie nicht herbeirufen und wieder wegschicken, wie es bei Euch üblich ist. Sie ist eine praktische Waffe, aber nur eine blasse Kopie dessen, was Ihr mit Euch herumtragt.« Sie strich zärtlich über ihr Schwert. »Wie dem auch sei, als ich diesen Ort das letzte Mal durchquert habe, habe ich mir ein Schiff geheuert.«

»Ein Schiff?«, fragte Kaladin. »Was hatte es für eine Mannschaft?«

»Sprengsel. Ich habe es in einer ihrer Städte gemietet.«

»Städte?« Kaladin schaute zu Syl hinüber. »Ihr habt *Städte*?«

»Was glaubst du denn, wo wir sonst leben sollten?«, fragte Syl belustigt.

»Lichtsprengsel sind für gewöhnlich Führer«, fuhr Azure fort. »Sie reisen gern und lieben es, neue Orte zu sehen. Sie segeln über das gesamte Schadesmar Roschars und treiben mit anderen Sprengseln Handel. Hm ... Ihr solltet Euch aber vor den Kryptikern in Acht nehmen.«

Muster summte fröhlich. »Ja. Wir sind sehr berühmt.«

»Und wie wäre es mit Seelengießen?« Adolin sah Schallan an. »Könntet Ihr uns auf diese Weise Vorräte verschaffen?«

»Ich glaube nicht, dass es funktionieren würde«, antwortete Schallan. »Wenn ich seelengieße, verändere ich die Seele eines Gegenstandes hier in diesem Reich, und es strahlt auf die andere Welt ab. Wenn ich eine dieser Kugeln verändere, könnte sie im Körperreich zu etwas Neuem werden – aber für uns wäre sie noch immer eine Kugel.«

»Nahrung und Wasser hier zu finden ist nicht unmöglich«, sagte Azure, »wenn wir es bis zu einer Hafenstadt schaffen. Die Sprengsel brauchen diese Dinge nicht, aber die Menschen, die auf dieser Seite leben – es gibt einige davon –, benötigen ständigen Nachschub. Mit Eurem Sturmlicht können wir Handel treiben und uns vielleicht eine Passage zu den Hornesser-Bergen erkaufen.«

»Das würde viel Zeit in Anspruch nehmen«, sagte Kaladin. »Alethkar geht *jetzt* unter, und der Schwarzdorn braucht uns. Es ...«

Er wurde von einem unheimlichen Kreischen unterbrochen. Es erinnerte an Stahlplatten, die gegeneinander schabten. Ein weiteres Kreischen ertönte, das wie ein Widerhall des ersten war. Adolin drehte sich um, weil ihn der Ursprung dieser Laute interessierte; er war von ihrer Eindringlichkeit entsetzt. Syl legte die Hände vor die Lippen, und Muster hielt seinen seltsamen Kopf schräg.

»Was war *das*?«, wollte Kaladin wissen.

Hastig stopfte Azure ihre Vorräte in Kaladins Gepäck. »Bevor wir geschlafen haben, habe ich gesagt, dass uns nichts zustoßen wird, solange wir nicht die falschen Sprengsel anlocken.«

»... ja?«

»Wir sollten uns auf den Weg machen. *Sofort.*«

Weinarten

Ich habe schon Milch getrunken, die brennender war.

Der Stärke nach geordnet

Hergestellt aus fermentierten Trauben. Schmeckt meistens eher wie Whiskey, abhängig vom Aufguss.

Hergestellt aus fermentierter Frucht, ähnlich den Traubenweinen, die wir kennen.

Verantwortlich für meine peinliche Nickerung.

Was? Setzen? Ich habe sie andauernd.



SIEBEN JAHRE ZUVOR

Dalinar taumelte, riss alles von der Kommode herunter und kippte eine Schüssel mit heißer Suppe um. Er wollte keine Suppe. Er zerrte die Schubladen heraus, warf die Kleidung zu Boden. Der Dampf der vergossenen Suppe stieg auf.

Sie hatten es schon wieder getan! Sie hatten ihm seine Flaschen weggenommen. Wie konnten sie es wagen! Hörten sie das Weinen etwa nicht? Er brüllte, packte die ganze Kommode und stieß sie um. Eine Flasche rollte zusammen mit einigen Kleidungsstücken heraus. Endlich! Das war ihnen entgangen.

Er kippte den Rest der nicht mehr vollen Flasche herunter und ächzte. Das Weinen hallte um ihn herum. Sterbende Kinder. Evi, die um ihr Leben flehte.

Er brauchte mehr.

Aber ... einen Augenblick. Musste er nicht aus irgendeinem Grund nüchtern bleiben? Die Jagd? Fand sie heute statt?

Dummer Kerl, dachte er. Die letzte der Jagden war schon seit vielen Wochen vorbei. Er hatte Gavilar überzeugt, ihn in die Wildnis zu

begleiten, und der Ausflug war ausgezeichnet verlaufen. Dalinar war vorzeigbar gewesen – nüchtern und sogar gebieterisch. Eine Gestalt wie aus den sturmverdammtten Liedern. Sie hatten diese Parscher entdeckt. Sie waren so *interessant* gewesen.

Fern der Zivilisation hatte sich Dalinar für eine Weile wie er selbst gefühlt. Er war wieder ganz der Alte gewesen.

Er hasste diese Person.

Knurrend wühlte er in seinem großen Kleiderschrank herum. Diese Festung am östlichen Rand von Alethkar war das erste Anzeichen der Zivilisation auf dem Weg nach Hause. Hier hatte Dalinar endlich wieder Zugang zu den Notwendigkeiten des Lebens. Wie zum Beispiel Wein.

Kaum hörte er das Klopfen an seiner Tür, als er die Mäntel aus dem Kleiderschrank warf. Als er den Kopf drehte, sah er zwei Jungen in der Tür stehen. Seine Söhne. Wutsprenksel kochten um ihn herum auf. Ihr Haar. Ihre abschätzenden Augen. Wie viele Lügen über ihn hatte sie in diese kleinen Köpfe gestopft?

»Was ist los?«, brüllte Dalinar sie an.

Adolin wich nicht zurück. Er war nun beinahe siebzehn Jahre alt und ein richtiger Mann. Der andere, der Krüppel, zuckte zusammen. Er wirkte jünger als seine ... was ... zwölf Jahre? Dreizehn?

»Wir haben den Lärm gehört, *Herr*«, sagte Adolin und reckte das Kinn vor. »Wir meinten, du bräuchtest vielleicht Hilfe.«

»Ich brauche gar nichts. Raus! Raus mit euch!«

Sie huschten weg.

Dalinars Herz raste. Er schlug die Tür des Kleiderschranks zu und trommelte mit den Fäusten auf den Nachttisch. Die Kugellampe, die darauf stand, fiel um.

Bei den Stürmen! Sie waren nur wenige Tagesmärsche von den Ruinen von Rathalas entfernt. War das der Grund dafür, dass das Schreien heute lauter klang?

Eine Hand senkte sich auf seine Schulter. »Vater?«

»Also, Adolin, dann hilf mir ...« Dalinar blieb knien, drehte den Oberkörper und verstummte. Es war nicht Adolin, sondern der andere. Renarin war zurückgekehrt, schüchtern wie immer, mit zitternder Hand und großen Augen hinter den Brillengläsern. Er hielt Dalinar etwas entgegen.

Eine kleine Flasche. »Ich ...« Renarin schluckte. »Ich habe dir eine von den Kugeln gekauft, die mir der König geschenkt hat. Weil du das, was du dir selbst kaufst, immer so schnell leer trinkst.«

Dalinar starrte die Weinflasche einen endlos scheinenden Augenblick an. »Gavilar versteckt den Wein vor mir«, murmelte er. »Das ist der Grund, warum nichts mehr da ist. Ich ... kann nicht ... alles getrunken haben ...«

Renarin umarmte seinen Vater. Zuerst fuhr Dalinar zusammen, dann stählte er sich wie vor einem Schlag. Der Junge hingte sich an ihn, ließ ihn nicht mehr los.

»Sie reden über dich«, sagte Renarin, »aber sie haben unrecht. Du musst dich nach all den Kämpfen bloß einmal ausruhen. Das weiß ich. Und ich vermisse sie auch.«

Dalinar leckte sich über die Lippen. »Was hat sie euch erzählt?«, fragte er mit heiserer Stimme. »Was hat eure Mutter über mich gesagt?«

»Dass du der einzige ehrliche Offizier in der Armee bist«, antwortete Renarin, »und ein ehrenwerter Soldat. So ehrenwert wie die Herolde selbst. Unser Vater. Der größte Mann von ganz Alethkar.«

Was für dumme Worte. Aber Dalinar musste feststellen, dass er weinte. Nun ließ Renarin ihn los, aber Dalinar packte ihn gleich wieder und zog ihn an sich heran.

O Allmächtiger. O Gott O Gott, bitte ... ich habe begonnen, meine Söhne zu hassen. Warum hassten die Söhne ihn nicht ebenfalls? Sie sollten ihn doch hassen. Er hatte es verdient, gehasst zu werden.

Bitte. Ich weiß nicht, wie ich mich befreien kann. Hilf mir ... hilf mir ... irgendwie ...

Dalinar weinte und hielt sich an diesem Jungen fest, an diesem Kind, als ob Renarin das einzig Wirkliche wäre, das ihm in einer Welt der Schatten geblieben war.



Yelig-nar hatte große Kräfte, vielleicht sogar die Kraft aller Wogen zusammengekommen. Er konnte jeden Bringer der Leere in einen außerordentlich gefährlichen Feind verwandeln. Seltsamerweise erwähnen drei Legenden, die ich entdeckt habe, das Verschlucken eines Edelsteins zu Beginn dieses Prozesses.

Aus Hassis Mythica, S. 27

Kaladin marschierte mit schnellem Schritt durch Schadesmar und versuchte – unter Schwierigkeiten – die aufsteigende Unzufriedenheit in seinem Innern zu beherrschen.

»Hm ...«, sagte Muster, als ein weiteres Kreischen hinter ihnen ertönte. »Menschen, ihr müsst eure Gefühle einstellen. Sie sind hier sehr unpassend.«

Die Gruppe ging in südlicher Richtung den schmalen Landstreifen entlang, der jenseits des Flusses in der wirklichen Welt lag. Schallan war die Langsamste und hatte Mühe, mit den anderen mitzuhalten, obwohl es ihr zugestanden worden war, ein wenig Sturmlicht in sich

aufzunehmen durfte. Entweder das, oder die kreischenden Sprengsel würden sie erwischen.

»Wie sind sie denn?«, fragte Adolin Azure auf dem Marsch. »Ihr habt doch gesagt, dass diese Laute von den Angstsprengseln herrühren. Von brodelnden Blutlachen.«

»Das ist der Teil, den Ihr in der Körperwelt seht«, erklärte Azure. »Hier ... hier ist es nur ihr Speichel, der sich in Pfützen sammelt, wenn sie sabbern. Sie sind unangenehm.«

»Und gefährlich«, fügte Syl hinzu, huschte lebhaft über den Obsidianboden und schien niemals müde zu werden. »Selbst für Sprengsel. Aber wieso haben wir sie angelockt? Es war doch niemand wütend, oder?«

Kaladin versuchte erneut, seine Frustration zu ersticken.

»Ich habe nichts anderes als Müdigkeit gefühlt«, sagte Schallan.

»Und ich habe mich überwältigt gefühlt«, sagte Adolin. »So fühle ich mich noch immer. Aber ich bin nicht wütend.«

»Kaladin?«, fragte Syl.

Er sah zuerst die anderen und dann seine Füße an. »Für mich fühlt es sich so an, als ... als würden wir Kholinar im Stich lassen. Und als würde es nur mir etwas ausmachen. Ihr habt darüber gesprochen, wie wir etwas zu essen bekommen oder den Weg zu den Hornesser-Bergen finden – durch dieses Lot oder was auch immer. Aber wir überlassen die Menschen den Bringern der Leere.«

»Auch mir macht es etwas aus!«, sagte Adolin. »Brückenjunge, das war mein *Zuhause*. Es ...«

»Ich weiß«, fuhr ihn Kaladin an. Er holte Luft und zwang sich, ruhig zu werden. »Ich weiß, Adolin. Ich weiß, dass es sinnlos ist, durch das Eidtor zurückkehren zu wollen. Wir haben keine Ahnung, wie es auf dieser Seite funktioniert, und außerdem stimmt ganz offenbar etwas nicht mit ihm. Meine Gefühle sind unvernünftig. Ich werde versuchen, sie zu unterdrücken. Das verspreche ich.«

Sie verstummten.

Du bist nicht wütend auf Adolin, zwang sich Kaladin zu denken. Du bist auf niemanden wütend. Du suchst nur nach etwas, das du verstehen kannst. Etwas, das du fühlen kannst.

Denn die Finsternis nahte.

Sie nährte sich vom Schmerz der Niederlage und von den Qualen, die der Verlust der Männer mit sich brachte, die er zu beschützen versucht hatte. Aber sie konnte sich von allem nähren. Lief das Leben gut? Dann würde ihm die Finsternis zuflüstern, dass er nur vor einem umso tieferen Sturz stand. Oder Schallan warf Adolin einen raschen Blick zu? Sicherlich unterhielten sie sich über ihn. Dalinar schickte ihn los, damit er Elhokar beschützt? Der Großprinz musste es darauf abgesehen haben, Kaladin loszuwerden.

Wie dem auch sei, er hatte versagt. Wenn Dalinar hörte, dass Kholinar gefallen war ...

Schluss damit, dachte Kaladin und kniff die Augen zusammen. Schluss damit, Schluss damit, Schluss damit!

Es würde so weitergehen, bis er es geschafft hatte, ganz gefühllos zu werden. Und dann würde ihn diese Gefühllosigkeit ganz beanspruchen, und es würde ihm schwerfallen, überhaupt noch etwas zu tun. Sie würde zu einer bodenlosen, unentrinnbaren Leere werden, von deren Innerem aus alles wie ausgewaschen wirkte. Tot.

Innerhalb dieses dunklen Ortes hatte er seine Eide verraten wollen. Innerhalb dieses dunklen Ortes hatte er den König Attentätern und Mördern überlassen.

Schließlich verblasste das Kreischen in der Ferne. Syl vermutete, dass sich die Wutsprensel zwischen die Kugeln zurückgezogen hatten – in Richtung Kholinar und der mächtigen Gefühle, die dort herrschten. Die Gruppe wanderte weiter. Es gab nur eine einzige mögliche Richtung: nach Süden, entlang der schmalen Halbinsel aus Obsidian, die durch den Kugelozean führte.

»Als ich das letzte Mal in dieser Gegend gereist bin«, sagte Azure, »sind wir an vielen Landzungen wie dieser vorbeigekommen. An den

Enden standen stets Leuchttürme. Manchmal haben wir bei ihnen angehalten und unsere Vorräte aufgefüllt.«

»Ja ...«, sagte Syl und nickte. »Ich erinnere mich an sie. Es ist nützlich für die Schiffe, wenn sie wissen, wo das Land in die Kugeln dringt. Am Ende dieser Halbinsel sollte ebenfalls ein Leuchtturm stehen ... aber sie scheint so laaaang zu sein. Wir werden noch mehrere Tage weitermarschieren müssen.«

»Wenigstens haben wir jetzt ein Ziel«, sagte Adolin. »Wir gehen nach Süden, zu dem Leuchtturm, und hoffen dort ein Schiff zu erwischen.«

In seinen Schritten lag eine unerträgliche Spannkraft – als würde ihn dieser schreckliche Ort tatsächlich *erregen*. Dieser Idiot von Adolin, der vermutlich nicht einmal die Konsequenzen von ...

Halt. Hör auf damit. Er hat dir geholfen.

Bei den Stürmen. Kaladin hasste sich selbst, wenn er so war. Immer wenn er versuchte, seinen Geist zu leeren, trieb er stets auf die Leere der Finsternis zu. Aber wenn er nachdachte, wurde er immer wieder an das erinnert, was in Kholinar geschehen war. Menschen, die er liebte, töteten sich gegenseitig. Ein schrecklicher, beängstigender Anblick.

Er vermochte zu viele Seiten zu sehen. Die Parscher, die wütend waren, weil sie jahrelang versklavt gewesen waren und nun versuchten, eine korrupte Herrschaft umzustoßen. Die Alethi, die ihre Heimat vor den angreifenden Ungeheuern schützen wollten. Elhokar, der seinen Sohn zu retten versuchte. Die Palastwache, die sich bemühte, ihren Eid zu halten.

Zu viele Blickwinkel. Zu viele Gefühle. Waren das die einzigen beiden Möglichkeiten, die er hatte? Schmerz oder Vergessen?

Kämpfe dagegen an.

Sie setzten ihre Wanderung fort, und er versuchte seine Aufmerksamkeit statt auf seine Gedanken auf seine Umgebung zu richten. Die schmale Halbinsel war nicht vollständig unfruchtbar, wie er zunächst angenommen hatte. An den Ufern wuchsen kleine, spröde

Pflanzen, die wie Farne aussahen. Als er Syl danach fragte, sagte sie ihm, dass auch die Sprengsel Pflanzen anbauten, ebenso wie im Körperreich.

Die meisten waren schwarz, aber manche wiesen leuchtende Farben auf, die wie Bleiglas miteinander verschmolzen. Keine wuchs höher als seine Knie; die meisten reichten ihm nur bis zu den Fußknöcheln. Er fühlte sich schlecht, wann immer er auf eine der Pflanzen trat und sie zermalmte.

Die Sonne schien ihre Position am Himmel nicht zu verändern, gleichgültig wie lange sie marschierten. Durch Risse in den Wolken sah er nur Schwärze. Keine Sterne, keine Monde. Nur ewige, endlose Dunkelheit.



Sie hielten zu einer Zeit an, die sie für den Anbruch der Nacht hielten, und dann marschierten sie den ganzen nächsten Tag. Kholinar verschwand in der Ferne hinter ihnen, und sie gingen immer weiter: Azure hatte die Führung übernommen, dann kamen Muster, Syl und Kaladin, während Schallan und Adolin das Ende der kleinen Gruppe bildeten. Ihnen folgte Adolins Sprengsel. Gern hätte Kaladin die Nachhut übernommen, aber immer wenn er es versucht hatte, war Adolin bald wieder hinter ihn zurückgefallen. Was dachte sich das Prinzelein bloß dabei? Dass Kaladin trödeln würde, wenn er nicht unter Aufsicht stand?

Syl ging neben ihm und schwieg die meiste Zeit über. Zurück auf dieser Seite zu sein schien ihr Sorgen zu bereiten. Sie betrachtete dies und das, zum Beispiel die eine oder andere farbenfrohe Pflanze, und hielt dabei den Kopf schräg, als versuchte sie sich zu erinnern. »Es ist wie ein Traum aus der Zeit, als ich tot war«, hatte sie gesagt, als er sie nach ihren Gefühlen gefragt hatte.

Sie lagerten eine weitere »Nacht« lang, dann setzten sie ihren Marsch fort. Kaladin ließ das Frühstück ausfallen – ihre Rationen waren sowieso fast aufgebraucht. Außerdem hatte er sich an seinen

knurrenden Magen gewöhnt. Er erinnerte ihn daran, dass er noch lebte. Er gab Kaladin etwas, worüber er nachdenken konnte und was ihn von den Männern ablenkte, die er verloren hatte ...

»Wo hast du gelebt?«, fragte er Syl, während sie die scheinbar endlose Halbinsel entlangwanderten. »Auf dieser Seite, als du jung warst?«

»Tief im Westen«, sagte sie. »In einer prächtigen großen Stadt, die von Ehrensprengeln regiert wurde! Aber es hat mir nicht gefallen. Ich wollte reisen, doch Vater hat es mir nicht erlaubt, insbesondere nachdem ... du weißt ...«

»Ich glaube nicht.«

»Ich habe mich mit einem Strahlenden Ritter verbunden. Hatte ich dir nicht schon von ihm erzählt? Ich kann mich erinnern ...« Sie schloss die Augen, während sie mit erhobenem Kinn weiterging, als badete sie in einem Wind, den Kaladin nicht zu spüren vermochte. »Ich habe mich kurz nach meiner Geburt mit ihm verbunden. Er war ein älterer und freundlicher Mann, aber er kämpfte. In einer Schlacht. Und er ist gestorben ...«

Sie öffnete die Augen. »Das war vor langer Zeit.«

»Es tut mir leid.«

»Das ist schon in Ordnung. Ich war für die Verbindung noch nicht bereit. Sprengel überstehen für gewöhnlich den Tod ihres Strahlenden, aber ich ... ich habe mich selbst verloren, nachdem ich ihn verloren hatte. Es stellte sich jedoch als eine morbid glückhafte Fügung heraus, denn kurz danach ereignete sich die Wiedererschaffung. Die Menschen entledigten sich ihrer Eide, was meine Geschwister getötet hat. Ich habe nur überlebt, weil ich damals nicht gebunden war.«

»Und der Sturm Vater hat dich weggesperrt?«

»Vater hatte angenommen, ich sei zusammen mit den anderen getötet worden. Er fand mich schließlich, als ich geschlafen habe, und zwar ... auf deiner Seite müssen es tausend Jahre gewesen sein. Er hat mich geweckt und mit nach Hause genommen.« Sie zuckte die

Achseln. »Danach hat er mir verboten, die Stadt zu verlassen.« Syl ergriff Kaladins Arm. »Er war närrisch, ebenso wie die anderen Ehrensprengsel, die nach der Wiedererschaffung geboren wurden. Sie wussten, dass etwas Schlimmes bevorstand, aber sie wollten nichts dagegen unternehmen. Und ich habe dich rufen hören, selbst aus der großen Entfernung ...«

»Und der Sturmwater hat dich gehen lassen?«, fragte Kaladin, den diese Enthüllungen verblüfft hatten. Das war mehr, als er je zuvor über sie herausgefunden hatte.

»Ich habe mich davongestohlen«, sagte sie mit einem Grinsen. »Ich habe meinen Verstand aufgegeben und bin in deine Welt gekommen, wo ich mich unter den Windsprengseln versteckt habe. Auf dieser Seite können wir sie kaum sehen. Wusstest du das? Einige Sprengsel leben hauptsächlich in deiner Welt. Ich vermute, dort weht immer irgendwo der Wind, und so verblissen sie nicht wie die Leidenschaften.« Sie schüttelte den Kopf. »Oh!«

»Oh?«, fragte Kaladin. »Hast du dich an etwas erinnert?«

»Oh! Nein!« Sie streckte die Hand aus und hüpfte auf und nieder. »Sieh nur!«

In der Ferne leuchtete ein hellgelbes Licht wie ein Funke in der sonst dunklen Landschaft.

Ein Leuchtturm.



Yelig-nar verzehrt angeblich Seelen, aber ich kann keine eingehendere Erklärung dieser Aussage finden. Ich bin mir nicht sicher, ob diese Überlieferung korrekt ist.

Aus Hassis Mythica, S. 51

Am Tag des ersten Treffens der Monarchen in Urithiru bestand Navani darauf, dass jede Person – wie wichtig sie auch immer sein mochte – ihren eigenen Stuhl trug. Diese alte Alethi-Tradition besagte, dass jeder Herrscher eine wichtige Weisheit zu einer Versammlung mitbrachte.

Navani und Dalinar trafen als Erste ein. Sie verließen den Aufzug und gingen in Richtung des Konferenzzimmers dicht unter der Spitze von Urithiru. Navanis Stuhl war leicht, aber bequem; er bestand aus seelengegossenem Holz und einer ausgepolsterten Sitzfläche. Dalinar hatte eigentlich einen Schemel mitbringen wollen, aber sie hatte ihm beharrlich davon abgeraten. Das hier war kein Strategiezelt auf dem Schlachtfeld, und zur Schau gestellte Entbehrungen würden die anderen Monarchen kaum beeindrucken. Also hatte er sich schließlich

einen festen Stuhl aus dickem Stumpfwichtholz ausgesucht – mit breiten Armlehnen zwar, aber ohne Polsterung.

Die Reise nach oben hatte er schweigend verbracht und dabei die einzelnen vorüberziehenden Stockwerke beobachtet. Wenn Dalinar Sorgen hatte, verstummte er. Dann zog er nachdenklich die Brauen hoch, und für jedermann sah es so aus, als runzle er die Stirn.

»Sie sind heil herausgekommen, Dalinar«, sagte Navani zu ihm. »Dessen bin ich mir sicher. Elhokar und Adolin sind bestimmt irgendwo in Sicherheit.«

Er nickte. Aber selbst wenn sie überlebt haben sollten, war Kholinar gefallen. War das der Grund für seine Ruhelosigkeit? Nein, es war etwas anderes. Seit er nach dem Besuch Azirs zusammengebrochen war, schien etwas in Dalinar zersprungen zu sein. Heute Morgen hatte er Navani gebeten, die Versammlung zu leiten. Sie machte sich große Sorgen um ihn. Und auch um Elhokar. Und um Kholinar ...

Aber bei den Stürmen, sie hatten so hart gearbeitet, um diese Koalition zu schmieden. Sie würde es nicht zulassen, dass sie nun scheiterte. Schon einmal hatte sie um eine Tochter getrauert, aber dann war diese Tochter zu ihr zurückgekehrt. Sie *musste* dasselbe für Elhokar hoffen – zumindest würde dieser Gedanke sie aufrechterhalten, während Dalinar trauerte.

Sie stellten ihre Stühle in den großen Versammlungsraum, dessen Klarglasfenster einen weiten Blick ins Gebirge boten. Die Diener hatten bereits Erfrischungen und Speisen an der gebogenen Seite des halbkreisförmigen Raumes bereitgestellt. Der geflieste Boden war mit einer Einlegearbeit geschmückt, die das Doppelauge des Allmächtigen zeigte, zusammen mit allen Wogen und Essenzen.

Hinter ihnen marschierte Brücke Vier in das Zimmer. Viele hatten sich einfache Sitzgelegenheiten mitgebracht, aber der Herdazianer war mit einem Sessel in den Aufzug gestolpert, der mit blauem Tuch und Silber bestickt war und eher einem Thron ähnelte.

Sie stellten ihre Stühle – und auch den Sessel – hinter Navani auf, wobei sie sich ein wenig stritten und dann über das Essen herfielen,

ohne auf Erlaubnis zu warten. Für Personen, die nur noch einen Schritt davon entfernt waren, zu helläugigen Splitterträgern zu werden, wirkten sie wie ein ungebärdiges und raues Völkchen.

Brücke Vier hatte – wie es bei ihnen fast zu erwarten gewesen war – die Nachricht vom möglichen Untergang ihres Anführers mit Gelächter hingenommen. *Kaladin ist härter im Nehmen als ein vom Wind herumgeschleudelter Felsbrocken, Hellheit*, hatte Teft zu ihr gesagt. *Er hat Brücke Vier überlebt, er hat die Klüfte überlebt, und das hier wird er auch überleben.*

Sie musste zugeben, dass der Optimismus dieser Männer herzerfrischend war. Aber warum war denn die Gruppe, wenn sie wirklich überlebt haben sollte, nicht während des letzten Großsturms zurückgekehrt?

Ganz ruhig, sagte Navani zu sich selbst, als sie die Brückenmänner beobachtete, die von Lachsprengeeln umgeben waren. Einer dieser Männer trug offenbar Jezerezehs Ehrenklinge. Sie vermochte nicht zu sagen, wo sich die Klinge nun befand, denn sie konnte wie eine gewöhnliche Splitterklinge entlassen werden, und sie wurde unter den Männern herumgereicht, damit niemand wusste, wo sie war und wer sie gerade besaß.

Bald trafen die anderen in unterschiedlichen Aufzügen ein, und Navani beobachtete sie aufmerksam. Die Tradition des Stühletragens stellte auch ein Symbol der Gleichheit dar, aber Navani konnte eine Menge daraus ablesen, welche Sitzgelegenheiten sich die einzelnen Monarchen ausgesucht hatten. Mensch zu sein bedeutete, Sinn im Chaos zu finden und in den Zufällen der Welt eine Bedeutung zu erkennen.

Der Erste, der im Versammlungsraum eintraf, war der junge Azisch-Prim. Sein Schneider hatte wunderbare Arbeit geleistet und ihm die königliche Kleidung exakt auf den Leib geschneidert. Der Junge hätte wie ein Kind wirken können, das unter der Staatsrobe und dem Kopfschmuck geradezu verschwand, doch dem war nicht so. Er trug

einen reich verzierten Thron, geschmückt mit grellen Azisch-Mustern, und jeder seiner Ratgeber half ihm mit einer Hand beim Tragen.

Das große Gefolge nahm Platz, und hinter ihm strömten die anderen herbei, einschließlich der drei Abgesandten jener Reiche, die Azir unterstanden: der Prim von Emul, die Prinzessin von Yezier und der Botschafter von Taschikk. Alle brachten Stühle mit, die etwas weniger prunkvoll als der des Azisch-Prim waren.

Nun erfolgte eine Gratwanderung. Jede der drei Personen erwies dem Prim gerade so viel Respekt, dass es nicht peinlich für ihn war. Sie waren nur der Bezeichnung nach seine Untertanen. Dennoch musste Navani ihre diplomatischen Bemühungen vor allem auf den Prim konzentrieren. Taschikk, Emul und Yezier würden sich ihm anschließen. Zwei von ihnen standen dem Azisch-Thron traditionell sehr nahe, während das andere Reich – Emul – nicht in der Lage war, wesentlichen Widerstand zu leisten, nachdem der Krieg gegen Tukar und der Angriff der Bringer der Leere das Land buchstäblich in Stücke geschlagen hatte.

Als Nächstes trat das Alethi-Kontingent ein. Renarin, der entsetzt darüber zu sein schien, dass seinem Bruder möglicherweise etwas zugestoßen war, brachte einen einfachen Stuhl mit. Jasnah übertraf ihn, indem sie tatsächlich einen gepolsterten Schemel trug – sie und Dalinar waren einander manchmal unangenehm ähnlich. Verärgert bemerkte Navani, dass sich Sebarial und Palona nicht unter den übrigen Großprinzen befanden. Nun, zumindest waren sie hier nicht mit Massagebänken erschienen.

Bemerkenswerterweise hielt sich Ialai Sadeas nicht an die Vorgabe, ihren Stuhl selbst zu tragen. Ein vernarbter Leibwächter stellte ihr einen zarten, lackierten Stuhl hin. Er war in einem so dunklen Braun gefärbt, dass er beinahe schwarz wirkte. Ialai sah Navani in die Augen, während sie sich setzte; ihr Blick wirkte kalt und selbstsicher. Zwar war Amaram nun der Großprinz, aber er befand sich noch in Thaylenah und arbeitete mit seinen Soldaten daran, die Stadt wiederaufzubauen. Navani bezweifelte allerdings, dass Ialai es ihm

erlaubt haben würde, als Abgesandter an diesem Treffen teilzunehmen.

Es schien so lange her zu sein, dass Ialai und Navani bei Banketten nebeneinandergesessen und gemeinsam überlegt hatten, wie das Königreich, das ihre Männer eroberten, gefestigt werden konnte. Doch jetzt hätte Navani diese Frau am liebsten gepackt und durchgeschüttelt. *Kannst du nicht einmal eine einzige sturmverdamnte Minute lang aufhören, so kleinherzig zu sein?*

Wie es schon seit langer Zeit üblich war, würden die anderen Großprinzen sich entweder Kholin oder Sadeas fügen. Ialai die Teilnahme an diesem Treffen zu erlauben war ein kalkulierbares Risiko. Wenn es ihr verboten worden wäre, hätte Ialai eine Möglichkeit gefunden, die Verhandlungen zu sabotieren. Wenn sie aber dabei sein durfte, sah sie die Wichtigkeit dieser Sache vielleicht ein.

Wenigstens schienen Königin Fen und ihr Gemahl der Koalition ergeben zu sein. Sie stellten ihre Stühle vor dem Glasfenster ab, mit dem Rücken zu den Stürmen, wie die Thayerler oft scherzten. Ihre Holzstühle hatten hohe Rückenlehnen, waren blau angemalt und besaßen Polster aus einem blassen nautischen Weiß. Taravangian, der einen unscheinbaren Holzstuhl ohne Polsterung trug, bat die beiden, sich zu ihnen setzen zu dürfen. Der alte Mann hatte darauf bestanden, seinen Stuhl selbst zu tragen, obwohl Navani ihm, Aschno von Sages und anderen Personen von schwächerer Konstitution ausdrücklich Hilfe erlaubt hatte.

Adrotagia saß neben ihm, und ebenso seine Wagenbinderin. Sie hatte sich nicht zu Brücke Vier gesetzt ... und seltsamerweise bemerkte Navani nun, dass sie die Frau als *seine* Wagenbinderin betrachtete.

Die einzige andere wichtige Person im Raum war Au-nak, der Botschafter aus Natan. Er repräsentierte ein totes Reich, das zu einem einzelnen Stadtstaat an der Ostküste Roschars und einigen weiteren Städten als Protektoraten herabgesunken war.

Plötzlich schien alles zu viel für Navani zu sein. Das Azisch-Reich mit all seinen Verwicklungen. Die Zwistigkeiten unter den Großprinzen der Alethi. Taravangian, der irgendwie der König von Jah Keved war, des zweitgrößten Reiches auf Roschar. Königin Fen und ihre Verpflichtungen gegenüber den Gilden ihrer Stadt. Die Strahlenden – wie die kleine Reschi, die gerade größere Mengen von Speisen verschlang als der Hornesser; es schien beinahe zu einem Wettessen geworden zu sein.

So vieles war zu bedenken. Und *jetzt* entzog sich Dalinar?

Beruhige dich, dachte Navani und holte tief Luft. *Ordne das Chaos. Finde die Struktur und baue darauf auf.*

Alle hatten sich, ohne dazu angehalten worden zu sein, im Kreis hingesetzt, dessen erste Reihe die Monarchen bildeten, während sich hinter ihnen in einem weiteren Kreis die Großprinzen, Wesire, Übersetzerinnen und Schreiberinnen niedergelassen hatten. Navani stand auf und begab sich in die Mitte. Als endlich alle schwiegen, schlenderten Sebarial und seine Geliebte herein. Sie schienen ihre Stühle vergessen zu haben und begaben sich sofort zum Buffet.

Als es im Raum wieder ruhig geworden war, sagte Navani: »Ich kenne in der ganzen Geschichte Roschars keine Konferenz wie diese. Vielleicht waren sie zu Zeiten der Strahlenden Ritter üblich, aber seit der Wiedererschaffung hat sich nichts Vergleichbares mehr ereignet. Ich möchte Euch alle hier willkommen heißen und *danke* Euch, meine ehrenwerten Gäste. Heute schreiben wir Geschichte.«

»Dafür bedurfte es bloß einer Wüstwerdung«, sagte Sebarial vom Buffet aus. »Die Welt sollte öfter enden. Das macht alle so viel entgegenkommender.«

Die verschiedenen Übersetzerinnen flüsterten ihren Herrschaften die in die Landessprache übertragenen Worte zu. Navani fragte sich, ob es zu spät war, ihn vom Turm werfen zu lassen. Es wäre möglich – die glatte Seite von Urithiru, die dem Ursprung zugewandt lag, fiel senkrecht bis zum Erdboden ab. Sie konnte Sebarial bei seinem Sturz bis ganz nach unten zusehen, wenn sie wollte.

»Wir sind hier«, sagte Navani, »weil wir die Zukunft Roschars besprechen wollen. Wir müssen eine gemeinsame Vision und ein gemeinsames Ziel haben.«

Sie schaute sich im Raum um, während die Anwesenden nachdachten. Als sie bemerkte, wie sich der Prim von Emul auf seinem Sitz regte, dachte sie: *Er wird als Erster sprechen*. Sein Name lautete Vexil der Weise, aber die Makabaki-Prinzen und Prime wurden oft nach ihrem Land genannt, so wie die Großprinzen der Alethi häufig mit ihrem Hausnamen angeredet wurden.

»Der Weg ist doch offensichtlich, nicht wahr?«, sagte der Prim von Emul mit Hilfe einer Dolmetscherin, obwohl Navani sein Azisch verstand. Er verneigte sich auf seinem Stuhl vor dem Kindkaiser der Azisch und fuhr fort: »Wir müssen mein Land aus den Händen der verräterischen Parscher befreien, und dann müssen wir Tugar erobern. Es ist vollkommen unvernünftig, diesem verrückten Mann, der ein Gott zu sein behauptet, das ruhmreiche Azisch-Reich zu überlassen.«

Das wird schwierig, dachte Navani, als ein halbes Dutzend weiterer Personen gleichzeitig ihre Erwiderungen gaben. Sie hob ihre Freihand. »Ich werde mein Bestes tun, um diese Sitzung gerecht zu leiten, Eure Majestäten, aber bitte bedenkt, dass ich nur eine einzelne Person bin. Damit diese Diskussion gelingen kann, bin ich auf Euch alle angewiesen. Bitte spricht daher nicht gleichzeitig.«

Sie nickte dem Azisch-Prim zu und hoffte, dass er das Wort ergreifen würde. Eine Dolmetscherin flüsterte ihre Worte in das linke Ohr des Prim, während sich die Wesirin Noura vorbeugte und leise etwas in sein anderes Ohr sagte; zweifellos gab sie ihm Anweisungen.

Sie werden sich gegen die Emuli-Position wenden und ihre eigene durchsetzen wollen, dachte Navani.

»Der Thron erkennt den Prim von Emul an«, sagte der kleine Kaiser schließlich. »Und, äh, wir sind uns seiner Wünsche bewusst.« Er hielt

inne und sah sich um. »Äh, hat sonst noch jemand etwas dazu zu sagen?«

»Mein Bruder, der Prinz, möchte Euch etwas mitteilen«, sagte der große, elegante Abgesandte aus Taschikk, der nicht das traditionelle Wickelgewand seines Volkes, sondern einen geblühten Anzug in Gelb und Gold trug. Eine Schreiberin flüsterte ihm etwas zu, während eine kratzende Spannfeder die Botschaft schrieb, die der Prinz von Taschikk der Versammlung übermitteln wollte.

Er wird Emul widersprechen, dachte Navani. Und unsere Aufmerksamkeit auf etwas anderes lenken. Vielleicht auf Iri?

»Wir in Taschikk«, sagte der Botschafter, »sind eher an der Auffindung dieser ruhmreichen Portale interessiert. Die Alethi haben uns hierher eingeladen und uns gesagt, wir seien Teil einer großartigen Koalition. Wir möchten respektvoll in Erfahrung bringen, wie oft wir diese Tore benutzen können und wie die Entlohnung zu erfolgen hat.«

Sofort erhoben sich alle Stimmen im Raum.

»Unser Tor«, sagte Au-nak, »in unserem *historischen Heimatland* wird ohne unsere Zustimmung benutzt. Und während wir den Alethi für seine Sicherung und seinen Schutz danken ...«

»Sollte es Krieg geben«, sagte Fen, »dann ist dies eine schlechte Zeit, um über Entlohnung zu sprechen. Wir sollten dem freien Handel zustimmen.«

»Das würde Euren Kaufleuten helfen, Fen«, rief Sebarial. »Wie wäre es, wenn sie uns dafür während des Krieges mit kostenlosen Nahrungsmitteln aushelfen würden?«

»Emul ...«, begann der Emuli-Prim.

»Einen Augenblick«, sagte die Yezier-Prinzessin. »Sollten wir uns nicht besser um Iri und Rira kümmern, die ganz und gar in die Hände der Feinde gefallen zu sein scheinen?«

»Bitte«, sagte Navani und unterbrach damit das Durcheinander der Gespräche. »*Bitte*. Wir sollten uns um Ordnung bemühen. Bevor wir beschließen, wo wir kämpfen, sollten wir beraten, wie wir uns am

besten gegen die feindliche Bedrohung schützen können.« Sie sah Taravangian an. »Euer Majestät, könnt Ihr uns mehr über die Schilde sagen, die Eure Gelehrten in Jah Keved erschaffen?«

»Ja. Sie ... sie sind stark.«

»Wie stark?«, wollte Navani wissen.

»Sehr stark. Äh, ja. Stark genug.« Er kratzte sich am Kopf und sah sie hilflos an. »Wie ... wie stark müssen sie für Euch sein?«

Sie holte tief Luft. Er hatte keinen guten Tag. Ihre Mutter war genauso gewesen – an einigen Tagen klar, an anderen hatte sie kaum jemanden erkannt.

»Die Halbsplitter«, sagte Navani in den Raum hinein, »werden uns einen Vorteil vor dem Feind verschaffen. Wir haben den Gelehrten der Azisch die Pläne gegeben. Ich freue mich darauf, unsere Fähigkeiten zusammenzuwerfen und den Prozess genau zu untersuchen.«

»Könnte er zur Herstellung von Splitterpanzern führen?«, fragte Königin Fen.

»Vielleicht«, antwortete Navani. »Aber je mehr ich das studiere, was wir hier in Urithiru entdeckt haben, desto deutlicher wird mir, dass unser Bild der Ahnen und ihrer angeblich so phantastischen Technologie trügt. Es ist bestenfalls eine Übertreibung und schlimmstenfalls Phantasie.«

»Aber die Splitter ...«, sagte Fen.

»Sind Verkörperungen von Sprengseln«, erklärte Jasnah. »Sie haben nichts mit der Fabrial-Technologie zu tun. Selbst die Edelsteine, die wir gefunden haben und in denen die Worte der alten Strahlenden aus den Tagen ihres Aufbruchs von Urithiru aufgezeichnet wurden, sind grob – als könnten wir sie noch nicht richtig gebrauchen. Bisher waren wir der Meinung, in den Wüstwerdungen großartige Technologien verloren zu haben, aber nun hat es den Anschein, dass wir weitaus fortschrittlicher sind, als die Ahnen es je waren. Was wir verloren haben, ist das Wissen darum, wie man mit Sprengseln ein Band eingeht.«

»Wir haben es nicht verloren«, sagte der Azisch-Prim. »Wir haben es *aufgegeben*.«

Er sah Dalinar an, der in entspannter Pose auf seinem Stuhl saß. Er war nicht in sich zusammengesunken, wirkte aber auch nicht stocksteif. Seine Haltung schien auszudrücken: »Ich habe hier die Kontrolle. Tut nicht so, als wäre es anders.« Dalinar beherrschte einen Raum auch dann, wenn er unaufdringlich wirken wollte. Die gerunzelte Stirn verdunkelte seine blauen Augen, und die Art, wie er sich das Kinn rieb, rief das Bild eines Mannes hervor, der darüber nachdachte, wen er als Nächsten hinrichten sollte.

Die Teilnehmer hatten ihre Stühle ungefähr in einem Kreis aufgestellt, aber die meisten von ihnen waren auf Dalinar ausgerichtet, der neben Navani saß. Nach allem, was geschehen war, vertrauten sie ihm nicht mehr.

»Die alten Eide werden wieder gesprochen«, sagte Dalinar. »Wir sind wieder Strahlende. Aber diesmal werden wir niemanden im Stich lassen. Das schwöre ich.«

Die Wesirin Noura flüsterte dem Prim der Azisch etwas ins Ohr, und er nickte, bevor er sagte: »Wir sind noch immer *sehr* besorgt wegen der Kräfte, mit denen Ihr experimentiert. Diese Fähigkeiten ... wer kann schon sagen, dass es falsch von den Verlorenen Strahlenden gewesen ist, sie aufzugeben? Sie hatten vor irgendetwas Angst, und sie haben diese Portale aus einem bestimmten Grund geschlossen.«

»Es ist zu spät, jetzt noch zurückzukehren, Euer Majestät«, sagte Dalinar. »Ich habe mich mit dem Sturmwater höchstpersönlich verbunden. Entweder benutzen wir diese Kräfte, oder wir zerbrechen unter der Invasion.«

Der Prim lehnte sich zurück, und sein Gefolge schien ... besorgt zu sein. Aufgeregt flüsterten sie miteinander.

Bringe Ordnung in das Chaos, dachte Navani. Sie deutete auf die Brückenmänner und auf Lift. »Ich verstehe Eure Besorgnis, aber sicherlich habt Ihr unsere Berichte über die Eide gelesen, denen diese Strahlenden folgen. Schutz. Erinnerung an die Gefallenen.

Diese Eide sind der Beweis dafür, dass wir einer gerechten Sache dienen und unsere Strahlenden vertrauenswürdig sind. Die Kräfte sind in sicheren Händen, Euer Majestät.«

»Ich glaube«, verkündete Ialai, »wir sollten damit aufhören, herumzutanzten und uns gegenseitig auf die Schultern zu klopfen.«

Navani drehte sich rasch um und sah Ialai an. *Hintertreibe dies nicht*, dachte sie und erwiderte den Blick der Frau. *Wage es bloß nicht*.

»Wir sind hier«, fuhr Ialai fort, »um unsere Kräfte zu bündeln. Wir sollten darüber diskutieren, wo wir eine Invasion durchführen müssen, damit wir die beste Position für einen langen Krieg haben. Offensichtlich gibt es nur eine Antwort. Schinovar ist ein reiches Land. Es verfügt über endlose Gärten, und dort ist es so mild, dass sogar das Gras entspannt und fett geworden ist. Wir sollten dieses Land erobern und aus ihm unsere Armeen unterhalten.«

Die anderen im Raum nickten, als ob dies völlig in Ordnung sei. Mit einem einzigen gut gezielten Pfeil hatte Ialai Sadeas das bewiesen, was alle bereits befürchtet hatten – dass die Alethi ihre Koalition nicht zum Schutz der Welt, sondern zu ihrer Eroberung errichten wollten.

»Die Schin-Berge stellen ein historisches Problem dar«, sagte der Botschafter aus Taschikk. »Ein Angriff, der durch sie hindurchführt, ist so gut wie unmöglich.«

»Wir haben jetzt die Eidtore«, sagte Fen. »Ich mag dieses besondere Problem nicht schon wieder ansprechen, aber hat inzwischen jemand herausgefunden, ob das Tor der Schin geöffnet werden kann? Schinovar als Rückzugsgebiet zu besitzen würde unserer Lage ungemein helfen.«

Navani verfluchte Ialai leise. Dies würde nur die Bedenken der Azisch befeuern, dass ihre Tore für sie selbst gefährlich werden konnten. Sie versuchte die Diskussion in eine andere Richtung zu lenken, aber es gelang ihr nicht.

»Wir müssen genau wissen, wie die Eidtore funktionieren!«, sagte der Botschafter aus Taschikk gerade. »Könnten die Alethi nicht alles

mit uns teilen, was sie darüber herausgefunden haben?«

»Und was ist mit Eurem Volk?«, erwiderte Aladar scharf. »Es ist doch der große Informationshändler. Könntet Ihr Euer Wissen vielleicht mit uns teilen?«

»Alle Informationen aus Taschikk sind frei verfügbar.«

»Aber nur zu einem sehr hohen Preis.«

»Wir brauchen ...«

»Aber *Emul* ...«

»Diese ganze Sache wird ein Fehlschlag«, sagte Fen. »Das sehe ich bereits deutlich. Wir müssen in der Lage sein, freien Handel zu treiben, und die Gier der Alethi könnte dies zunichtemachen.«

»Die *Gier* der Alethi?«, fragte Ialai. »Versucht Ihr herauszufinden, wie weit Ihr uns treiben könnt? Ich versichere Euch, dass sich Dalinar Kholin nicht von einer Horde aus Kaufleuten und Bankiers einschüchtern lässt.«

»Bitte«, sagte Navani in den anwachsenden Aufruhr hinein. »Ich bitte um Ruhe.«

Niemand nahm Notiz von ihr. Navani atmete aus, räusperte sich.

Vom Chaos zur Ordnung. Wie konnte sie nur Ordnung in dieses Chaos bringen? Sie verstummte und versuchte den anderen zuzuhören. Sie betrachtete die Stühle, die sie mitgebracht hatten, und lauschte dem Klang ihrer Stimmen. Und dem Ton ihrer Ängste, die hinter dem versteckt lagen, was sie forderten oder erbat.

Allmählich sah sie den verborgenen Sinn. Dieser Raum war eigentlich voller Baumaterial. Teile eines Fabrials. Jeder Monarch, jedes Reich war ein einzelnes Stück. Dalinar hatte sie zwar versammelt, aber er hatte sie noch nicht *zusammengesetzt*.

Navani trat an den Azisch-Prim heran. Die Leute wurden still und gerieten gleichsam in Schockstarre, als sie sich vor ihm verneigte.

»Euer Exzellenz«, sagte sie, als sie sich wieder aufrichtete, »was ist Eurer Meinung nach die größte Stärke des Azisch-Volkes?«

Er warf seinen Ratgeberinnen einen raschen Blick zu, als Navanis Worte übersetzt wurden. Aber sie gaben ihm keine Antwort vor.

Vielmehr schienen sie neugierig zu sein, was er darauf sagen würde.

»Unsere Gesetze«, teilte er schließlich mit.

»Eure berühmte Bürokratie«, sagte Navani. »Eure Schreiber- und Beamtenschaft – und die großen Zentren der Information in Taschikk, die Zeitwahrer und Sturmwächter von Yezier und die Azisch-Legionen. Ihr seid das größte Organisationstalent auf Roschar. Ich beneide Euch schon lange um Eure systematische Auffassung der Welt.«

»Vielleicht ist das auch der Grund, warum Euer Aufsatz so gut aufgenommen wurde, Hellheit Kholin«, sagte der Kaiser und klang dabei vollkommen aufrichtig.

»Im Lichte Eurer Fähigkeiten frage ich mich, ob sich irgendjemand in diesem Raum beschweren würde, wenn Euren Schreiberinnen eine besondere Aufgabe übertragen würde. Wir brauchen eine geregelte Vorgehensweise – einen Kodex für den Umgang unserer Reiche miteinander und für das Teilen unserer einzelnen Mittel und Fähigkeiten. Wäre Azir geneigt, dies zu entwickeln?«

Das kaiserliche Gefolge wirkte entsetzt und redete in leisem, aufgeregtem Tonfall miteinander. Der Ausdruck der Freude auf ihren Gesichtern war der Beweis dafür, dass sie durchaus dazu bereit waren.

»Einen Augenblick bitte«, warf Fen ein. »Sprecht Ihr hier von Gesetzen? Denen wir alle zu folgen hätten?« Durch heftiges Nicken bekundete Au-nak seine Zustimmung.

»Ich rede von mehr *und* weniger als Gesetzen«, sagte Navani. »Wir brauchen Regeln für den Umgang miteinander, was sich heute deutlich gezeigt hat. Wir müssen Abläufe erarbeiten, wie wir Versammlungen abhalten, sodass jeder zu Wort kommt. Und wir müssen den Austausch von Informationen regeln.«

»Ich weiß nicht, ob Thaylenah dem zustimmen könnte.«

»Nun, sicherlich möchtet Ihr vorher einen Blick in dieses Regelwerk werfen, Königin Fen«, sagte Navani und ging langsam auf sie zu. »Schließlich werden wir den Handel durch die Eidtore verwalten

müssen. Ich frage mich, wer die größte Erfahrung mit Karawanen, Versandwegen und dem Handel im Allgemeinen hat ...?»

»Das würdet Ihr *uns* überlassen?«, fragte Fen völlig verblüfft.

»Das scheint mir nur logisch zu sein.«

Sebarial würgte leise an einer Speise, die er gerade zu sich genommen hatte, und Palona klopfte ihm auf den Rücken. Natürlich hatte *er* diese Aufgabe erhalten wollen. *Das wird dich lehren, nicht mehr zu spät zu einer Versammlung zu kommen und dann nur witzige Bemerkungen zu machen*, dachte Navani.

Sie warf einen Blick auf Dalinar, der besorgt zu sein schien. Na ja, in letzter Zeit schien er andauernd besorgt zu sein.

»Ich übergebe Euch damit nicht die Eidtore«, sagte Navani zu Fen. »Aber jemand muss den Handel und die Vorräte überwachen. Es wäre eine angemessene Aufgabe für die thaylenischen Kaufleute – vorausgesetzt, wir kommen zu einer gerechten Vereinbarung.«

»Hui«, sagte Fen und lehnte sich zurück. Sie sah ihren Gemahl an, der nur mit den Schultern zuckte.

»Und die Alethi?«, fragte die zierliche Yezier-Prinzessin. »Was ist mit Euch?«

»Also, in einer Sache sind wir gewiss herausragend«, sagte Navani und sah Emul an. »Würdet Ihr die Hilfe unserer Generäle und Armeen bei der Sicherung dessen annehmen, was von Eurem Reich übrig geblieben ist?«

»Bei jedem Kadasix, der je heilig gewesen ist!«, sagte Emul. »Ja, selbstverständlich! Bitte.«

»Mehrere meiner Schreiberinnen sind Expertinnen für Befestigungsanlagen«, schlug Aladar von seinem Sitz hinter Dalinar und Jasnah vor. »Sie könnten das Euch verbliebene Gebiet vermessen und Euch Hinweise zu seiner Sicherung geben.«

»Und das zurückerobern, was wir verloren haben?«, fragte Emul.

Ialai öffnete den Mund und wollte etwas sagen; vielleicht hatte sie ein weiteres Mal vor, die Kriegskunst der Alethi zu loben.

Aber Jasnah schnitt ihr das Wort ab und sagte nachdrücklich: »Ich schlage vor, zunächst verschanzen wir uns. Tukar, Iri, Schinovar ... jedes dieser Länder reizt zum Angriff, aber was nützt es uns, wenn wir unsere Kräfte zu stark ausdünnen? Wir sollten uns darauf konzentrieren, unsere Länder in den gegenwärtig bestehenden Grenzen zu sichern.«

»Ja«, sagte Dalinar. »Wir müssen uns nicht fragen: ›Wo sollen wir zuschlagen?‹, sondern: ›Wo wird der Feind als Nächstes zuschlagen?‹«

»Sie haben drei Länder eingenommen«, sagte Großprinz Aladar. »Iri, Marat ... und Alethkar.«

»Aber Ihr habt einen Stoßtrupp losgeschickt«, sagte Fen, »um Alethkar zurückzuerobern.«

Navani hielt den Atem an und warf Dalinar einen raschen Blick zu. Er nickte langsam.

»Alethkar ist gefallen«, sagte Navani. »Der Stoßtrupp hat versagt. Unsere Heimat wurde überrannt.«

Navani hatte erwartet, dass dies zu einem weiteren Sturm von Gesprächen führen würde, stattdessen aber herrschte nur verblüfftes Schweigen.

Jasnah sprach für sie weiter. »Der Rest unserer Armeen hat sich nach Herdaz und Jah Keved zurückgezogen, bedrängt und verwirrt von einem Feind, der fliegen kann, und von den plötzlichen Angriffen der Parscher. Unsere einzigen verbliebenen Bastionen befinden sich an der südlichen Grenze in der Nähe des Meeres. Kholinar ist vollständig gefallen; sein Eidtor ist für uns verloren. Wir haben es auf unserer Seite gesperrt, sodass es nicht mehr genutzt werden kann, um nach Urithiru zu gelangen.«

»Das tut mir leid«, sagte Fen.

»Meine Tochter hat recht«, sagte Navani und versuchte Stärke zu zeigen, während sie zugeben musste, dass sie zu einer Nation von Flüchtlingen geworden waren. »Wir sollten unsere Bemühungen

zuerst darauf richten, dafür zu sorgen, dass keine weiteren Nationen mehr besiegt werden.«

»Mein Heimatland ...«, begann der Prim von Emul.

»Nein«, sagte Noura auf Alethi, aber mit schwerem Akzent. »Es tut mir leid, aber ... nein. Wenn die Bringer der Leere auch noch den letzten Rest Eures Landes hätten haben wollen, Vexil, dann hätten sie es sich schon längst genommen. Die Alethi können Euch helfen, das zu sichern, was noch da ist, und das ist sehr großzügig von ihnen. Der Feind ist über Euch hinweggezogen, weil er sich in Marat sammeln wollte, und dabei hat er nur das erobert, was auf dem Weg dorthin nötig war. Ihr Blick geht in eine andere Richtung.«

»O je!«, sagte Taravangian. »Könnten sie ... zu mir kommen?«

»Das ist eine vernünftige Annahme«, sagte Au-nak. »Der Bürgerkrieg der Veden hat das Land in Schutt und Asche gelegt, und die Grenze zwischen Alethkar und Jah Keved ist durchlässig geworden.«

»Vielleicht«, sagte Dalinar. »Ich habe an dieser Grenze gekämpft. Es ist kein so unproblematisches Schlachtfeld, wie es erscheinen mag.«

»Wir müssen Jah Keved verteidigen«, sagte Taravangian. »Als mir der König den Thron anvertraut hat, habe ich ihm versprochen, für sein Volk zu sorgen. Wenn die Bringer der Leere uns angreifen ...«

Die Besorgnis in seiner Stimme verhalf Navani zu einer guten Gelegenheit. Sie trat in die Mitte des Raums zurück und bemerkte:

»Wir werden nicht zulassen, dass das geschieht, oder?«

»Ich werde Euch Truppen zur Hilfe schicken, Taravangian«, sagte Dalinar. »Aber eine Armee kann auch als Invasionskraft betrachtet werden, und es darf auf keinen Fall der Anschein entstehen, wir würden einen Verbündeten angreifen. Können wir diese Allianz nicht mit einem Zeichen der Solidarität zementieren? Wird sonst noch jemand zu Hilfe kommen?«

Der Azisch-Prim sah Dalinar an. Die Wesire und Schreiberinnen hinter ihm unterhielten sich leise miteinander und schrieben auf

Notizblöcke. Als sie fertig waren, lehnte sich Wesirin Noura vor und flüsterte dem Kaiser etwas ins Ohr. Er nickte.

»Wir werden fünf Bataillone nach Jah Keved schicken«, sagte er. »Das wird eine wichtige Prüfung für die Eidtore sein; wir werden sehen, ob sie so viele Menschen bewegen können. König Taravangian, Ihr habt die Unterstützung von Azir.«

Navani stieß einen langen Seufzer der Erleichterung aus.

Sie rief zu einer Pause, sodass die Teilnehmer ein wenig essen und trinken konnten. Die meisten würden sich jedoch mit ihren jeweiligen Verbündeten bereden und Strategien entwerfen. Die Großprinzen eilten umher, und die einzelnen Häuser berieten sich miteinander.

Navani setzte sich auf ihren Stuhl neben Dalinar.

»Du hast eine Menge Versprechungen gemacht«, bemerkte er. »Und du hast Fen die Kontrolle über den Handel und den Nachschub überlassen.«

»Verwaltung ist etwas anderes als Kontrolle«, sagte Navani. »Aber hast du wirklich geglaubt, du könntest diese Koalition schmieden, ohne etwas aufgeben zu müssen?«

»Nein. Natürlich nicht.« Er schaute nach draußen. Seine gequälte Miene verursachte ihr ein Frösteln. *An was hast du dich erinnert, Dalinar? Und was hat die Nachtschauerin zu dir gesagt?*

Sie brauchten den Schwarzdorn. Sie brauchte den Schwarzdorn – seine Kraft, die ihre schrecklichen Ängste besänftigte, seinen Willen, diese Koalition zu schmieden. Sie ergriff seine Hand, aber er versteifte sich und stand auf. So verhielt er sich immer, wenn er glaubte, sich zu sehr zu entspannen. Als würde er nach der Gefahr suchen, damit er ihr ins Gesicht schauen konnte.

Sie stellte sich neben ihn. »Du musst aus dem Turm herauskommen«, rief sie ihn auf. »Du brauchst eine neue Perspektive. Sieh dir einen Ort an, den du noch nicht kennst.«

»Das wäre ausgezeichnet«, sagte Dalinar mit heiserer Stimme.

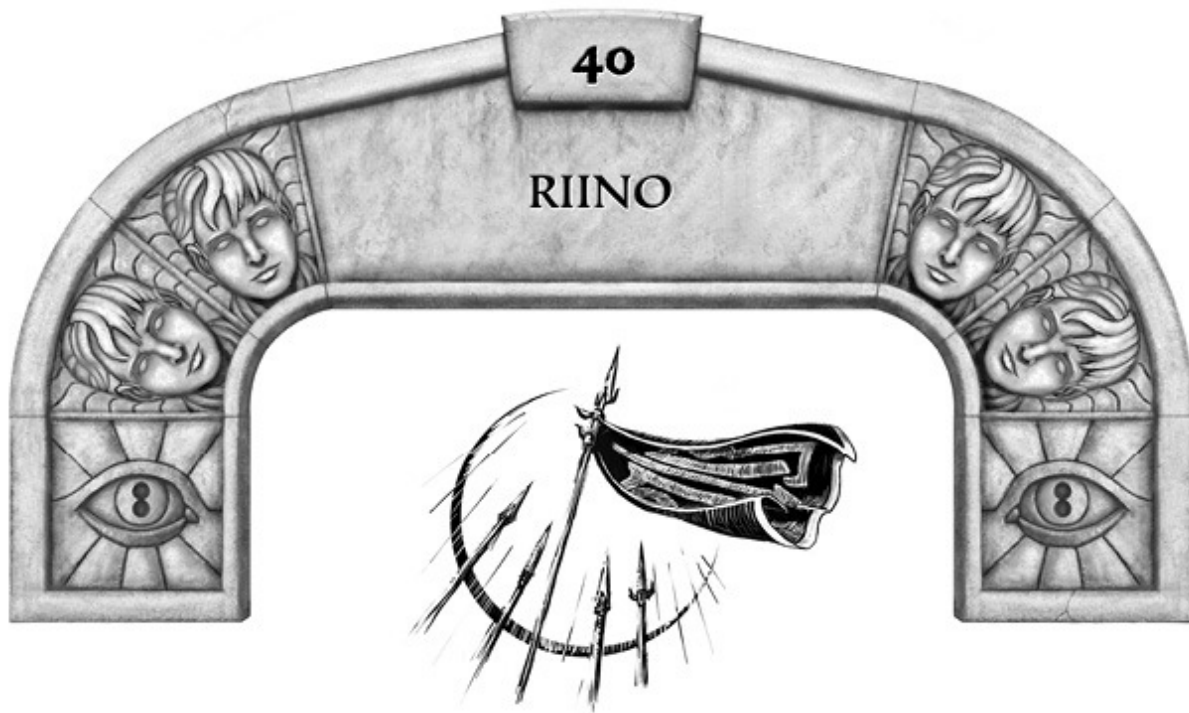
»Taravangian hat davon gesprochen, er werde persönlich mit dir eine Reise durch Vedenar machen. Wenn wir Kholin-Truppen in

dieses Reich schicken wollen, wäre es vielleicht sinnvoll für dich, ein Gefühl für die dortige Lage zu bekommen.«

»Also gut.«

Die Azisch riefen nach ihr und wollten von ihr wissen, in welche Richtung die Verordnungen für die Koalition weisen sollten. Sie ließ Dalinar allein, machte sich aber nach wie vor Sorgen um ihn. Heute würde sie eine Bannglyphe verbrennen müssen. Und ein Dutzend weitere – für Elhokar und die anderen. Und doch ... Dalinar behauptete, dass niemand diese Gebete beachtete, wenn sie brannten und ihren Rauch in die Stillen Hallen schickten. Glaubte Navani das eigentlich auch? Wirklich?

Heute hatte sie einen großen Schritt hin zur Vereinigung Roschars gemacht. Aber sie fühlte sich machtloser denn je.



Sja-anat war die Ungemachte, die von den Strahlenden am meisten gefürchtet wurde. Sie sprachen ausgiebig über ihre Fähigkeit, Sprengsel zu verderben, auch wenn es sich nur um »niedere« Sprengsel handelte – was immer das bedeuten mochte.

Aus Hassis Mythica, S. 89

Kaladin erinnerte sich daran, wie er einmal die Hand einer sterbenden Frau gehalten hatte.

Es war zu seiner Zeit als Sklave gewesen. Er hatte in der Finsternis gehockt, während ihm das dichte Unterholz die Haut zerkratzt hatte, und die Nacht um ihn herum war allzu still gewesen. Die Tiere waren geflohen; sie hatten gewusst, dass etwas nicht stimmte.

Die anderen Sklaven regten sich nicht in ihren Verstecken; sie flüsterten auch nicht miteinander, sie husteten nicht einmal. Er hatte sie gut unterwiesen.

Wir müssen gehen. Wir müssen von hier verschwinden.

Er zupfte an Nalmas Hand. Er hatte der älteren Frau versprochen, ihren Mann zu suchen, der an einen anderen Haushalt verkauft

worden war. Das entsprach zwar nicht dem Gesetz, aber mit Sklaven, die das richtige Brandzeichen trugen, konnte man alles machen – und damit durchkommen, insbesondere wenn es sich um ausländische Sklaven handelte.

Sie widersetzte sich seinem Zupfen, und er verstand ihr Zögern. Im Unterholz war es sicher, zumindest für den Augenblick. Aber es war ein zu offensichtliches Versteck. Die Hellherren hatten sie schon seit Tagen im Kreis gejagt und waren ihnen näher und näher gekommen. Wenn die Sklaven hier blieben, würden sie bald wieder Gefangene sein.

Er zerrte nochmals an ihr, und sie gab das Signal an den nächsten Sklaven weiter, der wiederum seinen Nebenmann alarmierte. Dann ergriff sie Kaladins Hand, während er die Gruppe – so leise wie möglich – zu einem Wildpfad führte, an den er sich zu erinnern glaubte.

Bloß weg von hier.

Freiheit finden. Die Ehre wiedererlangen.

All das befand sich irgendwo da draußen.

Das knackende Geräusch der zuschnappenden Falle durchfuhr Kaladin mit einem Ruck. Noch ein Jahr später wunderte er sich, dass er nicht selbst hineingetreten war.

Stattdessen hatte die Falle Nalma erwischt. Sie ließ ihn los und kreischte auf.

Jagdhörner jammerten in der Nacht. Licht strömte aus Laternen, die nicht länger abgeschirmt wurden und Männer in Uniformen zwischen den Bäumen enthüllten. Die anderen Sklaven brachen aus dem Unterholz hervor und rannten davon wie Wild, das gejagt wird. Nalmas Bein steckte in einer starken Stahlfalle – ein Ding mit Federn und Zacken, das nicht einmal bei Tieren eingesetzt wurde, da es das Jagdvergnügen schmälerte. Ihr Schienbein stach durch die Haut.

»O Sturmwater«, flüsterte Kaladin, als Schmerzsprengsel um sie herum aufzuckten. »Sturmwater!« Er versuchte den Blutfluss zu stillen,

aber das Blut quoll zwischen seinen Fingern hindurch. »Sturmwater, nein! Sturmwater!«

»Kaladin«, sagte sie mit zusammengebißenen Zähnen. »Kaladin, *lauf weg* ...«

Pfeile trafen einige der fliehenden Sklaven. Fallen erwischten zwei weitere. In der Ferne rief eine Stimme: »Wartet! Das, was ihr da zerstört, ist mein Eigentum!«

»Das ist unvermeidbar, Hellherr«, sagte eine stärkere Stimme. Es war der örtliche Großherr. »Es sei denn, Ihr wollt die anderen zum gleichen Verhalten anstacheln.«

So viel Blut. Es mochte sinnlos sein, aber Kaladin legte Nalma einen Verband an, während sie ihn wegzuschieben versuchte, damit er die Flucht ergriff. Er nahm ihre Hand und hielt sie fest. Als Nalma starb, weinte er.

Nachdem die Hellherren die anderen getötet hatten, fanden sie ihn neben Nalma kniend vor. Gegen jede Vernunft verschonten sie ihn. Sie sagten, der Grund dafür liege darin, dass er nicht zusammen mit den anderen weggelaufen sei. Aber in Wahrheit brauchten sie jemanden, der die Warnung zu den anderen Sklaven trug.

Aus welchem Grund auch immer: Kaladin hatte überlebt.

Wie immer.



Hier in Schadesmar gab es kein Unterholz, aber die alten Instinkte leisteten Kaladin gute Dienste, als er auf den Leuchtturm zukroch. Er hatte vorgeschlagen, die Gegend auszuspähen, denn er traute diesem dunklen Land nicht. Die anderen waren einverstanden gewesen. Mit einigen Peitschungen könnte er sich im Fall einer Gefahr schnell entfernen, und weder Adolin noch Azure besaßen Erfahrung im Ausspähen. Kaladin hatte nicht erwähnt, dass seine eigene Erfahrung aus seiner Zeit als entflohener Sklave stammte.

Er bemühte sich, so dicht wie möglich über dem Boden zu bleiben, und nutzte Gräben, durch die er sich heimlich anschlich. Zum Glück

war es auf diesem glasigen Untergrund nicht schwer, sich leise zu bewegen.

Der Leuchtturm war ein großes Steingebäude, gekrönt von einem gewaltigen Feuer. Es warf einen grellen orangefarbenen Schein auf die Spitze der Halbinsel. Woher kam wohl das Brennmaterial?

Er schlich näher heran und stöberte dabei einige Lebenssprengsel auf, die aus den kristallinen Pflanzen schwirrten und sofort wieder zu ihnen zurücktrieben. Er erstarrte, hörte aber keinen Laut aus dem Leuchtturm.

Sobald er noch ein wenig näher herangekommen war, ließ er sich nieder, beobachtete die Gegend für eine Weile und hielt Ausschau nach allem, was ihm verdächtig erscheinen mochte. Er vermisste die transparente Gestalt, die Syl im Körperreich annahm. Sie könnte den anderen berichten, was er gesehen hatte, oder sogar in das Gebäude hineinfliegen, unsichtbar für fast alle anderen.

Nach kurzer Zeit kroch etwas aus den Kugeln des Ozeans nicht weit von ihm entfernt hervor. Es war eine rundliche Kreatur mit fettem, aufgequollenem Körper und gedrunghenen Beinen, die wie ein Lurg wirkte. Sie hatte ungefähr die Größe eines Kleinkindes, hüpfte auf Kaladin zu und kippte die gesamte obere Hälfte ihres Kopfes nach hinten. Aus dem klaffenden Maul schoss eine lange Zunge in die Luft; sie bebte und peitschte umher.

Bei den Stürmen! Ein Vorahnungssprengsel? Auf Kaladins Seite der Welt sahen sie wie Wimpel aus, aber dies hier ... waren das etwa zitternde *Zungen*? Welche anderen einfachen, feststehenden Bestandteile seines Lebens gründeten sich ebenfalls ganz und gar auf Lügen?

Zwei weitere Vorahnungssprengsel gesellten sich zu dem ersten, drängten sich an ihn und entrollten ihre langen, zuckenden Zungen. Er trat nach ihnen. »Husch!« Sie waren täuschend fest und weigerten sich zurückzuweichen, also versuchte Kaladin sich zu beruhigen und hoffte, dass sie einfach verschwanden. Doch das taten sie nicht. Schließlich schlich er weiter voran, während sein unangenehmes

Gefolge aus drei monströsen Sprengseln hinter ihm herhüpfte. Das machte jede Heimlichkeit zunichte und ließ ihn noch nervöser werden – was wiederum die Vorahnungssprengsel dazu bewegte, noch dichter bei ihm zu bleiben.

Es gelang ihm, die Turmmauer zu erreichen. Eigentlich hatte er erwartet, dass hier die Hitze, die von dem gewaltigen Feuer abstrahlen musste, unerträglich war. Doch er spürte sie kaum. Bemerkenswerterweise warfen diese Flammen einen gewöhnlichen Schatten, der sich hinter Kaladin erstreckte, anstatt zur Sonne zu zeigen.

Er holte tief Luft und schaute durch ein Fenster, vor das keine Läden gelegt waren, in das Erdgeschoss des Leuchtturms.

Darin saß ein alter Schin-Mann mit gerunzelter Haut und einem vollkommen kahlen Kopf in einem Sessel und las bei Kugellicht. War das ein Mensch? Kaladin wusste nicht, ob das gut oder schlecht sein mochte. Der alte Mann blätterte eine Seite in seinem Buch um, erstarrte und schaute auf.

Kaladin duckte sich; sein Herz hämmerte. Die dämlichen Vorahnungssprengsel befanden sich noch immer in seiner Nähe, aber ihre Zungen sollten durch das Fenster eigentlich nicht sichtbar sein ...

»Hallo?«, rief eine deutliche Stimme aus dem Innern des Leuchtturms. »Wer ist da? Zeige dich!«

Kaladin seufzte, dann erhob er sich. So viel zu seinem Versprechen, die Gegend heimlich auszuspähen.



Schallan wartete mit den anderen im Schatten eines seltsamen Steingewächses. Es wirkte wie ein Pilz aus Obsidian und war so groß wie ein Baum. Sie glaubte, so etwas schon einmal gesehen zu haben – bei einem ihrer früheren Blicke auf Schadesmar. Muster sagte, dass es zwar lebte, aber »sehr, sehr langsam«.

Die Gruppe wartete nachdenklich, während Kaladin die Umgebung erkundete. Sie hasste es, ihn allein gehen zu lassen, doch Schallan

hatte keine Ahnung von diesen Dingen. Schleier hingegen schon. Aber Schleier ... nach dem, was in Kholinar geschehen war, fühlte sie sich gebrochen. Das war gefährlich. Wie sollte sich Schallan jetzt verstecken? Etwa als Strahlende?

Findet das Gleichgewicht, hatte Schelm gesagt. *Nehmt den Schmerz an, aber nehmt es nicht hin, dass Ihr ihn verdient habt ...*

Sie seufzte, holte ihren Skizzenblock hervor und zeichnete einige der Sprengsel, die sie gesehen hatten.

»Übrigens«, sagte Syl, die auf einem Felsen in der Nähe saß und die Beine baumeln ließ, »habe ich mich immer gefragt, ob die Welt für dich komisch oder normal aussieht.«

»Komisch«, sagte Muster. »Hm. Genauso wie für alle anderen auch.«

»Ich vermute, dass keiner von uns richtige Augen hat«, sagte Syl, während sie sich zurücklehnte und in die glasige Krone ihres Baum-Pilz-Unterstandes schaute. »Jeder von uns ist ein Stück Gestalt gewordene Kraft. Wir Ehrensprengsel ahmen Ehr nach. Ihr Kryptiker ahmt ... ganz seltsames Zeug nach, oder?«

»Die fundamentale Mathematik, durch die sich die natürlichen Phänomene ergeben. Hm. Wahrheiten, die das Gewebe der Existenz erklären.«

»Ja. Seltsames Zeug.«

Schallan senkte ihren Stift und betrachtete unzufrieden ihren Versuch, ein Angstsprengsel zu zeichnen. Es sah wie das Gekritzel eines Kindes aus.

Schleier lugte hervor.

Schallan, das seid stets Ihr – und nur Ihr allein – gewesen. Ihr müsst es bloß zugeben. Ihr müsst es zulassen.

»Ich versuche es, Schelm«, flüsterte sie.

»Ist alles in Ordnung mit dir?«, fragte Adolin. Er kniete sich neben sie, legte ihr die Hand auf den Rücken und massierte ihre Schultern. Bei den Stürmen, das fühlte sich gut an. In den letzten Tagen waren sie viel zu weit gewandert.

Er warf einen Blick auf ihr Skizzenbuch. »Noch mehr ... wie hast du es genannt? Abstraktionismus?«

Sie klappte den Block zu. »Warum braucht der Brückenmann so lange?« Sie warf einen Blick über die Schulter, worauf Adolin seine Massage einstellte. »Hör nicht auf«, fügte sie hinzu, »oder ich bringe dich um.«

Er kicherte und bearbeitete weiter ihre Schultern. »Bestimmt geht es ihm gut.«

»Gestern warst du es, der sich Sorgen um ihn gemacht hat.«

»Er mag kriegsmüde sein, aber eine sinnvolle Aufgabe wird ihm darüber hinweghelfen. Wir müssen nicht auf ihn aufpassen, wenn er eine besondere Mission ausführt, sondern wenn er tatenlos herumsitzt.«

»Wenn du meinst ...« Sie deutete mit dem Kopf auf Azure, die am Ufer stand und auf den Ozean aus Glaskugeln schaute. »Was hältst du von ihr?«

»Ihre Uniform ist gut geschnitten«, sagte Adolin, »aber das Blau passt nicht zu ihrer Haut. Sie braucht eine hellere Farbe. Der Brustpanzer ist zu auffällig – als müsste sie etwas beweisen. Allerdings gefällt mir ihr Umhang. Ich habe mir immer einen Grund gewünscht, einen solchen tragen zu können. Vater lässt man es durchgehen, mir aber nicht.«

»Ich hatte nicht nach deiner Einschätzung ihrer Kleidung gefragt, Adolin.«

»Die Kleidung sagt eine Menge über den Menschen aus.«

»Ja? Was ist denn aus dem modischen Anzug geworden, den du in Kholinar getragen hast?«

Er senkte den Blick, was die Massage drei unerträglich lange Sekunden unterbrach, und darum knurrte sie ihn an.

»Er hat mir nicht mehr gepasst«, sagte er und massierte weiter. »Doch du sprichst ein wichtiges Problem an. Ja, wir müssen etwas zu essen und zu trinken finden. Aber wenn ich auf der ganzen Reise

dieselbe Uniform tragen muss, wirst du mich nicht mehr umbringen müssen. Dann begehe ich nämlich Selbstmord.«

Schallan hatte beinahe vergessen, wie hungrig sie war. Seltsam. Sie seufzte, schloss die Augen und versuchte sich nicht allzu sehr dem angenehmen Gefühl seiner Berührungen hinzugeben.

»Oh«, sagte Adolin kurze Zeit später. »Schallan, was mag das wohl sein?«

Sie folgte seiner Kopfbewegung und entdeckte ein seltsames kleines Sprengsel, das durch die Luft floss. Es war knochenweiß und braun, hatte ausgestreckte Schwingen an den Seiten und lange Locken als Schwanz. Vor seinem Körper schwebte ein Kubus.

»Es sieht wie eines der Ruhmsprengsel aus, die uns schon früher begegnet sind«, bemerkte sie. »Nur hat es die falsche Farbe. Und der Umriss seines Kopfes ist ...«

»Falsch!«, sagte Syl. »Es ist eines von Odiums Sprengseln!«



Als Kaladin den Leuchtturm betrat, trieb ihn sein Instinkt dazu, auf beiden Seiten der Tür nachzusehen, ob dort niemand im Hinterhalt lag. Der Raum schien außer den Möbeln, dem Schin und einigen seltsamen Bildern an den Wänden leer zu sein. Es roch nach Weihrauch und Gewürzen.

Der Schin schlug sein Buch zu. »Du kommst gleich zur Sache, was? Also fangen wir an. Wir haben tatsächlich nicht viel Zeit.« Er stand auf, und es stellte sich heraus, dass er nicht sehr groß war. Seine seltsame Kleidung hatte die Proportionen der Arme verzerrt, während die Hose besonders eng saß. Er ging zu einer Tür an der Seite des Raums.

»Ich sollte meine Gefährten holen«, sagte Kaladin.

»Aber die besten Lesungen gibt es immer zu Beginn des Großsturms!« Der Mann betrachtete ein kleines Gerät, das er aus seiner Tasche geholt hatte. »Bis dahin sind es nur noch zwei Minuten.«

Ein Großsturm? Azure hatte doch gesagt, dass man sich darüber in Schadesmar keine Gedanken machen musste.

»Warte«, sagte Kaladin und schritt hinter dem Mann her, der ein Zimmer betreten hatte, das an das Fundament des Leuchtturms angebaut worden war. Es wies große Fenster auf, doch sein Hauptmerkmal war ein kleiner Tisch in der Mitte. Etwas Klumpiges lag darauf, das von einem schwarzen Stofftuch verdeckt war.

Kaladin stellte fest, dass er ... neugierig war. Das schien ihm nach der Dunkelheit der letzten Tage etwas Gutes zu sein. Er trat in das Zimmer und schaute sich rasch um. An der einen Wand hing ein Bild, auf dem Menschen dargestellt waren, die vor einem grellweißen Spiegel knieten. An einer anderen war eine Stadtlandschaft im Abenddämmerchein zu sehen; eine Gruppe niedriger Häuser drängte sich vor einer gewaltigen Mauer zusammen, hinter der Licht glühte.

»Nun, fangen wir an!«, sagte der Mann. »Du bist hergekommen, um das Außerordentliche zu sehen, und das kann ich dir geben. Der Preis dafür beträgt nicht mehr als zwei Mark Sturmlicht. Dafür sollst du reichlich entlohnt werden – sowohl in Träumen als auch in Glanz!«

»Ich sollte wirklich meine Freunde ...«, sagte Kaladin.

Der Mann zog das Stofftuch vom Tisch und enthüllte eine große Kristallkugel. Sie gleißte in einem kraftvollen Licht und tauchte das Zimmer in ein strahlendes Leuchten. War das Sturmlicht?

»Bist du mit dem Preis nicht einverstanden?«, fragte der Mann. »Was bedeutet dir Geld denn schon? Wenn du es nie ausgibst, gewinnst du auch nichts dadurch. Und die Beobachtung dessen, was kommen wird, wird dich für die kleine Summe, die du einsetzt, bei weitem entschädigen!«

»Ich ...«, sagte Kaladin und schirmte das Licht mit seiner Hand ab. »Bei den Stürmen, Mann, ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst.«

Der Schin runzelte die Stirn; sein Gesicht wurde durch die Kugel von unten beleuchtet. »Du bist hergekommen, weil du die Zukunft vorausgesagt haben möchtest, oder etwa nicht? Für das Rii-Orakel.

Du möchtest, dass ich die unbeschrittenen Pfade sehe – während des Großsturms, wenn sich die Reiche miteinander vermischen.«

»Die *Zukunft vorausgesagt* haben möchte?« Kaladin spürte einen bitteren Geschmack im Mund. »Die Zukunft ist doch *verboten*.«

Der alte Mann hielt den Kopf schräg. »Aber ... bist du nicht gerade deswegen zu mir gekommen?«

»Bei den Stürmen, nein! Ich suche nach einer Passage. Wir haben gehört, dass hier Schiffe vorbeikommen.«

Der alte Mann massierte sich die Nasenwurzel und seufzte. »Eine Passage? Warum hast du das nicht gleich gesagt? Es macht mir immer so großen Spaß, meine Rede zu halten. Also gut. Ein Schiff? Ich werde einmal in meinem Kalender nachsehen. Ich glaube nämlich, die Vorräte kommen bald ...«

Er stapfte an Kaladin vorbei und murmelte dabei etwas in sich hinein.

Draußen kräuselte sich der Himmel vor Licht. Die Wolken *schimmerten* und wirkten seltsam durchscheinend und ätherisch. Kaladin keuchte auf und sah zu dem kleinen Mann hinüber, der ein Notizbuch von einem Beistelltisch geholt hatte.

»Das ...«, sagte Kaladin. »Sieht so ein Großsturm auf dieser Seite aus?«

»Hm? Oh, du bist hier neu? Wie bist du nach Schadesmar gekommen, wenn du noch keinen Sturm vorbeiziehen gesehen hast? Bist du direkt aus dem Lot gekommen?« Der alte Mann runzelte die Stirn. »Es nehmen nicht mehr viele Leute diesen Weg.«

Das *Licht*. Die helle Kugel auf dem Tisch – so groß wie ein menschlicher Kopf, schimmernd in milchigem Schein – wechselte die Farben und passte sich den perlmuttartigen Kräuselungen am Himmel an. In der Kugel befand sich kein Edelstein. Und das Licht schien anders zu sein. Es war fesselnd.

»Achtung«, sagte der Mann, als Kaladin an die Kugel herantrat. »Berühre sie nicht. Nur *richtig ausgebildete Wahr...*«

Kaladin hatte bereits die Hand auf die Kugel gelegt.

Und spürte, wie er vom Sturm davongetragen wurde.



Schallan und die anderen suchten nach Schutz, aber sie waren zu langsam. Das seltsame Sprengsel huschte unter ihren kleinen Baldachin.

Über ihnen kräuselten sich die Wolken plötzlich in einem strahlenden Farbspektrum.

Das verdorbene Ruhmsprengsel landete auf Schallans Arm. *Odium vermutet, dass du überlebt hast*, sagte eine Stimme in ihrem Kopf. Das ... das war die Stimme der Ungemachten aus dem Spiegel. Sja-anat. *Er vermutet, wegen unseres Einflusses sei etwas Seltsames mit dem Spiegel passiert – es ist uns bisher nie gelungen, so mächtige Sprengsel zu erleuchten. Es ist glaubhaft, dass etwas Seltsames geschehen könnte. Ich habe gelogen und gesagt, ich glaube, du seiest weit, weit vom Punkt des Übergangs weggeschickt worden.*

Er hat Häscher in diesem Reich, und sie werden den Auftrag erhalten, dich zu jagen. Also pass auf. Glücklicherweise weiß er nicht, dass du eine Lichtweberin bist – aus irgendeinem Grund glaubt er, du seiest eine Aufscheinerin.

Ich werde tun, was ich kann, aber ich bin mir nicht sicher, ob er mir noch vertraut.

Das Sprengsel flatterte davon.

»Warte!«, sagte Schallan. »Warte, ich habe Fragen.«

Syl versuchte es zu fangen, aber es wich ihr aus und war bald schon draußen auf dem Ozean.



Kaladin ritt auf dem Sturm.

Er hatte es schon vorher getan, in seinen Träumen. Er hatte sogar mit dem Sturmwater gesprochen.

Doch das hier fühlte sich anders an. Er ritt auf einer schimmernden, kräuselnden Woge aus Farben. Um ihn herum strömten die Wolken

mit unglaublicher Geschwindigkeit vorbei und leuchteten in all den Farben. Sie pulsierten wie zu einem unhörbaren Schlag.

Er spürte den Sturmwater nicht. Er sah keine Landschaft unter sich. Nur die schimmernden Farben und Wolken, die zu Licht verblassten.

Dann eine Gestalt. Dalinar Kholin, der an einem dunklen Ort kniete, umgeben von neun Schatten. Das Blitzen glühendroter Augen.

Der Kampfmeister kam. In diesem Augenblick wusste Kaladin – es war ein überwältigendes Gefühl, das ihn durchströmte –, dass Dalinar in einer schrecklichen, einer wirklich *schrecklichen* Gefahr schwebte. Ohne Hilfe war der Schwarzdorn dem Untergang geweiht.

»Wo?«, schrie Kaladin das Licht an, als es zu verblasen begann.
»Wann? Wie kann ich ihn erreichen?«

Die Farben verschwanden.

»*Bitte!*«

Blitzartig sah er eine vage vertraute Stadt. Groß, entlang der Felsen erbaut, und in der Mitte ein deutlich erkennbares Muster aus Gebäuden. Eine Mauer und ein Meer dahinter.

Im Zimmer des Wahrsagers fiel Kaladin auf die Knie. Der kleine Schin schlug Kaladins Hand von der schimmernden Kugel weg. »... sager wie ich dürfen das. Du wirst sie noch ruinieren, oder ...« Er verstummte, ergriff Kaladins Kopf und drehte ihn zu sich. »Du hast etwas gesehen!«

Kaladin nickte schwach.

»Wie? Unmöglich. Es sei denn, du ... bist *investiert*. Welche Erhöhung hast du?« Mit zusammengekniffenen Augen sah er Kaladin an. »Nein. Etwas anderes. Bei Domi, ein Wogenbinder? Hat es wieder begonnen?«

Kaladin mühte sich auf die Beine. Er warf einen Blick zu der großen Lichtkugel hinüber, die der Leuchtturmwärter nun wieder mit dem schwarzen Tuch bedeckte, und legte sich die Hand gegen die Stirn, die vor Schmerz pochte. Was war *das* gewesen? Sein Herz raste vor Angst.

»Ich ... ich muss gehen und meine Freunde holen«, sagte er.



Kaladin saß in dem Hauptraum des Leuchtturms – in dem Sessel, in dem Riino zuvor gesessen hatte. Schallan und Adolin verhandelten mit ihm auf der anderen Seite des Zimmers, während sich Muster über Schallans Schulter beugte und den Wahrsager nervös machte. Riino hatte Vorräte zu verkaufen, was sie aber aufgeladene Kugeln kosten würde. Anscheinend war Sturmlicht die einzige Handelsware, die auf dieser Seite einen Wert besaß.

»Dort, wo ich herkomme, sind Scharlatane wie er nicht ungewöhnlich«, sagte Azure und lehnte den Kopf gegen die Wand neben Kaladin. »Menschen, die behaupten, die Zukunft sehen zu können, und die von den Hoffnungen anderer Menschen leben. Eure Gesellschaft hat richtig gehandelt, als sie dies verboten hat. Die Sprengsel machen es genauso, und so müssen Leute wie er an Orten wie diesem leben und darauf hoffen, dass es ausreichend viele Verzweifelte gibt, die zu ihnen kommen. Vermutlich bekommt er mit jedem Schiff, das hier vorbeisegelt, etwas zu tun.«

»Ich habe etwas gesehen, Azure«, sagte Kaladin, der noch immer zitterte. »Es war real.« Seine Gliedmaßen fühlten sich ausgetrocknet an, als hätte er für lange Zeit schwere Gewichte gehoben.

»Vielleicht«, sagte Azure. »Diese Leute benutzen Pulver und Puder, die ein Hochgefühl hervorrufen und einen glauben machen, man habe etwas wahrgenommen. Selbst die Götter meines Landes erhaschen nicht mehr als flüchtige Blicke auf das Geistige Reich, und in meinem ganzen Leben bin ich nur einem einzigen Menschen begegnet, von dem ich glaube, dass er es wirklich verstanden hat. Und er ist vielleicht ein Gott. Ich bin mir nicht sicher.«

»Schelm«, sagte Kaladin. »Der Mann, der Euch das Metall gebracht hat, das Euren Seelengießer schützte.«

Sie nickte.

Nun, Kaladin *hatte* etwas gesehen. *Dalinar ...*

Adolin kam zu Kaladin hinüber und reichte ihm einen kleinen Metallzylinder. Mit einem Gegenstand, den ihm der Schin gegeben

hatte, brach er das obere Ende auf. Darin befanden sich einige Fischrationen. Kaladin stocherte mit dem Finger in den Stücken herum und betrachtete den Behälter.

»Dosenessen«, bemerkte Azure. »Außerordentlich praktisch.«

Kaladins Magen knurrte, und so stach er die Gabel, die Adolin ihm gegeben hatte, in den Fisch. Er schmeckte salzig, aber gut – viel besser als seelengegossenes Essen. Schallan gesellte sich zu ihnen, gefolgt von Muster, während der Leuchtturmwärter wegging und einige Vorräte holte, die sie ihm abgehandelt hatten. Der Mann warf einen Blick auf die Tür, neben der das Sprengsel von Adolins Klinge still wie eine Statue stand.

Durch das Fenster des Raumes konnte Kaladin Syl sehen, die am Ufer stand und über das Meer der Kugeln hinausblickte. *Ihr Haar kräuselt sich hier nicht*, dachte er. Im Körperreich flatterte es oft wie in einer unsichtbaren Brise. Hier verhielt es sich wie das Haar eines Menschen.

Aus irgendeinem Grund hatte sie den Leuchtturm nicht betreten wollen. Warum nicht?

»Der Leuchtturmwärter sagt, dass hier in nächster Zukunft ein Schiff eintreffen wird«, sagte Adolin. »Es sollte uns möglich sein, eine Passage darauf zu buchen.«

»Hm«, sagte Muster. »Das Schiff fährt nach Celebrant. Hm. Eine Stadt auf der Insel.«

»Insel?«

»Auf unserer Seite ist es ein See«, sagte Adolin. »Wir nennen ihn das Speermeer – er liegt im Südosten von Alethkar. Bei den Ruinen von ... Rathalas.« Er kniff die Lippen zusammen und wandte den Blick ab.

»Was?«, fragte Kaladin.

»In Rathalas wurde meine Mutter getötet«, sagte Adolin. »Von Rebellen ermordet. Ihr Tod hat meinen Vater in eine Raserei getrieben. Wir hätten ihn fast an die Verzweiflung verloren.« Er schüttelte den Kopf, und Schallan legte ihm die Hand auf den Arm.

»Es ist ... keine angenehme Erinnerung. Aus Rache hat Sadeas die Stadt bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Mein Vater bekommt stets einen seltsamen, fernen Gesichtsausdruck, wenn jemand Rathalas erwähnt. Ich glaube, er gibt sich die Schuld dafür, dass er Sadeas damals nicht aufgehalten hat, obwohl er halb wahnsinnig vor Trauer und schwer verwundet von einem Angriff auf sein Leben gewesen ist.«

»Also, auf dieser Seite gibt es dort noch immer eine Sprengselstadt«, sagte Azure. »Aber sie liegt in der falschen Richtung. Wir müssen nach Westen reisen, nicht nach Süden – auf die Hornesser-Berge zu.«

»Hm«, sagte Muster. »Celebrant ist eine berühmte Stadt. Von ihr aus könnten wir in alle Richtungen gehen. Und der Leuchtturmwärter weiß nicht, wann ein Schiff vorbeikommt, das in der Richtung unterwegs ist, die wir nehmen müssen.«

Kaladin setzte seine Fischdose ab und streckte die Hand nach Schallan aus. »Darf ich ein Blatt Papier bekommen?«

Sie gab ihm eines aus ihrem Skizzenblock. Mit ungeübter Hand zeichnete er die Gebäude, die er in seiner blitzartigen ... Vision – oder was immer es sein mochte – wahrgenommen hatte. *Ich habe dieses Muster schon einmal gesehen. Aus der Luft.*

»Das ist Thaylen-Stadt«, sagte Schallan. »Oder?«

Das stimmt, dachte Kaladin. Er hatte sie erst einmal besucht – als er das Eidtor der Stadt geöffnet hatte. »Ich habe das hier in der Vision gesehen, von der ich Euch berichtet hatte.« Er sah Azure an, die nicht überzeugt zu sein schien.

Kaladin spürte noch die Gefühle, die er während der Vision gehabt hatte – eine vibrierende, pochende Angst. Die Gewissheit, dass Dalinar in großer Gefahr schwebte. Neun Schatten. Ein Kampfmeister, der die feindlichen Streitmächte anführen würde ...

»Das Eidtor in Thaylen-Stadt steht offen und funktioniert«, sagte Kaladin. »Dafür haben Schallan und ich gesorgt. Und da uns das Eidtor in Kholinar nach Schadesmar gebracht hat, könnte uns

theoretisch auch ein anderes – eines, das nicht durch die Ungemachten verdorben wurde – zurückbringen.«

»Vorausgesetzt, wir finden heraus, wie es auf dieser Seite funktioniert«, sagte Schallan. »Und das ist ein ziemlich entmutigender Gedanke.«

»Wir sollten das Lot in den Bergen versuchen«, sagte Azure. »Das ist der einzig sichere Weg zurück.«

»Der Leuchtturmwärter sagt, er glaube, dass dort Seltsames geschieht«, sagte Schallan. »Seit einiger Zeit kommen keine Schiffe mehr von dort an.«

Kaladin legte die Finger auf seine Zeichnung. Er *musste* nach Thaylen-Stadt gelangen. Dabei spielte es keine Rolle, wie er es schaffte. Die Finsternis in seinem Innern schien sich zurückzuziehen.

Er hatte eine Aufgabe. Ein Ziel. Nun konnte er sich auf etwas anderes konzentrieren als auf die Menschen, die er in Kholinar verloren hatte.

Er musste Dalinar schützen.

Kaladin widmete sich wieder seinem Fisch, und die Gruppe machte es sich bequem und wartete auf das Schiff. Es dauerte einige Stunden, währenddessen die Farben in den Wolken beständig abnahmen und sie allmählich wieder weiß wurden. Auf der anderen Seite war der Großsturm abgezogen.

Schließlich bemerkte Kaladin etwas am Horizont, gleich hinter der Stelle, wo Syl auf den Felsen saß. Ja, es war ein Schiff, das von Westen herbeisegelte. Aber ... Es hatte kein Segel. Hatte er in Schadesmar jemals Wind gespürt? Er glaubte nicht.

Das Schiff pflügte durch das Meer der Kugeln und wogte auf den Leuchtturm zu. Es besaß kein Segel, keinen Mast, auch keine Ruder. Stattdessen wurde es von einer Gruppe unglaublicher riesiger Sprengsel mit Hilfe einer komplizierten Takelage gezogen. Sie waren lang und sehnig, hatten dreieckige Köpfe und schwebten auf etlichen gekräuselten Flügelpaaren.

Bei den Stürmen ... Sie zogen das Schiff wie Chulle. Wie fliegende, majestätische Chulle mit wellenden Körpern. So etwas hatte er noch nie gesehen.

Adolin stand dicht hinter ihm und gab einen Laut des Erstaunens von sich. »Nun, wenigstens werden wir stilvoll reisen.«



In den Überlieferungen heißt es, man solle eine Stadt verlassen, sobald sich die dortigen Sprengsel merkwürdig verhalten. Seltsamerweise wurde Sja-anat oft als Individuum betrachtet, während andere wie Moelach oder Ashertmarn eher als Kräfte eingeschätzt wurden.

Aus Hassis Mythica, S. 90

Szeth von Schinovar verließ die Himmelsbrecher-Festung mit zwanzig anderen Knappen. Die Sonne näherte sich dem bewölkten Horizont im Westen und tauchte den Reinsee in Rot und Gold. Aus dessen stillen Wassern ragten nun seltsamerweise Dutzende langer Holzpfähle hervor.

Ihre Höhe reichte von fünf bis zu dreißig Fuß, und sie schienen in Spalten gerammt worden zu sein, die sich im Seeboden befanden. Jeder Pfahl trug einen merkwürdigen knotenartigen Umriss an der Spitze.

»Dies ist eine Prüfung in Kriegskunst«, sagte Meister Warren. Der Azisch machte in der Gewandung eines marabethianischen Gesetzeshüters, die den Brustkorb unbedeckt ließ, während die Schultern mit einem kurzen, gemusterten Umhang bekleidet waren,

einen äußerst seltsamen Eindruck. Die Azisch waren für gewöhnlich höchst anständig gekleidet und über und über mit Gewändern und Hüten bedeckt. »Falls die Wüstwerdung wirklich eingesetzt hat, müssen wir zu kämpfen üben.«

Ohne Nins Bestätigung redeten sie von der Wüstwerdung immer nur im Zusammenhang mit »falls« und »wenn«.

»Jeder Pfahl ist mit einer Anzahl von Beuteln bekrönt, in denen sich Pulver in verschiedenen Farben befinden«, fuhr Warren fort. »Kämpft, indem ihr sie werft. Andere Waffen sind euch nicht erlaubt, und ihr dürft das Übungsgebiet, das durch die Pfähle markiert ist, nicht verlassen.

Ich werde die Übung abbrechen, wenn die Sonne untergegangen ist. Dann werden wir zählen, wie oft die Uniform eines jeden Knappen mit einem der Farbbeutel getroffen wurde. Ihr verliert je vier Punkte für jede einzelne Farbe auf eurer Uniform und einen zusätzlichen Punkt für einen wiederholten Treffer derselben Farbe. Der Sieger ist derjenige, der die wenigsten Punkte verloren hat. Und – los.«

Szeth sog Sturmlicht ein und peitschte sich zusammen mit den anderen in die Luft. Es war ihm gleichgültig, ob er diesen Wettstreit gewann, aber die Möglichkeit, das Peitschen zu tanzen – und endlich einmal nicht Tod und Zerstörung damit zu bringen –, hatte ihm ausgesprochen zugesagt. Es wäre wie in jenen Tagen seiner Jugend, als er mit den Ehrenklingen geübt hatte.

Er stieg etwa dreißig Fuß in die Luft und nutzte ein halbes Peitschen, um sich dort zu halten. Ja, an jeder Spitze der Pfähle hing eine kleine Ansammlung von Beuteln, die mit Kordeln an ihnen festgebunden waren. Er peitschte sich an einer von ihnen vorbei, ergriff einen der Beutel, aus dem eine kleine Wolke rosafarbenen Staubs aufstieg, als er von der Kordel abriss. Nun begriff er, warum den Knappen befohlen worden war, heute weiße Hemden und Hosen zu tragen.

»Ausgezeichnet«, sagte Szeth, als sich die anderen Knappen zerstreuten und ihre Beutel holten.

Was?, fragte das Schwert. Szeth trug es auf dem Rücken, fest und sicher angebunden, dazu in einem Winkel, in dem er die Waffe nicht ziehen konnte. *Ich verstehe nicht. Wo ist das Böse?*

»Nichts Böses heute, Schwert-Nimi. Nur ein *Wettkampf*.«

Er schleuderte seinen Beutel einem anderen Knappen entgegen. Es war eine Frau, und er traf sie an der Schulter. Dort färbte der Staub ihr Hemd ein. Bemerkenswerterweise hatte der Meister gesagt, dass nur Farbe auf der *Uniform* zählte, und deswegen war es ungefährlich, die Beutel in der Hand zu halten und sich die Finger einzustauben. Außerdem erreichte man dadurch, dass man jemand anderem den Beutel ins Gesicht warf, überhaupt nichts.

Die Knappen hatten sich schnell an das Spiel gewöhnt; bald flogen die Beutel in alle Richtungen. An jedem Pfahl steckte nur eine einzige Farbe, was die Wettkämpfer dazu ermunterte, die anderen mit so vielen Farben wie möglich zu treffen. Joret jedoch schwebte starr an einer Stelle und verteidigte einen der Pfähle, sodass die anderen ihn mit dessen Farbe nicht bewerfen konnten. Doch durch seine Reglosigkeit wurde er zu einem leichten Ziel, und seine Uniform war rasch mit bunten Flecken übersät.

Szeth tauchte nach unten weg und zog sich mit einem gekonnten Peitschen wieder in die Luft hinauf, sodass er dicht über der Wasserfläche des Reinsees dahinflog. Er packte einen der Pfähle und bog ihn so zur Seite, dass ihn Cali, die über ihm vorbeischwebte, nicht ergreifen konnte.

Ich bin zu langsam, erkannte er, als Farbbeutel auf ihn zuflogen. *Ein zu einfaches Ziel*.

Er wand sich vor und zurück und führte ein verwickeltes Manöver aus, das beide Peitschungen und den Flugwind mit einbezog. Die Beutel prallten neben ihm auf die Wasserfläche.

Er zog sich nach oben. Das Peitschen war kein anmutiger Schwalbenflug, sondern wirkte eher so, als hänge man an Fäden, so wie eine Marionette, die hin und her gerissen wird. Es war leicht,

dabei die Kontrolle zu verlieren, wie es die unbeholfenen Bewegungen der neuen Knappen bewiesen.

Als Szeth an Höhe gewann, setzte sich Zedzil hinter ihn, der in jeder Hand einen Beutel hielt. Szeth vollführte ein zweites Peitschen nach oben, und dann ein drittes. Sein Sturmlicht hielt viel länger an als früher – er vermutete, dass die Strahlenden wirkmächtiger als all jene waren, die Ehrenklingen für ihre Kräfte benutzten.

Wie ein Pfeil schoss er aufwärts. Windsprengsel gesellten sich zu ihm und wanden sich um ihn herum. Zedzil folgte ihm, aber als er versuchte, einen Beutel auf Szeth zu werfen, stellte sich der Wind als zu stark heraus. Der Beutel wurde sofort zurückgeschleudert und traf Zedzil an der eigenen Schulter.

Szeth tauchte wieder ab, und Zedzil folgte ihm, bis Szeth einen grünen Beutel von einem der Pfähle ergriff und ihn über die Schulter nach Zedzil warf. Erneut traf er. Der junge Mann fluchte und schoss auf der Suche nach einem einfacheren Ziel davon.

Dieser Wettkampf erwies sich für Szeth als eine überraschende Herausforderung. Er hatte nur selten in der Luft gekämpft, und dies hier fühlte sich beinahe so an wie damals, als er im Himmel gegen den Windläufer gefochten hatte. Er schwirrte zwischen den Pfählen umher, wick Beuteln aus – fing sogar einen im Flug auf, bevor er Szeth treffen konnte – und stellte dabei sogar fest, dass er es *genoss*.

Die Schreie aus den Schatten wirkten schwächer und weniger bedrängend. Er wand sich zwischen fliegenden Beuteln hindurch, tanzte über dem See, der mit den Farben der untergehenden Sonne angemalt war, und lächelte.

Sofort fühlte er sich schuldig. Er hatte eine Spur aus Tränen, Blut und Schrecken hinterlassen – wie ein persönliches Siegel. Er hatte Monarchien und Familien zerstört, schuldige und unschuldige gleichermaßen. Er durfte nicht *glücklich* sein. Er war nur ein Werkzeug der Vergeltung, und keines der Erlösung, denn an diese wagte er nicht zu glauben.

Wenn er gezwungen war weiterzuleben, dann sollte es kein Leben sein, um das ihn jemals jemand beneiden würde.

Du denkst wie Vascher, sagte das Schwert in seinem Kopf. Kennst du Vascher? Er unterrichtet die Leute jetzt in den Schwertkünsten, was witzig ist, weil VaraTreledees immer sagt, dass Vascher nicht besonders gut mit dem Schwert umgehen kann.

Szeth gab sich wieder ganz dem Kampf hin – nicht aus Freude, sondern eher aus praktischen Erwägungen. Leider brachte ihm seine kurze Unaufmerksamkeit einen ersten Treffer ein. Ein dunkelblauer Beutel prallte gegen ihn; der Farbkreis hob sich deutlich von seinem weißen Hemd ab.

Er knurrte und stieg mit je einem Beutel in jeder Hand auf. Dann warf er sie mit großer Präzision, traf einen Knappen am Rücken und einen anderen am Bein. Nicht weit von ihm entfernt flogen vier ältere Knappen in einer Formation. Sie jagten vereinzelte Neulinge, bedachten ihn oder sie mit einem Sperrfeuer aus acht Beuteln und trafen meist sechs- oder siebenmal, während sie selbst fast nie erwischt wurden.

Als Szeth an ihnen vorbeiflog, nahmen sie sich ihn vor, vielleicht weil seine Uniform noch fast makellos sauber war. Sofort peitschte er sich nach oben, beendete gleichzeitig sein seitliches Peitschen und versuchte sich über das Rudel zu setzen. Aber sie hatten mit ihren Kräften gut geübt und waren nicht so leicht abzuschütteln.

Wenn er immer weiter nach oben flog, würden sie ihn einfach jagen, bis ihm das Sturmlicht ausging. Schon jetzt waren seine Reserven niedrig, denn jeder Knappe hatte nur so viel bekommen, dass es für den Wettkampf reichte. Wenn er zu oft doppeltes oder gar dreifaches Peitschen anwendete, würde es ihm schneller ausgehen.

Zoll für Zoll verschwand die Sonne aus dem Blickfeld. Es blieb nicht mehr viel Zeit – und er musste bloß durchhalten.

Szeth tauchte zur Seite weg und bewegte sich schnell und sprunghaft. Nur einer aus dem Rudel, das ihm nachsetzte, wagte einen Wurf; die anderen warteten auf eine bessere Gelegenheit.

Szeths weiter Bogen brachte ihn zu einem der Pfähle, doch an ihm hingen keine Farbbeutel mehr. Es wirkte, als hätte Fari sie alle gesammelt und gehortet.

Also packte Szeth den Pfahl selbst.

Er drückte ihn zur Seite und bog ihn, bis er brach. Nun verfügte Szeth über einen Stock mit einer Länge von etwa zehn Fuß. Mit einem schwachen Aufwärtspeitschen ließ er das Holz ein wenig leichter werden und steckte es sich unter den Arm.

Ein rascher Blick über die Schulter zeigte ihm, dass ihn die vier Genossen noch immer jagten. Derjenige, der vorhin den Beutel geschleudert hatte, hatte sich zwei neue Beutel besorgt und holte die anderen mit einem doppelten Peitschen ein.

Stell dich ihnen, schlug das Schwert vor. *Du kannst sie besiegen.*

Diesmal stimmte Szeth ihm zu. Er stieg ab, bis er sich in der Nähe des Wassers befand; sein Flug verursachte ein Kräuseln auf der Oberfläche. Jüngere Knappen flogen ihm aus dem Weg, schleuderten Farbbeutel auf ihn und verfehlten ihn, weil er zu schnell war.

Er peitschte sich in einer weiten, vorhersehbaren Kurve zur Seite. Das war genau die Gelegenheit, auf die seine Verfolger gewartet hatten, und nun bewarfen sie ihn. Aber er war kein verängstigtes Kind, das von einer Überzahl eingeschüchtert und überwältigt werden konnte. Er war der Attentäter in Weiß. Und dies hier war lediglich ein Spiel.

Szeth wirbelte herum und schlug die Beutel mit seinem Stab zur Seite. Es gelang ihm sogar, den letzten in das Gesicht des Anführers der Gruppe zu schleudern; es war ein Mann namens Ty.

Das zählte zwar nicht als Treffer, aber der Staub drang in Tys Augen, und er musste blinzeln und wurde langsamer. Die Gruppe hatte fast all ihre Beutel geworfen, und so konnte Szeth sich ihnen nun nähern. Er peitschte sich unmittelbar auf sie zu.

Und niemand sollte ihn *jema/s* zu nahe an sich herankommen lassen.

Er ließ seinen Stab fallen, packte einen weiblichen Knappen am Hemd und benutzte sie als Schild gegen einen anderen Angreifer

außerhalb des Rudels, der die Gelegenheit ergriffen hatte und nun scharlachrote Beutel auf ihn warf. Szeth drehte sich mit der Knappin und stieß sie gegen den Angreifer. Sie prallten zusammen, und Streifen roten Staubs stoben von ihnen auf. Dann ergriff Szeth einen anderen Knappen aus der Gruppe und versuchte ihn wegzupeitschen.

Doch der Körper des Mannes widersetzte sich dem Peitschen. Personen, die Sturmlicht in sich trugen, waren schwierig zu peitschen – Szeth begriff dies erst allmählich. Aber er konnte sich selbst rückwärtspeitschen und den Mann mit sich zerren. Als er den Knappen wieder losließ, hatte dieser Schwierigkeiten, sich an den geänderten Schwung anzupassen, und taumelte durch die Luft. Dabei wurde er von einem halben Dutzend Farbbeuteln getroffen.

Szeth schwirrte davon; sein Sturmlicht hatte gefährlich abgenommen. Nur noch wenige Minuten ...

Unter ihm rief Ty den anderen etwas zu und zeigte zu Szeth hoch. Gegenwärtig war er der offensichtliche Gewinner. Nun war nur noch eine einzige Strategie sinnvoll.

»Schnappt ihn euch!«, rief Ty.

Oh, gut, sagte das Schwert.

Szeth peitschte sich nach unten, was sich als klug herausstellte, da viele der Knappen nach oben flogen, weil sie geglaubt hatten, er würde versuchen, so hoch wie möglich in der Luft zu bleiben. Nein, da er zahlenmäßig so stark unterlegen war, bestand seine beste Verteidigung darin, die anderen zu verwirren. Er flog geradewegs zwischen sie, und ein Sturm aus Beuteln brauste auf ihn los. Er gab sein Bestes, um ihnen auszuweichen, und schwirrte hierhin und dorthin. Aber es waren einfach zu viele Angriffe. Die schlecht gezielten Beutel waren die gefährlichsten, denn wenn er einem gut gezielten aus dem Weg flog, brachte ihn das fast zwangsläufig in die Flugbahn eines ziellosen.

Ein Beutel traf ihn am Rücken, gefolgt von einem zweiten. Ein dritter traf seine Seite. Farbiger Staub stieg überall auf, als sich die Knappen auch gegenseitig trafen. Das war seine Hoffnung: dass er

zwar den Beuteln nicht entgehen konnte, die anderen dafür aber ebenfalls getroffen wurden.

Er stieg auf, tauchte wieder ab, und die anderen wichen ihm aus wie Spatzen einem Falken. Er flog über die Wasseroberfläche dahin, zerstreute die Fische im Dämmerlicht und schoss wieder hinauf zu ...

Sein Sturmlicht versiegte.

Sein Schimmern verschwand. Der Sturm in ihm erstarb. Bevor die Sonne ganz untergegangen war, ergriff ihn die Kälte. Szeth beschrieb einen Bogen durch die Luft und wurde von einem Dutzend verschiedener Beutel getroffen. Er fiel durch eine Wolke vielfarbigen Staubes und zog einen Schweif hinter sich her.

Dann stürzte er in den Reinsee.

Glücklicherweise hatte er sich nicht mehr in großer Höhe befunden, und so war die Landung nur wenig schmerzhaft. Er traf auf den Grund des seichten Sees, und als er aufstand, bewarfen ihn die anderen mit einer weiteren Salve von Beuteln. Von *dieser* Gruppe durfte er keine Gnade erwarten.

Der letzte Streifen der Sonne verschwand, und Meister Warren verkündete das Ende der Prüfung. Die anderen schwebten davon; ihr Sturmlicht war in dem schwachen Licht des verdämmernden Tages deutlich zu sehen.

Szeth stand hüfhtief im Wasser.

Hui, sagte das Schwert. *Es tut mir leid für dich.*

»Danke, Schwert-Nimi. Ich ...«

Was waren das für zwei Sprengsel, die in der Nähe trieben und kleine *Schlitze* in der Luft bildeten? Sie teilten den Himmel, als schnitten sie Wunden in die Haut und enthüllten dahinter ein schwarzes Feld voller Sterne. Wenn sie sich bewegten, schien sich die Wirklichkeit um sie herum zu biegen und zu verschieben.

Szeth neigte den Kopf. Er maß den Sprengseln keinerlei religiöse Bedeutung mehr zu, aber diese hier riefen trotzdem ein Gefühl der Ehrfurcht bei ihm hervor. Er mochte als Verlierer aus dem Wettkampf

hervorgegangen sein, aber die Großsprengsel schien er beeindruckt zu haben.

Hatte er *wirklich* verloren? Wie genau hatten die Regeln gelaute?

Nachdenklich duckte er sich ins Wasser und schwamm durch den seichten See zum Ufer. Er kletterte heraus, und das Wasser strömte aus seiner Kleidung, als er auf die anderen zuing. Die Meister hatten helle Kugellaternen sowie Speisen und Erfrischungen herbeigebracht. Ein Taschikk-Knappe schrieb die Punkte auf, während zwei Meister darüber entschieden, was als Treffer zu gelten hatte und was nicht.

Plötzlich verspürte Szeth ein Gefühl der Enttäuschung über ihre Spiele. Nin hatte ihm die Gelegenheit versprochen, Schinovar zu säubern. Sie hatten keine Zeit für solche Spielchen. Für ihn war der Augenblick gekommen, sich über all das zu erheben.

Er ging zu den Meistern. »Es tut mir leid, diesen Wettstreit gewonnen zu haben, wie schon den mit den Gefangenen.«

»Du?«, sagte Ty ungläubig. Er hatte fünf Treffer abbekommen. Nicht schlecht. »Du bist mindestens zwei Dutzend Mal getroffen worden.«

»Ich glaube«, erwiderte Szeth, »den Regeln zufolge ist derjenige der Gewinner, der die wenigsten Treffer auf seiner Uniform hat.« Er legte die Hände an die Seite und zeigte seine weiße Kleidung, die während des Schwimmens sauber gewaschen worden war.

Warren und Ki tauschten einen raschen Blick aus. Die Meisterin nickte mit der Andeutung eines Grinsens.

»Es gibt immer einen«, sagte Warren, »der es begreift. Aber du solltest nicht vergessen, Szeth-Sohn-Neturo, dass du dich eines Schlupfloches zwar bedienen, dich aber nicht allzu fest darauf verlassen solltest. Allerdings hast du dich gut geschlagen, sowohl beim eigentlichen Wettstreit als auch im Erkennen dieses Loches in den Regeln.« Er blinzelte in die Nacht hinauf und sah die beiden Großsprengsel an, die sich nun auch Warren sichtbar gemacht zu haben schienen. »Andere sind derselben Meinung.«

»Er hat eine Waffe benutzt«, sagte einer der älteren Knappen und deutete auf Szeth. »Er hat die Regeln gebrochen!«

»Ich habe einen Pfahl benutzt, mit dem ich die Beutel abgelenkt habe«, sagte Szeth. »Aber ich habe niemanden damit angegriffen.«

»Du hast mich angegriffen!«, sagte die Frau, die er dem anderen Knappen entgegengeschleudert hatte.

»Die Berührungen von Körpern waren nicht verboten, und ich kann nichts dafür, wenn du nicht in der Lage bist, dein Peitschen zu kontrollieren.«

Die Meister wandten nichts dagegen ein. Ki beugte sich zu Warren hinüber. »Seine Fähigkeiten übersteigen die der anderen bei weitem. Ich wusste nicht ...«

Warren sah ihn wieder an. »Nach dieser Vorstellung zu urteilen wirst du dein Sprengsel bald bekommen.«

»Nicht bald«, sagte Szeth. »Sofort. Ich werde in dieser Nacht das Dritte Ideal sprechen und mich dazu entscheiden, dem Gesetz zu folgen. Ich ...«

»Nein«, unterbrach ihn eine Stimme.

Eine Gestalt stand auf der kleinen Mauer, die den Hof des Ordens einschloss. Die Himmelsbrecher keuchten auf, hielten ihre Laternen hoch und beleuchteten damit einen Mann mit dunkler Makabaki-Haut. Auf seiner rechten Wange prangte ein weißes Muttermal in Form eines Halbmondes. Im Gegensatz zu den anderen trug er eine beeindruckende Uniform aus Silber und Schwarz.

Nin-Sohn-Gott, Nale, Nakku, Nalan – dieser Mann hatte hundert verschiedene Namen und wurde überall auf Roschar verehrt. Der Illuminator. Der Richter. Ein Gründer der Menschheit, Verteidiger gegen die Wüstwerdungen, ein Mann, der zur Heiligkeit aufgestiegen war.

Der Herold der Gerechtigkeit war zurückgekehrt.

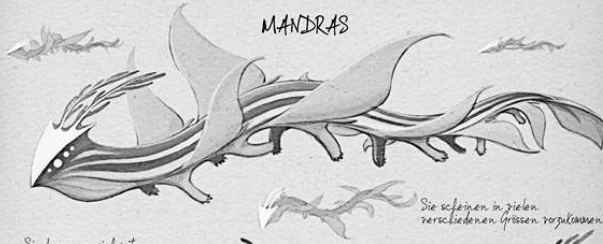
»Bevor du schwörst, Szeth-Sohn-Neturo«, sagte Nin, »gibt es einige Dinge, die du verstehen musst.« Er sah die Himmelsbrecher an. »Dinge, die ihr alle verstehen müsst. Knappen, Meister, sammelt eure Edelstein-Reserven und euer Handgepäck ein. Wir werden die

meisten Knappen hierlassen. Sie können das Sturmlicht nicht gut genug halten, und wir haben noch einen langen Weg vor uns.«

»Heute Nacht, Gerechter?«, fragte Ki.

»Heute Nacht. Es ist an der Zeit, dass ihr die beiden größten Geheimnisse erfahrt, die ich kenne.«

MANDRAS



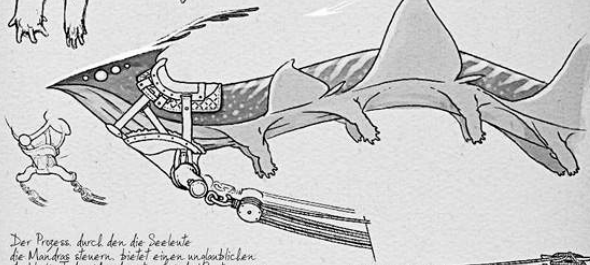
Sie schleichen in vielen verschiedenen Grössen vor. Man kann sie...

Sie bewegen sich mit selbiger Anmut, aber ich weiss nicht, ob die Mandras - in Gegensatz zu den Händelkanten - irgendwelchen Regeln der Physik unterworfen sind.

Die Flügel bewegen sich zwar in regelmässigen Rhythmus, schwingen aber nicht die Quelle der Fortbewegung oder des Auftriebs zu sein.



Der Umriss des Kopfes entspricht exakt dem der Glücksspiel, die sich in der Nähe von Grossstädten befinden. Meines Erachtens ist es kein Zufall, dass sie wie jene aussehen, die zusammen mit den Händelkanten fliegen.



Der Prozess, durch den die Seele der Mandras steuern, bietet einen unendlichen Anblick. Jedes Mandra ist auf jeder Seite in ein Geschick aus Flaschenzügen eingespannt. Zum Steuern in die erwünschte Richtung werden die Seile des Flaschenzugs auf der entsprechenden Seite gefasst und dann wieder an den Halterungen der Schiffsbau befestigt.





Nergaoul war dafür bekannt, die Streitkräfte in eine wahre Kriegersaserei versetzen zu können, was ihnen zu großer Wildheit verhalf. Seltsamerweise tat er dies auf beiden Seiten des Konflikts, sowohl bei den Bringern der Leere als auch bei den Menschen. Dies scheint bei den weniger selbstbewussten Sprengseln üblich zu sein.

Aus Hassis Mythica, S. 121

Als Kaladin in Schadesmar an Bord des Schiffes erwachte, waren die anderen schon aufgestanden. Er setzte sich in seiner Kojen auf, rieb sich die müden Augen und lauschte dem Knirschen der Kugeln außerhalb des Schiffsrumpfes. Es schien beinahe ... ein Muster oder Rhythmus in diesen Geräuschen zu liegen. Oder bildete er sich das nur ein?

Er schüttelte den Kopf, stand auf, reckte und streckte sich. Sein Schlaf war unruhig gewesen und immer wieder durch Gedanken an seine sterbenden Männer unterbrochen worden, an Elhokar und Moasch, an Drehy und Narb, um die er sich Sorgen machte. Die Dunkelheit überzog seine Gefühle und machte ihn benommen. Er

hasste es, wenn er der Letzte beim Aufstehen war. Das war immer ein schlechtes Zeichen.

Er machte sich frisch und zwang sich, die Treppe hochzusteigen. Das Schiff verfügte über drei Ebenen. Die unterste war der Stauraum. Auf der nächsten, dem Unterdeck, befanden sich die Kajüten, von denen die Menschen nur eine einzige erhalten hatten, die sie sich teilen mussten.

Das Oberdeck lag offen unter dem Himmel und wurde von den Sprengseln bevölkert. Syl sagte, dass es sich um Lichtsprengsel handelte, aber der übliche Name für sie lautete Greifer. Sie sahen wie Menschen mit seltsam bronzefarbener Haut aus – so metallisch, als wären sie lebendige Statuen. Sowohl die Männer als auch die Frauen trugen grobe Jacken und Hosen. Es war richtige Menschenkleidung, nicht bloß eine Imitation wie das, was Syl trug.

Sie hatten keine anderen Waffen als Messer, aber das Schiff besaß gefährliche Harpunen, die an den Seiten des Decks in Regalen festgeschnallt waren. Ihr Anblick beruhigte Kaladin ungemein; nun wusste er genau, wohin er sich wenden musste, wenn er eine Waffe brauchte.

Syl stand im Bug und betrachtete wieder das Meer aus Kugeln. Fast hätte er sie übersehen, denn sie trug nicht ihr gewohntes weiß-blaues Kleid, sondern ein rotes. Ihr Haar war wieder schwarz, und ... und ihre Haut hatte die Farbe von Fleisch – sie war gebräunt wie die von Kaladin. Was um alles ...?

Er ging über das Deck auf sie zu und stolperte, als das Schiff durch eine Kugelwoge pflügte. Bei den Stürmen, Schallan hatte gesagt, hier sei es viel sanfter als auf allen Booten, auf denen sie sich zuvor schon befunden hatte! Einige Greifer kamen vorbei und beschäftigten sich mit den gewaltigen Geschirren und Seilen, mit denen die Sprengsel, die das Boot zogen, angespannt waren.

»Ah, Mensch«, sagte einer der Greifer, als Kaladin an ihm vorbeiging. Das war der Kapitän, nicht wahr? Kapitän Ico? Er glich einem Schin-Mann mit großen, kindhaften Augen aus Metall und war

kleiner als ein Alethi, dafür aber sehr kräftig. Wie die anderen auch trug er lohfarbene grobe Kleidung, die eine Vielzahl zugeknöpfter Taschen aufwies.

»Komm mit«, sagte Ico zu Kaladin und überquerte das Deck, ohne auf eine Antwort zu warten. Diese Greifer redeten nicht viel.

Kaladin seufzte und folgte dem Kapitän zur Treppe zurück. An den Wänden hinunter verlief ein Fries aus Kupfer. Ähnliche Ornamente hatte Kaladin schon an Deck bemerkt. Er hatte vermutet, dass es sich um Dekorationen handelte, doch als der Kapitän an den Friesen vorbeiging, drückte er auf seltsame Weise die Finger gegen das Metall.

Kaladin berührte es ebenfalls mit den Fingerspitzen und spürte ein deutliches Vibrieren. Sie kamen an den Quartieren der gewöhnlichen Sprengsel-Seeleute vorbei. Sie schliefen nicht, aber sie schienen eine Pause von der Arbeit durchaus zu genießen, denn sie lagen lässig in schaukelnden Hängematten, und viele lasen sogar.

Kaladin machte es nichts aus, männliche Greifer mit einem Buch zu sehen – die Sprengsel glichen in gewisser Weise den Feuerern, die sich außerhalb der gewöhnlichen Unterscheidung von Mann und Frau befanden. Aber andererseits ... lesende Sprengsel? Wie merkwürdig.

Als sie den Laderaum erreicht hatten, entzündete der Kapitän eine kleine Öllampe. Soweit Kaladin es mitbekommen hatte, benutzte der Greifer dazu keinen besonderen Anzünder. Wie funktionierte es? Es schien ihm sehr wagemutig zu sein, bei so viel Holz und Stoff an Bord Feuer als Lichtquelle zu benutzen.

»Warum nehmt ihr keine Kugeln zur Beleuchtung?«, fragte ihn Kaladin.

»Wir haben keine«, antwortete Ico. »Das Sturmlicht verblasst schnell auf dieser Seite.«

Das stimmte. Kaladins Gruppe besaß mehrere große ungefasste Edelsteine, die das Sturmlicht wochenlang halten konnten, aber die kleineren Kugeln waren nach etwa einer Woche leer, wenn sie nicht im Sturm aufgeladen wurden. Die kleinen Stücke hatten sie dem

Leuchtturmwärter als Bezahlung für Vorräte und Ausrüstung – hauptsächlich für Stoff sowie für die Passage auf diesem Schiff – gegeben.

»Der Leuchtturmwärter wollte das Sturmlicht haben«, sagte Kaladin.
»Er bewahrt es in einer großen Kugel auf.«

Kapitän Ico gab ein Gurren von sich. »Ausländische Technologie«, sagte er. »Gefährlich. Zieht die falschen Sprengsel an.« Er schüttelte den Kopf. »In Celebrant haben die Geldwechsler vollkommene Edelsteine, die das Licht unbegrenzte Zeit halten. Ähnlich.«

»Vollkommene Edelsteine? Wie der Stein der Zehn Morgenröten?«

»Davon weiß ich nichts. Licht in einem perfekten Stein verliert sich nicht. Deshalb kannst du den Geldwechslern Sturmlicht geben. Sie besitzen Geräte, mit denen sie es aus kleineren Edelsteinen in vollkommene überleiten können. Dafür erhältst du einen Kredit, den du in der Stadt verbrauchen kannst.«

Der Laderaum war mit Fässern und Kisten vollgestopft, die an Wänden und Boden festgebunden waren. Kaladin konnte sich kaum einen Weg zwischen der Ladung hindurch bahnen. Ico wählte eine mit Seilen umschnürte Kiste aus und bat Kaladin, sie hervorzuziehen, während er die anderen Kisten darüber herunternahm und wieder aufstapelte, nachdem Kaladin seine Aufgabe erfüllt hatte.

Dabei dachte Kaladin über vollkommene Edelsteine nach. Existierte so etwas auf seiner Seite überhaupt? Wenn es nämlich wirklich makellose Steine gab, die das Sturmlicht hielten, ohne sich je zu entladen, dann wäre das eine wichtige Information. Es könnte für die Strahlenden – während der Weinung – den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuten.

Als Ico die Ladung wieder gesichert hatte, befahl er Kaladin, zusammen mit ihm die Kiste, die sie entnommen hatten, nach oben zu tragen. Sie wuchteten sie aus dem Laderaum bis auf das Oberdeck. Hier kniete sich der Kapitän vor sie und öffnete sie. Sie enthielt ein seltsames Gerät, das fast wie ein Kleiderständer aussah, allerdings nur etwa drei Fuß hoch war. Es bestand vollständig aus Stahl, und

Dutzende kleiner Metallsprossen ragten wie die Äste eines Baumes aus ihm hervor. Doch am unteren Ende befand sich eine kleine Metallschüssel.

Ico fischte ein Kästchen aus einer seiner Taschen. Und diesem Kästchen entnahm er eine Handvoll Glaskugeln, die jenen glichen, aus denen der Ozean bestand. Eine von ihnen legte er in ein Loch in der Mitte des Gerätes, dann winkte er Kaladin heran. »Sturmlicht.«

»Wofür?«

»Damit du lebst.«

»Soll das eine Drohung sein, Kapitän?«

Ico seufzte und bedachte ihn mit einem gequälten Blick, der auf seine Art ausgesprochen menschlich war. Es war der Blick eines Mannes, der zu einem Kind spricht. Der Sprengsel-Kapitän machte eine nachdrückliche Handbewegung, und so nahm Kaladin eine Diamantmark aus seiner Tasche.

Ico hielt die Kugel in der einen Hand und berührte die Glaskugel, die er in das Fabrial gelegt hatte, mit der anderen. »Das ist eine Seele«, sagte er. »Die Seele des Wassers, aber eines sehr kalten.«

»Eis?«

»Eis von einem hohen, hohen Ort«, sagte er. »Eis, das nie geschmolzen ist. Eis, das nie Wärme gekannt hat.« Als sich Ico konzentrierte, wurde das Licht in Kaladins Kugel schwächer. »Weißt du, wie du Seelen offenbar machen kannst?«

»Nein«, sagte Kaladin.

»Einige eurer Art wissen das«, sagte er. »Aber es ist selten. Selten auch bei uns. Die Gärtner unter den Bebauungssprengseln sind am geschicktesten darin. Ich bin ungeübt.«

Die Meereskugel dehnte sich aus, wurde trüb und wirkte nun wie Eis. Kaladin beschlich ein deutliches Gefühl von *Kälte*.

Ico gab die Diamantmark zurück, die nun teilweise entladen war, dann wischte er sich die Hände ab und stand auf. Er wirkte zufrieden.

»Wozu ist es da?«, fragte Kaladin.

Sanft stieß Ico das Gerät mit dem Fuß an. »Es wird jetzt kalt.«

»Warum?«

»Kälte macht Wasser«, erklärte der Kapitän. »Und Wasser sammelt sich in dem Becken. Du trinkst und stirbst nicht.«

Kälte macht Wasser? Aber sie schien zumindest kein Wasser zu machen, das Kaladin sehen konnte. Ico ging fort und sah nach den Sprengseln, die das Schiff steuerten, und Kaladin kniete sich neben das Gerät und versuchte es zu verstehen. Schließlich entdeckte er einige Wassertropfen, die sich an den »Ästen« des Geräts sammelten. Sie rannen an dem Metall herunter und sammelten sich im Becken.

Huh. Als der Kapitän während der anfänglichen Verhandlungen gesagt hatte, er würde Wasser für die menschlichen Passagiere bereitstellen, hatte Kaladin angenommen, das Schiff habe etliche Fässer davon geladen.

Das Gerät brauchte ungefähr eine halbe Stunde, um einen kleinen Becher Wasser herzustellen, den Kaladin als Test trank – das Becken verfügte über einen Zapfhahn und einen herausnehmbaren Zinnbecher. Das Wasser war kühl, aber im Gegensatz zu Regenwasser geschmacklos. Wie konnte Kälte Wasser herstellen? War es vielleicht schmelzendes Eis im Körperreich, das hierher verbracht wurde?

Als er das Wasser trank, kam Syl herüber. Haut, Haare und Kleid wiesen noch immer die Farben des Menschenreiches auf. Sie blieb neben ihm stehen, legte die Hände auf die Hüften und zog eine Schnute.

»Was ist los?«, fragte Kaladin.

»Sie erlauben mir nicht, auf einem der fliegenden Sprengsel zu reiten.«

»Klug.«

»Unerträglich.«

»Wie kannst du bloß eines dieser Wesen ansehen und dabei denken: ›Weißt du was? Ich möchte unbedingt auf seinem Rücken reiten?‹«

Syl sah ihn an, als ob er verrückt wäre. »Weil sie *fliegen* können.«

»Das kannst du auch. Sogar ich kann das.«

»Du fliegst nicht, du fällst nur in die falsche Richtung.« Sie streckte die Arme kurz aus, verschränkte sie dann vor der Brust und stieß einen lauten Seufzer aus. »Willst du mir sagen, dass du nicht wissen willst, wie es ist, eines dieser Wesen zu besteigen?«

»Pferde sind schon schlimm genug. Da werde ich doch nicht etwas besteigen, das nicht einmal *Beine* besitzt.«

»Wo ist dein Sinn für Abenteuer geblieben?«

»Ich habe ihn aus der Hintertür geschleift und besinnungslos geprügelt, weil er mich in die Armee gelockt hat. Was hast du übrigens mit deiner Haut und deinen Haaren gemacht?«

»Das ist Lichtweben«, sagte sie. »Ich habe Schallan darum gebeten, denn ich wollte nicht, dass sich unter der Mannschaft das Gerücht verbreitet, es befinde sich ein Ehrensprengsel an Bord.«

»Wir dürfen kein Sturmlicht auf so etwas verschwenden, Syl.«

»Wir haben eine Mark benutzt, die ohnehin schon fast leer war!«, sagte sie. »Also war sie wertlos für uns; sie wäre sogar völlig leer gewesen, wenn wir am Ziel unserer Reise sind. Und deshalb haben wir gar nichts verschwendet.«

»Und was ist, wenn es einen Notfall geben sollte?«

Sie streckte die Zunge zuerst ihm und dann den Seeleuten im Bug des Schiffes heraus. Kaladin stellte den kleinen Zinnbecher wieder in das Gerät und setzte sich. Mit dem Rücken lehnte er gegen die Reling. Schallan saß auf der anderen Seite des Decks in der Nähe der fliegenden Sprengsel und zeichnete.

»Du solltest zu ihr gehen und mit ihr reden«, sagte Syl, während sie sich neben ihn setzte.

»Über die Verschwendung von Sturmlicht?«, fragte Kaladin. »Ja, vielleicht sollte ich das tun. Sie scheint sehr leichtsinnig im Umgang damit zu sein.«

Sie rollte die Augen.

»Was ist?«

»Du sollst ihr doch keine Predigt halten, Dummerchen. Plaudere mit ihr. Über das Leben. Über lustige Dinge.« Syl stieß ihn sanft mit ihrem Fuß an. »Ich weiß, dass du das willst. Ich *spüre* es. Sei froh, dass ich die falsche Art von Sprengsel bin, denn sonst würde ich dir vielleicht über die Stirn lecken oder etwas dergleichen tun, damit ich an deine Gefühle komme.«

Das Schiff brandete gegen eine Woge aus Kugeln – die Seelen der Dinge in der Körperwelt.

»Schallan ist mit Adolin verlobt«, sagte Kaladin.

»Das ist aber kein Eid«, erwiderte Syl. »Es ist das Versprechen, vielleicht irgendwann einmal einen Eid abzulegen.«

»Aber es ist nichts, womit man spielt.«

Syl legte ihm die Hand auf das Knie. »Kaladin, ich bin dein Sprengsel. Es ist meine *Pflicht*, dafür zu sorgen, dass du nicht allein bist.«

»Ist das so? Wer hat das entschieden?«

»Ich. Versuche nicht zu behaupten, dass du nicht einsam bist oder nur deine Waffenbrüder brauchst. Mich kannst du nicht anlügen. Du bist in düsterer und trauriger Stimmung. Du brauchst etwas, jemanden, und sie wird dir zu besseren Gefühlen verhelfen.«

Bei den Stürmen! Es schien ja geradezu, als hätten sich seine Gefühle und Syl gegen ihn verbündet. Die eine Seite lächelte ermunternd, während die andere schreckliche Dinge flüsterte. Dass er immer allein gewesen war. Dass Tarah recht gehabt hatte, als sie ihn verlassen hatte.

Er füllte noch einen Becher mit so viel Wasser, wie das Becken ihm spenden konnte, und trug ihn zu Schallan. Das Rollen des Schiffes hätte beinahe dazu geführt, dass er den Becher über Bord gekippt hätte.

Schallan schaute auf, als er sich neben sie setzte und den Rücken gegen die Reling des Decks lehnte. Er reichte ihr den Becher. »Es macht Wasser«, sagte er und zeigte mit dem Daumen auf das Gerät. »Indem es kalt wird.«

»Kondensation? Wie schnell geht das? Navani wäre bestimmt sehr interessiert daran.« Sie nippte an dem Wasser und hielt den Becher in ihrer behandschuhten Schutzhand – was bei ihr ein seltsamer Anblick war. Selbst als sie gemeinsam zum Boden der Klüfte gereist waren, hatte sie eine besonders förmliche Havah getragen.

»Du gehst wie sie«, sagte sie beiläufig, während sie ihre Zeichnung der fliegenden Ungeheuer beendete.

»Sie?«

»Die Seeleute. Du bist geschickt darin, das Gleichgewicht zu wahren. Ich vermute, aus dir wäre ein geschickter Seemann geworden. Im Gegensatz zu einigen anderen.« Sie deutete mit dem Kopf auf Azure, die auf der anderen Seite des Decks stand und sich mit aller Kraft an der Reling festhielt, während sie den Greifern gelegentlich misstrauische Blicke zuwarf. Entweder gefiel es ihr nicht, auf einem Schiff zu sein, oder sie vertraute den Sprengseln nicht. Vielleicht beides.

»Darf ich?«, fragte Kaladin und zeigte auf Schallans Skizzenblock. Sie zuckte die Achseln, und so nahm er ihr die Zeichnungen aus der Hand und betrachtete die Bilder der fliegenden Bestien. Wie immer war die Ausführung hervorragend. »Was steht in dem Text?«

»Nur ein paar Theorien«, sagte sie und blätterte in ihrem Notizbuch herum. »Ich habe das Original dieses Bildes verloren, deshalb ist es vielleicht ein wenig grob. Aber hast du je so etwas wie diese Sprengsel mit den Pfeilspitzköpfen gesehen?«

»Ja ...«, sagte Kaladin und betrachtete ihre Zeichnung eines Himmelsaals, der in Begleitung der Pfeilspitzensprengsel durch die Luft flog. »Ich habe sie in der Nähe von Großschalen bemerkt.«

»Bei Kluffteufeln, Himmelsaalen und allem, was eigentlich schwerer sein sollte, als es in Wirklichkeit ist. Auf unserer Seite nennen die Seeleute sie Glückssprengsel.« Sie deutete mit dem Becher auf den Bug des Schiffes, in dem einige Matrosen die fliegenden Bestien lenkten. »Sie nennen sie Mandras, aber die Pfeilspitzenform ihrer Köpfe gleicht jener der Glückssprengsel. Sie sind zwar größer, aber

ich glaube, dass sie – oder ähnliche Geschöpfe – den Himmelsaalen beim Fliegen helfen.«

»Kluftteufel fliegen nicht.«

»Gewissermaßen tun sie es doch, mathematisch betrachtet. Bavamar hat Berechnungen bei den Reschi-Großschalen angestellt und herausgefunden, dass sie eigentlich unter ihrem eigenen Gewicht zusammenbrechen sollten.«

»Oh«, sagte Kaladin.

Sie wurde immer aufgeregter. »Aber da ist noch mehr. Diese Mandras *verschwinden* manchmal. Ihre Wärter nennen das ›Fallen‹. *Ich* glaube, sie werden gelegentlich in das Körperreich hineingezogen. Das bedeutet, dass man nie nur ein einziges Mandra zum Ziehen eines Schiffes einsetzen kann, gleichgültig wie klein das Schiff ist. Und man kann sie – und auch die meisten anderen Sprengsel – nicht zu weit von den Zentren menschlicher Ansiedlung auf unserer Seite entfernen. Sie verkümmern und sterben aus Gründen, die hier niemand versteht.«

»Hm. Wovon ernähren sie sich eigentlich?«

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte Schallan. »Syl und Muster behaupten, von Empfindungen zu leben, aber da ist noch etwas anderes, das ...« Sie verstummte, als Kaladin zur nächsten Zeichnung umblätterte. Sie schien ein Versuch zu sein, Kapitän Ico darzustellen, aber sie war erstaunlich kindlich. Er sah aus wie ein Strichmännchen.

»Hat sich Adolin Eures Skizzenblocks bemächtigt?«, fragte er.

Sie nahm ihm das Buch ab und klappte es zu. »Ich wollte nur einen anderen Stil ausprobieren. Danke für das Wasser.«

»Ja, ich musste den ganzen Weg von dort drüben bis hierhin zu Fuß zurücklegen. Mindestens sieben Schritte.«

»Nicht weniger als zehn«, sagte Schallan. »Und das auf diesem heiklen Deck. Sehr gefährlich.«

»Fast so schlimm wie ein Kampf gegen die Verschmolzenen.«

»Du hättest dir den Zeh anstoßen können. Oder es hätte sich dir ein Holzsplitter in die Haut bohren können. Du hättest über die Reling kippen und in die Tiefe sinken können, begraben unter tausend mal tausend Kugeln und dem Gewicht der Seelen einer Unzahl vergessener Gegenstände.«

»Oder ... das.«

»Höchst unwahrscheinlich«, stimmte Schallan ihm zu. »Dieses Deck ist besonders gepflegt, und nirgendwo gibt es Holzsplitter.«

»Bei meinem Glück würde ich sicherlich einen finden.«

»Ich hatte einmal ein Splitterchen«, bemerkte Schallan. »Es ist mir einfach so herausgerutscht.«

»Das ... das habt Ihr ... aber nicht gesagt.«

»Nein, du hast es dir offensichtlich eingebildet. Was für eine kranke Phantasie du hast, Kaladin.«

Kaladin seufzte und deutete mit dem Kopf auf die Seeleute. »Sie gehen barfuß. Habt Ihr das bemerkt? Hat es etwas mit den Kupferlinien zu tun, die in das Deck eingelassen sind?«

»Das Kupfer vibriert«, sagte Schallan. »Und sie berühren es andauernd. Ich glaube, sie benutzen es zur Kommunikation.«

»Das würde auch erklären, warum sie so wenig sprechen«, sagte Kaladin. »Ich hatte erwartet, dass sie uns länger beobachten. Sie scheinen nicht besonders neugierig auf uns zu sein.«

»Das ist seltsam, vor allem wenn man bedenkt, wie interessant Azure ist.«

»Nur Azure?«

»Ja. Dieser polierte Brustpanzer, die hinreißende Figur, ihre Jagd nach Beute und ihre Reisen in verschiedenen Welten – sie ist eine mysteriöse Gestalt.«

»Ich bin auch mysteriös«, sagte Kaladin.

»Das hatte ich früher sogar geglaubt. Aber dann habe ich herausgefunden, dass du keine guten Scherze magst. Es ist tatsächlich möglich, dass man *zu viel* über jemanden weiß.«

Er gab ein Grunzen von sich. »Also werde ich versuchen, mysteriöser zu sein. Und auf Beutejagd gehen.« Sein Magen knurrte. »Vielleicht sollte ich mit der Mittagsbeute beginnen.«

Ihnen waren zwei Mahlzeiten am Tag versprochen worden, aber da Ico erst sehr spät daran gedacht hatte, dass sie Wasser brauchten, sollte er vielleicht fragen, ob sie wirklich etwas zu essen bekommen würden.

»Ich habe versucht, unsere Geschwindigkeit zu ermitteln«, sagte Schallan und durchblätterte schnell ihr Skizzenbuch. Dabei sah er, dass manche Zeichnungen gewohnt gut und manche geradezu grotesk schlecht waren.

Schließlich kam sie zu einer Karte, die sie von der Region in Schadesmar angefertigt hatte, in der sie sich gerade befanden. Die Alethi-Flüsse waren nun Halbinseln, und das Speermeer war eine Insel mit der Stadt Celebrant auf der westlichen Seite. Die Halbinseln machten es erforderlich, dass das Schiff auf dem Weg zu der Stadt einen weiten Bogen nach Westen schlagen musste. Schallan hatte ihre Route mit einer Linie eingezeichnet.

»Es ist schwer, unser Vorankommen abzuschätzen, aber ich vermute, dass wir uns schneller bewegen als jedes Schiff in unserer eigenen Welt. Wir können uns geradewegs dorthin begeben, wohin wir wollen, ohne uns Gedanken um einen passenden Wind zu machen.«

»Also ... noch zwei weitere Tage?«, fragte Kaladin. Seine Vermutung speiste sich aus ihren Aufzeichnungen.

»Mehr oder weniger. Wenn wir unsere Geschwindigkeit beibehalten.«

Mit dem Finger deutete er auf den unteren Rand der Karte. »Thaylen-Stadt?«, fragte er und zeigte auf einen Punkt, den sie dort eingezeichnet hatte.

»Ja. Auf dieser Seite liegt sie am Rand eines Kugelsees. Wir dürfen vermuten, dass das Eidtor hier als Plattform erscheint – ganz so wie

jene, die wir in Kholinar zurückgelassen haben. Aber wie es aktiviert werden kann ...«

»Ich möchte es unbedingt versuchen. Dalinar schwebt in Gefahr. Wir müssen zu ihm gelangen, Schallan. Nach Thaylen-Stadt.«

Sie warf einen Blick zu Azure hinüber, die behauptete, dies sei die falsche Richtung, also eine, in die sie sich nicht begeben sollten. »Kaladin ... ich weiß nicht, ob wir auf das vertrauen können, was du sagst. Es ist gefährlich anzunehmen, man kennt die Zukunft ...«

»Ich habe nicht die Zukunft gesehen«, sagte Kaladin rasch. »So war das nicht. Es war eher so, als würde ich zusammen mit dem Sturmwater durch den Himmel schweben. Ich weiß nur ... ich *weiß*, dass ich Dalinar aufsuchen muss.«

Sie schien noch immer nicht überzeugt zu sein. Vielleicht hatte er ihnen zu viel vom Bühnenzauber des Leuchtturmwärters erzählt.

»Wir werden es uns überlegen, sobald wir in Celebrant angekommen sind.« Schallan schloss ihren Block, neigte sich vor und warf einen Blick zurück auf die Schiffswand, gegen die sie sich gelehnt hatten. »Glaubst du, es gibt hier vielleicht irgendwo Stühle? Diese Reling ist nicht besonders bequem.«

»Vermutlich gibt es keine.«

»Wie nennt man das hier eigentlich?«, fragte Schallan und klopfte mit dem Finger gegen die Reling. »Eine ... Deckwand?«

»Sie werden sicherlich irgendeine merkwürdige nautische Bezeichnung dafür haben«, sagte Kaladin. »Alles auf einem Schiff hat seltsame Namen. Steuerbord und Backbord statt rechts und links. Kombüse statt Küche. Plagegeist statt Schallan.«

»Da war doch ein Name ... Reling? Deckschutz? Nein, Dollbord. Es heißt Dollbord.« Sie grinste. »Es ist gar nicht so doll, gegen ein Dollbord gelehnt zu sitzen.«

Er ächzte leise. »Wirklich nicht?«

»Das war die Rache dafür, mir böse Namen zuzulegen.«

»Einen Namen. Und es war eher die Beschreibung einer Tatsache als ein Angriff.«

Sie knuffte ihn sanft. »Es tut gut, dich lächeln zu sehen.«

»Das war ein Lächeln?«

»Das war das Kaladin-Äquivalent eines Lächelns. Dieses Stirnrunzeln hat schon beinahe freundlich gewirkt.« Sie lächelte ihn an.

Wenn er in ihrer Nähe war, verspürte er eine gewisse Wärme in seinem Innern. Etwas fühlte sich *richtig* an. Es war nicht wie bei Loral, seinem Jugendschwarm. Und auch nicht wie bei Tarah, seiner ersten richtigen Liebe. Es war etwas anderes, und er konnte es nicht beschreiben. Er wusste nur, dass es nicht aufhören sollte. Es drängte die Finsternis zurück.

»Unten in den Klüften«, sagte er, »als wir zusammen gefangen waren, da habt Ihr über Euer Leben gesprochen. Über ... Euren Vater.«

»Ich erinnere mich«, sagte sie leise. »In der Dunkelheit des Sturms.«

»Wie macht Ihr das, Schallan? Wir könnt Ihr weiter lachen und grinsen? Wie haltet Ihr Euch davon ab, andauernd an die schrecklichen Dinge zu denken, die sich ereignet haben?«

»Ich verdecke sie. Ich besitze diese unheimliche Fähigkeit, alles zu verstecken, worüber ich nicht nachdenken möchte. Es ... es wird zwar mit der Zeit schwieriger, aber meistens kann ich ... kann ich ...« Sie verstummte und hielt den Blick starr nach vorn gerichtet. »Da. Es ist weg.«

»Hui.«

»Ich weiß«, flüsterte sie. »Ich bin verrückt.«

»Nein. Nein, Schallan! Ich wünschte, ich könnte das auch.«

Sie sah ihn an und runzelte die Stirn. »Du bist *wirklich* verrückt.«

»Wie schön wäre es, wenn ich einfach alles beiseiteschieben könnte! Bei den Stürmen!« Er versuchte es sich vorzustellen. Dann würde er sein Leben nicht mehr damit verbringen, sich um die Fehler zu sorgen, die er gemacht hatte. Dann würde er nicht mehr das

andauernde Flüstern hören, das ihm sagte, er sei nicht gut genug und habe seine Männer im Stich gelassen.

»Anders könnte ich nicht leben«, sagte Schallan.

»Es ist zumindest besser, als nicht mehr zu funktionieren.«

»Das sage ich mir selbst auch.« Sie schüttelte den Kopf. »Jasnah meint, Macht sei eine Täuschung der Wahrnehmung. Handle so, als besädest du Autorität, und du wirst sie in den meisten Fällen tatsächlich haben. Aber diese Vortäuschungen führen dazu, dass ich regelrecht zersplattere. Ich bin *zu* geschickt darin, anderen etwas vorzuspielen und vorzugaukeln.«

»Also gut, was immer Ihr tut, es funktioniert offenbar. Wenn ich diese Gefühle ersticken könnte, würde ich es sofort tun.«

Sie nickte, schwieg aber und verweigerte sich all seinen weiteren Versuchen, sie in ein Gespräch zu verwickeln.



Ich bin überzeugt, dass Nergaoul noch immer auf Roschar aktiv ist. Die Berichte der Alethi über die »Mitreißung« in der Schlacht passen zu gut zu den alten Berichten – einschließlich der Visionen von rotem Nebel und sterbenden Kreaturen.

Aus Hassis Mythica, S. 140

Dalinar erinnerte sich nun an fast alles. Obwohl die Einzelheiten seiner Begegnung mit der Nachtschauerin noch nicht bis zu ihm zurückgekommen waren, stand der Rest doch genauso frisch vor ihm wie eine neue Wunde, aus der das Blut auf sein Gesicht tropfte.

Es hatte so viel mehr Löcher in seinem Geist gegeben, als ihm bewusst gewesen war. Die Nachtschauerin hatte seine Erinnerungen zerrissen wie ein altes Laken und dann eine neue Decke daraus genäht. In den Jahren danach hatte er sich als halbwegs gesund betrachtet, doch nun waren all diese Narben wieder aufgerissen worden, und er sah die Wahrheit.

Als er durch Vedenar reiste, eine der großen Städte der Welt, bekannt für seine erstaunlichen Gärten und seine prächtige, luxuriöse

Atmosphäre, versuchte er all das zu vergessen. Leider war die Stadt durch den Bürgerkrieg und das nachfolgende Eintreffen des Ewigsturms verwüstet worden. Auch entlang des freigeräumten und gesäuberten Weges, auf dem er seine Besichtigungstour machte, kamen sie an versengten Gebäuden und Schutthaufen vorbei.

Unwillkürlich musste er wieder an das denken, was er Rathalas angetan hatte. Und so begleiteten ihn Evis Tränen. Und die Schreie sterbender Kinder.

Heuchler, riefen sie. Mörder. Zerstörer.

Die Luft roch nach Salz und war vom Donnern der Wellen gegen die Klippen vor der Stadt erfüllt. Wie konnten die Bewohner in diesem beständigen Lärm leben? Kannten sie keinen Frieden? Dalinar versuchte höflich zuzuhören, als Taravangians Untergebene ihn in einen Garten führten, dessen niedrige Mauern mit Ranken und Gebüsch überwachsen waren. Er war einer der wenigen, die im Bürgerkrieg nicht verwüstet worden waren.

Die Veden liebten prunkvolle Begrünungen. Sie waren gar kein feines Volk, sondern kochten vor Leidenschaft und Laster.

Die Frau eines der neuen Veden-Großprinzen führte Navani schließlich fort, um ihr einige Gemälde zu zeigen. Dalinar hingegen wurde in einen abgetrennten Bereich des Gartens geführt, in dem einige Veden-Hellaugen Wein tranken und miteinander plauderten. Vor einer niedrigen Mauer an der Ostseite wuchsen alle möglichen Arten von seltenen Pflanzen planlos nebeneinander, wie es der gegenwärtigen Gärtnermode entsprach. Lebenssprengsel zuckten zwischen ihnen.

Folgte jetzt noch mehr bedeutungsloses Gerede? »Bitte entschuldigt mich«, sagte Dalinar und deutete mit dem Kopf auf einen erhöhten Aussichtspavillon. »Ich möchte mir erlauben, einen Blick über die Stadt zu werfen.«

Einer der Hellaugen erhob die Hand. »Ich kann Euch zeigen ...«

»Nein, vielen Dank«, sagte Dalinar und stieg die Stufen zu dem Aussichtspavillon hoch. Vielleicht war das zu grob gewesen. Na ja,

wenigstens passte es zu seinem Ruf. Seine Wächter waren klug genug, zurückzubleiben und am Fuß der Treppe auf ihn zu warten.

Er erreichte den Pavillon und versuchte sich zu entspannen. Von hier aus hatte er einen schönen Blick auf die Klippen und das Meer dahinter. Leider sah er auch den Rest der Stadt – und bei allen Stürmen, sie befand sich wahrlich in keinem guten Zustand. Die Stadtmauern waren an etlichen Stellen eingestürzt, und der Palast war nur ein Trümmerhaufen. Große Teile der Stadt waren niedergebrannt, einschließlich vieler Gartenterrassen, die die Prunkstücke der Veden gewesen waren.

Weiter draußen, auf den Feldern nördlich der Stadt, zeigten schwarze Narben auf den Felsen die Stellen an, wo nach dem Krieg die Leichenberge verbrannt worden waren. Dalinar versuchte sich von alldem abzuwenden und nur noch den friedlichen Ozean zu betrachten. Aber er nahm den Rauch wahr. Das war nicht gut. In den Jahren nach Evis Tod hatte ihn der Geruch von Rauch oft in jene schreckliche Zeit zurückgeschickt.

Bei den Stürmen!, ich bin stärker als das. Er konnte dagegen ankämpfen. Er war nicht mehr der Mann, der er vor so vielen Jahren gewesen war. Er zwang sich, an den Zweck dieses Besuchs zu denken: an die Überprüfung der vedenischen Kriegsfähigkeit.

Viele der noch existierenden Veden-Truppen waren in Sturmbunkern innerhalb der Stadtmauern kaserniert. Aus dem, was man ihm zuvor berichtet hatte, war ihm klar geworden, welche verheerenden Verluste der Bürgerkrieg gebracht hatte. Es waren *verblüffende* Verluste. Viele Armeen würden einfach aufgeben, wenn sie mehr als ein Zehntel ihrer Kämpfer verloren hatten, aber hier hatten die Veden – angeblich – auch dann noch gekämpft, als sie bereits die Hälfte ihrer Soldaten verloren hatten.

Vielleicht waren sie durch das andauernde Dröhnen der Wellen verrückt geworden. Und ... was hörte er sonst noch?

Weiteres Phantom-Weinen. Bei Talns Handflächen! Dalinar holte tief Luft, roch aber nur Rauch.

Warum muss ich diese Erinnerungen haben?, dachte er wütend. Warum sind sie plötzlich zurückgekehrt?

In diese Gefühle mischte sich eine wachsende Angst um Adolin und Elhokar. Warum hatten sie keine Nachricht geschickt? Hätten sie sich denn nicht in Sicherheit gebracht, wenn sie entkommen wären, oder hätten sie nicht wenigstens eine Spannfeder gefunden? Es war eine lächerliche Vorstellung, dass mehrere Strahlende und Splitterträger in der Stadt gefangen saßen und nicht fliehen konnten. Aber die Alternative konnte nur bedeuten, dass sie tot waren. Dass er sie in den Tod geschickt hatte.

Dalinar versuchte mit geradem Rücken dazustehen und die Last all dessen zu ertragen. Doch er wusste nur zu gut, dass er es riskierte, ohnmächtig zu werden, wenn er die Knie durchdrückte und allzu gerade stand. Warum führte der Versuch, stark zu wirken, nur dazu, dass die Wahrscheinlichkeit zunahm, schwach zu werden?

Seine Wächter am Fuß der Treppe traten zur Seite und ließen Taravangian durch, der eine seiner typischen orangefarbenen Roben trug. Der alte Mann hielt einen gewaltigen rautenförmigen Schild, der seine gesamte linke Seite bedeckte. Er kletterte zu dem Pavillon hoch und setzte sich keuchend auf eine der Bänke.

»Wolltet Ihr nicht einen von diesen hier sehen, Dalinar?«, fragte er nach kurzem Schweigen und hielt den Schild hoch.

Dalinar war dankbar für die Ablenkung. Dann ergriff er den Schild und wog ihn in seiner Hand. »Halbsplitter?«, fragte er, als er bemerkte, dass ein Stahlkästchen mit einem Edelstein darin in die innere Oberfläche eingelassen war.

»Allerdings«, sagte Taravangian. »Grobe Geräte. Es gibt Legenden über ein Metall, das eine Splitterklinge aufhalten kann. Ein Metall, das vom Himmel fällt. Wie Silber, aber leichter. Ich würde es gern einmal sehen, aber zunächst können wir diese hier benutzen.«

Dalinar gab ein Grunzen von sich.

»Ihr wisst doch, wie Fabriale hergestellt werden, nicht wahr?«, fragte Taravangian. »Mit versklavten Sprengseln.«

»Sprengsel können genauso wenig ›versklavt‹ werden wie Chulle.«
Fern in seinem Geist grollte der Sturmwater.

»Dieser Edelstein«, sagte Taravangian, »sperrt die Art von Sprengseln ein, die den Dingen eine Substanz verleihen und die Welt zusammenhalten. Wir haben in diesem Schild etwas eingekerkert, das zu einer anderen Zeit einen Strahlenden Ritter hätte segnen können.«

Bei den Stürmen. Mit solchen philosophischen Problemen konnte er sich heute nicht abgeben. Er versuchte das Thema zu wechseln. »Ihr scheint Euch besser zu fühlen.«

»Es ist ein guter Tag für mich. Seit langem habe ich mich nicht mehr so gut gefühlt, aber das kann auch gefährlich sein. Dann neige ich nämlich dazu, über Fehler nachzudenken, die ich gemacht habe.« Taravangian zeigte sein freundliches Lächeln. »Ich versuche mir zu sagen, dass ich zumindest die beste Entscheidung getroffen habe, die ich aufgrund der Informationslage hatte treffen können.«

»Leider bin ich mir sicher, dass ich *nicht* die besten Entscheidungen getroffen habe«, sagte Dalinar.

»Aber Ihr würdet sie nicht ändern. Wenn Ihr das tätet, wäret Ihr eine andere Person.«

Ich habe sie schon geändert, dachte Dalinar. *Ich habe sie ausgelöscht. Und ich bin zu einer anderen Person geworden.* Dalinar stellte den Schild neben dem alten Mann ab.

»Dalinar, Ihr habt von Eurer Geringschätzung für Euren Ahn, den Sonnenmacher gesprochen«, sagte Taravangian. »Ihr nanntet ihn einen Tyrann.«

So wie auch ich einer bin.

»Nehmen wir einmal an«, fuhr Taravangian fort, »Ihr könntet den Lauf der Geschichte mit einem Fingerschnippen verändern. Würdet Ihr dann dafür sorgen, dass der Sonnenmacher länger gelebt und sein Ziel erreicht hätte, ganz Roschar unter einem einzigen Banner zu vereinigen?«

»Das hätte ihn zu einem noch größeren Despoten gemacht«, sagte Dalinar. »Und das wiederum hätte bedeutet, dass er sich den ganzen Weg durch Azir und nach Iri hinein freigemordet hätte. Natürlich würde ich mir das nicht wünschen.«

»Aber was wäre, wenn es Euch dafür heute die Herrschaft über ein vollständig vereinigtes Volk eingebracht hätte? Was wäre, wenn *sein* Morden *Euch* in die Lage versetzen würde, Roschar vor der Invasion der Bringer der Leere zu schützen?«

»Ich ... dazu müsste ich gutheißen, dass Millionen unschuldiger Menschen auf den Scheiterhaufen geschickt wurden!«

»Diese Menschen sind aber schon seit langer Zeit tot«, flüsterte Taravangian. »Was bedeuten sie Euch? Sie sind Zahlen in der Fußnote einer Schreiberin. Ja, der Sonnenmacher war gewiss ein Ungeheuer. Aber die gegenwärtigen Handelswege zwischen Herdaz, Jah Keved und Azir wurden durch seine Tyrannei geschaffen. Er brachte Kultur und Wissenschaft zurück nach Alethkar. Der moderne kulturelle Aufstieg der Alethi kann unmittelbar auf seine Taten zurückgeführt werden. Moral und Gesetz sind auf den Leibern der Getöteten errichtet worden.«

»Daran kann ich nichts ändern.«

»Nein, nein. Natürlich könnt Ihr das nicht.« Taravangian klopfte gegen den Halbsplitterschild. »Wisst Ihr, wie wir die Sprengsel für die Fabriale einfangen, Dalinar? Ob Spannfeder oder Heizfabrial, es ist alles dasselbe. Man lockt das Sprengsel mit etwas an, das es mag. Man gibt ihm etwas Vertrautes, das es in sich aufnimmt – etwas, das es sehr gut kennt. Und in diesem Augenblick wird es zu Eurem Sklaven.«

Ich ... ich kann jetzt wirklich nicht darüber nachdenken.
»Entschuldigt mich«, sagte Dalinar. »Ich muss nach Navani sehen.«

Er verließ den Pavillon, stieg die Treppe hinunter und drängte sich an Rial und seinen anderen Leibwächtern vorbei. Sie folgten ihm und hasteten hinter ihm her wie Blätter hinter einem Windstoß. Er betrat

die Stadt, aber er suchte nicht nach Navani. Vielleicht sollte er den Truppen einen Besuch abstatten.

Er ging zurück durch die Straße, auf der er hergekommen war, und versuchte die Zerstörungen nicht zu beachten. Trotzdem machte diese Stadt einen *toten* Eindruck auf ihn. Die Architektur glich jener der Alethi; hier war nichts von den verspielten Mustern Kharbranth's oder Thaylenah's zu erkennen, aber vor vielen Häusern wuchsen Pflanzen, oder sie hingen aus den Fenstern. Es war seltsam, durch Straßen voller Menschen zu gehen, die wie Alethi aussahen, aber eine fremde Sprache sprachen.

Schließlich erreichte Dalinar die großen Sturmbunker dicht an der Stadtmauer. Neben ihnen hatten die Soldaten Zeltstädte errichtet, die sie rasch abbauen und in einen der brotlaibartigen Bunker schleppen konnten, sobald sich ein Sturm näherte. Dalinar bemerkte, dass er ruhiger wurde, nachdem er sich unter die Soldaten gemischt hatte. Das hier war ihm vertraut, das war der Frieden der Soldaten, der auf ihn übergriff.

Die Offiziere hießen ihn willkommen, und die Generäle zeigten ihm die Bunker. Sie waren beeindruckt, dass er ihre Sprache beherrschte – er hatte sie gleich zu Beginn seines Aufenthalts in der Stadt durch seine Bindeschmied-Fähigkeiten erlernt.

Dalinar nickte oft und stellte nur gelegentlich eine Frage. Und doch hatte er irgendwie das Gefühl, endlich etwas zu erreichen. Am Ende betrat er ein luftiges Zelt in der Nähe eines Stadttors, in dem er sich mit einer Gruppe verwundeter Soldaten traf. Jeder von ihnen hatte als Einziger überlebt, während seine ganze Einheit gefallen war. Sie waren Helden, aber nicht von der üblichen Art. Man musste selbst Soldat sein, wenn man die Heldenhaftigkeit begreifen wollte, die darin lag, dass diese Männer bereit gewesen waren weiterzukämpfen, auch nachdem all ihre Freunde gestorben waren.

Der letzte in der Reihe war ein älterer Veteran, der eine saubere Uniform und das Abzeichen einer erloschenen Einheit trug. Sein rechter Arm fehlte, der Jackenärmel war abgerissen. Ein jüngerer

Soldat führte ihn zu Dalinar. »Sieh nur, Geved. Der Schwarzdorn höchstpersönlich! Hast du nicht immer gesagt, dass du ihm einmal begegnen möchtest?«

Der Blick des älteren Mannes wirkte so, als könne er in jeden anderen Menschen hineinschauen. »Hellherr«, sagte er und salutierte. »Ich habe bei Glattfels gegen Eure Armee gekämpft, Herr. Hellherr Nalanars Zweite Infanterie. Eine sturmverdammt feine Schlacht war das, Herr.«

»Sturmverdammt fein, allerdings«, sagte Dalinar und erwiderte den Salut. »Ich erinnere mich, dass uns eure Streitkräfte an drei verschiedenen Stellen gepackt hatten.«

»Das waren gute Zeiten, Hellherr. Gute Zeiten. Bevor alles schiefgelaufen ist ...« Sein Blick verschwamm.

»Wie war es?«, fragte Dalinar leise. »Der Bürgerkrieg, die Schlacht hier in Vedenar?«

»Das war ein Albtraum, Herr.«

»Geved«, sagte der jüngere Mann. »Wir sollten lieber gehen. Es gibt zu essen ...«

»Hast du ihn nicht gehört?«, fragte Geved und entzog dem Griff des Jungen seinen verbliebenen Arm. »Er hat *gefragt*. Alle schwirren um mich herum und beachten es nicht. Bei den Stürmen, Herr. Der Bürgerkrieg war ein *Albtraum*.«

»Der Kampf gegen andere Veden-Familien«, sagte Dalinar und nickte.

»Das war es nicht«, erwiderte Geved. »Bei den Stürmen! Wir streiten uns genauso viel wie Ihr Euch, Herr. Mit Verlaub. Aber ich habe mich nie schlecht gefühlt, wenn ich meine eigene Schlacht geschlagen habe. Das ist es doch, was der Allmächtige will, oder? Aber diese Schlacht ...« Er erbehte. »Niemand wollte aufhören, Hellherr. Selbst dann nicht, als alles eigentlich hätte vorüber sein sollen. Sie haben einfach weitergekämpft. Sie haben getötet, weil sie töten *wollten*.«

»Es hat in uns gebrannt«, sagte ein anderer Verwundeter vom Speisentisch aus. Der Mann trug eine Augenklappe und wirkte, als hätte er sich seit der Schlacht nicht mehr rasiert. »Ihr kennt das doch, Hellherr, nicht wahr? Diesen Fluss in Eurem Innern, der das ganze Blut in den Kopf zieht und dafür sorgt, dass Ihr jeden Schlag liebt. Er bringt Euch dazu, dass Ihr nicht mehr aufhören könnt, egal wie müde Ihr seid.«

Die Mitreißung.

In Dalinar schimmerte etwas auf. Es war so vertraut, so warm und so *schrecklich*. Es regte sich in Dalinar wie ... wie ein Lieblings-Axthund, der überrascht ist, die Stimme seines Herrn nach so langer Zeit wieder zu hören.

Er hatte sie seit einer gefühlten Ewigkeit nicht mehr wahrgenommen. Selbst auf der Zerbrochenen Ebene, als er sie zum letzten Mal gefühlt hatte, schien sie schwächer als jetzt gewesen zu sein. Plötzlich begriff er. Es war nicht so, dass er gelernt hätte, die Mitreißung zu überwinden. Sie hatte ihn bloß verlassen.

Und war hierhergekommen.

»Haben noch andere von euch dies gespürt?«, fragte Dalinar.

»Wir alle«, sagte ein weiterer Mann, und Geved nickte. »Die Offiziere ... sie sind mit einem Grinsen herumgeritten, das wie angewachsen schien. Die Männer haben gebrüllt, man müsse weiterkämpfen und den Schwung beibehalten.«

Es geht immer um den Schwung.

Andere stimmten zu und redeten von dem bemerkenswerten Dunst, der sich über den Tag gelegt hatte.

Dalinar verlor das Gefühl des Friedens, das sich während der Truppeninspektion nach und nach in ihm aufgebaut hatte, und entschuldigte sich. Seine Wächter mussten hinter ihm herlaufen, als er die Flucht ergriff. Er lief noch schneller, als ein Bote auf ihn zugerannt kam und ihm sagte, er werde in den Gärten gebraucht.

Er war nicht bereit. Er wollte weder Taravangian noch Navani und insbesondere nicht Renarin gegenüberreten. Stattdessen bestieg er

die Stadtmauer. Die ... die Befestigungsanlagen inspizieren. Deshalb war er doch hergekommen.

Von der Brustwehr aus sah er wieder diese ausgedehnten Bereiche der Stadt, die im Krieg niedergebrannt und in Schutt und Asche gelegt worden waren.

Die Mitreißung rief ihn, fern und schwach. Nein. *Nein*. Dalinar marschierte die Mauer entlang und kam an einigen Soldaten vorbei. Rechts von ihm brandeten die Wellen gegen das felsige Ufer. Schatten bewegten sich in den Untiefen – Tiere, doppelt oder dreimal so lang wie ein Chull, deren Schalen aus den Tiefen zwischen den Wellen herausragten.

Dalinar schien es, als wäre er in seinem Leben vier verschiedene Menschen gewesen. Der blutrünstige Krieger, der überall dort tötete, wo er hingeschickt wurde, und der sich die Konsequenzen zur Verdammnis wünschte.

Dann der General, der eine vornehme Höflichkeit vorspielte, während er sich insgeheim danach sehnte, zurück auf das Schlachtfeld zu kommen, damit er noch mehr Blut vergießen konnte.

Ferner der gebrochene Mann. Derjenige, der für die Taten seiner Jugend bezahlte.

Und schließlich der vierte Mann: der falscheste von allen. Der Mann, der seine Erinnerungen aufgegeben hatte, damit er behaupten konnte, ein besserer Mensch zu sein.

Dalinar hielt an und legte die Hand auf die Steine. Seine Leibwächter versammelten sich hinter ihm. Ein vedenischer Soldat näherte sich von der anderen Seite der Mauer und rief wütend: »Wer bist du? Was machst du hier oben?«

Dalinar kniff die Augen zusammen.

»Du! Alethi! Antworte mir. Wer hat dir erlaubt, diese Mauer zu ersteigen?«

Die Mitreißung regte sich, und das Tier in ihm wollte schon losschlagen. Ein Kampf. Jetzt brauchte er einen *Kampf*.

Nein. Er floh wieder, eilte einen engen Treppenschacht hinunter. Sein Atmen hallte von den Wänden wider, und beinahe wäre er gestolpert und die letzten Stufen hinuntergestürzt.

Schwitzend stürmte er hinaus auf die Straße und überraschte eine Gruppe von Wasserträgerinnen. Seine Wächter drangen hinter ihm aus dem Treppenturm. »Herr?«, fragte Rial. »Herr, seid Ihr ... ist alles ...?«

Dalinar sog Sturmlicht in sich hinein und hoffte, es würde die Mitreißung vertreiben. Aber das tat es nicht. Es schien das Gefühl vielmehr zu vervollständigen und ihn zur Tat anzustacheln.

»Herr?«, fragte Rial und streckte ihm eine Feldflasche entgegen, aus der ein starker Duft drang. »Ich weiß, dass Ihr gesagt habt, ich sollte so etwas nicht mitnehmen, aber ich habe es doch getan. Und ... vielleicht habt Ihr das jetzt nötig.«

Dalinar starrte die Flasche an. Ein durchdringender Geruch stieg aus ihr auf und hüllte ihn ein. Wenn er das trank, konnte er das Flüstern vergessen. Er konnte die brennende Stadt vergessen und das, was er Rathalas angetan hatte. Und Evi.

So einfach ...

Beim Blute meiner Väter. Bitte. Nein.

Er wandte sich von Rial ab. Er brauchte Ruhe und Erholung. Das war alles. Nur Ruhe. Er versuchte den Kopf hochzuhalten und langsamer zu werden, während er zurück in Richtung des Eidtores marschierte.

Die Mitreißung nagte von hinten an ihm.

Wenn du wieder zu dem ersten Mann wirst, wird der Schmerz aufhören. In deiner Jugend hast du das getan, was getan werden musste. Damals bist du stärker gewesen.

Er knurrte, wirbelte herum und warf seinen Mantel zur Seite. Er suchte nach der Stimme, die diese Worte ausgesprochen hatte. Seine Wächter scheuten vor ihm zurück und packten ihre Speere fester. Die belagerten Bewohner von Vedenar ergriffen vor ihm die Flucht.

Ist das Führerschaft? Wenn du jede Nacht weinst? Wenn du bebst und zitterst? So handelt vielleicht ein Kind, nicht aber ein Mann.

»Lasst mich allein.«

Gib mir deinen Schmerz.

Dalinar schaute zum Himmel hinauf und stieß ein raues Brüllen aus. Er stürmte durch die Straßen; ihm war gleichgültig, was die Leute denken mochten, wenn sie ihn sahen. Er musste nur aus dieser Stadt *verschwinden*.

Da. Die Treppe hoch zum Eidtor. Die Bewohner dieser Stadt hatten aus der Plattform einen Garten gemacht, aber dieser war inzwischen entfernt worden. Dalinar beachtete die lange Rampe nicht, sondern nahm je zwei Stufen auf einmal. Das Sturmlicht verlieh ihm Ausdauer.

Oben fand er eine Gruppe von Wachen in Kholin-Blau, die bei Navani und zahlreichen Schreiberinnen standen. Sofort kam Navani zu ihm herüber. »Dalinar, ich habe versucht, ihn abzuwehren, aber er war zu beharrlich. Ich weiß nicht, was er will.«

»Er?«, fragte Dalinar und rang nach Luft.

Navani deutete auf die Schreiberinnen. Nun erst bemerkte Dalinar, dass es nicht nur Frauen waren. Einige trugen die kurzen Bärte der Feuerer. Aber diese blauen Roben? Was war das?

Vikare, dachte er, *aus der heiligen Enklave in Valath*. Nominell mochte Dalinar das Oberhaupt der Vorin-Religion sein, tatsächlich aber kümmerten sich die Vikare um die Doktrinen der Kirche. Die Stäbe, die sie trugen, waren mit Edelsteinen umwunden und weitaus prächtiger, als er erwartet hatte. War der meiste Pomp denn nicht zusammen mit dem Sturz der Hierokratie verschwunden?

»Dalinar Kholin!«, sagte einer von ihnen. Für einen Anführer der Feuerei war er jung – kaum älter als vierzig. Sein rechteckig gestutzter Bart war mit grauen Streifen durchzogen.

»Der bin ich«, sagte Dalinar und schüttelte Navanis Hand auf seiner Schulter ab. »Wenn du mich sprechen möchtest, sollten wir uns an einen ungestörten Ort zurückziehen ...«

»Dalinar Kholin«, sagte der Feuerer mit lauterer Stimme. »Der Rat der Vikare hat Euch zum Häretiker erklärt. Wir können Euer Beharren darauf, dass der Allmächtige nicht Gott ist, nicht länger hinnehmen. Hiermit seid Ihr exkommuniziert und mit dem Kirchenbann belegt.«

»Ihr habt kein Recht ...«

»Wir haben *jedes* Recht! Die Feuerer müssen über die Hellaugen wachen, damit Ihr Eure Untertanen gut regieren könnt. Das ist *noch immer* unsere Pflicht, so wie sie in den Vereinbarungen der Theokratie niedergelegt ist und seit Jahrhunderten befolgt wird! Habt Ihr wirklich geglaubt, wir würden über das hinwegsehen, was Ihr predigt?«

Als der dämliche Feuerer damit begann, Dalinars Häresien nacheinander aufzuführen, biss Dalinar die Zähne zusammen. Dann forderte er, Dalinar möge ihnen abschwören. Der Mann trat so nahe an Dalinar heran, dass dieser seinen Atem riechen konnte.

Die Mitreißung regte sich, spürte einen Kampf. Roch Blut.

Ich werde ihn töten, dachte ein Teil von Dalinar. *Ich muss sofort weglaufen, denn sonst töte ich diesen Mann*. Das war für ihn so klar wie der helle Sonnenschein.

Also rannte er davon.

Er stürmte auf das Kontrollgebäude des Eidtores zu, wollte nur noch entkommen. Er taumelte zu dem Schlüsselloch und erinnerte sich erst jetzt daran, dass er keine Splitterklinge besaß, mit der er diesen Mechanismus bedienen konnte.

Dalinar, grollte der Sturmwater. *Etwas stimmt hier nicht. Etwas, das ich nicht sehen kann; etwas, das vor mir verborgen bleibt. Was spürst du?*

»Ich muss von hier wegkommen.«

Ich werde kein Schwert für dich sein. Darüber haben wir schon gesprochen.

Dalinar knurrte. Er spürte etwas, das er berühren konnte – etwas hinter den Dingen. Die Macht, die die Welten zusammenband. *Seine* Macht.

Warte, sagte der Sturmvater. *Das ist nicht richtig!*

Dalinar beachtete ihn nicht, sondern griff hinüber und zog die Macht hindurch. Etwas Grellweißes manifestierte sich in seiner Hand, und er rammte es in das Schlüsselloch.

Der Sturmvater ächzte; es klang wie ein Donnern.

Die Macht setzte das Eidtor dennoch in Betrieb. Als seine Leibwächter draußen Dalinars Namen riefen, stellte er den Apparat so ein, dass nicht die gesamte Plattform, sondern nur das kleine Gebäude transportiert wurde, und dann drehte er die Macht in dem Loch. Ein Kreis aus Licht blitzte um das Bauwerk herum auf, während kalter Wind durch die Türen ins Innere drang. Er taumelte heraus auf eine der Plattformen vor Urithiru. Der Sturmvater zog sich vor ihm zurück. Er brach zwar nicht das Band, entzog Dalinar aber seine Gunst.

Die Mitreißung brandete herbei und ersetzte sie. Selbst in dieser Entfernung! Bei den Stürmen! Dalinar konnte ihr nicht entkommen.

Du kannst dir selbst nicht entkommen, Dalinar, sagte Evis Stimme in seinem Kopf. *So bist du nun einmal. Nimm es hin.*

Er konnte nicht weglaufen. Bei den Stürmen ... er konnte nicht weglaufen.

Beim Blute meiner Väter. Bitte, bitte hilf mir.

Aber ... zu wem betete er überhaupt?

Benommen stolperte er von der Plattform herunter und beachtete die Fragen der Soldaten und Schreiberinnen überhaupt nicht. Er begab sich zu seinen Gemächern und suchte verzweifelt nach einem Weg, sich vor Evis verdammender Stimme zu schützen.

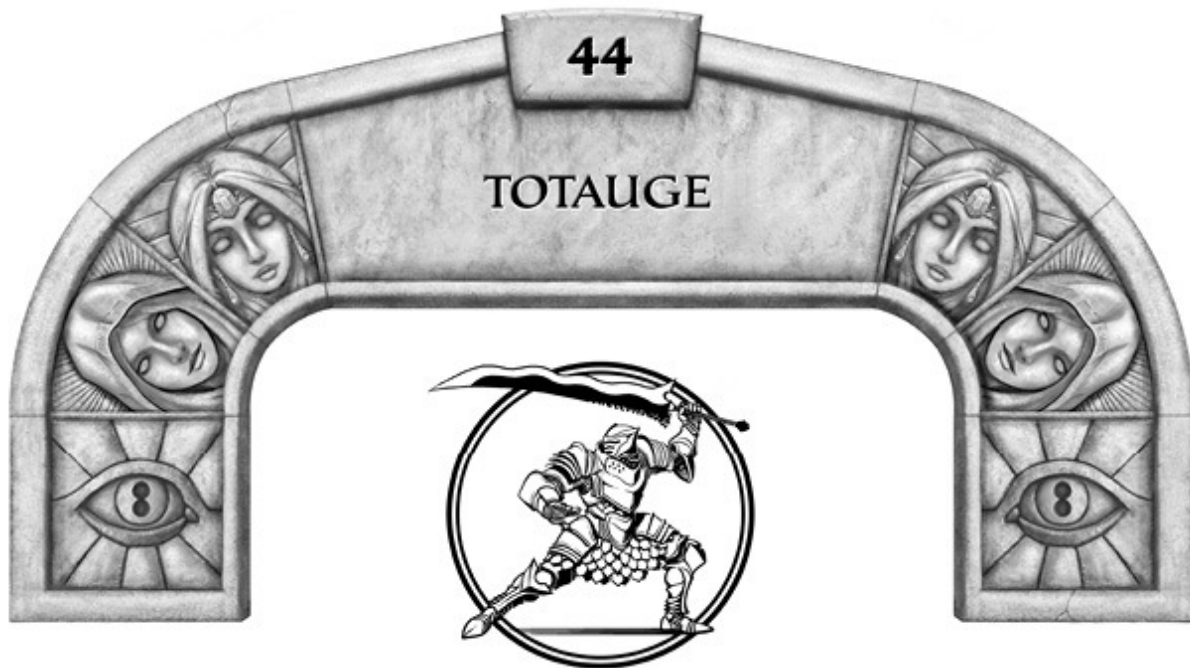
In seinem Zimmer dann zog er ein Buch aus dem Regal. Es war in Schweinsleder gebunden und auf dickes Papier geschrieben. Er hielt den *Weg der Könige* fest, als wäre es ein Talisman, der die Macht besaß, die Schmerzen zu vertreiben.

Es tat nichts. Einmal hatte ihn dieses Buch gerettet, aber nun schien es nutzlos zu sein. Er konnte nicht einmal die Worte lesen.

Schließlich ließ er den Band fallen und taumelte aus dem Zimmer. Es war kein bewusster Gedanke, der ihn zu Adolins Gemächern und zu deren Durchsuchung führte. Aber er fand, worauf er gehofft hatte: eine Flasche Wein, die für besondere Augenblicke aufbewahrt worden war. Es war ein starker Violetter.

Dies repräsentierte den dritten Mann, der er gewesen war. Scham, Enttäuschung und Tage, die im Dämmerzustand verbracht worden waren. Schreckliche Zeiten. Zeiten, in denen er einen Teil seiner Seele aufgegeben hatte, nur weil er das Bedürfnis gehabt hatte zu vergessen.

Aber bei den Stürmen, entweder das – oder erneutes Töten. Er hob die Flasche an seine Lippen.



Moelach ist Nergaoul sehr ähnlich, aber statt Kriegersraserei zu erregen, gewährte er anscheinend Blicke in die Zukunft. Darin stimmen Überlieferung und Theologie überein. Das Schauen der Zukunft hat seinen Ursprung bei den Ungemachten und stammt vom Feind.

Aus Hesses *Mythica*, S. 143

Adolin zupfte an seiner Jacke, während er in Kapitän Icos Kajüte stand. Dieser hatte ihm den Raum für einige Stunden zur Verfügung gestellt.

Die Jacke war zu kurz, aber sie war immerhin die größte, die ihm das Sprengsel hatte geben können. Adolin hatte die Hosenbeine kurz unter dem Knie abgeschnitten und die unteren Enden in seine langen Socken und hohen Stiefelschäfte gesteckt. Die Ärmel der Jacke hatte er aufgerollt, was einem alten Stil aus Thaylenah entsprach. Doch die Jacke wirkte noch immer wie ein Sack.

Lass sie aufgeknöpft, sagte er zu sich. *Die hochgerollten Ärmel sehen auf diese Weise besser aus.* Er steckte sich das Hemd in die Hose und zog den Gürtel zusammen. Wirkte der Kontrast? Er betrachtete sich im Spiegel des Kapitäns. Er brauchte eine Weste.

Zum Glück konnte er sich selbst eine anfertigen. Ico hatte ihm einen dunkelroten Mantel überlassen, der zu klein für ihn war. Adolin entfernte Kragen und Ärmel, nähte die ausgefranst Enden um und schlitzte den Rücken.

Er war gerade mit den Arbeiten fertig geworden, als Ico nach ihm sah. Adolin knöpfte die behelfsmäßige Weste zu, warf sich die Jacke über und präsentierte sich mit den Händen an den Seiten.

»Sehr hübsch«, sagte Ico. »Du siehst aus wie ein Ehrensprengsel, das zu einem Lichterfest geht.«

»Danke«, sagte Adolin und betrachtete sich wieder in dem kleinen Spiegel. »Die Jacke müsste länger sein, aber ich traue mich nicht, den Saum auszulassen.«

Ico betrachtete ihn mit metallenen Augen – aus Bronze, mit Löchern als Pupillen, wie Adolin es bei manchen Statuen gesehen hatte. Selbst die Haare des Sprengsels erschienen wie gemeißelt. Ico hätte beinahe ein seelengegossener König aus lange vergangener Zeit sein können.

»Du bist bei deinesgleichen ein Herrscher gewesen, nicht wahr?«, fragte Ico. »Warum bist du weggegangen? Die Menschen, die herkommen, sind Flüchtlinge, Kaufleute oder Forscher. Aber keine Könige.«

König. War Adolin ein König? Sicherlich würde sein Vater nun, da Elhokar tot war, die Abdankung nicht weiter betreiben.

»Keine Antwort?«, sagte Ico. »Das ist fein. Aber bei ihnen warst du ein Herrscher. Das kann ich in dir lesen. Eine hohe Abstammung ist den Menschen wichtig.«

»Vielleicht etwas *zu* wichtig?«, erwiderte Adolin und legte sich den Schal um, den er aus seinem Taschentuch gemacht hatte.

»Das ist wahr«, sagte Ico. »Ihr seid alle Menschen, und so kann niemandem von euch ein Eid anvertraut werden, von welcher Abstammung ihr auch sein mögt. Ein Reisevertrag, das ist in Ordnung. Aber die Menschen verraten das Vertrauen, das man in sie

setzt.« Das Sprengsel runzelte die Stirn, schien verlegen zu sein und wandte den Blick ab. »Das war grob.«

»Grobheit ist nicht unbedingt mit Unwahrheit gleichzusetzen.«

»Ich wollte dich jedenfalls nicht beleidigen. Du trägst keine Schuld. Der Verrat von Eiden liegt einfach in deiner Natur, weil du ein Mensch bist.«

»Du kennst meinen Vater nicht«, sagte Adolin. Aber dieses Gespräch verursachte ihm Unbehagen. Nicht wegen Icos Worten – Sprengsel neigten dazu, seltsame Dinge zu sagen, und Adolin nahm daran keinen Anstoß.

Er machte sich immer größere Sorgen, weil er vielleicht *tatsächlich* den Thron besteigen musste. Er war in dem Bewusstsein aufgewachsen, dass es geschehen könnte, aber er hatte sich immer verzweifelt gewünscht, dass es nie geschehen würde. In stillen Augenblicken hatte er seinen Unwillen darauf zurückgeführt, dass sich ein König solchen Dingen wie dem Duellieren auf keinen Fall widmen durfte – dass er das Leben nicht genießen durfte.

Aber was war, wenn der Grund dafür noch tiefer lag? Wenn er schon immer gewusst hatte, dass eine gewisse Widersprüchlichkeit in ihm lauerte? Er konnte nicht mehr so tun, als wäre er der Mann, den sich sein Vater wünschte.

Nun, es war ohnehin unwesentlich. Alethkar als Nation war gefallen. Er begleitete Ico nach draußen und begab sich an Deck zu Schallan, Kaladin und Azure, die an der Steuerbordreling standen. Alle trugen Hemden, Hosen und Jacken, die sie den Greifern mit matten Kugeln abgekauft hatten. Matte Edelsteine waren auf dieser Seite nicht annähernd so wertvoll wie auf der anderen, aber anscheinend gab es einen gewissen Handel zwischen beiden Reichen, und so besaßen sie zumindest einen gewissen Wert.

Kaladin starrte Adolin mit offenem Mund von den Stiefeln bis zum Schal an, dann richtete sich sein Blick auf die Weste. Seine verblüffte Miene allein war die ganze Arbeit wert gewesen.

»Wie?«, wollte Kaladin wissen. »Wie habt Ihr das *genäht*?«

Adolin grinste. Kaladin wirkte wie ein Mann, der den Versuch machte, seinen Kinderanzug zu tragen. Er würde diese Jacke niemals über seiner breiten Brust zuknöpfen können. Schallan passten Hemd und Jacke besser, was die Maße anging, aber der Schnitt war nicht gerade schmeichelhaft. Azure wirkte ohne ihren dramatischen Brustpanzer und den Umhang weitaus ... normaler.

»Ich würde buchstäblich für einen Rock töten«, sagte Schallan.

»Du machst Scherze«, sagte Adolin.

»Nein. Ich kann es nicht mehr ertragen, wie diese Hose an meinen Beinen reibt. Adolin, könntest du mir ein Kleid schneiden? Vielleicht wäre es möglich, die Hosenbeine zusammenzunähen?«

Er rieb sich das Kinn, auf dem inzwischen ein spärlicher blonder Bart wuchs. »So läuft das nicht – ich kann nicht aus dem Nichts Stoffe erschaffen. Es ...«

Er verstummte, als sich plötzlich die Wolken über ihnen kräuselten und einen seltsamen Perlmuttschimmer annahmen. Ein weiterer Großsturm, der zweite seit ihrer Ankunft in Shadesmar. Die Gruppe verstummte und schaute zu dem atemberaubenden Lichtschauspiel hoch. Die Greifer in ihrer Nähe schienen sich aufrechter zu stellen und ihren Tätigkeiten plötzlich energischer nachzugehen.

»Siehst du«, sagte Adolin. »Ich hab es dir doch gesagt. Sie nähren sich irgendwie davon.«

Schallan kniff die Augen zusammen, ergriff ihren Skizzenblock, ging zu den Sprengseln und wollte sie befragen. Kaladin begab sich zu seinem eigenen Sprengsel im Bug des Schiffes, wo es sich offenbar gern aufhielt. Adolin hatte bemerkt, dass er oft nach Süden schaute, als wenn er sich dringend wünschte, das Schiff möge sich schneller bewegen.

Er blieb an der Reling stehen und betrachtete die Kugeln, die unter ihm zur Seite gedrückt wurden. Als er wieder aufschaute, stellte er fest, dass Azure ihn beobachtete. »Habt Ihr das wirklich genäht?«, fragte sie.

»Da musste nicht viel genäht werden«, antwortete Adolin. »Der Schal und die Jacke verdecken den größten Teil der Zerstörungen, die ich der Weste zugefügt habe – die einmal eine kleine Jacke war.«

»Dennoch«, bemerkte sie. »Das ist eine ungewöhnliche Fähigkeit für ein Mitglied der königlichen Familie.«

»Wie viele Mitglieder von königlichen Familien kennt Ihr denn?«

»Mehr, als einige annehmen werden.«

Adolin nickte. »Ich verstehe. Seid Ihr eigentlich *absichtlich* rätselhaft, oder ist das nur zufällig so?«

Azure lehnte sich gegen das Dollbord; die Brise blies durch ihre kurzen Haare. Wenn sie keinen Brustpanzer und Umhang trug, wirkte sie jugendlicher. Sie mochte etwa fünfunddreißig Jahre alt sein. »Ein wenig von beidem. Als ich jung war, habe ich festgestellt, dass es mir ... schlecht bekommt, wenn ich Fremden gegenüber allzu offen bin. Aber um Eure Frage zu beantworten: Ich habe königliche Häupter gekannt – einschließlich einer Frau, die aus diesen Kreisen ausgeschieden ist. Sie hat alles hinter sich gelassen: Thron, Familie, Verantwortung ...«

»Sie hat sich ihrer Pflicht entzogen?« Das war einfach unvorstellbar.

»Dem Thron ist es gut bekommen, dass jemand anderes auf ihm sitzt – jemand, der dies genießt.«

»Es geht nicht darum, dass man etwas *genießt*. Es geht darum, das zu tun, was zum Wohle eines größeren Guten von einem verlangt wird. Man kann die Verantwortung doch nicht einfach ablegen, nur weil man sich danach *fühlt*.«

Azure sah Adolin an, und er spürte, wie er errötete. »Entschuldigung«, sagte er und wandte den Blick ab. »Mein Vater und mein Onkel haben mich wohl ... mit einer gewissen Leidenschaft für dieses Thema ausgestattet.«

»Das ist schon in Ordnung«, sagte Azure. »Vielleicht habt Ihr ja recht, und vielleicht weiß ein Teil von mir das auch. Ich finde mich andauernd in Situationen wie der in Kholinar wieder, als ich die

Mauerwache angeführt habe. Zuerst lasse ich mich hineinziehen ... und dann lasse ich alle im Stich ...«

»Ihr habt die Mauerwache *nicht* im Stich gelassen, Azure«, sagte Adolin. »Ihr hättet das, was geschehen ist, niemals verhindern können.«

»Vielleicht. Aber ich habe das Gefühl, dass dies nur eine weitere Pflicht in einer langen Reihe ist, die ich vernachlässigt habe – eine weitere Last, der ich mich entledigt habe, was zu katastrophalen Ergebnissen geführt hat.« Aus irgendeinem Grund legte sie, während sie das sagte, die Hand auf den Griff ihres Schwertes. Dann sah sie wieder Adolin an. »Aber ich bereue nicht, die Herrschaft aufgegeben zu haben. Manchmal ist es das Beste, die eigenen Pflichten von jemand anderem ausführen zu lassen – von jemandem, der dazu besser in der Lage ist.«

Was für eine *befremdliche* Idee. Manchmal übernahm man eine Pflicht, die nicht die eigene war, aber ... sich einer Pflicht zu entledigen? Sie ... jemand anderem zu übertragen?

Adolin sann darüber nach. Er nickte Azure zu, als sie sich zurückzog, weil sie sich etwas zu trinken holen wollte. Er stand noch immer an der Reling, als Schallan von ihrer Befragung – na ja, eher von ihrer Vernehmung – der Greifer zurückkehrte. Sie hakte sich bei ihm unter, und gemeinsam betrachteten sie für eine Weile die schimmernden Wolken.

»Ich sehe schrecklich aus, nicht wahr?«, fragte sie schließlich und stupste ihm in die Flanke. »Keine Schminke, seit Tagen ungewaschene Haare, und jetzt trage ich auch noch plumpe Arbeiterkleidung.«

»Ich glaube nicht, dass du jemals schrecklich aussehen kannst«, sagte er und zog sie an sich heran. »Trotz ihrer Farbenpracht können es nicht einmal die Wolken mit dir aufnehmen.«

Sie pflügten durch ein Meer aus treibenden Kerzenflammen, die auf der Menschenseite ein Dorf repräsentierten. Sie hatten Unterschlupf

vor dem Sturm gesucht. Die Flammen schienen sich in Klumpen zusammenzudrängen.

Schließlich verblassten die Wolken wieder. Inzwischen sollten sie sich in der Nähe der Stadt befinden, und Schallan suchte aufgeregt nach Anzeichen dafür. Schließlich deutete sie auf Land am Horizont.

Celebrant lag nicht mehr weit entfernt an der Küste. Als sie näher kamen, bemerkten sie weitere Schiffe, die in den Hafen einfuhren oder ausliefen; jedes wurde von mindestens zwei Mandras gezogen.

Kapitän Ico kam zu ihnen herüber. »Wir werden bald anlegen. Wir sollten dein Totaue holen.«

Adolin nickte, klopfte Schallan auf den Rücken und folgte Ico in den Bau, einen kleinen Raum im hinteren Bereich des Ladedecks. Mit einem Schlüssel sperrte Ico die Tür auf und enthüllte das Sprengsel von Adolins Schwert, das im Innern auf einer Bank saß. Es sah ihn mit diesen unheimlichen, ausgekratzten Augen an – das Gesicht zeigte keinerlei Regung.

»Ich wünschte, du hättest sie nicht hier unten weggesperrt«, sagte Adolin und duckte sich unter dem niedrigen Türsturz hinweg.

»Ich möchte solche wie sie nicht an Deck haben«, sagte Ico. »Sie achten nicht darauf, wo sie hingehen, und fallen oft über die Reling. Ich habe keine Lust, ganze Tage damit zu verbringen, ein über Bord gegangenes Totaue aus dem Meer zu fischen.«

Sie regte sich und kam auf Adolin zu, dann griff Ico nach der Zellentür.

»Warte!«, sagte Adolin. »Ico, da hinten hat sich noch etwas bewegt.«

Ico verriegelte die Tür und hängte den Schlüssel an seinen Gürtel. »Mein Vater.«

»Dein *Vater*?«, fragte Adolin. »Du hältst deinen Vater gefangen?«

»Ich kann den Gedanken nicht ertragen, dass er irgendwo herumläuft«, sagte Ico und hielt dabei den Blick starr geradeaus gerichtet. »Aber ich muss ihn sowieso unter Verschluss halten.

Ansonsten würde er nach dem Menschen suchen, der seinen Leichnam trägt. Er würde geradewegs über Bord gehen.«

»Dein Vater war das Sprengsel eines Strahlenden?«

Ico ging auf die Treppe zu, die zum Deck hochführte. »Es ist grob, nach ihnen zu fragen.«

»Grobheit ist nicht unbedingt mit Unwahrheit gleichzusetzen.«

Ico drehte sich zu ihm um, betrachtete ihn, lächelte schwach und deutete mit dem Kopf auf Adolins Sprengsel. »Was ist sie für dich?«

»Eine Freundin.«

»Ein Werkzeug. Du benutzt ihren Leichnam auf der anderen Seite, nicht wahr? Nun, ich werde es dir nicht vorwerfen. Ich habe Geschichten über das gehört, was sie tun können, und ich bin eine praktisch veranlagte Person. Aber ... behaupte nicht, sie wäre deine Freundin.«

Als sie wieder an Deck kamen, näherte sich das Schiff bereits den Kais. Ico rief einige Befehle, aber seine Mannschaft wusste offensichtlich ganz gut, was getan werden musste.

Die Hafenanlagen von Celebrant waren breit und lang, länger als die ganze Stadt. Die Schiffe lagen dicht gedrängt an den Steinpielen; Adolin konnte sich nicht vorstellen, wie sie je wieder ablegen sollten. Oder wurden die Mandras einfach am Heck angebunden und zogen sie rückwärts auf das offene Meer?

Am Ufer standen lange Reihen von Lagerhäusern, die nach Adolins Meinung den Blick auf die eigentliche Stadt beeinträchtigten. Das Schiff machte an einem besonderen Pier fest; ein Greifer lenkte es mit Flaggensignalen. Icos Matrosen hakten einen Teil des Rumpfes auf, der sich zu einer Treppe ausfalten ließ, und sofort lief einer der Seeleute über sie hinunter und begrüßte eine andere Gruppe von Greifern. Diese machten die Mandras mit Hilfe langer Haken los und führten sie davon.

Als die fliegenden Sprengsel aus ihrem Zaumzeug befreit waren, sank das Schiff etwas tiefer in den Ozean aus Kugeln ein. Es schaukelte ein wenig, aber schließlich kam es zur Ruhe.

Muster kam herübergeschlendert, summte in sich hinein und gesellte sich zu den anderen, die sich nun auf dem Deck versammelten. Ico trat auf sie zu. »Ein Vertrag erfüllt, ein Band gehalten.«

»Danke, Kapitän«, gab Adolin zurück und schüttelte Ico die Hand. Ico erwiderte die Geste unbeholfen. Offensichtlich wusste er zwar genau, was er zu tun hatte, aber er war ungeübt darin. »Bist du sicher, dass du uns nicht auch noch den Rest des Weges bis zum Portal zwischen den Welten bringen kannst?«

»Ich bin sicher«, sagte Ico mit fester Stimme. »Die Region um das Lot der Bebauerin herum hat seit einiger Zeit einen sehr schlechten Ruf. Zu viele Schiffe verschwinden dort.«

»Und was ist mit Thaylen-Stadt?«, fragte Kaladin. »Könntest du uns dorthin bringen?«

»Nein. Ich lösche meine Ladung hier und fahre dann nach Osten. Weg von allem Ärger. Und wenn ihr einen Rat annehmen wollt, dann bleibt in Schadesmar. Das Körperreich ist in dieser Zeit kein anheimelnder Ort.«

»Wir werden daran denken«, sagte Adolin. »Gibt es etwas, das wir über die Stadt wissen sollten?«

»Wagt euch nicht zu weit hinaus. Da Menschenstädte in der Nähe sind, wird es in dem Gebiet Wutsprengsel geben. Achtet darauf, nicht zu viele kleinere Sprengsel anzulocken, und ihr solltet einen Ort finden, an dem ihr dieses Totauge anbinden könnt.« Er zeigte auf das Sprengsel. »Die Hafenregistratur ist in dem Gebäude vor uns untergebracht – das mit der blauen Farbe. Dort findet ihr eine Liste von Schiffen, die bereit sind, Passagiere an Bord zu nehmen, aber ihr werdet zu jedem einzelnen gehen und nachfragen müssen, ob sie in der Lage sind, Menschen zu befördern und noch genügend freie Plätze haben.

Im Gebäude daneben sitzt der Geldwechsler, bei dem ihr Sturmlicht gegen Banknoten eintauschen könnt.« Er schüttelte den Kopf. »Meine Tochter hat dort gearbeitet, bevor sie davongelaufen ist, um irgendwelchen verrückten Träumen nachzujagen.«

Er verabschiedete sich von ihnen, und die Gruppe der Reisenden ging über die ausgelegte Treppe hinunter zum Kai. Seltsamerweise trug Syl noch immer eine Illusion: Ihre Haut wies das Braun der Alethi auf, die Haare waren schwarz und die Kleidung rot. War es wirklich eine so große Sache, ein Ehrensprengsel zu sein?

»Also«, begann Adolin, als sie den Kai erreicht hatten, »wie wollen wir es denn nun eigentlich machen? In der Stadt, meine ich.«

»Ich habe unser Geld gezählt«, sagte Schallan und hielt einen Beutel voller Kugeln hoch. »Es ist lange her, seit sie zum letzten Mal aufgeladen wurden, deshalb werden sie ihr Sturmlicht in den nächsten Tagen verlieren. Einige sind schon erloschen. Wir sollten sie gegen Vorräte eintauschen; die Brome und die größeren Edelsteine sollten wir zum Wogenbinden behalten.«

»Unsere erste Anlaufstelle ist also der Geldwechsler«, sagte Adolin.

»Und danach sollten wir versuchen, Vorräte zu kaufen«, sagte Kaladin, »nur für alle Fälle. Und wir müssen uns nach einer weiteren Passage umsehen.«

»Aber wohin?«, fragte Azure. »Zum Lot oder nach Thaylen-Stadt?«

»Wir werden sehen, welche Möglichkeit sich ergibt«, antwortete Adolin. »Vielleicht finden wir ein Schiff, das uns zwar an das eine Ziel bringt, aber nicht an das andere. Wir sollten uns aufteilen. Eine Gruppe erkundigt sich nach den Schiffen, und die andere beschafft die Vorräte. Schallan, zu welcher Gruppe möchtest du gehören?«

»Ich kümmere mich um die Passage«, sagte sie. »Damit habe ich Erfahrung – ich habe *viele* Reisen unternommen, als ich Jasnah nachgejagt bin.«

»Das klingt doch ausgezeichnet«, sagte Adolin. »Jede Gruppe sollte einen Strahlenden haben, also kommen der Brückenjunge und Syl mit mir. Und Muster und Azure begleiten Schallan.«

»Vielleicht sollte ich Schallan helfen ...«, überlegte Syl.

»Wir brauchen ein Sprengsel bei uns«, bemerkte Adolin, »das uns die hiesige Kultur erklärt. Aber zuerst müssen wir diese Kugeln eintauschen.«



Es hieß, Moelach verleihe Visionen der Zukunft zu verschiedenen Zeiten – doch zumeist zum Zeitpunkt des Übergangs zwischen den Reichen. Wenn sich eine Seele den Stillen Hallen nähert.

Aus Hassis Mythica, S. 144

Kaladin durchwanderte die Stadt gemeinsam mit Adolin und Syl. Das Geldwechseln hatten sie rasch hinter sich gebracht, und das Sprengsel von Adolins Schwert hatten sie bei den anderen gelassen. Schallan hatte die Hand des Totauges ergriffen und war zusammen mit ihm zurückgeblieben.

Das Erreichen der Stadt war ein willkommener Schritt vorwärts auf dem Weg zu Dalinar und aus der Stadt heraus. Doch leider ermunterte ihn eine völlig neue Stadt voller unbekannter Gefahren nicht gerade zum Entspannen.

Die Stadt war nicht so dicht besiedelt wie viele Menschenstädte, aber die Vielzahl der Sprengsel machte einen verblüffenden Eindruck. Greifer wie Ico und seine Seeleute waren häufig anzutreffen, doch es gab auch viele Sprengsel, die wie Adolins Schwert aussahen – zumindest bevor es getötet worden war. Sie bestanden ganz und gar

aus Rankenwerk, hatten aber kristallene Hände und trugen menschliche Kleidung. Gleichmaßen häufig waren Sprengsel mit tintenschwarzer Haut, die in zahlreichen Färbungen aufschimmerte, wenn das Licht im richtigen Winkel auf sie traf. Ihre Kleidung schien ein Teil von ihnen zu sein, wie es auch bei den Kryptikern und den Ehrensprengseln der Fall war.

Eine kleine Gruppe von Kryptikern ging an ihnen vorbei; sie drängten sich dicht zusammen. Jeder hatte einen Kopf mit einem abweichenden Muster. Andere Sprengsel wiesen eine Haut auf, die wie geborstener Stein aussah, und geschmolzenes Licht leuchtete aus ihnen hervor. Wieder andere hatten eine Haut, die alter weißer Asche glich, und als Kaladin sah, wie eines dieser Wesen auf etwas zeigte, dehnte sich die Haut am Armgelenk, zersetzte sich und stob auseinander, während Knochen und Knorpel freigelegt wurden. Die Haut wuchs rasch nach.

Die Vielzahl der Sprengsel erinnerte Kaladin an die Kostüme im Kult des Augenblicks; allerdings bemerkte er kein einziges Ehrensprengsel. Und außerdem hatte es den Anschein, dass sich die anderen Sprengsel nicht untereinander mischten. Menschen waren hier so selten, dass die drei – einschließlich Syl, die eine Alethi nachahmte – große Aufmerksamkeit erregten.

Die Gebäude bestanden aus Ziegeln in vielen verschiedenen Farben sowie aus den unterschiedlichsten Steinblöcken. Jedes einzelne Bauwerk stellte einen Mischmasch aus Materialien ohne jedes Muster dar – soweit Kaladin erkennen konnte.

»Wie kommen sie an ihre Baustoffe?«, fragte Kaladin, als sie nach den Anweisungen des Geldwechslers in Richtung des nächstgelegenen Marktes gingen. »Gibt es Steinbrüche auf dieser Seite?«

Syl runzelte die Stirn. »Ich ...« Sie hielt den Kopf schräg. »Weißt du, ich bin mir nicht sicher. Vielleicht können wir es von eurer Seite auf die unsere herüberholen? So wie Ico es mit dem Eis gemacht hat?«

»Sie tragen alles Mögliche«, sagte Adolin. »Da ist der Mantel eines Alethi-Offiziers, und darunter *die Weste einer Azisch-Schreiberin*. Taschikk-Wickelgewänder werden mit Hosen kombiniert, und da ist eine fast vollständige Thaylen-Tlmko, aber die Stiefel fehlen.«

»Keine Kinder«, bemerkte Kaladin.

»Wir sind an einigen vorbeigekommen«, sagte Syl. »Sie sind bloß nicht so klein wie Menschenkinder.«

»Wie funktioniert denn das?«, fragte Adolin.

»Nun ja, auf alle Fälle weniger chaotisch und schmutzig als bei euch!« Sie rümpfte die Nase. »Wir bestehen aus Macht, sind Teile von Göttern. Es gibt Orte, an denen die Macht verschmilzt, und Teile erhalten ein Bewusstsein. Man geht fort und kommt mit einem Kind zurück – glaube ich.«

Adolin kicherte.

»Was ist los?«, fragte Kaladin.

»Das unterscheidet sich nicht sehr von der Antwort meines Kindermädchens, nachdem ich sie gefragt hatte, wo die Babys herkommen. Sie erzählte nämlich eine unsinnige Geschichte darüber, dass die Eltern sich neue Kinder aus Kremlehm backen.«

»Es geschieht nicht oft«, sagte Syl, als sie an einer Gruppe der aschfarbenen Sprengsel vorbeikamen, die an einem Tisch saßen und die Menge beobachteten. Sie betrachteten die Menschen mit unverhohlener Feindseligkeit, und einer schnippte mit den Fingern nach Kaladin. Die Finger zerstoßen zu Staubteilchen und entblößten Knochen, über die sofort wieder Fleisch wuchs.

»Hier werden also nicht oft Kinder aufgezogen?«, fragte Adolin.

Syl nickte. »Es kommt selten vor. Die meisten Sprengsel verbringen hunderte von Jahren ohne Kinder.«

Hunderte von Jahren. »Bei den Stürmen«, flüsterte Kaladin, als er darüber nachdachte. »Die meisten Sprengsel sind so alt?«

»Oder älter«, sagte Syl. »Aber die Sprengsel altern nicht genauso wie die Menschen. Die Zeit läuft hier anders ab als bei euch. Wir

lernen nicht so schnell und verändern uns ohne ein Band nur langsam.«

Türme in der Mitte der Stadt zeigten das Vergehen der Zeit durch Feuer an, die in einer Reihe von senkrecht angeordneten Scharten brannten, und so konnten sie abschätzen, wann die Stunde vergangen sein würde, nach der sie sich mit den anderen treffen wollten. Der Markt stellte sich in der Hauptsache als eine Ansammlung von Ständen ohne Dächer heraus, und die Waren stapelten sich auf Tischen unter freiem Himmel. Selbst im Vergleich zu dem behelfsmäßigen Markt in Urithiru schien dies hier ... unbedeutend für Kaladin zu sein. Aber hier gab es schließlich auch keine Stürme, über die man sich Gedanken machen musste.

Sie kamen an einem Kleiderstand vorbei, und natürlich beharrte Adolin darauf anzuhalten. Das ölige Sprengsel, dem dieser Stand gehörte, sprach auf eine seltsame, äußerst knappe Weise und verwendete komische Wörter. Aber es sprach immerhin Alethi, im Gegensatz zum größten Teil von Icos Mannschaft.

Kaladin wartete darauf, dass der Prinz endlich fertig wurde. Währenddessen trat Syl auf ihn zu und zeigte sich in einem übergroßen Poncho, der mit einem Gürtel zusammengehalten wurde. Auf dem Kopf trug sie einen ausladenden Schlapphut.

»Was ist denn das?«, fragte Kaladin.

»Kleidung!«

»Wozu brauchst du Kleidung? Die deine ist doch eingebaut.«

»Aber sie ist langweilig.«

»Kannst du sie nicht verändern?«

»Auf dieser Seite braucht man Sturmlicht dazu«, sagte sie. »Außerdem ist die Kleidung Teil meiner Essenz, daher laufe ich eigentlich die ganze Zeit *nackt* herum.«

»Das ist nicht dasselbe wie bei den Menschen.«

»Du hast leicht reden. *Dir* haben wir Kleidung gekauft. Du hast drei Garnituren davon!«

»Drei?«, fragte er und blickte an sich herunter. »Ich habe meine Uniform und das, was Ico mir gegeben hat.«

»Und das, was du darunter trägst.«

»Die Unterwäsche?«, fragte Kaladin.

»Ja. Das bedeutet, dass du *drei* Garnituren Kleidung besitzt, während ich *keine* habe.«

»Wir brauchen zwei, damit eine gewaschen werden kann, während wir die andere tragen.«

»Damit ihr nicht so stinkt.« Sie rollte auf übertriebene Weise mit den Augen. »Du kannst das hier Schallan geben, sobald es mich langweilt. Du weißt, dass sie Hüte mag.«

Das stimmte. Er seufzte, und als Adolin mit einer zweiten Garnitur Unterwäsche für jeden von ihnen zurückkehrte – und mit einem Rock für Schallan –, ließ Kaladin ihn auch um die Kleidungsstücke feilschen, die sich Syl ausgesucht hatte. Die Preise waren geradezu schockierend niedrig, und so benötigten sie nicht mehr als einen Bruchteil ihres Papiergeldes.

Sie gingen weiter und kamen an Ständen vorbei, die Baumaterialien verkauften. Den Schildern zufolge, die Syl lesen konnte, waren einige Dinge weitaus teurer als andere. Syl war der Ansicht, dass sich der Wert der einzelnen Gegenstände daran bemaß, wie beständig sie in Schadesmar waren – was Kaladin Sorgen hinsichtlich der Kleidung bereitete, die sie vorhin gekauft hatten.

Sie fanden einen Stand, an dem Waffen verkauft wurden, und Adolin versuchte zu handeln, während Kaladin das Angebot betrachtete. Es gab ein paar Küchenmesser. Einige Handäxte. Und in einer verschlossenen Kiste mit Glasdeckel lag eine lange, dünne, silbrig glänzende Kette.

»Gefällt sie dir?«, fragte die Verkäuferin. Sie bestand aus Ranken – ihr Gesicht war wie aus grünen Drähten geformt – und trug eine Havah mit einer entblößten kristallinen Schutzhand. »Nur tausend Brome Sturmlicht.«

»Tausend Brome?«, fragte Kaladin. Er schaute auf die Vitrine hinunter, die am Tisch angekettet war und von kleinen orangefarbenen Sprengseln bewacht wurde, die wie Menschen aussahen. »Nein, danke.« Die Preise hier waren wirklich bizarr.

Die Schwerter, für die sich Adolin interessierte, kosteten ebenfalls mehr, als ihm lieb war, und so kaufte er zwei Harpunen – und Kaladin fühlte sich weitaus sicherer, sobald er eine davon in der Hand hielt. Als sie weitergingen, bemerkte Kaladin, dass sich Syl geradezu in ihren übergroßen Poncho verkroch, während sie sich die Haare unter den Kragen gesteckt und den Hut tief in die Stirn gezogen hatte, sodass er ihr Gesicht beschattete. Anscheinend traute sie Schallans Illusion nicht vollständig und befürchtete, als Ehrensprengsel erkannt zu werden.

Der Nahrungsmittelstand, den sie fanden, verkaufte hauptsächlich solche Dosen wie jene auf dem Schiff. Adolin begann zu feilschen, und Kaladin wartete und hielt nach möglichen Gefahren Ausschau. Sein Blick wurde jedoch bald von einem Stand ihm gegenüber angezogen. Dort verkaufte man Kunst.

Kaladin hatte nie viel Zeit für Kunst gehabt. Entweder zeigte ein Bild etwas Nützliches – wie es zum Beispiel eine Landkarte tat –, oder es war sinnlos. Dort drüben allerdings stand zwischen all den Bildern ein kleines Gemälde, das mit dicken Pinselstrichen gemalt worden war. Weiß und rot, mit schwarzen Linien dazwischen. Als er wegsah, bemerkte er, wie es ihn wieder anlockte. Er beobachtete, wie sich die hellen Bildteile von den dunklen Linien abhoben.

Wie neun Schatten ..., dachte er. *Und eine Gestalt kniet in der Mitte ...*



Das aschfahle Sprengsel winkte aufgeregt, zeigte zuerst nach Osten und machte dann eine schneidende Bewegung. Es sprach eine Sprache, die Schallan nicht verstand, aber zum Glück konnte Muster übersetzen.

»Ah ...«, sagte er. »Hm, ja. Ich verstehe. Sie möchte nicht zurück zum Lot der Bebauerin segeln. Hm. Nein, sie möchte nicht dorthin gehen.«

»Die gleiche Ausrede?«, fragte Schallan.

»Ja. Leersprengsel, die auf Kriegsschiffen segeln und Tribut von jedem verlangen, der sich ihnen nähert. Oh! Sie sagt, sie würde lieber mit Ehrensprengseln Handel treiben, als eine weitere Reise zum Lot machen. Ich glaube, das ist eine Beleidigung. Hahaha. Hm ...«

»Leersprengsel«, sagte Azure. »Könnte sie vielleicht wenigstens erklären, was sie damit meint?«

Das aschene Sprengsel sprach schnell, nachdem Muster die Frage gestellt hatte. »Hm ... sie sagt, es gibt viele verschiedene Arten. Einige aus goldenem Licht, andere sind rote Schatten. Seltsam, ja. Und es klingt so, als seien einige Verschmolzene bei ihnen – Menschen mit Schalen, die fliegen können. Das wusste ich nicht.«

»Was?«, fragte Azure.

»Schadesmar hat sich in den letzten Monaten verändert«, erklärte Muster. »Leersprengsel sind auf mysteriöse Weise westlich des Nexus der Imagination aufgetaucht. In der Nähe von Marat oder Tukar auf eurer Seite. Hm ... und sie sind losgesegelt und haben das Lot unter ihre Kontrolle gebracht. Sie sagt ... äh: ›Du musst in der letzten Zeit nur in eine Menge spucken, und schon hast du einen getroffen.« Hahaha. Ich glaube nicht, dass sie wirklich gespuckt hat.«

Schallan und Azure teilten einen raschen Blick miteinander, während sich die Seefrau auf ihr Schiff zurückzog, vor das gerade eben die Mandras gespannt wurden. Das Sprengsel von Adolins Schwert blieb in der Nähe; es schien nichts dagegen zu haben, wenn es gesagt bekam, was es tun sollte. Die Passanten wandten den Blick von der Gestalt ab, als wären sie verlegen, sie hier zu sehen.

»Nun, das Schiffsregister hatte recht«, sagte Azure und verschränkte die Arme vor der Brust. »Kein Schiff segelt in Richtung der Berge oder nach Thaylen-Stadt. Diese Ziele befinden sich zu nah an den Stellungen der Feinde.«

»Vielleicht sollten wir stattdessen versuchen, zur Zerbrochenen Ebene zu gelangen«, sagte Schallan. Das würde bedeuten, nach Osten zu reisen – in eine Richtung, in der vermutlich etliche Schiffe unterwegs sein würden. Dann würden sie sich zwar von den Orten entfernen, die Kaladin und Azure aufsuchen wollten, aber sie würden wenigstens etwas unternehmen.

Wenn sie zu der Zerbrochenen Ebene kamen, musste Schallan aber immer noch eine Möglichkeit finden, das Eidtor auf dieser Seite zu aktivieren. Was war, wenn sie es nicht schaffte? Sie stellte sich vor, in einem fernen Land gefangen zu sein, umgeben von nichts als Kugeln, und allmählich zu verhungern ...

»Wir sollten weiter bei den Schiffen auf unserer Liste nachfragen«, sagte sie und ging voraus. Das nächste Schiff war groß und stattlich und bestand aus weißem Holz und goldenen Beschlägen. Sein gesamtes Erscheinungsbild schien zu sagen: *Ich hoffe, du kannst dir mich leisten*. Selbst die Mandras, die aus einem der Lagerhäuser zu ihm geführt wurden, steckten in goldenem Zaumzeug.

Der Liste zufolge fuhr dieses Schiff auf einen Ort zu, der Dauertreu hieß und irgendwo im Südwesten lag. Das war *ein wenig* die Richtung, die Kaladin einschlagen wollte, und so befahl Schallan Muster, einen der Stallburschen anzuhalten und ihn zu fragen, ob der Kapitän dieses Schiffes möglicherweise menschliche Passagiere an Bord nehmen würde.

Der Bursche, ein Sprengsel, das wie aus Nebel oder Rauch geschaffen schien, lachte nur, als hätte es einen großartigen Witz gehört, und ging davon.

»Ich vermute«, sagte Azure, »dass sollten wir als ein ›nein‹ deuten.«

Das nächste Schiff in der Reihe war schmal und wirkte in Schallans ungeübten Augen schnell und schnittig. Der Registrator hatte gesagt, es sei eine gute Wahl und würde Menschen vermutlich willkommen heißen. Tatsächlich winkte ihnen ein Sprengsel zu, das gerade an Deck arbeitete, als sie sich näherten. Es schien männlich zu sein und

stellte den Stiefel auf die Reling seines Schiffes, während es grinsend hinunterschaute.

Welche Art von Sprengseln hat eine Haut wie geborstener Stein?, dachte Schallan. Es leuchtete tief aus seinem Innern heraus, als sei es dort geschmolzen. »Menschen?«, rief es auf Vedenisch; vermutlich betrachtete es Schallans Haar als Zeichen ihrer Abstammung. »Ihr seid weit von eurer Heimat entfernt. Oder nahe, aber im falschen Reich!«

»Wir suchen nach einer Passage«, rief Schallan hoch. »Wohin segelt ihr?«

»Nach Osten«, sagte der Sprengsel-Mann. »In Richtung Freilicht.«

»Könnten wir eine Passage buchen?«

»Sicher!«, rief er hinunter. »Bin immer daran interessiert, Menschen an Bord zu haben. Ihr dürft aber nicht mein Schoßhühnchen essen. Ha! Doch die Verhandlungen müssen warten. Bald kommt die Inspektion. Seid in einer halben Stunde wieder hier.«

Der Registrator hatte dies erwähnt. Jeden Tag wurden zur ersten Stunde die Schiffe überprüft. Schallan und ihre Gruppe machten kehrt, und sie schlug vor, zum Treffpunkt bei der Registratur zu gehen. Als sie dort eintrafen, sah sie, dass Icos Schiff gerade durch einen Beamten der Registratur inspiziert wurde – bei ihm handelte es sich um ein weiteres Sprengsel aus Ranken und Kristall.

Vielleicht sollten wir uns mehr anstrengen, Ico zu überreden. Vielleicht ...

Azure hielt den Atem an, packte Schallan an der Schulter und riss sie in eine Gasse zwischen zwei Lagerhäusern, sodass sie außer Sichtweite des Schiffes waren. »Verdammnis!«

»Was ist los?«, wollte Schallan wissen, als auch Muster und – wenn auch langsamer und träger – Adolins Sprengsel ihnen folgten.

»Seht doch nur«, sagte Azure, »wer mit Ico auf dem Achterdeck spricht.«

Schallan runzelte die Stirn, spähte vorsichtig in Richtung des Schiffes und erkannte nun, was ihr vorhin entgangen war. Dort stand eine

Gestalt mit der marmorierten Haut eines Parschers. Sie schwebte einen oder zwei Fuß über dem Deck neben Ico und überragte diesen wie ein strenger Lehrer seinen närrischen Schüler.

Das Sprengsel mit den Ranken und dem Kristallkörper suchte die beiden auf und erstattete der Gestalt Bericht.

»Vielleicht«, sagte Azure, »hätten wir fragen sollen, wer diese Schiffsinspektionen durchführt.«



Kaladins Harpune zog nervöse Blicke auf sich, als er den Gang zwischen den Ständen durchquerte, um sich das Bild genauer anschauen zu können.

Können Sprengsel in diesem Reich überhaupt verletzt werden?, fragte sich ein Teil von ihm. Die Seeleute würden keine Harpunen tragen, wenn auf dieser Seite nichts getötet werden kann, oder? Er würde Syl fragen, sobald sie nicht mehr für Adolin übersetzen musste.

Kaladin trat an das Gemälde heran. Diejenigen neben ihm waren weitaus besser gemalt; es handelte sich um gute Porträts, die ihre menschlichen Themen vollkommen einfingen. Dieses hier war im Vergleich schlampig ausgeführt. Es wirkte, als habe der Maler einfach ein mit Farbe beschmiertes Messer genommen und sei damit über die Leinwand gefahren, wodurch sich nur grobe Umrisse ergaben.

Doch es waren – wenn auch unheimliche, so doch geradezu – *schöne* Umrisse. Hauptsächlich in Weiß und Rot, und in der Mitte befand sich eine Gestalt und warf neun Schatten ...

Dalinar, dachte er. Ich konnte Elhokar nicht retten. Nach allem, was wir durchgemacht haben, nach dem Regen und dem Zusammentreffen mit Moasch, habe ich es nicht gekonnt. Und ich habe deine Stadt verloren.

Er streckte die Finger aus und wollte das Gemälde berühren.

»Wundervoll, nicht wahr?«, sagte ein Sprengsel.

Kaladin zuckte zusammen und senkte verlegen die Finger. Der Eigentümer des Standes war eine kleine Greiferin mit bronzefarbenem Pferdeschwanz.

»Es ist ein Einzelstück, Mensch«, sagte sie. »Aus dem fernen Hof der Götter – ein Bild, das ausschließlich göttliche Gestalten sehen sollten. Es kommt nur äußerst selten vor, dass eines am Hof nicht verbrannt wird und seinen Weg auf den Markt findet.«

»Neun Schatten«, sagte Kaladin. »Die Ungemachten?«

»Das hier ist ein Werk von Nenefra. Es heißt, dass jede Person, die eines seiner Meisterwerke sieht, etwas anderes darin erkennt. Und dabei verlange ich einen so geringen Preis dafür. Nur dreihundert Brome Sturmlicht! Wirklich, auf dem Kunstmarkt herrschen schwierige Zeiten.«

»Ich ...«

Bedrückende Bilder aus Kaladins Vision überlagerten sich mit den dicken Farbstrichen auf der Leinwand. Er musste Thaylen-Stadt erreichen. Er musste rechtzeitig dort sein ...

Was war das für ein Aufruhr hinter ihm?

Kaladin schüttelte seinen Tagtraum ab, warf einen Blick über die Schulter und sah gerade noch rechtzeitig, dass Adolin auf ihn zulief.

»Wir haben ein Problem«, sagte der Prinz.



»Wie konntest du es unterlassen, das zu erwähnen!«, sagte Schallan zu dem kleinen Sprengsel in der Registratur. »Wie konntest du *verschweigen*, dass *Leersprengsel* diese Stadt beherrschen?«

»Ich dachte, das weiß doch jedermann«, sagte er, während sich die Ranken an den Rändern seines Gesichts wanden. »O je. O jemine! Wut ist *nicht* hilfreich, Mensch. Ich bin ein Beamter. Es ist nicht meine Aufgabe, Dinge zu erklären, die du bereits wissen solltest!«

»Er befindet sich noch auf Icos Schiff«, sagte Azure, als sie aus dem Bürofenster blickte. »Warum ist er noch auf Icos Schiff?«

»Das ist wirklich seltsam«, antwortete das Sprengsel. »Für gewöhnlich dauert jede Inspektion nur dreizehn Minuten!«

Verdammnis! Schallan seufzte und versuchte sich zu beruhigen. Die Rückkehr zur Registratur war ein kalkuliertes Risiko gewesen. Vermutlich arbeitete dieser Beamte mit den Verschmolzenen zusammen, aber sie hatten gehofft, ihn einzuschüchtern und zum Reden zu bringen.

»Wann ist das passiert?«, fragte Schallan. »Mein Sprengselfreund hat mir gesagt, dies hier sei eine freie Stadt.«

»Vor ein paar Monaten«, sagte das Rankensprengsel. »Oh, sie haben nicht die vollständige Kontrolle. Es sind nur ein paar Funktionäre, und unsere Anführer haben versprochen, ihnen zu folgen. Zwei Verschmolzene kommen ab und zu her. Ich glaube, der eine ist ziemlich verrückt. Kyril – der die Inspektionen durchführt – nun, er ist vielleicht ebenfalls verrückt. Wisst ihr, wenn er wütend wird ...«

»Verdammnis!«, fluchte Azure.

»Was ist los?«

»Gerade eben hat er Icos Schiff in Brand gesteckt.«



Kaladin rannte die Straße zurück und fand Syl im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Sie hatte ihren übergroßen Hut tief in die Stirn gezogen, damit ihr Gesicht nicht zu erkennen war, aber etliche Sprengsel, die sich um einen Stand mit Speisen versammelt hatten, zeigten auf sie und sprachen erregt miteinander.

Kaladin bahnte sich einen Weg durch sie hindurch, ergriff Syl am Arm und zog sie von dem Stand weg. Adolin folgte ihnen; in der einen Hand hielt er seine Harpune und in der anderen einen Beutel mit Nahrungsmitteln. Er bedachte die Sprengsel in der Menge mit finsternen Blicken, und sie beschlossen, nicht zu folgen.

»Sie haben dich erkannt«, sagte Kaladin zu Syl. »Trotz der vorgetäuschten Hautfarbe.«

»Äh ... vielleicht ...«

»Syl.«

Mit der einen Hand hielt sie ihren Hut fest, während er ihren anderen Arm gepackt hielt und sie mit sich durch die Straßen schleifte. »Also ... du weißt, dass ich einmal erwähnt habe, wie ich mich von den anderen Ehrensprengseln fortgestohlen habe ...«

»Ja.«

»Vielleicht könnte es ... möglicherweise ... eine hohe Belohnung für meine Rückkehr geben. Es wäre doch denkbar, dass es in jeder Hafenstadt von Schadesmar Steckbriefe mit meiner Beschreibung und einigen Bildern gibt. Äh ... ja.«

»Dir ist vergeben worden«, sagte Kaladin. »Der Sturmwater hat deine Verbindung zu mir akzeptiert. Deine Geschwister beobachten Brücke Vier und überprüfen die Möglichkeit eigener Verbindungen zu meinen Leuten!«

»Das ist erst vor kurzem geschehen, Kaladin. Und ich bezweifle, dass mir vergeben wurde. Die anderen auf der Zerbrochenen Ebene würden niemals mit mir sprechen. Ich bin ein ungehorsames Kind. Die Person, die mich in die Hauptstadt der Ehrensprengsel – also nach Dauertreu – bringt, wird eine ganz erstaunliche Belohnung erhalten ... in Form von Sturmlicht.«

»Und du hast nicht geglaubt, dass es wichtig sein könnte, mir das zu sagen?«

»Doch, natürlich. Ich habe es ja auch jetzt getan.«

Sie blieben kurz stehen, damit Adolin sie einholen konnte. Die Sprengsel am Essensstand unterhielten sich noch immer aufgereggt miteinander. Bei den Stürmen, diese Nachricht würde sich rasch in ganz Celebrant ausbreiten.

Kaladin sah Syl finster an. Sie zog sich ganz in den übergroßen Poncho zurück, den sie sich gekauft hatte. »Azure ist eine *Kopfgeldjägerin*«, sagte sie mit leiser Stimme. »Und ich bin ... ich bin so etwas wie ein Sprengsel-Hellauge. Ich wollte nicht, dass du das weißt. Für den Fall, dass du mich dann genauso hasst, wie du sie hasst.«

Kaladin seufzte, ergriff wieder ihren Arm und zog sie in die Hafenanlagen.

»Ich hätte wissen müssen, dass diese Verkleidung nichts bewirkt«, fügte sie hinzu. »Offensichtlich bin ich so schön und interessant, dass ich mich nicht verstecken kann.«

»Das alles könnte es schwer für uns machen, eine weitere Passage zu finden«, sagte Kaladin. »Wir ...« Er hielt an, erstarrte. »Ist das etwa Rauch ... vor uns?«



Der Verschmolzene landete auf dem Kai und warf Ico zu Boden. Dessen Schiff war zu einem brüllenden Scheiterhaufen geworden; die anderen Seeleute und Inspektoren hasteten die ausgelegte Treppe hinunter an Land.

Schallan sah vom Fenster aus zu. Sie hielt den Atem an, als der Verschmolzene wieder einige Zoll vom Boden abhob und auf die Registratur zuglitt.

Reflexartig saugte sie Sturmlicht in sich ein. »Tut so, als wäret ihr furchtbar erschrocken!«, sagte sie zu den anderen. Sie packte Adolins Sprengsel am Arm und zerrte es zur Seite der Amtsstube.

Der Verschmolzene drängte herein. Sie kauerten sich zusammen, trugen nun Gesichter von Matrosen, die Schallan gezeichnet hatte. Muster war der seltsamste von ihnen; für seinen merkwürdig geformten Kopf war eine Hutbedeckung nötig, damit er wenigstens halbwegs überzeugend aussah.

Bitte bemerke nicht, dass wir dieselben Matrosen wie auf dem Schiff sind. Bitte.

Der Verschmolzene beachtete sie gar nicht, sondern glitt zu dem verängstigten Rankensprengsel hinter dem Schreibtisch.

»Das Schiff hat menschliche Verbrecher beherbergt«, flüsterte Muster, der die Unterredung des Verschmolzenen mit dem Beamten übersetzte. »An Deck befanden sich ein Hydrator und Reste von menschlicher Nahrung – gegessen. Es sind zwei oder drei Menschen,

ein Ehrensprengsel und ein Tintensprengsel. Hast du diese Verbrecher gesehen?»

Das Rankensprengsel wand sich hinter seinem Schreibtisch. »Sie sind auf den Markt gegangen, weil sie Vorräte brauchten. Sie haben mich nach Schiffen gefragt, die sie zum Lot bringen könnten.«

»Und das hast du vor mir *verborgen*?«

»Warum nimmt eigentlich jeder an, dass ich allen immer gleich alles erzähle? Ich brauche genaue Fragen, keine Vermutungen.«

Der Verschmolzene bedachte ihn mit einem kalten Blick. »Lösche das«, sagte er und deutete dabei auf das brennende Schiff. »Benutze die Sandvorräte der Stadt, falls es nötig ist.«

»Ja, Großer. Wenn ich das sagen darf: Das Entzünden von Feuern im Hafen ist ein unkluger ...«

»Du darfst es *nicht* sagen. Wenn du das Feuer gelöscht hast, räumst du deine Sachen aus diesem Büro. Du wirst sofort ersetzt.«

Der Verschmolzene schwebte aus dem Raum, und der Geruch von Rauch trieb herein. Icos Schiff fiel in sich zusammen, und die Flammen loderten hoch. Seeleute von anderen Schiffen versuchten verzweifelt, ihre Mandras unter Kontrolle zu behalten und ihre Schiffe von dem Brandherd zu entfernen.

»Oh, o je«, sagte das Sprengsel hinter dem Tisch und sah sie an. »Du ... du bist eine Strahlende? Werden die alten Eide wieder gesprochen?«

»Ja«, sagte Schallan und half Adolins Sprengsel auf die Beine.

Das verängstigte kleine Sprengsel setzte sich ein wenig gerader hin. »Oh, was für ein ruhmreicher Tag! Ruhmreich! Wir haben so lange darauf gewartet, dass die Ehre der Menschen zurückkehrt!« Der Registrator stand auf und winkte ihnen heftig zu. »Geht, bitte. Begeht euch auf ein Schiff. Ich werde den Verschmolzenen aufhalten, sollte er zurückkommen. Oh, bitte, geht *schnell*.«



Kaladin spürte etwas in der Luft.

Vielleicht war es das Flattern von Kleidung, das ihm inzwischen vertraut war, weil er viele Stunden damit verbracht hatte, auf dem Wind zu reiten. Vielleicht war es auch die Haltung der Personen, die sich weiter vorn auf der Straße befanden. Er reagierte, bevor er begriff, was es tatsächlich war; er packte Syl und Adolin und zog sie in ein Zelt am Rande des Marktes.

Ein Verschmolzener schwebte draußen vorbei; sein Schatten floss hinter ihm her und deutete in die falsche Richtung.

»Bei den Stürmen!«, sagte Adolin. »Gute Arbeit, Kal.«

In dem Zelt befand sich nur ein einzelnes verblüfftes Sprengsel, das aus Rauch bestand und in seiner grünen Kappe und der, wie es schien, Hornesserkleidung äußerst merkwürdig aussah.

»Hinaus«, rief Kaladin, den der Rauch in der Luft mit Entsetzen erfüllte. Sie eilten durch eine Gasse zwischen zwei Lagerhäusern und erreichten endlich den Hafen.

Weiter hinten brannte Icos Schiff lichterloh. Es herrschte Chaos auf den Kais, Sprengsel rannten in alle Richtungen und riefen in ihrer seltsamen Sprache laut um sich.

Syl keuchte und deutete auf ein Schiff, das ganz aus Weiß und Gold zu bestehen schien. »Wir müssen uns verstecken. *Sofort.*«

»Ehrensprengsel?«, fragte Kaladin.

»Ja.«

»Zieh den Hut noch weiter in die Stirn und geh zurück in die Gasse.« Kaladin beobachtete die Menge. »Adolin, seht Ihr die anderen?«

»Nein«, sagte er. »Bei Ischars Seele! Es gibt kein Wasser, mit dem man das Feuer löschen könnte. Es wird stundenlang brennen. Was ist geschehen?«

Einer von Icos Matrosen trat aus der Menge hervor. »Ein Blitz ist aus etwas hervorgegangen, das der Verschmolzene in der Hand gehalten hat. Ich glaube, er wollte Ico Angst einjagen, hat aber unbeabsichtigt ein Feuer entzündet.«

Einen Augenblick, dachte Kaladin. *War das gerade Alethi?* »Schallan?«, fragte er, als sich vier Greifer um sie herum

versammelten.

»Ich bin hier«, sagte ein anderer von ihnen. »Wir stecken in Schwierigkeiten. Das einzige Schiff, das uns vielleicht an Bord genommen hätte, ist dies dort hinten.«

»Dasjenige, das gerade mit voller Geschwindigkeit davonsegelt?«, fragte Kaladin mit einem Seufzen.

»Niemand sonst wollte uns haben«, sagte Azure. »Aber sie segeln sowieso alle in die falsche Richtung. Wir hängen wohl hier fest.«

»Wir könnten uns den Weg auf eines der Schiffe erkämpfen«, schlug Kaladin vor. »Und dann die Kontrolle übernehmen?«

Adolin schüttelte den Kopf. »Ich glaube, das würde zu lange dauern und zu viel Wirbel machen. Der Verschmolzene hätte uns schnell gefunden.«

»Nun, vielleicht kann ich gegen *ihn* kämpfen«, sagte Kaladin. »Es ist nur ein einzelner Feind. Ich sollte in der Lage sein, ihn zu besiegen.«

»Dabei würdest du unser ganzes Sturmlicht aufbrauchen«, wandte Schallan ein.

»Ich versuche nur, mir etwas auszudenken!«

»Jungs«, sagte Syl, »ich habe vielleicht eine Idee. Eine großartig schlechte Idee.«

»Der Verschmolzene hat nach euch gesucht«, sagte Schallan zu Kaladin. »Er ist in Richtung Markt geflogen.«

»Er ist an uns vorbeigekommen.«

»Jungs?«

»Er wird bald umkehren.«

»Angeblich wurde ein Kopfgeld auf Syl ausgesetzt.«

»Jungs?«

»Wir brauchen einen Plan«, sagte Kaladin. »Wenn niemand ...« Er verstummte.

Syl lief auf das majestätische weiß-goldene Schiff zu, das ganz langsam vom Pier weggezogen wurde. Sie warf Poncho und Hut ab und schrie das Schiff an, während sie über den Kai neben ihm herlief.

»He!«, brüllte sie. »He, schaut zu mir herunter!«

Das Schiff hielt schwerfällig an; die Steuerleute verlangsamten die Mandras. Drei blau-weiße Ehrensprengsel erschienen an der Reling und blickten in vollkommenem Entsetzen nach unten.

»*Sylphrena*, die Alte Tochter?«, rief einer von ihnen.

»Ich bin es!«, rief sie zurück. »Ihr solltet mich besser einfangen, bevor ich euch wieder entwische! Hui! Ich fühle mich heute so launisch und unberechenbar. Ich könnte einfach verschwinden – irgendwohin, wo mich niemand je wiederfinden wird!«

Es wirkte.

Eine Planke wurde heruntergelassen, und Syl huschte auf das Schiff – gefolgt vom Rest der Gruppe. Kaladin bildete die Nachhut und warf immer wieder nervöse Blicke über die Schulter, denn er befürchtete, der Verschmolzene könnte sie bemerkt haben und ihnen nachjagen. Tatsächlich waren sie bald entdeckt, aber der Verschmolzene hielt am Ende der Gasse an und sah zu, wie sie auf dem Schiff verschwanden. Anscheinend wollte er sich nicht mit den Ehrensprengseln anlegen.

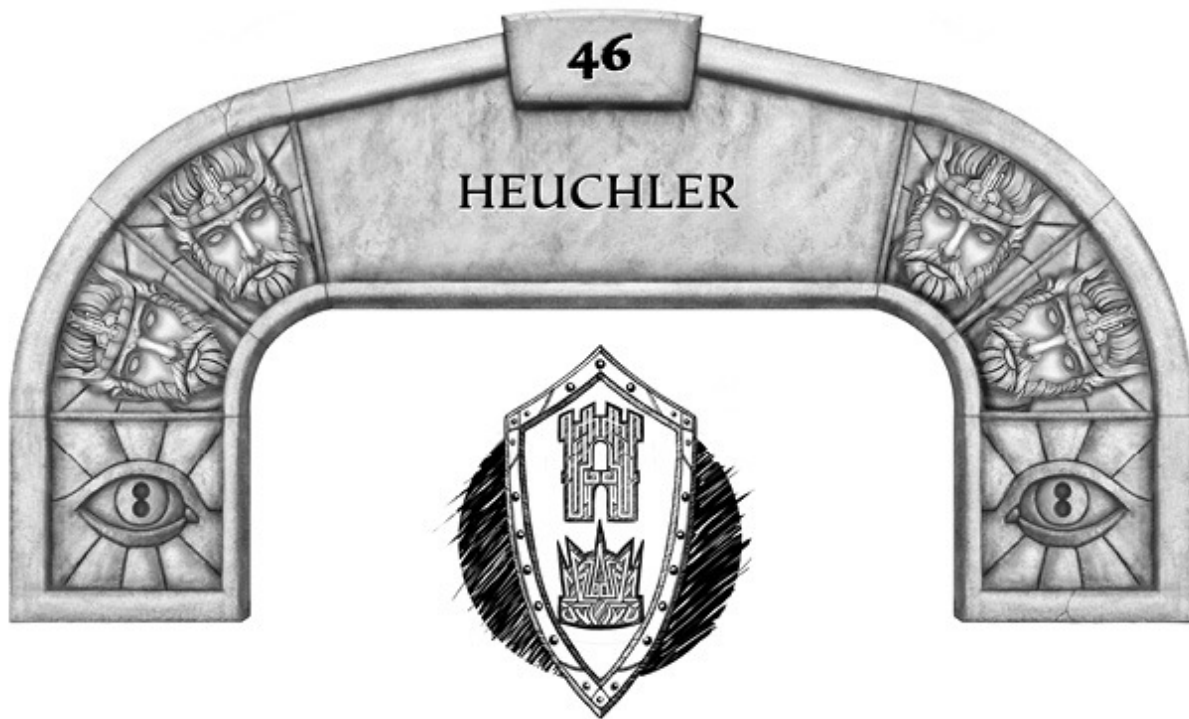
An Bord stellte Kaladin fest, dass die meisten Seeleute solche Sprengsel waren, die aus Nebel oder Dunst bestanden. Eines von ihnen hatte Syls Arme mit einem Seil gefesselt. Kaladin versuchte sich einzumischen, aber Syl schüttelte den Kopf. »Nicht jetzt«, sagte sie mit stummen Mundbewegungen.

Also gut. Dann würde er sich halt später mit den Ehrensprengseln streiten.

Das Schiff legte ab und näherte sich den anderen, die aus der Stadt flohen. Die Ehrensprengsel beachteten Kaladin und die anderen kaum; allerdings nahm ihnen eines die Harpunen ab, und ein anderes durchsuchte ihre Taschen und beschlagnahmte ihre aufgeladenen Edelsteine.

Als die Stadt kleiner wurde, sah Kaladin den Verschmolzenen über dem Hafen neben der Rauchfahne des brennenden Schiffes schweben.

Schließlich flog er in eine andere Richtung davon.



Viele Kulturen berichten von dem sogenannten Todesröcheln, das Sterbende bisweilen überkommt. Die Tradition schreibt es dem Einfluss des Allmächtigen zu, aber ich bin diesen Geräuschen oft begegnet und glaube, dass einige von ihnen prophetisch sind. Das ist vermutlich meine umstrittenste Aussage, aber ich glaube, es stammt von Moelach, der in unseren Zeiten noch gegenwärtig ist. Der Beweis dafür ist einfach zu führen: Der Effekt ist regional begrenzt und scheint sich durch Roschar zu bewegen. Das ist das Wüten eines Ungemachten.

Aus Hassis Mythica, S. 170

Ruckartig erwachte Dalinar an einem ihm unvertrauten Ort. Er lag auf einem Boden aus behauenen Stein, und sein Rücken war steif. Schläfrig blinzelte er und versuchte sich zu orientieren. Bei den Stürmen ... wo war er?

Sanfter Sonnenschein fiel durch einen offenen Balkon auf der anderen Seite des Raumes, und feine Stäubchen tanzten in den Lichtstrahlen. Was waren das für Geräusche? Es klang zwar wie Stimmen, aber sie waren gedämpft.

Dalinar stand auf und richtete seine Uniformjacke, die sich geöffnet hatte. Es war ... war es drei Tage her, seit er aus Jah Keved zurückgekehrt war? Seit er von der Vorin-Kirche exkommuniziert worden war?

Er erinnerte sich an jene Tage in einem Dunst aus Enttäuschung, Trauer und Schmerz. Und er hatte getrunken. Viel getrunken. Mit dem Rausch hatte er die Qualen vertrieben. Es war eine schreckliche Bandage für seine Wunden; das Blut trat an allen Seiten aus. Aber es hatte ihn am Leben erhalten.

Ich kenne diesen Raum, dachte er, als er das Deckengemälde betrachtete. *Ich habe ihn in einer meiner Visionen gesehen*. Ein Großsturm musste aufgezogen sein, als er bewusstlos gewesen war.

»Sturmwater?«, rief Dalinar. Seine Stimme hallte von den Wänden wider. »Sturmwater, warum hast du mir eine Vision geschickt? Wir waren doch übereingekommen, dass sie zu gefährlich sind.«

Ja, er erinnerte sich noch gut an diesen Ort. Das war die Vision, in der er Nohadon, dem Autor von *Der Weg der Könige* begegnet war. Warum lief sie nicht genauso ab wie früher? Er und Nohadon waren zu dem Balkon hinübergegangen, hatten eine Weile miteinander gesprochen, und dann war die Vision zu Ende gewesen.

Dalinar ging auf den Balkon zu, aber – bei den Stürmen! – das Licht war so *grell*. Es überspülte ihn geradezu, trieb ihm das Wasser in die Augen, und er musste die Hand davor halten.

Hinter sich hörte er etwas. Ein Kratzen? Er drehte sich um, wandte dem Strahlen den Rücken zu und entdeckte eine Tür in der Wand. Sie öffnete sich leicht und sanft unter seiner Berührung, und er trat aus dem hellen Sonnenlicht heraus und fand sich in einem kreisrunden Raum wieder.

Er schloss die Tür, was ein leises Klicken verursachte. Dieses Zimmer war wesentlich kleiner als das erste und hatte einen hölzernen Boden. Die Fenster in den Mauern blickten auf einen klaren Himmel hinaus. Ein Schatten glitt an einem der Fenster vorbei, als

würde sich etwas Gewaltiges vor die Sonne schieben. Aber ... wie konnte die Sonne in dieser Richtung liegen?

Dalinar schaute über die Schulter auf die Holztür. Kein Licht drang unter ihr hervor. Er runzelte die Stirn, packte die Klinke, hielt inne und hörte erneut das Kratzen. Als er sich wieder umdrehte, traf sein Blick auf einen großen Schreibtisch voller Papiere vor der Wand. Wieso war er Dalinar vorhin entgangen?

Ein Mann saß an dem Schreibtisch, der von einem einzelnen Diamanten erhellt wurde, und schrieb etwas mit einem Riedstift. Nohadon war gealtert. In der vorherigen Vision war der König noch jung gewesen, aber nun war sein Haar silbern und die Haut von Runzeln durchzogen. Es war allerdings tatsächlich derselbe Mann mit demselben Gesicht und demselben Spitzbart. Er schrieb mit äußerster Konzentration.

Dalinar trat an ihn heran. »*Der Weg der Könige*«, flüsterte er. »Ich beobachte, wie das Buch geschrieben wird ...«

»Eigentlich«, sagte Nohadon, »ist es eine Einkaufsliste. Ich werde heute Schin-Brot backen, falls ich die Zutaten bekomme. Es ist immer so schwierig. Getreide sollte nicht so locker und flockig sein.«

Was ...? Dalinar kratzte sich am Kopf.

Nohadon beendete seine Liste mit einem weiten Bogenstrich und warf den Stift beiseite. Er schob seinen Stuhl zurück, stand auf, grinste wie ein Narr und packte Dalinar bei den Armen. »Es ist schön, dich wiederzusehen, mein Freund. Du hattest eine schwierige Zeit, nicht wahr?«

»Du kannst dir keine Vorstellung davon machen«, flüsterte Dalinar und fragte sich, wen Nohadon an seiner Stelle sah. Sie würden zusammen auf dem Balkon stehen, wenn Nohadon seine Gedanken zu einem Krieg aussprach, der die Welt vereinen sollte. Es war eine drastische Maßnahme, deren Zweck es war, die Menschheit auf die nächste Wüstwerdung vorzubereiten.

Konnte diese mürrische Gestalt wirklich so lebhaft und eifrig geworden sein? Und woher kam diese Vision? Hatte der Sturmwater

nicht gesagt, Dalinar habe inzwischen alle gesehen?

»Komm«, sagte Nohadon, »wir wollen auf den Markt gehen. Wenn du ein wenig einkaufst, wird dich das von deinen Nöten ablenken.«

»Einkaufen?«

»Ja. Du kaufst doch auch manchmal ein, oder?«

»Ich ... meistens habe ich dafür meine Leute.«

»Ja, natürlich«, sagte Nohadon. »Es sieht dir ähnlich, dass du dir eine einfache Freude versagst, damit du etwas ›Wichtigeres‹ tun kannst. Komm. Ich bin der König. Du kannst meine Bitte nicht einfach ablehnen, oder?«

Nohadon führte Dalinar durch die Tür und zurück in den anderen Raum. Das Licht war verschwunden. Sie begaben sich auf den Balkon, von dem aus er – beim letzten Mal – Tod und Verwüstung überblickt hatte. Nun sah er von hier oben eine quirlige Stadt voller energiegeladener Menschen und rollender Karren. Der Lärm der Stadt brach über Dalinar herein, als sei er bisher unterdrückt worden. Er hörte Lachen, Plaudern und Rufen. Das Knirschen von Wagen. Das Blöken von Chullen.

Die Männer trugen lange Röcke, die von breiten Gürteln um die Hüfte gehalten wurden; einige reichten sogar bis über den Bauch. Darüber zeigten sie die blanke Brust oder hatten sich ein einfaches Hemd angezogen. Es erinnerte an das Takama, das Dalinar getragen hatte, als er jünger gewesen war, aber hier herrschte ein weitaus älterer Stil vor. Die röhrenförmigen Kleider der Frauen waren noch seltsamer und bestanden aus verschiedenen Stofflagen mit Quasten am Saum. Der Stoff kräuselte sich, wenn sie sich bewegten.

Die Arme der Frauen waren bis zu den Schultern unbekleidet. Keine Schutzhand war bedeckt worden. *In der früheren Vision habe ich den Dämmerungssang gesprochen*, erinnerte sich Dalinar. *Es waren die Worte, die Navanis Gelehrten den Schlüssel zur Übertragung der alten Texte geliefert haben.*

»Wie kommen wir nach unten?«, fragte Dalinar, als er nirgendwo eine Leiter sah.

Nohadon sprang von dem Balkon herab. Er lachte, fiel und glitt über ein Stofftuch, das zwischen einem Turmfenster und einem Zelt unter ihnen gespannt war. Dalinar fluchte, beugte sich vor und machte sich Sorgen um den alten Mann – bis er den strahlenden Nohadon erblickte. Er war ein Wogenbinder. Aber das hatte Dalinar eigentlich schon in der letzten Vision erfahren, nicht wahr?

Dalinar ging in die Schreibkammer und sog das Sturmlicht aus dem Diamanten, der Nohadon Licht gespendet hatte. Er kehrte zurück, kletterte vom Balkon und sprang auf das Tuch zu, das Nohadon zum Abfedern seines Sprungs benutzt hatte. Dalinar traf in spitzem Winkel darauf und rutschte daran herunter, während er den linken Fuß ausstreckte und damit seine Rutschpartie lenkte. Als er den Boden fast erreicht hatte, sprang er von der Stoffbahn, packte ihre Ränder mit beiden Händen, hing noch kurz in der Luft und ließ sich dann neben den König fallen.

Nohadon klatschte in die Hände. »Ich hatte nicht erwartet, dass du es mir nachmachst.«

»Ich habe Übung darin, Narren zu verfolgen.«

Der alte Mann grinste und warf einen Blick auf seine Liste. »Hier entlang«, sagte er und streckte den Arm aus.

»Ich kann nicht glauben, dass du allein einkaufen gehst. Ohne Leibwächter?«

»Ich habe schon den ganzen Weg bis nach Urithiru allein zurückgelegt. Ich glaube, ich komme zurecht.«

»Du bist nicht zu Fuß bis nach Urithiru gegangen«, sagte Dalinar. »Du hast eines der Eidtore benutzt, das dich nach Urithiru gebracht hat.«

»Das ist ein Irrglaube!«, sagte Nohadon. »Ich bin den ganzen Weg gegangen, aber ich hatte einige Hilfe auf dem Weg zu Urithirus Höhlen. Das ist genauso wenig eine Täuschung wie die Benutzung einer Fähre über einen Fluss.«

Er bahnte sich einen Weg durch den Markt, und Dalinar folgte ihm, abgelenkt durch die farbenfrohe Kleidung, die hier jedermann trug. Er

hatte sich die Vergangenheit immer als ... langweilig und fade vorgestellt. Die antiken Statuen waren verwittert, und er hatte es nie für möglich gehalten, dass sie einmal bemalt gewesen sein könnten.

Und was war mit Nohadon selbst? In beiden Visionen war Dalinar jemand gezeigt worden, den er nicht erwartet hatte. Der junge Nohadon hatte über den Krieg nachgedacht. Und der alte machte einen vorschnellen und launenhaften Eindruck. Wo war der tief denkende Philosoph, der den *Weg der Könige* geschrieben hatte?

Vergiss nicht, sagte Dalinar zu sich selbst, das ist er nicht wirklich. Die Person, mit der ich rede, ist ein Gebilde der Vision.

Obwohl manche auf dem Markt ihren König erkannten, verursachte seine Gegenwart doch keinerlei Aufruhr. Dalinar wirbelte herum, als er einmal eine Bewegung hinten bei den Gebäuden sah, einen großen und mächtigen Schatten zwischen zwei Häusern. Er schaute angestrengt in diese Richtung, sah ihn aber nicht wieder.

Sie betraten ein Zelt, in dem ein Händler exotisches Getreide anbot. Der Mann kam herbeigeeilt und umarmte Nohadon auf eine Weise, die sich für einen König eigentlich nicht gehörte. Dann feilschten die beiden wie Marktweiber, und die Ringe an den Fingern des Kaufmanns blitzten auf, während er auf seine Waren zeigte.

Dalinar hielt sich an der Seite des Zelt und atmete die Düfte des Getreides in den Säcken ein. Draußen ertönte plötzlich ein dumpfes Geräusch. Dann noch eines. Der Boden erbehte, aber niemand reagierte darauf.

»Noh... Majestät?«, fragte Dalinar.

Nohadon beachtete ihn jedoch nicht. Ein Schatten huschte über das Zelt. Dalinar duckte sich und versuchte die Gestalt des Schattens zu erkennen. Er hörte knirschende Schritte.

»Majestät!« schrie er, und Angstsprenksel wuchsen überall um ihn herum. »Wir sind in Gefahr!«

Der Schatten verflog, und die Schritte entfernten sich.

»Abgemacht«, sagte Nohadon zu dem Kaufmann. »Gut argumentiert, du Schwindler. Kauf Lani etwas Schönes mit den

zusätzlichen Kugeln, die du mir aus der Tasche gezogen hast.«

Der Kaufmann lachte schallend und erwiderte: »Ihr glaubt wohl, ich hätte Euch übers Ohr gehauen? Bei den Stürmen!, Euer Majestät. Ihr streitet wie meine Großmutter, wenn sie den letzten Löffel Marmelade für sich haben will!«

»Hast du diesen Schatten gesehen?«, fragte Dalinar den König.

»Habe ich dir schon gesagt«, erwiderte der König, »wo ich gelernt habe, Schin-Brot zu backen? Es war nicht in Schin Kak Nisch, falls du das hattest sagen wollen.«

»Ich ...« Dalinar schaute in die Richtung, in der der gewaltige Schatten verschwunden war. »Nein. Du hast es mir noch nicht gesagt.«

»Es war im Krieg«, sagte Nohadon. »Im Westen. In einer dieser sinnlosen Schlachten, die auf die Wüstwerdung folgten. Ich erinnere mich nicht einmal mehr an den Grund für sie. Jemand war bei jemand anderem eingefallen, und das bedrohte unsere Handelsroute durch Makabakam. Also sind wir losgezogen.

Also gut, ich bin in einer Spähergruppe am Rande der Schin-Grenze geendet. Siehst du, ich habe dich gerade angeschmiert. Ich habe gesagt, dass ich nicht in Schin Kak Nisch war, und ich bin es auch nicht gewesen, aber ich war ganz in der Nähe.

Mein Trupp lag in einem kleinen Dorf unterhalb eines der Pässe. Die Matrone, die für uns gekocht hat, hat sich nicht einmal über meine militärische Tätigkeit beschwert. Es schien ihr gleich zu sein, welche Armee gerade das Sagen hatte. Sie hat mir jeden Tag Brot gebacken, und mir hat es so geschmeckt, dass ich sie gebeten habe, mir ...«

Er verstummte. Vor ihm stellte der Kaufmann Gewichte auf die eine Waagschale – sie standen für das, was Nohadon bezahlt hatte – und machte sich dann daran, das Getreide in eine Schüssel auf der anderen Waagschale zu kippen. Es war goldenes, hinreißendes Getreide – wie das Licht von eingefangenen Flammen. »Was ist mit der Köchin passiert?«, fragte Dalinar.

»Etwas äußerst Ungerechtes«, sagte Nohadon. »Es ist keine schöne Geschichte. Ich hatte dran gedacht, sie in das Buch aufzunehmen, mich dann aber entschlossen, nur meinen Weg nach Urithiru zu beschreiben.« Er verstummte und schien nachzudenken.

Er erinnert mich an Taravangian, dachte Dalinar plötzlich. *Wie seltsam.*

»Du hast Schwierigkeiten, mein Freund«, sagte Nohadon. »Dein Leben ist so ungerecht wie das jener Frau.«

»Ein Herrscher zu sein ist nicht nur ein Privileg, sondern bedeutet auch eine Bürde«, erklärte Dalinar. »*Du* hast mich das gelehrt. Aber bei den Stürmen, Nohadon. Ich sehe keinen Ausweg! Wir haben die Herrscher versammelt, doch die Trommeln des Krieges dröhnen fordernd in meinen Ohren. Für jeden Schritt, den ich zusammen mit meinen Verbündeten gehe, scheinen wir viele Wochen des Abwägens zu brauchen. Die Wahrheit flüstert in meinem Hinterkopf. Ich könnte die Welt besser verteidigen, wenn ich in der Lage wäre, die anderen zu *zwingen*, das zu tun, was getan werden muss!«

Nohadon nickte. »Und warum tust du es nicht?«

»Du hast es nicht getan.«

»Ich habe es versucht und dabei versagt. Das hat mich auf einen anderen Weg geführt.«

»Du bist weise und besonnen. Ich bin ein Krieger, Nohadon. Ich habe nie etwas ohne Blutvergießen erreicht.«

Er hörte sie erneut. Die Tränen der Toten. Evi. Die Kinder. Flammen, die eine Stadt verbrannten. Er hörte das Feuer freudig über das Festmahl hinweg brüllen.

Der Kaufmann beachtete sie nicht, sondern war ganz damit beschäftigt, das Getreide abzuwiegen. Die Seite mit den Gewichten war noch immer schwerer. Nohadon legte den Finger an die Schale mit dem Getreide und drückte sie herunter, sodass ein Gleichgewicht entstand. »Das reicht, mein Freund.«

»Aber ...«, sagte der Kaufmann.

»Gib den Rest den Kindern. Bitte.«

»Und das nach all dem Feilschen? Ihr wisst doch, dass ich eine Spende gemacht hätte, wenn Ihr mich darum gebeten hättet.«

»Aber dann wäre uns der Spaß des Handelns entgangen«, sagte Nohadon. Er borgte sich den Stift des Kaufmanns aus und strich einen Posten von seiner Liste. »Eine gewisse Befriedigung liegt darin«, sagte er zu Dalinar, »eine Liste von Dingen anzufertigen, die du tatsächlich erledigen kannst, und dann eines nach dem anderen abzuheben. Wie ich sagte – es ist eine einfache Freude.«

»Leider werde ich für wichtigere Dinge als fürs Einkaufen gebraucht.«

»Ist das nicht immer das Problem? Mein Freund, du redest von deiner Bürde und der Schwierigkeit der Entscheidung. Wie hoch sind die Kosten eines Prinzips?«

»Die Kosten? Es sollte gar nichts kosten, prinzipientreu zu sein.«

»Ach? Wie wäre es, wenn das Treffen der richtigen Entscheidung ein Sprengsel erschaffen würde, das dich sofort mit Reichtum, Wohlstand und endlosem Glück segnete? Geht es bei Prinzipien nicht eher um das, was du *aufgibst*, als um das, was du *gewinnst*?«

»Es ist also alles negativ?«, fragte Dalinar. »Willst du damit andeuten, dass niemand Prinzipien haben sollte, weil sich aus ihnen kein Gewinn ziehen lässt?«

»Wohl kaum«, sagte Nohadon. »Aber vielleicht solltest du nicht erwarten, dass das Leben einfacher wird, nur weil du etwas getan hast, was richtig war! Ich persönlich glaube, dass das Leben gerecht ist. Man ist lediglich oft nicht imstande zu erkennen, was es in der Balance hält.« Er schwenkte den Finger, mit dem er die Waagschale des Kaufmanns beschwert hatte, vor Dalinars Augen. »Ich bitte um Verzeihung für die etwas aufdringliche Metapher. Aber ich mag sie. Man könnte sogar sagen, dass ich ein ganzes Buch darüber geschrieben habe.«

»Das ... ist anders als die übrigen Visionen«, sagte Dalinar. »Was geschieht hier?«

Das dumpfe Geräusch kehrte zurück. Dalinar wirbelte herum, stürmte aus dem Zelt und war fest entschlossen, einen Blick auf das Ding zu werfen. Er sah es über den Gebäuden: eine Steinkreatur mit kantigem Gesicht und roten Flecken tief in seinem Felsschädel. Bei den Stürmen! Und er hatte keine Waffe.

Nohadon trat aus dem Zelt und hielt seinen Sack mit Getreide in den Händen. Er sah hoch und lächelte. Die Kreatur beugte sich herunter und streckte eine große, skelettartige Hand aus. Nohadon berührte sie mit seiner eigenen, und die Kreatur wurde ganz still.

»Da hast du aber einen gewaltigen Albtraum geschaffen«, sagte Nohadon. »Ich frage mich, was dieser Donnerbrocken darstellen soll.«

»Schmerz«, sagte Dalinar und wich vor dem Ungeheuer zurück. »Tränen. *Bürden*. Ich bin eine einzige Lüge, Nohadon. Ein Heuchler.«

»Aber manchmal ist ein Heuchler auch nichts anderes als eine Person, die sich gerade im Umbruch befindet.«

Halt! Hatte Dalinar das nicht gesagt? Damals, als er sich noch stärker gefühlt hatte? Sicherer?

Weitere dumpfe, schwere Geräusche waren in der Stadt zu hören. Hunderte. Kreaturen näherten sich von allen Seiten, Schatten vor der Sonne.

»Alle Dinge existieren in drei Reichen, Dalinar«, sagte Nohadon. »Im Körperreich: das, worin du nun bist. Im Reich des Erkennens: das, in dem du dich selbst siehst. Im Geistigen Reich: das entspricht dem vollkommenen Du, der Person hinter Schmerz und Irrtum und Unsicherheit.«

Ungeheuer aus Stein und Grauen umgaben ihn; ihre Häupter ragten über die Dächer hinaus, und die Füße zerschmetterten die Gebäude.

»Du hast die Eide gesprochen«, rief Nohadon. »Aber begreifst du auch die Reise? Begreifst du, was sie erfordert? Du hast einen wesentlichen Teil vergessen – eine Sache, ohne die es unmöglich eine Reise geben kann.«

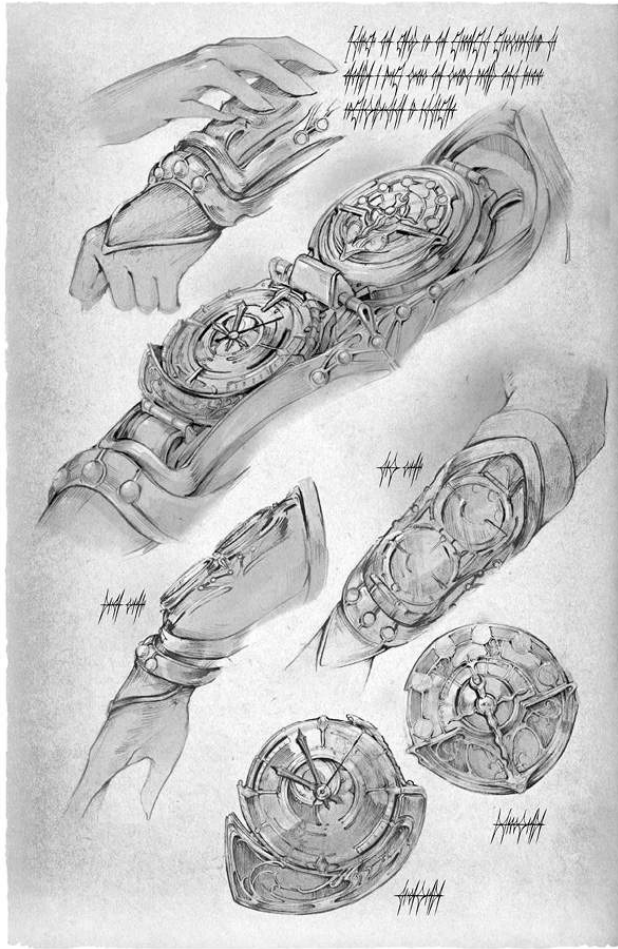
Die Fäuste der Ungeheuer flogen auf Dalinar zu, und er schrie auf.

»Was ist der wichtigste Schritt, den ein Mensch machen kann?«

Dalinar erwachte, in sein Bett in Urithiru gekauert. Er war wieder in seiner Kleidung eingeschlafen. Eine fast leere Flasche Wein stand auf dem Tisch. Da war kein Sturm. Es war gar keine Vision gewesen.

Er vergrub das Gesicht in den Händen und zitterte. Etwas blühte in ihm auf: eine Erinnerung. Sie war nicht *neu*, er hatte sie nicht einmal vollkommen vergessen. Aber plötzlich erschien sie so frisch, als wäre es gestern geschehen.

Die Nacht von Gavilars Beisetzung.





Ashertmarn, das Herz des Festes, ist der letzte der drei großen verstandeslosen Ungemachten. Sein Geschenk an die Menschheit ist nicht die Prophezeiung oder das Schlachtenglück, sondern die Lust auf Genuss. Tatsächlich könnte die große Schwelgerei, die aus dem Hof von Bayala im Jahre 480 aufgezeichnet wurde – und die zum Zusammenbruch der Dynastie führte –, auf den Einfluss Ashertmarns zurückzuführen sein.

Aus Hassis Mythica, S. 203

Navani Kholin hatte einige Übung darin, ein Königreich zusammenzuhalten.

Während Gavilars letzten Tagen war er fremd geworden. Nur wenige wussten, wie düster es in ihm ausgesehen hatte, aber seine Verschrobenheiten waren nicht unbemerkt geblieben. Jasnah hatte natürlich darüber geschrieben. Irgendwie fand Jasnah Zeit, über alles zu schreiben: von der Biographie ihres Vaters über Geschlechterbeziehungen bis zur Bedeutung der Chull-Brutzyklen an den Südhängen der Hornesser-Berge.

Navani schlenderte durch die Gänge von Urithiru, begleitet von einer Gruppe aus stämmigen Windläufern, die zu Brücke Vier gehörten. Als

Gavilar immer stärker abgelenkt gewesen war, hatte sich Navani persönlich darum gekümmert, dass die streitlüsternen Hellaugen nicht das Königreich entzweiten. Aber das war eine andere Art von Gefahr gewesen als jene, der sie heute gegenüberstand.

Heute hatte ihre Arbeit nicht nur Auswirkungen auf eine einzelne Nation, sondern auf die ganze Welt. Sie betrat einen Raum tief im Turm, und die vier Hellaugen, die darin saßen, sprangen rasch auf – alle außer Sebarial, der einen Stapel von Zeichnungen durchblätterte, die Frauen in kompromittierenden Situationen zeigten.

Navani seufzte und nickte Aladar zu, der sich respektvoll vor ihr verneigte. Das Licht spiegelte sich auf seinem kahlen Kopf. Nicht zum ersten Mal fragte sich Navani, ob sein dünner Schnäuzer und das Haarbüschel an der Unterlippe ein Ersatz für das fehlende Haupthaar sein sollten. Auch Hatham war dabei: elegant, mit gerundeten Gesichtszügen und grünen Augen. Wie gewöhnlich hob sich seine Kleidung von der aller anderen ab. Heute trug er Orange.

Hellheit Bethab war gekommen, weil sie ihren Gemahl vertrat. Die Männer in der Armee begegneten ihm aus diesem Grund mit Respektlosigkeit, aber das verdeckte die Tatsache, dass die Heirat mit Mischinah wegen ihres politischen Scharfsinns erfolgt und eine weise und wohlberechnete Tat gewesen war.

Die fünf Männer von Brücke Vier stellten sich hinter Navani auf. Sie waren überrascht gewesen, als Navani sie zur Begleitung angefordert hatte; sie hatten die Autorität, die sie dem Thron verliehen, noch nicht begriffen. Die Strahlenden Ritter galten als die neue Macht in der Welt, und die Politik umwirbelte sie, wie es ein Strudel in einem Fluss tat.

»Meine Hellherren, meine Helldame«, sagte Navani. »Ich bin auf Eure Bitte hin hierhergekommen und stehe zu Eurer Verfügung.«

Aladar räusperte sich und nahm wieder Platz. »Ihr wisst, Hellheit, dass wir der Sache Eures Gemahls treu ergeben sind.«

»Oder zumindest«, fügte Sebarial hinzu, »hoffen wir, reich zu werden, indem wir uns auf seine Seite schlagen.«

»Mein Gemahl weiß diese Unterstützung zu schätzen«, sagte Navani, »aus welchen Motiven auch immer sie erfolgen mag. Ihr erschafft ein stärkeres Alethkar und damit eine stärkere Welt.«

»Zumindest stärken wir das, was von beidem noch übrig ist«, bemerkte Sebarial.

»Navani«, sagte Hellheit Bethab. Sie war eine unscheinbare Frau mit spitzem Gesicht. »Wir freuen uns, dass Ihr in dieser schwierigen Zeit die Initiative ergriffen habt.« In ihren orangefarbenen Augen lag ein Glitzern – als hätte sie angenommen, dass Navani ihre neue Macht genoss. »Aber die Abwesenheit des Großprinzen ist der Moral nicht zuträglich. Wir wissen, dass Dalinar zu seinen ... Ablenkungen zurückgekehrt ist.«

»Der Großprinz trauert«, sagte Navani.

»Das Einzige, was er zu betrauern scheint«, sagte Sebarial, »ist die Tatsache, dass ihm keiner mehr eine Flasche Wein bringt ...«

»Bei der Verdammnis, Turinad!«, fuhr Navani ihn an. »Das *reicht!*«

Sebarial blinzelte und steckte seine Zeichnungen ein. »Entschuldigung, Hellheit.«

»Mein Gemahl«, sagte Navani, »ist noch immer die beste Aussicht, die diese Welt auf ein Überleben hat. Er wird seine Schmerzen hinter sich lassen. Und bis dahin ist es unsere Pflicht, das Königreich zu führen.«

Hatham nickte; die Perlen an seinem Mantel glitzerten. »Das ist natürlich unser Ziel. Aber, Hellheit, könnt Ihr definieren, was Ihr mit dem Begriff ›Königreich‹ meint? Ihr wisst, dass Dalinar ... zu uns gekommen ist und uns gefragt hat, was wir von einem Großkönig halten.«

Das war noch nicht allgemein bekannt. Sie hatten eine offizielle Verlautbarung geplant, und Elhokar hatte vor seiner Abreise die entsprechenden Papiere unterzeichnet. Doch Dalinar hatte die Sache hinausgezögert. Sie verstand das; er wollte warten, bis Elhokar und Adolin – der an Dalinars Stelle zum Kholin-Großprinzen aufsteigen würde – zurückgekehrt waren.

Doch während immer mehr Zeit verging, wurden die Fragen zunehmend drängend. Was war mit ihnen in Kholinar geschehen? Wo waren sie?

Stärke. Sie würden zurückkehren.

»Die Ausrufung eines Großkönigs ist noch nicht offiziell«, sagte Navani. »Ich glaube, es wird das Beste sein, wenn Ihr erst einmal so tut, als wüsstet Ihr nichts davon. Und was immer Ihr tut, erwähnt nichts davon gegenüber Ialai oder Amaram.«

»In Ordnung«, sagte Aladar. »Aber, Hellheit, wir haben andere Probleme. Sicherlich habt Ihr die Berichte gelesen. Hatham leistet als Großprinz der Arbeiten Ausgezeichnetes, aber wir verfügen über keine richtige Infrastruktur. Der Turm besitzt zwar ein Leitungssystem, aber es ist andauernd verstopft, und die Seelengießer, die sich um den Abfall kümmern, sind völlig erschöpft.«

»Wir können nicht mehr so tun, als wäre der Turm in der Lage, seine vielen Bewohner angemessen aufzunehmen«, sagte Hellheit Bethab. »Nicht ohne einen äußerst vorteilhaften Vertrag mit Azir über Nachschub und Versorgung. Unsere Smaragdreserven sind trotz der Jagden auf der Zerbrochenen Ebene fast erschöpft. Unsere Wasserkarren müssen unablässig arbeiten.«

»Es ist gleichermaßen wichtig, dass wir uns einem ernststen Arbeitskräftemangel gegenübersehen, Hellheit«, fügte Hatham hinzu. »Soldaten und Männer aus den Karawanen helfen beim Wasserschöpfen und Verpacken von Gegenständen, aber es gefällt ihnen nicht. Niedere Tätigkeiten sind unter ihrer Würde.«

»Uns geht das Holz aus«, meinte Sebarial. »Ich habe versucht, die Wälder in der Nähe der Kriegslager für uns zu beanspruchen, aber früher hatten wir Parscher, die die Bäume für uns gefällt haben. Ich weiß nicht, ob wir es uns leisten können, Menschen für diese Arbeit zu bezahlen. Doch wenn wir nicht bald etwas unternehmen, könnte Thanadal sie in seine Gewalt bringen. Er errichtet in den Kriegslagern so etwas wie ein eigenes Königreich.«

»Jetzt ist nicht die Zeit«, sagte Hatham leise, »in der wir uns eine schwache Anführerschaft leisten können. Es ist nicht die Zeit, in der ein kommender König die Tage in seinem Zimmer eingesperrt verbringen darf. Es tut mir leid. Wir befinden uns zwar noch nicht in einer Rebellion, aber wir sind *sehr* besorgt.«

Navani holte tief Luft. *Halte alles zusammen.*

Ordnung war das Fundament jeder Herrschaft. Erst wenn die Dinge geordnet waren, konnte Kontrolle ausgeübt werden. Sie musste Dalinar noch etwas Zeit geben. Aber tief in ihrem Innern war sie wütend. Sie war wütend, weil sein Schmerz ihre wachsende Angst um Elhokar und Adolin überschattete. Sie war wütend, weil er sich ins Vergessen soff und sie hinter ihm aufräumen musste.

Aber sie hatte gelernt, dass niemand die ganze Zeit über stark sein konnte, nicht einmal Dalinar Kholin. In der Liebe ging es nicht darum, ob etwas falsch oder richtig war, sondern darum, dem Partner zu helfen, wenn er vom Schicksal niedergebeugt wurde. Vermutlich würde er dasselbe eines Tages auch für sie tun müssen.

»Bitte seid aufrichtig, Hellheit«, sagte Sebarial und beugte sich vor. »Was will der Schwarzdorn? Ist das alles für ihn ein Mittel, die Welt zu beherrschen?«

Bei den Stürmen. Sogar *sie* sorgten sich darum. Warum auch nicht? Schließlich war es ein naheliegender Gedanke.

»Mein Gemahl strebt nach der Einheit«, sagte Navani mit fester Stimme. »*Nicht* nach der Herrschaft. Ihr wisst genauso gut wie wir, dass wir Thaylen-Stadt hätten erobern können. Aber das hätte nur zu Selbstsucht und Verlusten geführt. Eroberung ist kein Weg, sich dem Feind zu stellen.«

Aladar nickte langsam. »Ich glaube Euch, und ich glaube an ihn.«

»Aber wie sollen wir überleben?«, fragte Hellheit Bethab.

»In den Gärten dieses Turms ist früher Gemüse angebaut worden«, erklärte Navani. »Wir werden herausfinden, was dazu nötig ist, und wir werden die Gärten wieder bewirtschaften. Im Turm ist früher einmal Wasser geflossen; die Bäder und Toiletten beweisen das. Wir

werden uns in die Geheimnisse ihrer Fabriale vertiefen und dann die Abwasserprobleme beseitigen.

Der Turm erhebt sich über den Sturm des Feindes, ist außerordentlich gut zu verteidigen und mit den wichtigsten Städten der Welt verbunden. Wenn es eine Nation gibt, die dem Feind Widerstand leisten kann, dann werden wir sie hier schmieden. Mit Euer Hilfe und unter der Führung meines Gemahls.«

Das erkannten sie an. Der Allmächtige sei gesegnet, sie nahmen es hin! Navani überlegte sich, zum Dank eine Bannglyphe zu verbrennen, und dann setzte sie sich endlich. Gemeinsam besprachen sie die lange Liste der drängendsten Probleme des Turms und – wie sie es schon oft getan hatten – die schmutzigen Notwendigkeiten, die zur Regierung einer Stadt dazugehörten.

Drei Stunden später schaute sie auf ihr Armfabrial – ein Spiegelbild dessen, das Dalinar trug, mit einer eingelassenen Uhr und neu entworfenen Schmerzrialen. Das Treffen hatte vor genau drei Stunden und zwölf Minuten begonnen. Erschöpfungssprengsel hatten sich gesammelt und umwirbelten die Teilnehmer, und Navani verkündete das Ende der Zusammenkunft. Jeder hatte seine wesentlichen Probleme dargestellt und würde seine Schreiberinnen beauftragen, Lösungen anzubieten.

Das würde alle noch ein wenig beschäftigen. Und diese vier wollten wirklich, dass die Koalition zu einem Erfolg wurde! Aladar und Sebarial waren Dalinar trotz all ihrer Fehler und Schwächen in die Dunkelheit der Meinung gefolgt und hatten dort die wartende Verdammnis gefunden. Hatham und Bethab hatten das Aufziehen des neuen Sturms beobachtet und gesehen, dass Dalinar recht hatte.

Es war ihnen gleich, ob Dalinar ein Häretiker war oder ob er sich den Thron von Alethkar unrechtmäßig aneignete. Für sie war nur wichtig, dass er einen langfristigen Plan gegen den Feind hatte.

Nachdem das Treffen aufgehoben worden war, ging Navani durch einen der Tunnel mit Streifen aus Gesteinsschichten an den Wänden. Ihre Brückenmänner folgten ihr; zwei trugen Saphirlaternen. »Ich

entschuldige mich dafür«, sagte sie zu ihnen, »dass es für euch entsetzlich langweilig gewesen sein muss.«

»Wir lieben Langweile, Hellheit«, sagte Leyten, ihr heutiger Anführer. Er war ein untersetzter Mann mit kurzem, gelocktem Haar. »He, Hobber. Hat da drinnen jemand versucht, dich zu töten?«

Der Brückenmann mit der Zahnlücke grinste breit. »Zählt Huios Atem?«

»Seht Ihr, Hellheit?«, sagte Leyten. »Neue Rekruten sind manchmal vom Wachdienst gelangweilt, aber Ihr werdet wohl kaum einen Veteranen finden, der sich über einen angenehmen, ruhigen Nachmittag beschwert, an dem er einmal nicht mit einem Messer angegriffen wird.«

»Ich verstehe den Reiz«, sagte sie. »Doch sicherlich lässt sich das nicht mit einem Flug durch die Luft vergleichen.«

»Das stimmt«, sagte Leyten. »Aber wir müssen uns abwechseln ... Ihr wisst schon.« Damit meinte er die Benutzung der Ehrenklinge beim Üben des Windlaufens. »Kal muss zuerst wieder hier sein, bevor wir damit weitermachen können.«

Sie alle waren vollkommen sicher, dass er zurückkehren würde, und sie zeigten der Welt ein freundliches und fröhliches Gesicht, auch wenn Navani wusste, dass unter ihnen nicht alles vollkommen war. Es war zum Beispiel erst zwei Tage her, dass Teft vor Aladars Beamte gezerzt worden war. Öffentliche Berausung mit Feuermöos. Aladar hatte ihr Siegel kleinlaut eingeholt, damit er freigelassen werden konnte.

Nein, nicht alles war gut bei ihnen. Aber als Navani sie hinunter in Richtung der Bibliotheksräume im Keller führte, sagte eine andere Sache an ihr: Hellheit Bethabs Andeutung, dass Navani sehr gern die Herrschaft übernahm, solange Dalinar unpässlich war.

Navani war keine Närrin. Sie wusste, wie es für die anderen aussah. Sie hatte einen König geheiratet. Nachdem er gestorben war, hatte sie sich sofort dem nächsten mächtigsten Mann in Alethkar an den Hals geworfen. Aber sie *durfte* nicht zulassen, dass die Menschen

glaubten, sie sei die wahre Macht hinter dem Thron. Das würde nicht nur Dalinars Autorität untergraben, sondern auch für sie selbst unangenehm werden. Es stellte kein Problem für sie dar, die Frau oder Mutter eines Herrschers zu sein, aber selbst zu herrschen ... bei den Stürmen!, auf was für einen dunklen Pfad würde das sie alle führen!

Sie und die Brückenmänner kamen auf dem Weg zu den Bibliotheksräumen und den – noch wichtigeren – verborgenen Edelstein-Aufzeichnungen an nicht weniger als sechs Wächtertrupps vorbei. Als sie endlich ihr Ziel erreicht hatten, blieb Navani auf der Schwelle stehen und war von dem beeindruckt, was Jasnah hier unten organisiert hatte, seit Navani gezwungen gewesen war, ihre eigenen Nachforschungen einzustellen.

Jeder einzelne Edelstein war aus seiner Schublade entfernt, katalogisiert und nummeriert worden. Während eine Gruppe lauschte und schrieb, saßen andere an Tischen und übersetzten eifrig. Die Gespräche summten leise im Raum, und das Kratzen von Riedstiften war zu hören, während Konzentrationssprengel die Luft sprenkelten, sodass sie sich kräuselte.

Jasnah schlenderte an den Tischen vorbei und betrachtete einige Übersetzungen. Als Navani eintrat, sammelten sich die Brückenmänner sogleich um Renarin, der errötete und von seinen eigenen Blättern aufschaute, die mit Glyphen und Zahlen bedeckt waren. In diesem Zimmer wirkte er fehl am Platze – der einzige Mann, der nicht die Robe eines Feuerers oder Sturmwächters, sondern eine Uniform trug.

»Mutter«, sagte Jasnah, ohne von ihren Papieren aufzuschauen, »wir brauchen mehr Übersetzerinnen. Sind dir Schreiberinnen bekannt, die im klassischen Alethelan geübt sind?«

»Ich habe dir schon alle ausgeliehen, die ich habe. Was studiert Renarin da drüben?«

»Hm? Oh, er glaubt, es könnte ein Muster in der Anordnung der Steine in den Schubladen geben. Er arbeitet schon den ganzen Tag

daran.«

»Und?«

»Nichts, was mich nicht überrascht. Er beharrt darauf, dass er ein Muster erkennen kann, wenn er nur genau genug hinschaut.« Jasnah senkte ihre Blätter und betrachtete Renarin, der gerade mit den Männern von Brücke Vier scherzte.

Bei den Stürmen, dachte Navani. *Er wirkt tatsächlich glücklich*. Er schien verlegen, als sie ihm scherzhaft in die Rippen stachen, aber offenbar war er zufrieden. Sie hatte sich Sorgen um ihn gemacht, als er zu Brücke Vier gegangen war. Schließlich war er der Sohn eines Großprinzen. Distanz und Etikette waren im Umgang mit eingeschriebenen Soldaten wichtig.

Aber wann hatte sie ihn früher *lachen* gehört?

»Vielleicht«, sagte Navani, »sollten wir ihn dazu ermuntern, eine Pause einzulegen und den Abend mit den Brückenmännern zu verbringen.«

»Ich möchte ihn lieber hier behalten«, sagte Jasnah und durchblätterte ihre Papiere. »Seine Kräfte bedürfen zusätzlicher Untersuchungen.«

Navani würde später mit Renarin reden und ihm vorschlagen, öfter mit seinen Kumpels auszugehen. Es hatte keinen Sinn, mit Jasnah zu streiten; eher würde sie einen Felsblock überzeugen. Bei ihr trat man einfach zur Seite und umrundete sie.

»Die Übersetzungen kommen gut voran?«, fragte Navani. »Trotz des Engpasses bei den Schreiberinnen?«

»Wir haben Glück«, erklärte Jasnah, »dass die Edelsteine so spät im Leben der Strahlenden ihre Aufzeichnungen erhalten haben. Sie haben sich bereits einer Sprache bedient, die wir übersetzen können. Wenn es der Dämmerungssang gewesen wäre ...«

»Er steht kurz vor der Entschlüsselung.«

Jasnah runzelte die Stirn. Navani hatte angenommen, dass die Aussicht darauf, den Dämmerungssang – und damit die Texte, die seit den Schattentagen eigentlich als verloren galten – zu verstehen,

sie in helle Aufregung versetzen würde. Stattdessen schien es sie zu beunruhigen.

»Hast du in diesen Edelstein-Aufzeichnungen etwas über die Fabriale des Turms gefunden?«, fragte Navani.

»Ich werde dir einen Bericht zukommen lassen, Mutter, mit Einzelheiten über alle erwähnten Fabriale. Aber bisher gibt es nur wenige Erwähnungen. Das meiste sind persönliche Erzählungen aus der Geschichte.«

»Verdammnis.«

»Mutter!«, sagte Jasnah und senkte ihre Blätter.

»Was ist? Ich kann nicht glauben, dass du etwas gegen einen kleinen Fluch hier und da einzuwenden hast ...«

»Es ist nicht der Fluch, sondern deine abwertende Haltung«, sagte Jasnah. »Hinsichtlich der Geschichte.«

Oh, richtig.

»Geschichte ist der Schlüssel zum Verständnis der Menschheit.«

Da haben wir es wieder.

»Wir müssen aus der Vergangenheit lernen und dieses Wissen auf unsere modernen Erfahrungen anwenden.«

Wieder einmal erhalte ich eine Lektion von meiner eigenen Tochter.

»Der beste Hinweis auf das, was menschliche Wesen tun werden, ist nicht das, was sie denken, sondern was vergleichbare Gruppen den Aufzeichnungen zufolge in der Vergangenheit getan haben.«

»Natürlich, Hellheit.«

Jasnah schenkte ihr einen abschätzigen Blick und legte ihre Papiere schließlich ganz beiseite. »Es tut mir leid, Mutter. Ich hatte heute viel mit niederen Feuerern zu tun. Das hat die Lehrerin in mir angestachelt.«

»Ich war der Meinung, du hasst es, anderen etwas beizubringen.«

»Genau das erklärt wohl meine augenblickliche Stimmung. Ich ...«

Eine junge Schreiberin rief ihr von der anderen Seite des Raumes etwas zu. Jasnah seufzte und ging zu ihr, damit sie ihre Frage

beantworten konnte.

Jasnah zog es vor, allein zu arbeiten, was seltsam war, wenn man bedachte, wie geschickt sie darin war, andere Leute für sich arbeiten zu lassen. Navani mochte Gesellschaft – aber natürlich war Navani keine Gelehrte. Sie konnte sich zwar durchaus wie eine solche verhalten, doch sie stocherte nur hier und da herum und hatte vielleicht eine oder zwei Ideen. Die wahre Arbeit leisteten andere.

Sie durchstöberte die Blätter, die Jasnah beiseitegelegt hatte. Vielleicht war ihrer Tochter etwas in den Übersetzungen entgangen. Ihrer Meinung nach waren die einzigen wichtigen wissenschaftlichen Texte jene von alten, staubigen Philosophen. Wenn es um Fabriale ging, konnte Jasnah nicht von sich behaupten, eine besonders große Ahnung zu haben ...

Was war das?

Die Glyphen waren in Weiß an die Wand des Großprinzen gekritzelt, stand auf dem Blatt. Wir vergewisserten uns rasch, dass das Material, auf dem sich die Schrift befand, ein Stein war, der in der Nähe des Fensters freigelegt worden war. Das erste Zeichen war das größte, die Glyphen waren deformiert. Der Grund dafür wurde erst später deutlich, da Prinz Renarin im Schreiben von Glyphen nicht geübt war, von Zahlen erst gar nicht zu reden.

Die anderen Seiten waren ähnlich und sprachen von den seltsamen Zahlen, die in Dalinars Palast an den Tagen vor dem Ewigsturm gefunden worden waren. Sie waren von Renarin angefertigt worden, dessen Sprengsel ihn gewarnt hatte, dass der Feind einen Angriff vorbereitete. Der arme Junge, der sich seines Bandes unsicher gewesen war und nichts hatte sagen wollen, hatte stattdessen die Zahlen dorthin geschrieben, wo Dalinar sie finden musste.

Es mochte zwar ein wenig seltsam sein, aber im Hinblick auf alles andere fiel es nicht sonderlich ins Gewicht. Und ... nun, es stammte von Renarin. Warum hatte Jasnah das gesammelt?

Ich habe endlich eine Beschreibung für dich, Jasnah, stand auf einem anderen Blatt. Wir haben die Strahlende, die Lift in Yeddaw

gefunden hat, davon überzeugen können, Azimir zu besuchen. Obwohl sie noch nicht dort angekommen ist, findest du hier bereits Zeichnungen des Sprengsels, von dem sie begleitet wird. Es sieht wie das Schimmern auf einer Wand aus, wenn das Licht durch einen Kristall auf sie fällt.

Beunruhigt legte Navani die Blätter beiseite, bevor Jasnah zurückkehren konnte. Sie nahm sich eine Kopie der übersetzten Teile aus den Edelsteinen – einige junge Schreiberinnen waren mit dem Abfassen dieser Kopien beauftragt worden – und verließ das Zimmer, weil sie nach Dalinar sehen wollte.



SECHS JAHRE ZUVOR

Nur den wichtigsten Personen wurde erlaubt, die heilige Beisetzung Gavilars zu beobachten.

Dalinar stand an der Front der kleinen Gruppe, die sich unter dem Steinbild der Könige in den Katakomben von Kholinar versammelt hatte. Feuer brannten an den Seiten des Raumes; es war ein traditionelles, uranfängliches Licht, lebendiger als der Schein der Kugeln, und es erinnerte ihn an den Graben. Doch nun wurde dieser Schmerz von etwas Neuem überlagert. Von einer frischen Wunde.

Vom Anblick seines Bruders, der tot auf der Steinplatte lag.

»Seele, Körper und Geist«, sagte die verrunzelte Feuerin, deren Stimme in der steinernen Katakombe widerhallte. »Der Tod ist die Trennung der drei. Der Körper verbleibt in unserem Reich und wird neu verwendet. Die Seele gesellt sich zurück zum Sammelbecken göttlicher Essenz, aus der sie geboren wurde. Und der Geist ... der Geist geht zu den Stillen Hallen und erhält dort seine Belohnung.«

Dalinars Fingernägel bissen in seine Haut, als er die Fäuste ballte – so fest wie möglich, was ihn vom Zittern abhalten sollte.

»Gavilar der Majestätische«, fuhr die Feuerin fort. »Der erste König von Alethkar in der neuen Kholin-Dynastie, der zweiunddreißigste Großprinz des Kholin-Prinzentums, Erbe des Sonnenmachers und Gesegneter des Allmächtigen. Seine Leistungen werden von allen gepriesen werden, und sein Reich wird sich bis ins Jenseits erstrecken. Schon führt er wieder die Männer auf dem Schlachtfeld an und dient dem Allmächtigen im wahren Kampf gegen die Bringer der Leere.«

Vor der kleinen Menge hob die Feuerin eine knochige Hand. »Der Krieg unseres Königs ist in die Stillen Hallen hinübergewechselt. Das Ende unseres Krieges um Roschar beendet nicht unsere Pflicht dem Allmächtigen gegenüber! Denkt an Eure Berufungen, Männer und Frauen von Alethkar. Denkt daran, dass Ihr hier lernen müsst, was Euch in der nächsten Welt von Nutzen sein wird.«

Jevana nutzte jede Gelegenheit zum Predigen. Dalinar ballte die Fäuste noch fester und war wütend auf sie – wütend auf den *Allmächtigen*. Dalinar sollte nicht überlebt haben, während sein Bruder sterben musste. Das hätte nie geschehen dürfen.

Er spürte Blicke in seinem Rücken. Die der versammelten Großprinzen und ihrer Frauen, der wichtigsten Feuerer, von Navani, Jasnah, Elhokar, Aesudan und Dalinars Söhnen. Sebarial stand nicht weit von Dalinar entfernt, sah ihn an und hob die Brauen. Er schien etwas zu erwarten.

Ich bin nicht betrunken, du Idiot, dachte Dalinar. Ich werde auch keine Szene machen, nur damit du dich amüsieren kannst.

In der letzten Zeit war es besser geworden. Dalinar hatte begonnen, seine Laster zu beherrschen. Er trank nur noch, wenn er Kholinar verlassen hatte und die fernerer Städte besuchte. Er sagte, diese Reisen seien wichtig für Elhokar, damit er das Herrschen üben könne, ohne dass Dalinar ihm dabei andauernd über die Schulter sah, so wie auch Gavilar immer mehr Zeit in der Ferne verbracht hatte. Aber auf

diesen Reisen trank sich Dalinar stets in die Bewusstlosigkeit und entkam so dem Lärm der weinenden Kinder für einige kostbare Tage.

Wenn er nach Kholinar zurückkehrte, zügelte er seinen Alkoholkonsum. Und er brüllte seine Söhne nicht mehr an, so wie er es an jenem Tag auf dem Rückweg von der Zerbrochenen Ebene mit Renarin gemacht hatte. Adolin und Renarin waren die einzigen reinen Erinnerungsstücke, die ihm von Evi geblieben waren.

Wenn du in Kholinar tatsächlich nicht mehr trinkst, sagte ein Teil von ihm, was ist denn dann auf dem Fest passiert? Wo warst du, als Gavilar um sein Leben gekämpft hat?

»Wir müssen König Gavilar als Vorbild für unser eigenes Leben betrachten«, sagte die Feuerin gerade. »Wir müssen uns daran erinnern, dass unser Leben nicht uns allein gehört. Diese Welt ist nur ein Scharmützel zur Vorbereitung auf den wahren Krieg.«

»Und danach?«, fragte Dalinar, als er von Gavilars Leichnam aufschaute.

Die Feuerin blinzelte und richtete ihre Brille. »Großprinz Dalinar?«

»Und was kommt danach?«, fragte Dalinar. »Wenn wir die Stillen Hallen zurückerobert haben? Was dann? Kein Krieg mehr?«

Werden wir dann endlich in Frieden ruhen?

»Ihr müsst Euch keine Sorgen machen, Schwarzdorn«, sagte Jevena. »Sobald der Krieg gewonnen ist, wird der Allmächtige einen weiteren Eroberungszug für Euch bereithalten.« Sie lächelte beruhigend und fuhr dann mit den rituellen Texten fort, einer Reihe von Keteks, die teils der Überlieferung folgten, teils aber auch von weiblichen Mitgliedern der Familie für dieses besondere Ereignis verfasst worden waren. Feuerer verbrannten die Gedichte als Gebete in den Kohlenpfannen.

Dalinar schaute wieder auf den Leichnam seines Bruders, der mit leblosen blauen Glaskugeln – die seine Augen ersetzten – blicklos nach oben starrte.

Bruder, hatte er gesagt, folge heute Nacht dem Kodex. Es liegt Seltsames im Wind.

Sturmverdammt, Dalinar brauchte etwas zu trinken.

»Du, immer um Träume. Meine Seele weint. Lebewohl, weinende Seele. Meine Träume, immer, um dich.«

Dieses Gedicht traf ihn härter als die anderen. Er suchte mit seinen Blicken nach Navani und wusste sofort, dass dieses Ketek von ihr stammte. Sie schaute starr geradeaus und hatte die Hand auf Elhokars – *König Elhokars* – Schulter gelegt. So wunderschön war sie. Neben ihr stand Jasnah und hatte die Arme um sich geschlungen; ihre Augen waren gerötet. Navani streckte die Hand nach ihr aus, aber Jasnah entfernte sich von den anderen und ging zum Palast.

Dalinar wünschte, er könnte dasselbe tun, doch er riss sich zusammen und nahm Haltung an. Es war vorbei. Er würde es niemals schaffen, in Gavilars Fußstapfen zu treten. Dalinar würde den Rest seines Lebens in dem Bewusstsein verbringen, den Mann, den er so sehr geliebt hatte, im Stich gelassen zu haben.

In dem Raum wurde es still; nur noch das Knistern des in den Feuern brennenden Papiers war zu hören. Der Seelengießer stand auf, und die alte Jevana machte hastig einige Schritte rückwärts. Ihr gefiel nicht, was nun folgte. Niemandem gefiel es, was an dem Hüsteln und dem Scharren der Stiefel zu erkennen war.

Der Seelengießer mochte ein Mann oder eine Frau sein. Es war schwer zu sagen, denn die Person hatte die Kapuze über das Gesicht gezogen. Die Haut darunter zeigte die Farbe von Granit, gerissen und gesplissen, und schien aus dem Innern heraus zu *glühen*. Das Seelengießer-Wesen betrachtete den Leichnam und hielt den Kopf schräg, als sei es überrascht, hier einen Leichnam vorzufinden. Finger huschten an Gavilars Kinn entlang und schoben ihm die Haare aus der Stirn.

»Der einzige Teil von dir, der wahr ist«, flüsterte das Seelengießer-Wesen und klopfte gegen einen der beiden Steine, mit denen die Augen des Königs ersetzt worden waren. Licht trat aus, als das Seelengießer-Wesen die andere Hand aus der Tasche zog und ein Fabrial mit eingelassenen Edelsteinen enthüllte.

Dalinar wandte den Blick nicht ab, obwohl ihm das Licht die Tränen in die Augen trieb. Er wünschte sich ... er wünschte sich, er hätte etwas getrunken, bevor er hergekommen war. Wurde denn tatsächlich von ihm erwartet, dieses Schauspiel in nüchternem Zustand zu betrachten?

Das Seelengießer-Wesen berührte Gavilar an der Stirn, und die Verwandlung geschah sofort. Im einen Augenblick war Gavilar noch gegenwärtig. Im nächsten war er zu einer Statue geworden.

Das Seelengießer-Wesen zog sich einen Handschuh an, während einige Feuerer herbeieilten und die Drähte entfernten, die Gavilars Körper in Position hielten. Mit Hebeln richteten sie ihn vorsichtig auf, bis er stand. In der einen Hand hielt er ein Schwert, dessen Spitze auf den Boden zeigte, die andere Hand hatte er ausgestreckt. Er starrte in die Ewigkeit; auf seinem Kopf saß die Krone, und die Locken von Bart und Haupthaar waren nun zart im Stein eingeschlossen. Es war eine kraftvolle Positur; die Leichenbildhauerei war großartig gelungen.

Die Feuerer stellten seine Statue in einen Alkoven, wo er sich zu denen der anderen Monarchen gesellte – die meisten von ihnen waren Großprinzen des Kholin-Prinzentums. Hier würde er für immer erstarrt stehen bleiben, das Abbild eines vollkommenen Herrschers in der Blüte seiner Jahre. Niemand würde ihn so in Erinnerung behalten, wie er in jener schrecklichen Nacht ausgesehen hatte, zerschmettert von dem Sturz, und all seine großen Träume waren durch Verrat vernichtet worden.

»Ich werde Rache üben, Mutter«, flüsterte Elhokar. »Ich werde es *tun!*« Der junge König drehte sich zu den versammelten Hellaugen um, die vor der ausgestreckten Steinhand seines Vaters standen. »Ihr alle seid hergekommen, um mir Eure Unterstützung zuzusagen. Nun, ich werde verlangen, dass Ihr sie mir in aller Öffentlichkeit schwört. Heute werden wir einen Pakt schließen, jene zu jagen, die das hier getan haben. Heute zieht Alethkar in den *Krieg!*«

Verblüffte Stille schlug ihm entgegen.

»Ich schwöre es«, sagte Torol Sadeas. »Ich schwöre, Rache über die verräterischen Parscher zu bringen, Euer Majestät. Ihr könnt Euch auf mein Schwert verlassen.«

Gut, dachte Dalinar, als auch die anderen ihren Eid leisteten. Das würde sie zusammenhalten. Selbst im Tod lieferte Gavilar noch einen Grund für Einigkeit.

Dalinar konnte das Steing Gesicht nicht länger ertragen und ging davon. Er stapfte in den Korridor, der auf den Palast zuführte. Weitere Stimmen hallten hinter ihm her, als die Großprinzen ihren Eid schworen.

Wenn Elhokar die Parschendi zurück auf die Zerbrochene Ebene jagen wollte, würde er dabei die Hilfe des Schwarzdorns erwarten. Aber ... Dalinar war schon seit Jahren nicht mehr dieser Mann. Er klopfte auf seine Taschen und suchte nach einer Flasche. Bei der Verdammnis! Er gab vor, heute besser als zu jener Zeit zu sein und bald einen Ausweg aus diesem Schlamassel zu finden. Dann würde er wieder der Mann sein, der er vor langer Zeit einmal gewesen war.

Aber jener Mann war ein Ungeheuer gewesen. Er war so erschreckend gewesen, dass niemand gewagt hatte, ihn für seine Untaten zur Rechenschaft zu ziehen. Niemand außer Evi, die begriffen hatte, was all das Morden mit ihm anstellte. Er schloss die Augen und hörte ihre Tränen.

»Vater?«, sagte eine Stimme hinter ihm.

Dalinar zwang sich, aufrecht zu stehen und drehte sich um, als Adolin auf ihn zulief.

»Geht es dir gut, Vater?«

»Ja«, sagte Dalinar. »Ich ... muss nur allein sein.«

Adolin nickte. Beim Allmächtigen im Himmel, der Junge hatte sich gut entwickelt, was aber kaum an Dalinar lag. Adolin war ernsthaft, freundlich und ein Meister des Schwertes. Er war ein wichtiges Mitglied der modernen Alethi-Gesellschaft, in der nicht nur Kraft, sondern auch die Fähigkeit wichtig war, sich zwischen den einzelnen

politischen Fraktionen mühelos hin und her zu bewegen. Dalinar hatte sich dabei immer wie ein Baumstumpf gefühlt. Zu groß. Zu dumm.

»Geh zurück«, sagte Dalinar. »Schwöre den Rachepakt für unser Haus.«

Adolin nickte, und Dalinar ging weiter. Er floh vor den Feuern in der Tiefe der Erde. Und vor Gavilars starrem Blick, der ihn abschätzte. Und vor den Schreien der Menschen, die im Graben gestorben waren.

Als er die Treppe erreichte, war sein Gehen zu einem Laufen geworden. Er stieg eine Etage hoch, und dann noch eine. Schwitzend und wie ein Rasender hastete er durch reich verzierte Hallen, an beschnitzten Wänden vorbei, an gediegenen Holzvertäfelungen und anklagenden Spiegeln vorüber. Er erreichte seine Gemächer und suchte in den Taschen nach den Schlüsseln. Er hatte die Eingangstür abgesperrt, damit sich Gavilar nicht hereinstehlen und ihm seine Flaschen wegnehmen konnte. Drinnen wartete der Segen.

Nein. Kein Segen. Vergessen. Gut genug.

Seine Hände wollten nicht aufhören zu zittern. Er konnte nicht ... es

...

Folge heute Nacht dem Kodex.

Dalinars Hände zitterten so stark, dass ihm der Schlüsselbund entglitt.

Seltsames liegt im Wind.

Schreie nach Gnade.

Raus aus meinem Kopf! Ihr alle – raus mit euch!

In der Ferne, eine Stimme ...

»Du musst die wichtigsten Worte finden, die ein Mensch sagen kann.«

Welcher Schlüssel war es? Er rammte einen von ihnen in das Schlüsselloch, aber er ließ sich nicht drehen. Dalinar vermochte nichts mehr zu sehen. Er blinzelte, fühlte sich benommen.

»Diese Worte habe ich von jemandem gehört, der behauptete, die Zukunft gesehen zu haben«, sagte die Stimme; sie hallte im Korridor

wider. Sie war weiblich, vertraut. »»Wie ist das möglich?«, habe ich gefragt. »Bist du von der Leere berührt worden?«

Die Antwort bestand in einem Lachen. »Nein, süßer König. Die Vergangenheit ist die Zukunft, und so, wie jeder Mensch gelebt hat, musst auch du leben.«

»Also kann ich nur das wiederholen, was schon vor mir getan wurde?«

»Im Hinblick auf manche Dinge: ja. Du wirst lieben. Du wirst verletzen. Du wirst träumen. Und du wirst sterben. Die Vergangenheit eines jeden Menschen ist deine Zukunft.«

»Worin liegt dann der Sinn?«, habe ich gefragt. »Wenn alles schon einmal da gewesen ist und durchlebt wurde?«

»Die Frage«, erwiderte sie, »ist nicht, ob du lieben, verletzen, träumen und sterben wirst. Die Frage ist, *was* du lieben wirst, *warum* du verletzen wirst, *wann* du träumen wirst und *wie* du sterben wirst. Das ist deine Wahl. Du kannst dir nicht das Ziel aussuchen, wohl aber den Weg dorthin.««

Dalinar ließ den Schlüsselbund abermals fallen und schluchzte. Es gab kein Entkommen. Er würde wieder schwach werden. Der Wein würde ihn ebenso verzehren, wie das Feuer einen Leichnam verzehrte. Nur Asche bliebe zurück.

Es gab keinen Ausweg.

»Das hat meine Reise in Gang gesetzt«, sagte die Stimme. »Und das setzt auch mein Schreiben in Gang. Ich kann dieses Buch auf keinen Fall eine Geschichte nennen, denn ihm fehlen die grundlegenden Voraussetzungen für eine Geschichte. Es ist nicht nur eine Erzählung, sondern ... viele. Und obwohl es einen Anfang hat, hier auf dieser Seite, kann meine Suche nie wirklich enden.

Ich habe nicht nach Antworten gesucht. Ich hatte gespürt, dass ich diese Antworten längst schon besitze. Viele Antworten aus tausend verschiedenen Quellen. Ich habe nicht »mich selbst« gesucht. Das ist ein Gemeinplatz, den mir die Menschen zugeschrieben haben, und ich bin der Meinung, dass diese Worte der Bedeutung ermangeln.

Als ich aufgebrochen bin, habe ich in Wirklichkeit nur eines gesucht.
Ich wollte auf eine Reise gehen.«

Seit Jahren schien Dalinar alles um sich herum durch einen Schleier wahrzunehmen. Aber diese Worte ... etwas an ihnen ...

Konnten Worte Licht abstrahlen?

Er wandte sich von seiner Tür ab und schritt den Korridor entlang, auf der Suche nach der Stimme. Im königlichen Lesezimmer traf er auf Jasnah, vor der auf einem Ständer ein gewaltiges Buch lag. Sie las sich selbst etwas vor, drehte die Seite um, blickte finster drein.

»Was ist das für ein Buch?«, fragte Dalinar.

Jasnah fuhr zusammen. Sie rieb sich die Augen, verschmierte dabei ihre Schminke, und plötzlich waren ihre Augen ... zwar klar, aber auch ... rau. Wie Löcher in einer Maske.

»Von hier hatte mein Vater dieses Zitat«, sagte sie. »Jenes, das er ...«

Das er schrieb, als er starb.

Nur wenige wussten das.

»Was für ein Buch ist das?«

»Ein alter Text«, sagte Jasnah. »Früher wurde er mit großer Ehrerbietung gelesen. Er steht mit den Verlorenen Strahlenden in Verbindung, und deshalb bezieht sich niemand mehr auf ihn. Es muss hier ein Geheimnis geben, ein Rätsel hinter den letzten Worten meines Vaters. Eine Chiffre vielleicht? Aber welche?«

Dalinar setzte sich in einen der Sessel. Er fühlte sich, als sei alle Kraft aus ihm gewichen. »Möchtest du es mir vorlesen?«

Jasnah sah ihm in die Augen und nagte an ihrer Lippe, wie sie es schon als Kind immer getan hatte. Dann las sie mit klarer, starker Stimme und begann auf der ersten Seite mit der Passage, die er bereits gehört hatte. Er erwartete, dass sie nach einem oder zwei Kapiteln aufhören würde, aber das tat sie nicht, und er wollte es auch nicht.

Dalinar lauschte hingerissen. Leute kamen herein und sahen nach ihnen; einige brachten Jasnah Wasser. Er selbst bat um nichts. Er

wollte nur zuhören.

Er verstand die Worte, aber gleichzeitig schien ihm zu entgehen, was das Buch sagen wollte. Es bestand aus einer Abfolge von Vignetten über einen König, der seinen Palast verließ und auf Pilgerschaft ging. Dalinar wusste nicht, warum er diese Geschichten eigentlich so beeindruckend fand. Lag es an der Zuversicht, die aus ihnen sprach? Oder war es die Beschreibung von verschiedensten Wegen und Wahlmöglichkeiten?

Es war so schlicht und anspruchslos. So anders als das Gelärme der Gesellschaft oder des Schlachtfeldes. Es war nur eine Reihe von Geschichten mit zweideutiger Moral. Jasnah brauchte fast acht Stunden, bis sie ans Ende kam, aber während dieser Zeit erweckte sie nie den Eindruck, aufhören zu wollen. Als sie das letzte Wort las, musste Dalinar feststellen, dass er wieder weinte. Auch Jasnah betupfte sich die Augen. Sie war stets so viel stärker gewesen als er selbst, aber sie verstanden sich gut. Mit diesen Worten schickten sie Gavilars Seele auf ihren Weg. Das war ihrer beider Lebewohl.

Jasnah ließ das Buch auf dem Pult liegen und kam auf Dalinar zu, während er sich erhob. Sie umarmten sich und schwiegen. Nach wenigen Augenblicken verließ Jasnah das Zimmer.

Er ging zu dem Buch, berührte es und befühlte die Prägung des Vorderdeckels mit seinen Fingerspitzen. Er wusste nicht, wie lange er hier schon gestanden hatte, als plötzlich Adolin hereinschaute. »Vater? Wir wollen ein Expeditionskorps zur Zerbrochenen Ebene schicken. Deine Beteiligung wäre sehr erwünscht.«

»Ich muss auf eine Reise gehen«, flüsterte ihm Dalinar zu.

»Ja«, sagte Adolin. »Es ist ein langer Weg. Vielleicht können wir uns da draußen ein wenig auf die Jagd begeben, falls uns die Zeit dazu bleibt. Elhokar will, dass diese Barbaren rasch ausgelöscht werden. Wir könnten schon in einem Jahr wieder zurück sein.«

Wege. Dalinar konnte sein Ziel nicht frei wählen.

Aber vielleicht den *Weg* ...

Die Alte Magie ist in der Lage, einen Menschen zu verändern, hatte Evi gesagt, und etwas Großes aus ihm zu machen.

Dalinar richtete sich auf. Er drehte sich um, ging auf Adolin zu und packte ihn bei der Schulter. »Ich bin in den letzten Jahren ein armseliger Vater gewesen«, gestand er.

»Unsinn«, entgegnete Adolin. »Du ...«

»Ich war ein armseliger Vater«, wiederholte Dalinar und hob den Finger. »Für dich und für deinen Bruder. Du solltest wissen, wie stolz ich auf euch bin.«

Adolin strahlte wie eine Kugel kurz nach dem Sturm. Ruhmsprengsel sprangen überall um ihn herum auf.

»Wir werden gemeinsam in den Krieg ziehen«, sagte Dalinar. »So wie wir es gemacht haben, als du noch jung warst. Ich werde dir zeigen, was es heißt, ein Mann der Ehre zu sein. Aber zuerst muss ich einen Vortrupp zusammenstellen – ohne dich, fürchte ich – und die Zerbrochene Ebene sichern.«

»Darüber haben wir schon gesprochen«, sagte Adolin eifrig. »Du nimmst deine Elitetruppen. Und du musst dich beeilen! Ihr werdet marschieren ...«

»Segeln«, sagte Dalinar.

»Segeln?«

»Die Flüsse sollten genug Wasser führen«, sagte Dalinar. »Ich werde mich nach Süden begeben und dann ein Schiff nach Dumadari nehmen. Von dort aus werde ich zum Meer des Ursprungs segeln und in Neu-Natanan an Land gehen. Ich werde mit meiner Streitmacht zur Zerbrochenen Ebene vorrücken, dieses Gebiet sichern und für das Eintreffen der Hauptarmee vorbereiten.«

»Ich vermute, das ist eine gute Idee«, sagte Adolin.

Es war tatsächlich eine gute Idee. Denn wenn eines von Dalinars Schiffen aufgehalten wurde – und Dalinar selbst im Hafen blieb, während er den größten Teil seiner Streitkraft vorausschickte –, würde das niemand seltsam finden. Dalinar brachte nur sich selbst in Schwierigkeiten.

Er würde seine Männer und Matrosen einen Verschwiegenheitseid schwören lassen und ein paar Monate auf anderen Wegen reisen, bevor er sich zur Zerbrochenen Ebene begab.

Evi hatte gesagt, dass die Alte Magie einen Menschen verändern konnte. Es war an der Zeit, dass er ihr endlich vertraute.



Für mich ist Ba-Ado-Mischram die interessanteste der Ungemachten. Es heißt, sie habe einen scharfen Verstand und sei eine Großprinzessin in den feindlichen Streitkräften. Sie habe während einiger Wüstwerdungen sogar das Kommando innegehabt. Ich weiß nicht, in welcher Beziehung dies zu dem alten Gott des Feindes steht, der Odium genannt wird.

Aus Hassis Mythica, S. 224

Szeth von Schinovar flog drei Tage lang mit den Himmelsbrechern nach Süden.

Sie hielten mehrfach an und bedienten sich bei versteckten Lagerbeständen in den Bergen oder in abgelegenen Tälern. Wenn sie die Türen finden wollten, die zu diesen Depots führten, mussten sie sich oft durch eine fünf Zoll dicke Kremschicht hacken. Vermutlich hatte es Jahrhunderte gedauert, bis derart dicke Ablagerungen entstanden waren, aber Nin sprach von diesen Orten, als habe er sie gerade erst verlassen. An einem Lagerplatz war er überrascht, dass die Nahrungsmittel schon lange verdorben waren, aber glücklicherweise waren die Edelsteine, die hier aufbewahrt wurden, so angeordnet, dass sie den Stürmen ausgesetzt blieben.

Bei diesen Haltepunkten begriff Szeth allmählich, wie *alt* diese Kreatur tatsächlich sein musste.

Am vierten Tag erreichten sie Marat. Szeth war schon früher in diesem Königreich gewesen; er hatte während der Jahre seiner Verbannung den größten Teil Roschars besucht. Historisch gesehen war Marat nicht einmal eine richtige Nation, aber es war auch kein nomadischer Ort wie die rückständigen Provinzen Hexi und Tu Fallia. Marat bestand aus einer Gruppe locker miteinander verbundener Städte, die von Stämmen beherrscht wurden und einen Großprinzen als Regenten hatten – allerdings hieß er im lokalen Dialekt »Älterer Bruder«.

Das Land war ein angenehmer Haltepunkt zwischen den Vorreichen im Osten und denen der Makabaki im mittleren Westen. Szeth wusste, dass Marat eine reiche Kultur besaß und seine Einwohner genauso stolz waren wie jede andere Nation, dafür aber ohne echten politischen Einfluss.

Daher war es umso seltsamer, dass Nin beschlossen hatte, ihren Flug hier zu beenden. Sie landeten auf einer Ebene, die mit seltsam braunem Gras bewachsen war, das Szeth an Weizen erinnerte, doch es zog sich wie gewöhnliches Gras in Spalten zurück, sodass nur noch die kleine Hülse am oberen Ende sichtbar blieb. Diese Hülsen wurden oft von wilden Tieren gefressen, die breit und flach waren und an wandelnde Scheiben erinnerten. Ihre Klauen befanden sich nur an der Unterseite, sodass sie sich damit das Getreide ins Maul schaufeln konnten.

Die scheibenartigen Tiere wanderten vermutlich ostwärts, und ihr Kot, der die Samen des Getreides enthielt, würde im Boden die Stürme überdauern und sich zum ersten Polypenstadium entwickeln. Später würde es nach Westen geblasen und zum zweiten Stadium des Getreides werden. Alles Leben wirkte im Verbund zusammen, so wie er es in seiner Jugend gelernt hatte. Alles außer dem Menschen, der sich weigerte, seinen Platz einzunehmen. Der Leben zerstörte, anstatt zum Leben beizutragen.

Nin sprach kurz mit Ki und den übrigen Meistern, die sich daraufhin wieder in die Luft erhoben. Die anderen folgten ihnen – alle außer Szeth und Nin selbst – und flogen auf eine Stadt in der Ferne zu. Bevor Szeth hinter ihnen hereilen konnte, ergriff Nin seinen Arm und schüttelte den Kopf. Zusammen flogen die beiden zu einer kleineren Ortschaft auf einem Hügel in der Nähe der Küste.

Szeth erkannte die Auswirkungen des Krieges sofort, wenn er sie sah. Aufgebrochene Türen, eine teilweise eingestürzte Stadtmauer. Die Zerstörungen wirkten frisch, aber alle Leichen waren entfernt und das Blut durch die Großstürme weggewaschen worden. Sie landeten vor einem großen Steingebäude mit einem Spitzdach. Mächtige Türflügel aus seelengegossener Bronze lagen zerbrochen im Schutt. Szeth wäre überrascht, wenn niemand zurückkehren und das Metall an sich nehmen würde. Nicht jede Armee hatte Zugang zu Seelengießern.

Oh, sagte das Schwert auf seinem Rücken. *Haben wir den Spaß verpasst?*

»Dieser Tyrann in Tukar«, sagte Szeth und betrachtete den stillen Ort. »Hat er beschlossen, seinen Krieg gegen Emul zu beenden und sich nach Osten auszudehnen?«

»Nein«, gab Nin zurück. »Das hier ist eine andere Gefahr.« Er deutete auf das Gebäude mit den zerbrochenen Türen. »Kannst du die Schrift über dem Sturz lesen, Szeth-Sohn-Neturo?«

»Es handelt sich um die örtliche Sprache. Ich kann die Buchstaben aber nicht entziffern, Aboschi.« Der göttliche Ehrentitel schien ihm passend für die Anrede eines Herolds zu sein, auch wenn er bei Szeths Volk den großen Sprengseln der Berge vorbehalten war.

»Es heißt ›Gerechtigkeit‹«, sagte Nin. »Das hier war ein Gerichtsgebäude.«

Szeth folgte dem Herold die Stufen hinauf und in den höhlenartigen Hauptraum des zerstörten Gerichts hinein. Hier, geschützt vor den Stürmen, fanden sie Blut auf dem Boden. Keine Leichen zwar, aber viele weggeworfene Waffen, Helme und – verwirrenderweise – die

mageren Habseligkeiten von Zivilisten. Vermutlich hatten die Menschen während der Schlacht hier Zuflucht gesucht und gehofft, in Sicherheit zu sein.

»Jene, die du als Parscher bezeichnest, nennen sich selbst die Sängerk«, sagte Nin. »Sie haben diese Stadt eingenommen und die Überlebenden zur Arbeit in den Häfen entlang der Küste gezwungen. Kann das, was hier geschehen ist, Gerechtigkeit gewesen sein, Szeth-Sohn-Neturo?«

»Wie könnte es?« Er zitterte. Die dunklen Bereiche des Raumes schienen von unheimlichem Flüstern erfüllt. Dabei drängte er sich dichter an den Herold, der ihm Sicherheit versprach. »Gewöhnliche Menschen, die ein gewöhnliches Leben geführt haben, sind plötzlich angegriffen und ermordet worden.«

»Ein armseliges Argument. Was ist, wenn der Herr dieses Ortes aufgehört hat, seine Steuern zu zahlen, und seine Untertanen gezwungen hat, die Ansiedlung zu verteidigen, als die höheren Autoritäten hier eingetroffen sind und einen Angriff geführt haben? Ist es nicht die Pflicht eines Prinzen, Recht und Ordnung in seinem Land aufrechtzuerhalten? Es kann gerecht sein, gewöhnliche Menschen zu töten.«

»Aber das ist hier nicht geschehen«, sagte Szeth. »Du hattest doch gesagt, dass dies das Werk einer Invasionsarmee ist.«

»Ja«, sagte Nin leise. »Dies ist die Schuld der Angreifer. Das ist wahr.« Dann ging er weiter durch den leeren Raum. Szeth blieb dicht hinter ihm. »Du befindest dich in einer einzigartigen Lage, Szeth-Sohn-Neturo. Du wirst der Erste sein, der die Eide eines Himmelsbrechers in einer neuen Welt schwören wird – in einer Welt, in der ich versagt habe.«

An der hinteren Wand entdeckten sie eine Treppe. Szeth holte eine Kugel hervor, die Licht spendete, denn Nin schien nichts dergleichen tun zu wollen. Das Flüstern wurde zurückgedrängt.

»Ich habe Ischar aufgesucht«, fuhr Nin fort. »Ihr nennt ihn Ischu-Sohn-Gott. Er ist schon immer der Weiseste von uns gewesen. Ich

hatte nicht ... glauben wollen ... was geschehen war.«

Szeth nickte. Er hatte es mitbekommen. Nach dem ersten Ewigsturm hatte Nin darauf beharrt, die Bringer der Leere seien nicht zurückgekehrt. Er hatte einen Grund nach dem anderen dafür angeführt, bis er schließlich gezwungen wurde, das zuzugeben, was er deutlich sah.

»Ich habe Jahrtausende daran gearbeitet, eine weitere Wüstwerdung zu verhindern«, fuhr Nin fort. »Ischar hat mich vor den Gefahren gewarnt. Nun aber, da Ehr tot ist, könnten andere Strahlende das Gleichgewicht des Eidpaktes stören. Sie könnten gewisse ... Maßnahmen unterlaufen, die wir ergriffen haben, und dem Feind eine offene Flanke bieten.«

Er blieb vor der Treppe stehen und warf einen Blick hinunter auf seine Hand, in der eine glitzernde Splitterklinge erschien. Es war eine der beiden verschwundenen Ehrenklingen. Szeths Volk wachte über acht von ihnen. Früher einmal, vor langer Zeit, waren es neun gewesen. Dann war diese hier verschwunden.

Er hatte Bilder von ihr gesehen. Sie war bemerkenswert gerade und unverziert für eine Splitterklinge, aber dennoch elegant. Zwei Schlitze liefen an der Waffe entlang – Öffnungen, die es bei keinem gewöhnlichen Schwert geben dürfte, da sie es schwächen würden.

Sie durchquerten einen Raum oberhalb des Gerichtssaals. Nach den Ordnern, die auf dem Boden verstreut lagen, musste es sich um den Aktenraum handeln.

Du solltest mich ziehen, sagte das Schwert.

»Und was soll ich dann tun, Schwert-Nimi?«, flüsterte Szeth.

Kämpfe gegen ihn. Ich glaube, er könnte böse sein.

»Er ist einer der Herolde – eines der am wenigsten bösen Geschöpfe auf der ganzen Welt.«

Puh. Das bedeutet nichts Gutes für deine Welt. Wie dem auch sei, ich bin besser als das Schwert, das er besitzt. Ich kann es dir zeigen.

Szeth bahnte sich einen Weg durch die Trümmer und den Schutt und stellte sich neben Nin an eines der Fenster in diesem Stockwerk. In der Ferne, ein Stück weiter die Küste hinunter, schimmerte das blaue Wasser einer breiten Bucht. Viele Schiffsmasten hatten sich dort versammelt, und Gestalten umschwirrten sie.

»Ich habe versagt«, wiederholte Nin. »Und nun muss den Menschen Gerechtigkeit widerfahren. Eine ausgesprochen schwierige Gerechtigkeit, Szeth-Sohn-Neturo. Sogar für meine Himmelsbrecher.«

»Wir werden uns bemühen, so leidenschaftslos und logisch wie du selbst vorzugehen, Aboschi.«

Nin lachte. Es wirkte nicht so fröhlich, wie es wohl hatte wirken sollen. »Wie ich? Nein, Szeth-Sohn-Neturo. Ich bin wohl kaum leidenschaftslos. Und das ist das Problem.« Er hielt inne und blickte durch das Fenster auf die fernen Schiffe. »Ich bin ... anders, als ich früher einmal gewesen bin. Schlechter vielleicht? Trotz alldem möchte ein Teil von mir gnädig sein.«

»Ist ... Gnade etwas so Schlechtes, Aboschi?«

»Sie ist nicht schlecht, führt aber zu Chaos. Wenn du die Aufzeichnungen und Akten in diesem Raum durchsiehst, wirst du immer wieder die gleiche Geschichte finden. Nachsicht und Gnade. Menschen, die trotz ihrer Verbrechen auf freien Fuß gesetzt wurden, weil sie entweder gute Familienväter oder in der Gemeinschaft wohlgelitten waren, oder weil sie die Gunst einer wichtigen Persönlichkeit besaßen.

Einige der Freigelassenen haben tatsächlich ihr Leben geändert und sind zu einem wertvollen Bestandteil der Gesellschaft geworden. Andere wurden rückfällig und haben große Tragödien hervorgerufen. Die Schwierigkeit, Szeth-Sohn-Neturo, besteht darin, dass die Menschen nur sehr schlecht erkennen können, wer sich wie verhalten wird. Der Sinn des Gesetzes liegt darin, dass wir dies nicht selbst bestimmen müssen. So kann uns unsere angeborene Sentimentalität nicht schaden.«

Er blickte wieder auf sein Schwert hinunter.

»Du«, sagte er zu Szeth, »musst ein Drittes Ideal wählen. Die meisten Himmelsbrecher treffen die Entscheidung, sich dem Gesetz zu verschwören und diesem genau zu folgen, in welches Land sie sich auch immer begeben mögen. Das ist eine gute Möglichkeit, aber es ist nicht die einzige. Denke nach und triff eine weise Entscheidung.«

»Ja, Aboschi«, sagte Szeth.

»Es gibt Dinge, die du sehen musst, und Dinge, die du wissen musst, bevor du sprechen kannst. Die anderen müssen das, was sie zuvor geschworen haben, erst *deuten*, und ich hoffe, sie werden die Wahrheit sehen. *Du* aber wirst der erste einer neuen Generation von Himmelsbrechern sein.« Er schaute wieder aus dem Fenster. »Die Sänger haben es den Bewohnern dieses Ortes erlaubt, hierher zurückzukehren und ihre Toten zu verbrennen. Diese Geste lässt sie freundlicher als die meisten Eroberer werden.«

»Aboschi ... darf ich eine Frage stellen?«

»Das Gesetz ist das Licht, und die Dunkelheit dient ihm nicht. Frage, und ich werde dir antworten.«

»Ich weiß, dass du groß, alt und weise bist«, sagte Szeth. »Aber ... meinen niederen Augen erscheint es so, als würdest du deine eigenen Prinzipien nicht befolgen. Wie du sagtest, hast du Wogenbinder gejagt.«

»Ich besaß eine gesetzliche Erlaubnis für die Hinrichtungen, die ich durchgeführt habe.«

»Ja«, sagte Szeth, »aber du hast viele Gesetzesbrecher nicht beachtet, während du diese wenigen verfolgt hast. Deine Motive lagen jenseits des Gesetzes, Aboschi. Du bist nicht unparteiisch gewesen. Du hast auf brutale Weise Sondergesetze erwirkt, um deine Ziele erreichen zu können.«

»Das ist wahr.«

»Ist das deine eigene Sentimentalität?«

»Teilweise. Aber in gewissen Bereichen übe ich Nachsicht. Haben dir die anderen vom Fünften Ideal erzählt?«

»Ist es das Ideal, in dem der Himmelsbrecher zum Gesetz *wird*?«

Nin streckte die leere linke Hand aus. Eine *Splitterklinge* erschien darin; sie war anders als die Ehrenklinge, die er in der anderen Hand hielt. »Ich bin nicht nur ein Herold, sondern auch ein Himmelsbrecher des Fünften Ideals. Obwohl ich ursprünglich misstrauisch war, was die Strahlenden angeht, glaube ich, dass ich der Einzige bin, der am Ende seinen eigenen Orden gegründet hat.

Und nun, Szeth-Sohn-Neturo, muss ich dir von der Entscheidung berichten, die wir Herolde vor langer Zeit getroffen haben – an dem Tag, der später als Aharietiam bekannt werden sollte. An jenem Tag opferten wir einen der Unseren, damit der Zyklus der Qual und des Todes durchbrochen wird ...«



In jüngerer Zeit gibt es nur sehr wenige Informationen über Ba-Ado-Mischram. Ich nehme an, dass sie im Gegensatz zu vielen anderen von ihnen entweder zur Verdammnis zurückgekehrt ist oder während Aharietiam vernichtet wurde.

Aus Hesis Mythica, S. 226

Am Morgen fand Dalinar eine volle Waschschüssel vor, die für ihn bereitgestellt worden war. Navani sorgte stets dafür, dass sie gefüllt wurde, so wie sie die Flaschen wegräumte und den Dienern erlaubte, ihm neue zu bringen. Sie vertraute ihm mehr als er sich selbst.

Dalinar streckte sich auf seinem Bett aus und fühlte sich viel zu ... gut, wenn er bedachte, wie viel er getrunken hatte. Indirektes Sonnenlicht erhellte den Raum vom Fenster her. Für gewöhnlich blieben die Läden in diesem Zimmer geschlossen, damit die kalte Bergluft nicht eindringen konnte. Navani musste sie jedoch geöffnet haben, nachdem sie aufgestanden war.

Dalinar benetzte sich das Gesicht mit dem Wasser aus der Schüssel und bemerkte dabei seinen eigenen Geruch. *Also gut.* Er schaute in

eines der angrenzenden Zimmer, das als Waschzimmer eingerichtet worden war, denn es besaß einen Hintereingang, den die Bediensteten benutzen konnten. Navani hatte tatsächlich schon dafür gesorgt, dass der Badezuber für ihn gefüllt wurde. Das Wasser war kalt, aber das machte ihm nichts aus. Es würde ihn davon abhalten, hier zu viel Zeit zu verbringen.

Bald darauf fuhr er sich mit der Rasierklinge über das Gesicht und betrachtete sich dabei im Spiegel des Schlafzimmers. Gavilar hatte ihm beigebracht, sich zu rasieren. Ihr Vater hatte es versäumt, denn er war zu beschäftigt gewesen, mit närrischen Ehrenduellen – einschließlich jenem, bei dem er einen heftigen Schlag gegen den Kopf erhalten hatte. Danach war er nie wieder ganz der Alte gewesen.

Bärte waren in Alethkar aus der Mode gekommen, aber das war nicht der Grund, warum Dalinar sich rasierte. Ihm gefiel das Ritual. Es war eine Gelegenheit, sich auf den Tag vorzubereiten, die Stoppeln der Nacht wegzuschneiden und die wahre Person darunter freizulegen, mit all ihren Runzeln, Narben, Ecken und Kanten.

Eine saubere Uniform und Unterwäsche warteten auf einer Bank. Er kleidete sich an, überprüfte die Uniform im Spiegel und zog den Saum der Jacke herunter, damit sich alle Falten glätteten.

Die Erinnerung an Gavilars Beisetzung ... sie war so lebhaft. Aber Teile davon hatte er vergessen. War dies das Werk der Nachtschauerin gewesen, oder hatte er die Erinnerungen auf natürliche Weise verloren? Je mehr er von dem wiederfand, was er verloren hatte, desto deutlicher erkannte er, dass die Erinnerungen der Menschen mangelhaft waren. Wenn er mit anderen über ein Ereignis sprach, das ihm deutlich im Gedächtnis haften geblieben war, bestand die Möglichkeit, dass sie Teile davon bestritten, obwohl sie doch dabei gewesen waren, denn jeder erinnerte sich auf andere Weise daran. Die meisten – Navani eingeschlossen – schienen ihn als edler einzuschätzen, als er war und es verdient hatte. Doch das schrieb er keinerlei Magie zu. Es lag einfach in der Natur der

Menschen, die Vergangenheit in ihren Köpfen so zu verändern, dass sie zu ihren gegenwärtigen Auffassungen passte.

Aber dann ... diese Vision mit Nohadon. Woher war sie gekommen? Oder war es nur ein gewöhnlicher Traum gewesen?

Zögernd streckte er seine inneren Fühler nach dem Sturmwater aus, der in der Ferne grollte. »Wie ich sehe, bist du noch da«, sagte Dalinar erleichtert.

Wo sollte ich denn hingehen?

»Ich habe dich verletzt«, sagte Dalinar, »als ich das Eidtor aktiviert habe. Ich hatte Angst, du würdest mich verlassen.«

Das ist mein Schicksal, das ich selbst gewählt habe. Entweder du oder das Vergessen.

»Trotzdem tut mir leid, was ich getan habe. Hattest du ... etwas mit dem Traum zu tun, den ich erlebt habe? Dem Traum, in dem Nohadon vorgekommen ist?«

Ich weiß nichts von einem solchen Traum.

»Er war sehr lebhaft«, sagte Dalinar. »Er war unwirklicher als die Visionen, aber äußerst fesselnd.«

Welcher war der wichtigste Schritt, den ein Mensch tun konnte? Der erste? Natürlich. Aber was bedeutete das?

Er trug noch immer die Bürde dessen, was er beim Graben getan hatte. Diese Erholung – der Abstand von einer ganzen Woche des Alkoholrausches – war keine Erlösung. Was würde er tun, wenn er die Mitreißung abermals spürte? Was würde geschehen, wenn die nächste Weinung in seinem Geist unerträglich wurde?

Dalinar wusste es nicht. Heute fühlte er sich besser. Er hatte den Eindruck, Möglichkeiten und Fähigkeiten zu haben. Das sollte erst einmal ausreichen. Er pickte eine Fluse von seinem Kragen, gürtete sein Seitenschwert um, trat aus dem Schlafzimmer und ging durch sein Arbeitszimmer in den größeren Raum mit dem Kamin.

»Taravangian?«, sagte er verblüfft, als er den ältlichen König dort in einem Sessel antraf. »Sollte es nicht gerade jetzt ein Treffen der

Herrscher geben?« Er erinnerte sich undeutlich daran, dass ihm Navani das am frühen Morgen erzählt hatte.

»Man hat mir gesagt, ich werde dabei nicht gebraucht.«

»Unsinn! Bei diesen Zusammenkünften werden wir alle gebraucht.« Dalinar hielt kurz inne. »Aber ich selbst habe ebenfalls einige verpasst, nicht wahr? Nun, wie dem auch sei, worüber sprechen sie heute?«

»Über Taktik.«

Dalinar spürte, wie sein Gesicht rot anlief. »Über die Stationierung von Truppen und die Verteidigung von Jah Keved, Eurem Reich?«

»Ich glaube, sie sind der Meinung, dass ich den Thron von Jah Keved aufgeben möchte, sobald ein passender – hiesiger – Kandidat für ihn gefunden wurde.« Er lächelte. »Seid meiner wegen nicht so wütend, mein Freund. Sie haben mir die Teilnahme nicht verboten; sie haben bloß bemerkt, dass ich nicht gebraucht werde. Ich wollte ein wenig Zeit zum Nachdenken haben, und so bin ich hierhergekommen.«

»Trotzdem. Sollen wir nach oben gehen?«

Taravangian nickte und stand auf. Er schwankte unsicher, und Dalinar eilte zu ihm und stützte ihn. Als er wieder sicher stand, klopfte Taravangian sanft auf Dalinars Hand. »Danke. Wisst Ihr, ich habe mich schon immer seltsam gefühlt. Aber in der letzten Zeit scheint es so, als sei mein Körper entschlossen, mich beharrlich daran zu erinnern.«

»Ich werde Euch eine Sänfte rufen.«

»Nein, bitte nicht. Wenn ich das Gehen aufgebe, befürchte ich, dass mein Verfall noch schneller fortschreiten wird. Ich habe in meinen Hospitälern so etwas schon oft gesehen.« Aber er hielt sich an Dalinars Arm fest, als sie auf die Tür zingingen. Draußen rief Dalinar einige seiner Wächter herbei, und zusammen mit ihnen und Taravangians großer thaylenischer Leibwächterschar begaben sie sich zu den Aufzügen.

Dalinar fragte: »Wisst Ihr, ob es Nachrichten aus ...«

»... aus Kholinar gibt?«, fragte Taravangian zurück.

Dalinar nickte. Er erinnerte sich vage an Navanis Berichte. Nichts Neues von Adolin, Elhokar und den Strahlenden. Aber hatte er ihr überhaupt richtig zugehört?

»Es tut mir leid, Dalinar«, sagte Taravangian. »Soweit ich weiß, haben wir keine Botschaften von ihnen erhalten. Aber natürlich dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben! Vielleicht haben sie ihre Spannfeder verloren oder sitzen in der Stadt fest.«

Ich ... habe möglicherweise etwas gespürt, sagte der Sturmvater. Während eines der letzten Großstürme hatte ich den Eindruck, der Sturmgesegnete sei bei mir. Ich weiß nicht, was das bedeutet, denn ich kann weder ihn noch die anderen irgendwo sehen. Ich nahm an, dass sie tot sind, aber jetzt ... jetzt glaube ich an sie. Warum?

»Du hast Hoffnung«, sagte Dalinar und lächelte.

»Dalinar?«, fragte Taravangian.

»Ich habe mir nur selbst etwas zugeflüstert, Euer Majestät.«

»Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf ... Ihr scheint heute stärker zu sein. Habt Ihr eine Entscheidung getroffen?«

»Mehr als das. Ich habe mich an etwas *erinnert*.«

»Ist es etwas, das Ihr mit einem besorgten alten Mann teilen könnt?«

»Noch nicht. Ich werde es zu erklären versuchen, sobald ich mir selbst darüber im Klaren bin.«

Nach einer langen Reise in den Aufzügen hinauf zu den oberen Bereichen des Turms führte Dalinar Taravangian in ein stilles, fensterloses Zimmer im zweithöchsten Stockwerk. Es wurde die »Galerie der Karten« genannt, nach einem ähnlichen Raum in den Kriegslagern.

Aladar leitete das Treffen; er stand neben einem Tisch, auf dem eine große Karte von Alethkar und Jah Keved lag. Der dunkelhäutige Alethi trug seine Kriegsuniform, eine Mischung aus traditionellem Takama-Rock und moderner Jacke, die bei seinen Offizieren sehr beliebt war. Sein Leibwächter Minetz stand in voller Spliterrüstung hinter ihm –

Aladar zog es vor, die Splitter nicht persönlich zu benutzen. Er war kein Krieger, sondern ein General. Als Dalinar und Taravangian den Raum betraten, nickte er diesen zu.

Ialai saß nicht weit von Aladar entfernt; sie betrachtete Dalinar eingehend, sagte aber nichts. Beinahe hätte er eine Witzelei willkommen geheißen. In früheren Zeiten hatte sie gern mit ihm gescherzt. Ihr Schweigen bedeutete hingegen nicht, dass sie Respekt vor ihm zeigte. Es bedeutete vielmehr, dass sie sich ihre spitzen Bemerkungen für einen späteren Zeitpunkt aufbewahrte, wenn er sie nicht hören konnte.

Großprinz Ruthar – dickarmig und mit Vollbart – saß neben Ialai. Er hatte von Anfang an gegen Dalinar gesprochen. Der andere Alethi-Großprinz, der sich heute hierherbegeben hatte, war Hatham, ein Mann mit langem Hals und hellen orangefarbenen Augen. Er trug eine rote und goldene Uniform von einer Art, wie Dalinar sie noch nie zuvor gesehen hatte; die kurze Jacke war nur am oberen Ende zugeknöpft. Es sah dümmlich aus, aber was wusste Dalinar schon von Mode? Der Mann war äußerst höflich und befehligte eine straffe Armee.

Königin Fen hatte den thaylenischen Großadmiral mitgebracht, einen dünnen alten Mann mit einem Schnauzbart, dessen Enden fast bis auf den Tisch fielen. Er trug einen kurzen Säbel in der Schärpe und sah aus wie ein Seemann, der sich beschweren würde, wenn er zu lange an Land sein musste. Außerdem hatte sie ihren Sohn mitgebracht – denjenigen, mit dem sich Dalinar duelliert hatte. Er salutierte schneidig vor Dalinar, und dieser erwiderte den Salut. Der Junge würde einen ausgezeichneten Offizier abgeben, vorausgesetzt er lernte, sein Temperament zu zügeln.

Der Azisch-Kaiser war nicht hier, genauso wenig wie die kleine Grattänzerin. Stattdessen hatte Azir eine Gruppe von Gelehrten entsandt. Die »Generäle« der Azisch waren eher Militärhistoriker und Theoretiker, die ihre Tage im Sessel und mit Büchern verbrachten. Dalinar vermutete, dass es in ihrer Armee auch Personen mit praktischer Militärerfahrung gab, aber diese wurden nur selten

befördert. Wenn man nicht bestimmte Prüfungen bestand, blieb man im Feld und kommandierte.

Den beiden Veden-Großfürsten war Dalinar während seiner Reise zu ihrer Stadt begegnet. Die Brüder waren große, gezielte Männer mit kurzem schwarzem Haar und Uniformen wie denen der Alethi. Taravangian hatte sie eingesetzt, nachdem ihre Vorgänger im späteren Verlauf des Bürgerkriegs vergiftet worden waren. Jah Keved litt offenbar unter zahlreichen Schwierigkeiten.

»Dalinar?«, fragte Aladar. Er stellte sich aufrechter hin und salutierte. »Du siehst heute besser aus.«

Bei den Stürmen! Wie viel wussten die anderen?

»Ich habe einige Zeit mit Meditation verbracht«, erwiderte Dalinar. »Wie ich sehe, seid ihr bereits fleißig gewesen. Berichte mir von den Verteidigungsmaßnahmen.«

»Nun«, sagte Aladar, »wir ...«

»Das ist alles?«, unterbrach ihn Königin Fen. »Was bei der Verdammnis stimmt nicht mit Euch? Ihr rennt wie ein Wilder in ganz Vedenar herum, und dann schließt Ihr Euch für eine Woche in Eurem Zimmer ein!«

»Ich wurde von der Vorin-Kirche exkommuniziert, kurz nachdem ich von Kholinars Fall gehört habe. Erwartet Ihr etwa, dass ich das alles mit einem Fest feiere?«

»Ich erwarte, dass Ihr uns führt, anstatt zu ... *schmollen*.«

Ich habe nichts anderes verdient. »Ihr habt recht. Ihr könnt keinen Kommandanten gebrauchen, der sich weigert, das Kommando auszuüben. Es tut mir leid.«

Die Azisch flüsterten untereinander und wirkten angesichts dieses offenen Wortwechsels überrascht. Aber Fen lehnte sich zurück, und Aladar nickte. Dalinars Fehler mussten zur Sprache gebracht werden.

Aladar erklärte ihre Kriegsvorbereitungen. Die Azisch-Generäle – sie trugen allesamt Roben und westliche Hüte – drängten sich um ihn und machten – mit Hilfe ihrer Dolmetscherinnen – Bemerkungen. Dalinar benutzte ein wenig Sturmlicht, berührte eine von ihnen am Arm und

erhielt so für kurze Zeit Zugang zu ihrer Sprache. Er stellte fest, dass ihr Rat überraschend scharfsinnig war, wenn man bedachte, dass es sich grundsätzlich nur um ein Komitee aus Schreiberinnen handelte.

Sie hatten zehn Bataillone von Alethi-Truppen durch die Eidtore geschickt, dazu fünf Azisch-Bataillone. Das bedeutete, dass auf dem Boden Jah Keveds fünfzehntausend Soldaten standen, einschließlich einiger der loyalsten Streitkräfte der Kholin und von Aladar.

Das bedeutete einen tiefen Einschnitt in Dalinars Truppenstärke. Bei den Stürmen, sie hatten in Narak so große Verluste erlitten – die Kompanien, die Dalinar in Urithiru gelassen hatte, bestanden hauptsächlich aus neuen Rekruten oder Männern aus anderen Prinzentümern, die sich seinem Militär angeschlossen hatten. Sebarial hatte nur noch eine einzige Division hier stationiert und Dalinar die restlichen Soldaten überstellt, damit sie die Kholin-Farben tragen konnten.

Dalinar hatte die Diskussion über die Befestigung der Grenze von Jah Keved unterbrochen. Er vermochte das eine oder andere aus seiner eigenen Erfahrung beizusteuern, hörte ansonsten aber nur zu, als die anderen ihre Pläne erläuterten: Vorräte hier, Kasernen dort. Sie hofften, die Windläufer würden in der Lage sein, das alles auszuspähen.

Dalinar nickte zwar, aber er stellte fest, dass ihn etwas an diesem Schlachtplan störte. Es war etwas, das er nicht benennen konnte. Sie hatten durchaus gute Arbeit geleistet; die Nachschublinien waren realistisch gezeichnet worden, und die Späherposten hatte man so eingerichtet, dass sie einen ausgezeichneten Überblick über das ganze Gebiet erhielten.

Was also stimmte nicht?

Die Tür wurde geöffnet, und Navani trat ein. Sie erstarrte, als sie Dalinar sah, dann aber zeigte sie ein erleichtertes Lächeln. Er nickte ihr zu, während einer der Veden-Großprinzen erklärte, warum sie das Hinterland östlich der Hornesser-Berge nicht aufgeben durften. Aladar

war bereit gewesen, es abzutreten und die Berge als eine natürliche Barriere zu nutzen.

»Es geht nicht nur um die Möglichkeit, Truppen aus den Untertanen von Seiner Majestät, dem Herrscher der Hornesser auszuheben«, erklärte der Großprinz Nan Urian gerade auf Alethi. »Diese Gebiete sind üppig und wohlbestellt, und sie liegen im Windschatten des Alethi-Hochlandes, von dem Ihr soeben gesprochen habt. Wir haben schon immer verzweifelt gegen eine Eroberung dieser Ländereien gekämpft, denn sie sind wertvoll für jeden, der sie besitzt, und sie stellen ein gutes Aufmarschgebiet für Angriffe auf den Rest von Jah Keved dar.«

Navani stellte sich zu den anderen vor den Kartentisch. Dalinar grunzte, trat neben sie und legte ihr den Arm um die Hüfte. »Er hat recht, Aladar. Ich habe viel Zeit mit Scharmützeln an dieser Grenze verbracht. Das Gebiet ist strategisch um einiges wichtiger, als es zunächst den Anschein hat.«

»Aber es wird schwer sein, es zu halten«, sagte Aladar. »Wir werden in endlose Kämpfe um dieses Land verwickelt werden.«

»Das wollen wir doch auch, nicht wahr?«, sagte der Veden-Großprinz. »Je länger wir die Invasion verhindern können, desto mehr Zeit verschafft das meinen Veden-Brüdern, sich zu erholen.«

»Ja«, sagte Dalinar. »Ja ...« Es war in der Tat leicht, an der langen Veden-Front in zähe Kämpfe verstrickt zu werden. Wie viele Jahre hatte er damit verbracht, dort gegen falsche Banditen zu kämpfen? »Wir sollten eine Pause einlegen. Ich möchte darüber nachdenken.«

Die anderen schienen diese Gelegenheit willkommen zu heißen. Viele begaben sich in das große angrenzende Zimmer, in dem Dienerinnen mit Spannfedern darauf warteten, Informationen weiterzugeben. Navani blieb neben Dalinar stehen, während er die Landkarte betrachtete. »Es ist schön, dich wieder auf den Beinen zu sehen«, flüsterte sie.

»Du bist geduldiger, als ich es verdient habe. Du hättest mich aus dem Bett werfen und mir den Wein über den Kopf gießen sollen.«

»Ich hatte das Gefühl, du würdest es schaffen.«

»Jetzt habe ich es auch«, sagte er. »In der Vergangenheit haben allerdings ein paar Tage – oder sogar Wochen – Nüchternheit nicht viel bedeutet.«

»Du bist nicht mehr der Mann, der du damals warst.«

O Navani. Ich werde niemals jemand anderes sein als jener Mann. Ich habe ihn jetzt bloß versteckt. Aber das konnte er ihr noch nicht erklären. Stattdessen flüsterte er ihr seinen Dank ins Ohr und legte seine Hand auf die ihre. Wie war es möglich, dass er jemals von ihren Annäherungsversuchen frustriert gewesen war?

Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Karte und verlor sich in ihr: die Festung, die Sturmbunker, die Städte, die Nachschublinien.

Was stimmt nicht?, dachte Dalinar. Was entgeht mir?

Zehn Silberne Königreiche. Zehn Eidtore. Die Schlüssel zu diesem Krieg. Selbst wenn der Feind sie nicht benutzen kann, ist er vermutlich in der Lage, uns an ihrer Benutzung zu hindern.

Eines in Alethkar, das wir bereits in Besitz genommen haben. Eines in Natanatan – die Zerbrochene Ebene –, das wir ebenfalls beherrschen. Eines in Vedenar, eines in Azimir, eines in Thaylen-Stadt. Aber auch eines in Rall Elorim und eines in Kurth – beide stehen jetzt unter der Kontrolle des Feindes. Eines in Schinovar, das zu keiner Seite gehört.

Übrig waren noch das von Panatham in Babatharnam – das die vereinigten Armeen von Iri und Rira inzwischen möglicherweise eingenommen hatten – und jenes in Akinah, von dem Jasnah sich ziemlich sicher war, dass es schon vor langer Zeit zerstört wurde.

Es war am wahrscheinlichsten, dass der Feind in Jah Keved angreifen würde, nicht wahr? Aber ... sobald sie in Jah Keved kämpften, würden sie sich einem langen Zermübungskrieg gegenübersehen. Sie würden ihre Beweglichkeit verlieren und müssten dort gewaltige Mittel bündeln.

Frustriert schüttelte er den Kopf. Dalinar wandte sich von der Karte ab und betrat den anderen Raum, weil er sich eine Erfrischung holen wollte. Navani folgte ihm. Am Weintisch zwang er sich, sich nur einen warmen, gewürzten Orangensaft einzuschenken. Etwas ohne Alkohol.

Jasnah gesellte sich zu der Gruppe und übergab ihrer Mutter einen Stapel Papier.

»Darf ich einen Blick darauf werfen?«, fragte lalai.

»Nein«, antwortete Jasnah. Dalinar versteckte ein Grinsen hinter seinem Saftbecher.

»Was für Geheimnisse habt Ihr denn?«, fragte lalai. »Was ist denn aus der großspurigen Rede Eures Onkels über eine Vereinigung und ein gemeinsames Vorgehen geworden?«

»Ich vermute, jeder Herrscher in diesem Raum wird gutheißen, wenn nicht alle Staatsgeheimnisse geoffenbart werden«, sagte Jasnah.

»Das hier ist eine Allianz, keine Hochzeit.«

Königin Fen nickte.

»Und was diese Papiere angeht«, fuhr Jasnah fort, »so handelt es sich bei ihnen um einen wissenschaftlichen Bericht, den meine Mutter noch nicht gelesen hat. Wir werden alles veröffentlichen, was wir herausgefunden haben, sobald wir sicher sind, dass unsere Übersetzungen korrekt sind und nichts in diesen Aufzeichnungen unseren Feinden einen strategischen Vorteil gegen diese Stadt geben kann.« Jasnah hob eine Braue. »Oder würdet Ihr es bevorzugen, wenn unsere Forschungen schlampig sind?«

Die Azisch schienen dem zuzustimmen.

»Ich bin nur der Meinung«, sagte lalai, »dass es für uns andere ein Schlag ins Gesicht ist, wenn Ihr hier plötzlich mit diesen Papieren auftaucht.«

»lalai«, sagte Jasnah, »es ist gut, dass Ihr hier seid. Manchmal bestätigt eine kluge, widersprechende Stimme eine Theorie. Ich wünschte mir nur, Ihr würdet härter an Eurer *Klugheit* arbeiten.«

Dalinar kippte den Rest seines Saftes herunter und lächelte, als sich lalai wieder auf ihren Stuhl setzte, ohne sich auf eine Redeschlacht

mit Jasnah einzulassen, was durchaus klug war. Doch leider war Ruthar nicht annähernd so klug.

»Macht Euch nichts aus ihr, lalai«, sagte er. Sein Schnauzbart war nass vom Wein. »Die Gottlosen haben keine *Vorstellung* von Recht und Anstand. Jeder weiß, dass der einzige Grund dafür, den Glauben an den Allmächtigen aufzugeben, darin liegt, dass man dann umso besser das Laster erforschen kann.«

O Ruthar, dachte Dalinar. Dies ist einer der Kämpfe, die du nicht gewinnen kannst. Jasnah hat über dieses Thema viel länger nachgedacht als du. Für sie ist es ein vertrautes Schlachtfeld ...

Bei den Stürmen, das war es!

»Sie werden Jah Keved nicht angreifen!«, rief Dalinar und erstickte damit Jasnahs Erwiderung.

Alle im Raum drehten sich überrascht zu ihm um; Jasnahs Mund stand halb offen.

»Dalinar?«, fragte Großprinz Aladar. »Wir sind doch darin übereingekommen, dass Jah Keved der wahrscheinlichste ...«

»Nein«, sagte Dalinar. »Nein, wir kennen das Gelände zu gut! Die Alethi und die Veden haben *Generationen* damit verbracht, um dieses Land zu kämpfen.«

»Was dann?«, fragte Jasnah.

Dalinar lief in den Kartenraum zurück. Die anderen strömten hinter ihm her. »Sie sind nach Marat gezogen, nicht wahr?«, fragte Dalinar. »Sie haben eine Bresche durch Emul geschlagen und sind in Marat eingedrungen, und sie haben die Spannfedern im ganzen Land zum Schweigen gebracht. Warum? Warum sind sie dorthin gezogen?«

»Azir war zu gut befestigt«, sagte Aladar. »Von Marat aus können die Bringer der Leere Jah Keved sowohl von Westen als auch von Osten her angreifen.«

»Durch das Nadelöhr Triax?«, fragte Dalinar. »Wir sprechen von Jah Keveds Schwäche, aber sie ist *relativ*. Dort gibt es noch immer eine große stehende Armee und starke Befestigungsanlagen. Wenn der Feind jetzt in Jah Keved eindringen würde, während es allmählich

wieder zu Kräften kommt, werden der Vormarsch schnell aufgehalten und die Kräfte des Feindes aufgefressen werden. Und das möchte er nicht, während er noch die Oberhand hat.«

»Wo dann?«, fragte Nan Urian.

»An einem Ort, der von allen neuen Stürmen am schwersten getroffen wurde«, sagte Dalinar und deutete auf die Karte. »An einem Ort, dessen militärische Stärke durch den Ewigsturm ernsthaft untergraben wurde. Es ist ein Ort mit einem Eidtor.«

Königin Fen keuchte auf und hielt sich die Schutzhand vor die Lippen.

»Thaylen-Stadt?«, fragte Navani. »Bist du sicher?«

»Wenn der Feind Thaylen-Stadt einnimmt«, sagte Dalinar, »kann er damit Jah Keved, Kharbranth und die wenigen Gebiete in Alethkar blockieren, die noch zu uns gehören. Sie können die Herrschaft über die gesamten Südlichen Tiefen ergreifen und vom Meer her Angriffe gegen Taschikk und Schinovar führen. Sie könnten auch Neu-Natanan überfallen und sich dort eine Position verschaffen, von der aus sie in der Lage sind, die Zerbrochene Ebene anzugreifen. Strategisch gesehen ist Thaylen-Stadt *weitaus* wichtiger als Jah Keved – und gleichzeitig *weitaus* schlechter geschützt.«

»Aber dazu würden sie Schiffe benötigen«, wandte Aladar ein.

»Die Parscher haben unsere Flotte genommen ...«, sagte Fen.

»Hat es nach jenem ersten schrecklichen Sturm überhaupt noch Schiffe gegeben, die sie entführen konnten?«, fragte Dalinar.

Fen runzelte die Stirn. »Wenn ich es recht bedenke, ist das erstaunlich, nicht wahr? Es waren noch Dutzende übrig – als hätte der Sturm sie in Ruhe gelassen. Nur weil der Feind sie braucht ...«

Bei den Stürmen! »Ich habe zu sehr wie ein Alethi gedacht«, sagte Dalinar. »Mit den Stiefeln auf dem Stein. Aber der Feind ist sofort in Marat eingefallen – einer *ausgezeichneten* Position, von der aus er Thaylen-Stadt angreifen kann.«

»Wir müssen unsere Pläne überdenken!«, sagte Fen.

»Ganz ruhig, Euer Majestät«, erwiderte Aladar. »Wir haben bereits Armeen in Thaylen-Stadt. Gute Alethi-Truppen. Niemand ist besser

für den Bodenkampf geeignet als die Alethi-Infanterie.«

»Wir haben gegenwärtig drei Divisionen dort«, sagte Dalinar. »Wir brauchen aber mindestens drei weitere.«

»Herr«, sagte Fens Sohn. »Hellherr. Das reicht nicht aus.«

Dalinar warf Fen einen raschen Blick zu. Ihr runzlicher Admiral nickte.

»Redet«, sagte Dalinar.

»Herr«, sagte der junge Mann, »wir sind froh, dass sich Eure Truppen auf der Insel befinden. Bei Keleks Atem! Wenn man kämpfen muss, wünscht man sich die Alethi an seiner Seite. Aber eine feindliche Flotte ist ein viel größeres Problem, als Ihr es Euch vorstellt – und Ihr könnt dieses Problem nicht lösen, indem Ihr Truppen hin und her schiebt. Wenn die feindlichen Schiffe Thaylen-Stadt gut geschützt vorfinden, segeln sie einfach weiter und greifen Kharbranth, Dumadari oder irgendeine andere ungeschützte Stadt entlang der Küste an.«

Dalinar ächzte. Er dachte wirklich viel zu sehr wie ein Alethi. »Was dann?«

»Offenbar brauchen wir unsere eigene Flotte«, sagte Fens Admiral. Er hatte einen starken Akzent und verschluckte die Silben, als würde er mit einem Mund voller Moos sprechen. »Aber die meisten unserer Schiffe haben wir an den tobenden Ewigsturm verloren. Die Hälfte war auf dem Meer unterwegs und wurde überrascht. Meine Gefährten tanzen jetzt auf dem Grund der Tiefe.«

»Und der Rest Eurer Flotte wurde gestohlen«, sagte Dalinar und seufzte. »Was haben wir denn noch?«

»Seine Majestät Taravangian hat Schiffe in unserem Hafen liegen«, sagte der vedenische Großprinz.

Alle Blicke richteten sich auf Taravangian. »Es sind nur Handelsschiffe«, präzisierte der alte Mann. »Und Schiffe, die meine Heiler an Bord hatten. Wir besitzen keine richtige Marine, aber ich habe zwanzig Schiffe mitgebracht. Ich könnte vielleicht noch zehn weitere aus Kharbranth kommen lassen.«

»Der Sturm hat eine ganze Reihe unserer Schiffe zerstört«, sagte der vedenische Großprinz, »aber der Bürgerkrieg war noch um

einiges verheerender. Wir haben hunderte Seeleute verloren. Im Augenblick verfügen wir über mehr Schiffe als Besatzungen.«

Fen stellte sich neben Dalinar vor die Landkarte. »Wir könnten vielleicht so etwas wie eine Flotte zusammenkratzen, um den Feind abzufangen, aber dann werden die Kämpfe an Bord dieser Schiffe stattfinden. Wir brauchen Truppen.«

»Ihr werdet sie bekommen«, sagte Dalinar.

»Alethi, die nie zuvor in ihrem Leben eine raue See erlebt haben?«, fragte Fen skeptisch und sah die Azisch-Generäle an. »Taschikk besitzt eine Marine, nicht wahr? Bemannt durch Azisch-Truppen.«

Die Generäle unterhielten sich in ihrer eigenen Sprache. Schließlich verkündete einer von ihnen durch eine Dolmetscherin: »Das Dreizehnte Bataillon, Rot und Gold, hat Männer, die im Wechsel auf den Schiffen Dienst tun und auf der großen Wasserstraße patrouillieren. Andere herbeizuholen würde zu viel Zeit erfordern, aber das Dreizehnte ist schon in Jah Keved stationiert.«

»Dann werden wir sie mit einigen unserer besten Männer verstärken«, sagte Dalinar. *Bei den Stürmen, wir brauchen diese Windläufer.* »Fen, würden Eure anwesenden Admirale bitte einen Plan für die Aufstellung und Leitung einer vereinigten Flotte ausarbeiten?«

»Natürlich«, sagte die kleine Frau. Dann beugte sie sich vor und fügte leiser hinzu: »Aber ich warne Euch. Viele meiner Seeleute folgen den Leidenschaften. Ihr werdet etwas gegen den Vorwurf der Häresie unternehmen müssen, Schwarzdorn. In meinem Volk läuft schon die Meinung um, dass es endlich an der Zeit für die Thaylener ist, sich von der Vorin-Kirche loszusagen.«

»Ich werde nicht widerrufen«, sagte Dalinar.

»Nicht einmal, wenn Eure Beharrlichkeit zum religiösen Zusammenbruch mitten im Krieg führen könnte?«

Darauf antwortete er nicht, und sie hinderte ihn nicht daran, sich vom Tisch zurückzuziehen und über neue Pläne nachzudenken. Er redete mit den anderen über verschiedene Themen und dankte Navani –

wieder einmal – dafür, dass sie alles zusammenhielt. Dann beschloss er, nach unten zu gehen und die neuen Berichte seiner Verwalter anzuhören.

Auf seinem Weg nach draußen kam er an Taravangian vorbei, der auf einem Stuhl an der Wand Platz genommen hatte. Der alte Mann schien von irgendetwas verwirrt worden zu sein.

»Taravangian?«, fragte Dalinar. »Wir werden auch in Jah Keved Truppen stationieren, sollte ich mich irren. Macht Euch keine Sorgen.«

Der alte Mann sah Dalinar an und wischte sich Tränen aus den Augen.

»Habt ... habt Ihr Schmerzen?«, fragte Dalinar.

»Ja. Aber es ist nichts, wogegen Ihr etwas unternehmen könntet.« Er zögerte. »Ihr seid ein guter Mann, Dalinar Kholin. Das hatte ich nicht erwartet.«

Verlegen eilte Dalinar aus dem Raum; seine Leibwächter folgten ihm. Er fühlte sich müde, was kaum nachvollziehbar war, wenn er bedachte, dass er eine ganze Woche wenig anderes getan hatte als zu schlafen.

Bevor er seine Verwalter aufsuchte, hielt Dalinar im vierten Stock an – von unten gezählt. Ein langer Marsch vom Aufzug brachte ihn zur Außenmauer des Turms, an der einige Räume lagen, in denen es nach Weihrauch roch. Menschen standen in den Korridoren und warteten auf Bannglyphen oder auf ein Gespräch mit einem Feuerer. Es waren mehr, als er erwartet hatte – aber schließlich gab es hier auch kaum etwas anderes zu tun, nicht wahr?

Das denkst du also von ihnen?, fragte sich ein Teil von ihm. Dass sie nur hier sind, weil sie sich um ihr spirituelles Wohlergehen kümmern wollen und sonst nichts Besseres zu tun haben?

Dalinar hob das Kinn und widerstand dem Drang, sich unter den starren Blicken der anderen zu verkriechen. Er kam an mehreren Feuerern vorbei und betrat einen Raum, der von Kohlenpfannen erwärmt und beleuchtet wurde. Hier fragte er nach Kadasch.

Er wurde auf einen Gartenbalkon geleitet, auf dem eine kleine Gruppe von Feuerern arbeitete. Einige legten Saatpasten in den Boden, während andere sich bemühten, Schieferborken an den Mauern zu ziehen. Es war ein beeindruckendes Projekt, auch wenn sich Dalinar nicht erinnern konnte, es befohlen zu haben.

Stumm hackte Kadasch Krem von einem Pflanzkasten. Dalinar hockte sich neben ihn. Der vernarbte Feuerer sah ihn kurz an und arbeitete dann weiter.

»Ich weiß, ich komme spät«, sagte Dalinar, »aber ich wollte mich bei dir für Rathalas entschuldigen.«

»Ich glaube nicht, dass ich derjenige bin, bei dem Ihr Euch entschuldigen müsst«, sagte Kadasch. »Diejenigen, die eine Entschuldigung verdient hätten, sind jetzt in den Stillen Hallen.«

»Aber ich habe dich zu einem Teil von etwas Furchtbarem gemacht.«

»Ich bin freiwillig in Eure Armee eingetreten«, erwiderte Kadasch. »Ich habe meinen Frieden mit dem gemacht, was wir getan haben. Ich habe ihn bei den Feuerern gefunden und muss nicht länger das Blut von Menschen vergießen. Ich vermute, es wäre dumm, Euch vorzuschlagen, das Gleiche zu tun.«

Dalinar holte tief Luft. »Ich entlasse dich und auch die anderen Feuerer aus meiner Kontrolle. Ich möchte euch nicht in die Lage versetzen, einem Häretiker dienen zu müssen. Ich übergebe euch an Taravangian, der an der Orthodoxie festhält.«

»Nein.«

»Ich glaube nicht, dass du in der Lage bist, meine ...«

»Hört mir nur einen einzigen *sturmverdammt* Augenblick zu, Dalinar«, fuhr Kadasch ihn an; dann seufzte er und bemühte sich, wieder ruhig zu werden. »Ihr geht davon aus, dass wir nichts mit Euch zu tun haben wollen, weil Ihr ein Häretiker seid.«

»Das hast du vor ein paar Wochen unter Beweis gestellt, als wir uns duelliert haben.«

»Wir wollen das, was Ihr getan habt und was Ihr sagt, nicht als normal hinstellen. Aber das bedeutet noch nicht, dass wir unseren Posten verlassen werden. Euer Volk braucht uns, Dalinar, selbst wenn *Ihr* glaubt, dass Ihr uns nicht braucht.«

Dalinar ging zum Rand des Gartens und legte die Hände auf die Steinbrüstung. In einiger Entfernung drängten sich Wolken um die Berghänge – wie eine Phalanx, die ihren Kommandanten schützte. Von hier oben sah es aus, als wäre die ganze Welt nichts weiter als ein Ozean aus Weiß, durchbrochen nur von den spitzen Gipfeln. Sein Atem trieb vor ihm her. Hier war es so kalt wie in den Frostlanden, aber im Innern des Turms mochte es erträglicher sein.

»Wachsen und gedeihen einige dieser Pflanzen?«, fragte er leise.

»Nein«, sagte Kadasch hinter ihm. »Wir wissen nicht, ob es die Kälte ist oder die Tatsache, dass einige Stürme bis hierher reichen.« Er kratzte weiter den Krem ab. »Wie wird es sich wohl anfühlen, wenn ein Sturm so hoch reicht, dass er den ganzen Turm einhüllt?«

»Als wären wir von finsterner Verwirrung umgeben«, sagte Dalinar. »Das einzige Licht bilden dann die Blitze, die wir weder verstehen noch orten können. Wütende Winde versuchen uns in ein Dutzend verschiedene Richtungen zu werfen oder uns die Glieder vom Leibe zu reißen.« Er sah in Kadaschs Richtung. »Wie immer.«

»Der Allmächtige war ein beständiges Licht.«

»Und?«

»Und nun hinterfragt Ihr das. Ihr bringt mich dazu, dass *ich* es hinterfrage. Ein Feuerer zu sein ist das Einzige, was mich nachts schlafen lässt, Dalinar. Ihr wollt mir das doch nicht auch noch nehmen? Wenn Er nicht mehr da ist, gibt es nichts als den Sturm.«

»Ich glaube, da ist noch mehr. Ich habe dich schon einmal gefragt: Wie sah die Gottesverehrung vor dem Vorinismus aus? Was hat ...«

»Dalinar, bitte. Hört einfach auf damit.« Kadasch atmete tief ein. »Lasst eine Erklärung verbreiten. Es soll nicht jedermann darüber munkeln, dass Ihr Euch versteckt. Sagt doch einfach etwas Pedantisches wie: ›Ich bin zufrieden mit der Arbeit der Vorin-Kirche

und unterstütze meine Feuerer, auch wenn ich selbst nicht mehr den Glauben habe, den ich einst hatte.« Gebt uns die Erlaubnis weiterzumachen. Bei den Stürmen, jetzt ist nicht die Zeit für eine allgemeine Verwirrung. Wir wissen ja nicht einmal, wogegen wir kämpfen ...«

Kadasch wollte sicherlich nicht erfahren, dass Dalinar dem Wesen, gegen das sie kämpften, *begegnet war*. Es war das Beste, nicht darüber zu reden.

Aber Kadaschs Frage brachte ihn doch zum Nachdenken. Odium würde doch wohl nicht die alltäglichen Bewegungen seiner Armee höchstpersönlich kommandieren, oder? Aber wer tat es dann? Die Verschmolzenen? Die Leersprengsel?

Dalinar entfernte sich ein wenig von Kadasch und schaute zum Himmel hinauf. »Sturmwater?«, fragte er. »Haben die feindlichen Kräfte einen König oder einen Großprinzen? Vielleicht einen Hauptfeuerer? Jemand anderes als Odium?«

Der Sturmwater brummte. *Noch einmal – ich sehe nicht so viel, wie du glaubst. Ich bin der vorbeiziehende Sturm und die Winde des Unwetters. All das bin ich. Aber ich bin nicht alles – genauso wenig wie du jeden Atem beherrscht, der deinem Munde entweicht.*

Dalinar seufzte. Es war den Gedanken wert gewesen.

Aber da ist eines, was ich beobachtet habe, fügte der Sturmwater hinzu. *Ich kann sie sehen, während ich andere nicht sehe.*

»Eine Anführerin?«, fragte Dalinar.

Vielleicht. Menschen und Säger sind in dem, was oder wen sie verehren, seltsam. Warum fragst du?

Dalinar hatte beschlossen, niemand sonst in eine der Visionen hineinzubringen, denn er fürchtete das, was Odium ihnen antun konnte. Aber das bezog sich doch nicht auf Personen, die Odium bereits dienten, oder?

»Wann kommt der nächste Großsturm?«



Taravangian fühlte sich alt.

Sein Alter übertraf die Schmerzen, die auch im Verlauf der Tage nicht mehr schwanden, und zwar bei weitem. Es übertraf auch die schwach gewordenen Muskeln, über die er sich noch immer wunderte, wenn er versuchte, einen Gegenstand aufzuheben, der eigentlich leicht hätte sein müssen.

Es war nicht nur so, dass er trotz seiner eingehenden Bemühungen, aufmerksam zu bleiben, wieder einmal ein Treffen verschlafen hatte. Und es war auch nicht nur so, dass er allmählich sah, wie jeder, mit dem er aufgewachsen war, dahinsiechte und starb.

Es war das beklemmende Wissen, dass er die Aufgaben, mit deren Erledigung er heute begann, nicht würde zu Ende führen können.

Auf dem Rückweg zu seinen Räumen blieb er in der Halle stehen und legte die Hand gegen die marmorierte Wand. Sie war schön, ihre Steinadern waren faszinierend, doch er wünschte sich nichts anderes als seine Gärten in Kharbranth. Andere Männer und Frauen durften die letzte Zeit ihres Lebens in beruhigender Bequemlichkeit oder zumindest in einer vertrauten Umgebung verbringen.

Er ließ zu, dass Mrall seinen Arm ergriff und ihn zu seinen Zimmern geleitete. Normalerweise hätte sich Taravangian über diese Hilfe geärgert; es gefiel ihm nicht, wie ein Invalide behandelt zu werden. Heute aber ... nun, heute würde er diese Demütigung ertragen. Sie war geringer als ein Zusammenbruch im Korridor.

In seinen Gemächern saß Adrotagia inmitten von sechs schreibenden Spannfedern; sie kaufte und verkaufte Informationen wie ein Händler auf dem Markt. Sie sah ihn an, unterließ es aber, etwas über sein erschöpftes Gesicht und die langsamen Schritte zu sagen; dazu kannte sie ihn zu gut. Heute war ein guter Tag – mit durchschnittlicher Intelligenz. Vielleicht doch ein wenig mit der Neigung zur ... dummen Seite, aber damit würde er schon zurechtkommen.

In letzter Zeit schien er immer weniger intelligente Tage zu haben. Und diejenigen, die er hatte, machten ihm Angst.

Taravangian nahm in einem üppig gepolsterten Sessel Platz, und Maben holte ihm einen Tee.

»Nun?«, fragte Adrotagia. Auch sie war alt geworden, hatte dicke Tränensäcke unter ihren grünen Augen. Die Spannkraft ihrer Haut ließ nach. Sie hatte Leberflecke und dünnes, flaumiges Haar. Kein Mann würde sie ansehen und in ihr das schelmische Kind erkennen, das sie einmal gewesen war. Die Schwierigkeiten, in die sie beide geraten waren ...

»Vargo?«, fragte Adrotagia.

»Ich bitte um Verzeihung«, sagte er. »Dalinar Kholin hat sich erholt.«

»Gibt es ein Problem.«

»Ein gewaltiges.« Taravangian nahm seinen Tee von Maben entgegen. »Mehr, als du ahnst, obwohl du das Diagramm vor dir hast. Aber bitte gib mir Zeit zum Nachdenken. Mein Geist ist heute langsam. Hast du Berichte bekommen?«

Adrotagia nahm ein Blatt Papier von einem der Stapel. »Moelach scheint sich in den Hornesser-Bergen niedergelassen zu haben. Joschor ist gerade auf dem Weg dorthin. Möglicherweise haben wir bald wieder Zugang zu den Todesschüttlern.«

»Sehr gut.«

»Wir haben herausgefunden, was mit Graves passiert ist«, fuhr Adrotagia fort. »Plünderer haben seinen Wagen gefunden, der vom Sturm zerstört wurde, und darin befand sich eine intakte Spannfeder.«

»Graves ist unersetzlich.«

»Und die Splitter?«

»Unwesentlich«, sagte Taravangian. »Wir werden nichts durch Waffengewalt erreichen. Ich habe lange gezögert, ihm seinen kleinen Coup zu erlauben.«

Er und Graves waren verschiedener Meinung über die Anweisungen des Diagramms gewesen: Sollte Dalinar getötet oder rekrutiert werden? Und wer sollte König von Alethkar sein?

Nun, Taravangian hatte sich hinsichtlich des Diagramms schon häufig geirrt. Deswegen hatte er Graves auch erlaubt, seine eigenen Pläne zu verfolgen, die er nach der Lektüre des Diagramms ersonnen hatte. Der Mann hatte versagt, aber auch Taravangian war es nicht gelungen, Dalinar hinrichten zu lassen. Vielleicht hatten sie beide das Diagramm nicht richtig gelesen.

Allmählich erholte er sich ein wenig und war enttäuscht darüber, dass er sich tatsächlich von einem einfachen Spaziergang *erholen* musste. Wenige Minuten später ließ der Wächter Malata herein. Die Strahlende trug ihren üblichen Rock, eine eng anliegende Hose und dazu klobige Stiefel. Es war der Thaylen-Stil.

Sie setzte sich gegenüber von Taravangian an den niedrigen Tisch und seufzte auf melodramatische Weise. »Dieser Ort ist schrecklich. Jeder letzte Idiot hier ist erfroren, von den Zehen bis zu den Ohren.«

War sie so selbstsicher gewesen, bevor sie sich mit einem Sprengsel verbunden hatte? Damals hatte Taravangian sie noch nicht gut gekannt. Ja, er hatte das Projekt persönlich überwacht und viele eifrige Rekruten für das Diagramm angeworben, doch als Einzelne hatten sie ihm nichts bedeutet. Bis jetzt.

»Hat dein Sprengsel etwas zu berichten?«, fragte Adrotagia und legte sich ein Blatt Papier zurecht.

»Nein«, sagte Malata. »Nur das wenige von vorhin über die Visionen, die Dalinar nicht mit jedermann teilt.«

»Hat das Sprengsel irgendwelche ... Vorbehalte geäußert?«, fragte Taravangian. »Über die Arbeit, die du ihm gegeben hast?«

»Zur Verdammnis!«, sagte Malata und rollte mit den Augen. »Ihr seid ja so schlimm wie Kholins Schreiberinnen. Immer stochert Ihr in mir herum.«

»Wir müssen vorsichtig sein, Malata«, sagte Taravangian. »Wir wissen nicht mit Sicherheit, was dein Sprengsel tun wird, wenn sein Selbstbewusstsein zunimmt. Gewiss wird es ihm nicht gefallen, gegen die anderen Orden zu arbeiten.«

»Ihr seid so steif gefroren wie alle anderen«, sagte Malata – und sie glühte auf; das Sturmlicht trat aus ihrer Haut. Sie beugte sich vor, schüttelte den Handschuh der Schutzhand ab und drückte sie auf den Tisch.

Von der Stelle, an der sie das Holz berührte, breiteten sich kleine schwarze Wirbel über die ganze Tischplatte aus und fraßen sich in das Holz. Der Geruch von Verbranntem erfüllte die Luft, aber die Flammen loderten nur so lange, wie sie es wollte.

Die Kreise und Linien erstreckten sich über die ganze Tischplatte; sie waren ein Meisterwerk, das innerhalb weniger Augenblicke entstanden war. Malata blies die Asche fort. Die Welle, die sie nutzte – Division, verbrannte Gegenstände –, vernichtete sie oder machte sie zu Staub.

Es gelang auch bei Menschen.

»Funke ist einverstanden mit dem, was wir tun«, sagte Malata, drückte einen Finger abermals auf das Holz und fügte ihm einen weiteren Wirbel hinzu. »Wie ich schon sagte, der Rest von ihnen ist idiotisch. Sie glauben, dass alle Sprengsel auf ihrer Seite stehen werden. Dabei denken sie nicht an das, was die Strahlenden mit Funkes Freunden gemacht haben und dass es die organisierte Anbetung Ehrs war, die hunderte von Aschesprengseln getötet hat.«

»Und Odium?«, fragte Taravangian neugierig. Das Diagramm warnte davor, dass die Persönlichkeit der Strahlenden große Unsicherheit in ihre Pläne bringen konnte.

»Funke freut sich auf alles, was ihr Rache verschafft. Und ebenso auf alles, was es ihr ermöglicht, Dinge zu zerbrechen.« Malata grinste. »Jemand hätte mir vorher sagen sollen, wie viel Spaß das macht. Dann hätte ich mich noch eher um diese Aufgabe bemüht.«

»Was wir tun, ist kein *Spaß*«, sagte Taravangian. »Es ist zwar notwendig, aber es ist *schrecklich*. In einer besseren Welt hätte Graves recht gehabt. Dann wären wir Dalinar Kholins *Verbündete*.«

»Du magst den Schwarzdorn zu gern, Vargo«, warnte Adrotagia. »Das vernebelt dir den Verstand.«

»Nein. Aber ich wünschte mir, ich hätte ihn nie kennengelernt. Das macht es wirklich schwierig.« Taravangian beugte sich vor und hielt seinen warmen Teebecher in den Händen. Er war mit Minze versetzt und roch nach Zuhause. Mit einem Ruck erkannte er ... vermutlich würde er nie wieder in diesem Zuhause leben, oder? Ursprünglich hatte er geglaubt, vielleicht in ein paar Jahren zurückkehren zu können.

Aber in ein paar Jahren würde er nicht mehr leben.

»Adro«, fuhr er fort, »Dalinars Genesung überzeugt mich davon, dass wir drastischere Schritte unternehmen müssen. Sind die Geheimnisse bereit?«

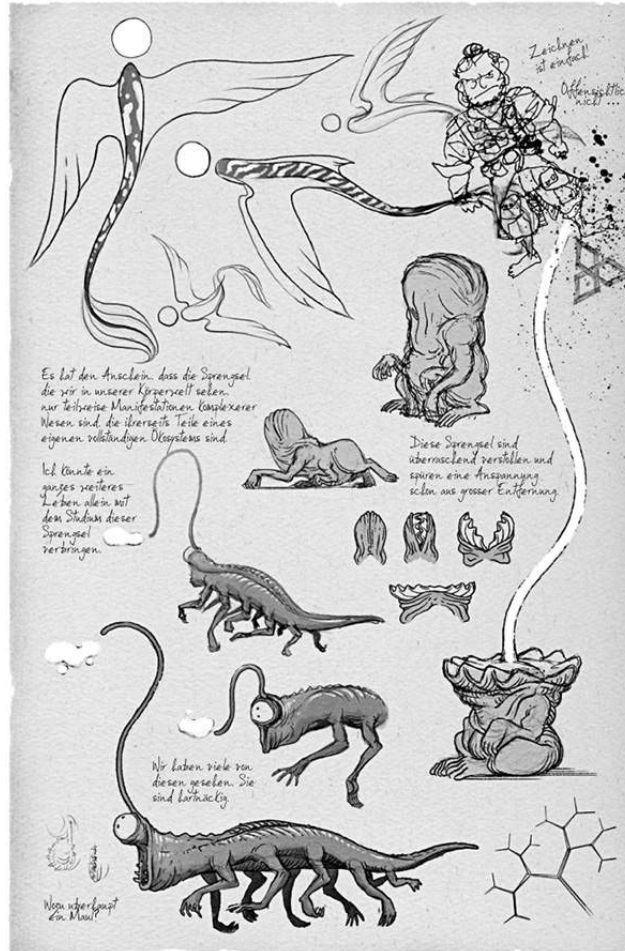
»Fast«, sagte sie und widmete sich einigen anderen Blättern. »Meine Gelehrten in Jah Keved haben die Abschnitte übersetzt, die wir benötigen, und wir haben die Informationen von Malatas Spionagetätigkeit. Aber wir brauchen eine Möglichkeit, die Einzelheiten zu streuen, ohne uns selbst zu belasten.«

»Überlasse das Dova«, sagte Taravangian. »Sie soll einen beißenden anonymen Aufsatz schreiben und in Taschikk unters Volk bringen. Die Übersetzungen aus dem Dämmerungssang sollen auf die gleiche Weise verbreitet werden, und zwar noch am selben Tag. Ich möchte, dass alles auf einmal über sie hereinbricht.« Er stellte den Tee ab. Plötzlich schmerzten ihn die vertrauten Düfte aus Kharbranth. »Es wäre so viel besser gewesen, wenn Dalinar unter der Klinge des Attentäters gestorben wäre. Jetzt müssen wir ihn den Begierden des Feindes überlassen, und das wird nicht so gnadenvoll sein wie ein rascher Tod.«

»Wird es ausreichen?«, fragte Malata. »Dieser alte Axthund ist zäh.«

»Es wird genug sein. Dalinar wäre der Erste, der dir sagt, dass du deinem Feind die Knie zerschmettern musst, sobald er wieder aufstehen will. Dann wird er vornüberkippen und dir seinen Schädel ungeschützt darbieten.«

O Dalinar. Du armer, armer Mann.





Um Chemoarisch, die Staubmutter, ranken sich die unterschiedlichsten Legenden. Ihre Vielzahl macht es außerordentlich schwer, Lüge von Wahrheit zu unterscheiden. Ich glaube, sie ist nicht die Nachtschauerin, auch wenn einige Geschichten dies behaupten.

Aus Hassis Mythica, S. 231

Schallan zeichnete etwas in ihren Skizzenblock, als sie an Deck des Schiffes der Ehrensprengsel stand und der Wind ihr durch die Haare fuhr. Kaladin stand neben ihr, hatte die Arme auf die Reling gelegt und betrachtete das Meer der kleinen Kugeln.

Ihr gegenwärtiges Schiff, die *Ehrs Pfad*, war schneller als Icos Handelsschiff. Mandras waren nicht nur vor den Bug gespannt, sondern auch vor flügelartige Ausleger an beiden Seiten des Rumpfes. Es besaß fünf Decks – drei davon waren der Mannschaft und der Ladung vorbehalten –, doch sie waren fast alle leer. Es wirkte wie ein Kriegsschiff, das zum Transport von Truppen geeignet war, gegenwärtig aber keine volle Besatzung hatte.

Das Hauptdeck glich jenem von Menschenschiffen, aber es wies zusätzlich ein Hochdeck auf, das mittig vom Bug bis zum Heck verlief.

Es war schmaler als das Hauptdeck und wurde von breiten weißen Säulen getragen. Vermutlich hatte man von dort oben einen ausgezeichneten Blick. Schallan konnte es bloß vermuten, denn es war allein der Mannschaft erlaubt, sich dort oben aufzuhalten.

Wenigstens waren sie inzwischen herausgelassen worden – die erste Woche an Bord hatten Schallan und die anderen im Rumpf eingesperrt verbringen müssen. Die Ehrensprengsel hatten keine Erklärung dafür gegeben, warum die Menschen und Muster schließlich freigelassen wurden und sich ungehindert auf dem Deck bewegen durften, solange sie sich vom Hochdeck fernhielten und keinen Ärger machten.

Syl hingegen blieb eingesperrt.

»Sieh mal«, sagte Schallan und hielt Kaladin ihre gezeichnete Landkarte hin. »Muster sagt, es gibt eine Festung der Ehrensprengsel in der Nähe von Kharbranth in unserer Welt. Sie nennen sie Eiserntreu. Sicherlich sind wir dorthin unterwegs. Nachdem wir Celebrant verlassen haben, sind wir in südlicher Richtung gesegelt.«

»Während wir eingesperrt waren«, sagte Kaladin leise, »habe ich ein Meer aus winzigen Flammen durch das Bullauge gesehen. Könnte das eine Stadt auf unserer Seite sein?«

»Das war hier«, sagte Schallan und zeigte auf ihre Karte. »Siehst du die Stelle, wo die Flüsse zusammentreffen, südwestlich des Sees? Auf unserer Seite befinden sich dort einige Ortschaften. Die Halbinseln sollten uns eigentlich den Weg versperrt haben, aber die Sprengsel scheinen einen Kanal durch den Stein gegraben zu haben. Wir haben uns nach Osten um den Eiswegfluss und dann wieder nach Westen begeben.«

»Das heißt also ...«

Sie zeigte mit ihrem Kohlestift auf eine bestimmte Stelle der Karte. »Wir sind etwa hier, auf dem Weg durch die Frostlande nach Kharbranth.«

Kaladin rieb sich das Kinn. Er warf einen raschen Blick auf ein Ehrensprengsel, das über ihnen entlangging, und kniff die Augen zusammen. Den ersten Tag in Freiheit hatte er damit verbracht, sich mit den Ehrensprengseln zu streiten, was dazu geführt hatte, dass er zwei weitere Tage eingesperrt worden war.

»Kaladin ...«, sagte Schallan.

»Sie müssen sie freilassen«, sagte er. »Ein Gefängnis ist schon schrecklich genug für mich, und für sie ist es noch viel schlimmer.«

»Dann hilf mir dabei, einen Weg von diesem Schiff herunter zu finden.«

Wieder betrachtete er ihre Karte und zeigte auf eine bestimmte Stelle. »Das ist Thaylen-Stadt«, sagte er. »Wenn wir in dieser Richtung weitersegeln, werden wir ungefähr nördlich daran vorbeikommen.«

»Ungefähr nördlich« bedeutet in diesem Fall eine Entfernung von mehr als dreihundert Meilen, mitten in einem Kugelmeer.«

»Das ist um einiges näher als jedes andere Eidtor«, sagte er. »Und wenn wir das Schiff dazu bringen können, ein wenig weiter nach Süden zu fahren, kommen wir vielleicht an die Küste der Meerenge von Langstirn, die auf dieser Seite aus Stein bestehen wird. Oder sollten wir wirklich nach Azures legendärem ›Lot‹ in den Hornesser-Bergen suchen?«

»Ich ...« Er hatte mit großer Autorität und erstaunlicher *Begeisterung* gesprochen. »Ich weiß es nicht, Kaladin.«

»Wir bewegen uns in die richtige Richtung«, sagte er mit großer Bestimmtheit. »Ich habe es *gesehen*, Schallan. Wir müssen nur noch ein paar Tage auf dem Schiff bleiben und dann einen Fluchtweg finden. Wir können uns zum Eidtor auf dieser Seite durchschlagen, und dann bringt Ihr uns hindurch nach Thaylen-Stadt.«

Es klang vernünftig – abgesehen von der Tatsache, dass sie unter der Beobachtung der Ehrensprengsel standen. Und abgesehen von der Tatsache, dass die Verschmolzenen wussten, wo sie sich nun befanden, und vermutlich bereits eine Truppe zur Jagd auf sie

zusammenstellten. Und abgesehen von der Tatsache, dass sie das Schiff irgendwie inmitten eines Ozeans aus Kugeln verlassen, das Ufer erreichen und zweihundert Meilen zu Fuß gehen mussten, wenn sie Thaylen-Stadt erreichen wollten.

Doch all das verblasste vor Kaladins Leidenschaftlichkeit. Alles außer der einen Sorge, die alle anderen überschattete: Würde es ihr überhaupt möglich sein, das Eidtor in Gang zu setzen? Sie hatte das Gefühl, allzu viel an diesem Plan hänge von ihrer eigenen Person ab.

Aber diese Augen ...

»Wir könnten es mit einer Meuterei versuchen«, sagte Schleier. »Vielleicht können wir die Nebelsprengsel, die die ganze Arbeit machen müssen, auf unsere Seite ziehen. Sie sind bestimmt nicht froh darüber, die ganze Zeit herumspringen und den Befehlen der Ehrensprengsel folgen zu müssen.«

»Ich weiß nicht«, sagte Kaladin und senkte die Stimme, als eines dieser Sprengsel – ganz aus Dunst, mit Ausnahme der Hände und des Gesichts – an ihnen vorbeiging. »Das ist ein ungewöhnlich kühner Plan. Ich kann nicht gegen alle gleichzeitig kämpfen.«

»Und wenn du Sturmlicht hättest?«, fragte Schleier. »Wenn ich es für dich stehlen könnte? Was wäre dann?«

Er rieb sich wieder das Kinn. Bei den Stürmen, mit seinem Bart sah er gut aus. Das Gesicht wirkte struppig und ungezähmt und stand im scharfen Kontrast zu seiner sauberen blauen Uniform. Wie ein wildes Sprengsel der Leidenschaft, gefangen durch Eide und Gesetze ...

Halt.

Halt – war das etwa *Schleier* gewesen?

Schallan befreite sich von der plötzlichen Veränderung ihrer Persönlichkeit. Kaladin schien es nicht bemerkt zu haben.

»Vielleicht«, sagte er. »Glaubt Ihr wirklich, Ihr könntet die Edelsteine zurück in unsere Gewalt bringen? Mit ein wenig Sturmlicht in der Tasche würde ich mich sehr viel besser und sicherer fühlen.«

»Ich ...« Schallan schluckte. »Kaladin, ich weiß nicht, ob ... vielleicht wäre es das Beste, nicht gegen sie zu kämpfen. Schließlich handelt

es sich um Ehrensprengsel.«

»Es sind *Gefängniswärter*«, sagte er aufgebracht, doch dann beruhigte er sich wieder. »Aber sie bringen uns in die richtige Richtung, wenn auch unbeabsichtigt. Wie wäre es, wenn wir ihnen unser Sturmlicht stehlen und einfach über Bord springen? Wäret Ihr in der Lage, eine Kugel für uns zu finden, die einen festen Weg zum Land bildet, so wie Ihr es bei Kholinar getan habt?«

»Ich ... vermutlich wäre das möglich. Aber würden die Ehrensprengsel dann nicht einfach beidrehen und uns wieder einfangen?«

»Ich werde darüber nachdenken«, sagte Kaladin. »Versucht in der Zwischenzeit, einige Kugeln zu finden, die uns hilfreich sein könnten.« Er ging quer über das Deck und kam dabei an Muster vorbei, der mit hinter dem Rücken verschränkten Armen dastand und ganz in seinen Zahlengedanken versunken schien. Schließlich trat Kaladin neben Azure, redete leise mit ihr und erörterte ihr vermutlich den neuen Plan.

Wenn es denn ein solcher war.

Schallan steckte sich den Zeichenblock unter den Arm und sah über die Reling hinweg. So viele Kugeln, so viele Seelen, eine auf die andere gehäuft. Wollte Kaladin wirklich, dass sie *all das* nach etwas Hilfreichem durchsuchte?

Sie warf einen Blick auf ein vorbeigehendes Nebelsprengsel mit gasförmigen Gliedern, die in behandschuhten Händen endeten. Das weibliche Gesicht wirkte wie eine Porzellanmaske, und ebenso wie die anderen ihrer Art trug sie eine Weste und Hose, die einen Körper aus wirbelndem, undeutlichem Nebel zu umfließen schienen.

»Gibt es eine Möglichkeit, einige dieser Kugeln in die Hand zu bekommen?«, fragte Schallan.

Das Nebelsprengsel blieb stehen.

»Bitte«, sagte Schallan. »Ich ...«

Die Matrosin lief davon und kehrte kurze Zeit später mit dem Kapitän zurück, einem großen, gebieterisch wirkenden Ehrensprengsel namens Notum. Er schimmerte in sanftem Blauweiß und trug eine aus

der Mode gekommene, aber saubere und stilvolle Marineuniform, die Teil seiner Substanz war. Sein Bart wies einen Schnitt auf, den sie nie zuvor gesehen hatte. Das Kinn war glatt rasiert, fast wie bei einem Hornesser, aber von einem dünnen Schnauzbart lief eine feine Linie aus Haaren die Wangen hoch und vereinigte sich mit den Koteletten.

»Du hast eine Bitte?«, fragte er sie.

»Ich hätte gern ein paar Kugeln, Kapitän«, sagte Schallan. »Ich möchte mich in meiner Kunst üben, wenn es mir erlaubt wird. Ich muss *irgendetwas* tun, was mir die Zeit auf dieser Reise vertreibt.«

»Wahllos Seelen zu manifestieren ist gefährlich, Lichtweberin. Ich möchte nicht, dass du dies leichtfertig auf meinen Decks tust.«

Da Muster ihr überallhin folgte, wäre es unmöglich gewesen, die wahre Natur ihres Wunsches vor ihr zu verheimlichen.

»Ich verspreche, nichts zu manifestieren«, sagte sie. »Ich will nur versuchen, die Seelen innerhalb der Kugeln für mich sichtbar zu machen. Das ist ein Teil meiner erforderlichen Übungen.«

Er betrachtete sie eingehend und verschränkte die Hände hinter dem Rücken. »Also gut«, sagte er – was sie sehr überraschte. Sie hatte nicht erwartet, dass er einverstanden war. Er gab einen Befehl, und ein Nebelsprengsel senkte einen Kübel an einem Seil herab und schöpfte ihr einige Kugeln.

»Danke«, sagte Schallan.

»Es war eine einfache Bitte«, sagte der Kapitän. »Sei aber vorsichtig. Ich vermute, dass du zum Manifestieren Sturmlicht benötigen würdest, aber ... sei trotzdem vorsichtig.«

»Was geschieht, wenn wir die Kugeln zu weit wegtragen?«, fragte Schallan neugierig, als ihr das Nebelsprengsel den Eimer gab. »Sie sind an Gegenstände in der Körperwelt gebunden, nicht wahr?«

»Du kannst sie in Schadesmar überallhin tragen, wohin du möchtest«, sagte der Kapitän. »Ihr Band reicht durch das ganze Geistige Reich, und Entfernung spielt dabei keine Rolle. Aber wenn du sie fallen lässt – wenn du sie freilässt –, werden sie ihren Weg zu der Gegend ihres Gegenstücks in der Körperwelt suchen.« Er sah sie

an. »Dir ist das Ganze recht neu. Wann hat es wieder angefangen? Die Strahlenden, die abermals die Ideale schwören?«

»Also ...«

Das tote Gesicht ihrer Mutter, die verbrannten Augen.

»Es ist noch nicht lange her«, sagte Schallan. »Für die meisten von uns erst wenige Monate. Ein paar Jahre für einige andere ...«

»Wir hatten gehofft, dieser Tag würde nie kommen.« Er drehte sich um und ging auf das Hochdeck zu.

»Kapitän?«, fragte Schallan. »Warum hast du uns freigelassen? Warum hast du uns nicht einfach weiterhin eingesperrt, wenn du wegen der Strahlenden so besorgt bist?«

»Es war nicht ehrenwert«, sagte der Kapitän. »Ihr seid keine Gefangenen.«

»Aber was sind wir denn dann?«

»Das weiß nur der Sturmwater. Glücklicherweise habe ich das nicht zu entscheiden. Wir werden euch und die Alte Tochter an jemanden übergeben, der eine größere Autorität besitzt. Versucht bitte bis dahin, mein Schiff nicht zu zerstören.«



Während die Tage vergingen, stellte sich für Schallan eine gewisse Routine auf dem Schiff der Ehrensprengsel ein. Die meiste Zeit verbrachte sie auf dem Hauptdeck; für gewöhnlich saß sie an der Reling. Sie hatte eine große Zahl von Kugeln zum Spielen bekommen, aber die meisten von ihnen waren nutzlose Dinge: Steine, Stöcke und Kleidungsfetzen. Dennoch war es nützlich, sie zu visualisieren. Sie in der Hand zu halten und über sie zu meditieren. Aber verstand Schallan sie auch?

Sogar Gegenstände hegten Wünsche und Begierden. Es stimmte, dass es einfache Begierden waren, aber die Objekte hingen mit großer Leidenschaft an ihnen, wie Schallan bei ihren wenigen Versuchen des Seelengießens erfahren hatte. Nun versuchte sie

nicht, diese Begierden zu verändern. Sie lernte nur, sie zu berühren und zuzuhören.

Zu einigen Kugeln verspürte sie eine gewisse Vertrautheit. Allmählich verstand sie vielleicht, wie sie es schaffen konnte, die Seelen der Kugeln zu vollständigen Objekten auf dieser Seite erblühen zu lassen. Sie wurden Manifestationen genannt.

Wenn sie nicht mit den Kugeln übte, zeichnete sie. Manche Skizzen waren gut, manche nicht. Sie trug den Rock, den Adolin ihr gekauft hatte, und hoffte, dass sie sich dadurch mehr wie Schallan fühlte. Schleier drang immer wieder durch, was jedoch auch hilfreich sein konnte. Aber die Art, wie es einfach so geschah, jagte ihr gleichzeitig Angst ein. Das war das Gegenteil von dem, was Schelm ihr geraten hatte, oder?

Kaladin verbrachte die Tage damit, auf dem Hauptdeck herumzulaufen und jedes Ehrensprengsel, an dem er vorbeikam, düster anzusehen. Er wirkte wie ein wildes Tier in einem Käfig. Schallan verspürte eine ähnliche Unruhe. Sie hatten bisher keine Anzeichen dafür gesehen, dass die Feinde in der Nähe waren – nicht seit jenem Tag in Celebrant. Aber sie schlief jede Nacht schlecht und befürchtete, unter dem Alarmruf aufzuwachen, der ihr anzeigte, dass sich ihnen ein feindliches Schiff näherte. Notum hatte bestätigt, dass sich die Leersprengsel in Schadesmar ihr eigenes Reich schufen. Und sie kontrollierten inzwischen das Lot der Bebauerin – den einfachsten Weg, zwischen den Reichen hin- und herzuwechseln.

Schallan durchstöberte eine weitere Handvoll Kugeln und erhielt den Eindruck eines kleinen Dolches, eines Steins, einer Frucht, die sich selbst allmählich als etwas Neues betrachtete – als etwas, das zu seiner eigenen Identität heranwachsen konnte, anstatt nur der Teil eines Ganzen zu sein.

Was würde jemand sehen, wenn er Schallans Seele betrachtete? Würde sie einen einheitlichen, vollständigen Eindruck machen? Oder viele verschiedene Vorstellungen von dem zeigen, was Schallan im Innersten ausmachte?

In der Nähe verließ die Erste Maatin – ein weibliches Ehrensprengsel – gerade den Frachtraum. Seltsamerweise trug sie Azures Splitterklinge. Sie trat auf das Hauptdeck und in den Schatten des Hochdecks, ging dann auf Azure zu, die an der Reling stand und dem Wogen des Kugelmeeres zusah.

Neugierig steckte sich Schallan eine Kugel, die ein Messer repräsentierte, in die Tasche – für alle Fälle – und verließ den Kübel, der auf ihrem Skizzenblock stand. Sie näherte sich den beiden. Kaladin lief wieder umher, und auch er hatte das Schwert bemerkt.

»Ziehe sie vorsichtig«, sagte Azure zu Borea, der Ersten Maatin, als Schallan zu ihnen trat. »Belasse sie zum Teil in dem Futteral, denn sie kennt dich nicht.«

Borea trug eine Uniform, die an jene eines Kapitäns erinnerte; sie war steif und zweckmäßig. Die Maatin löste einen kleinen Verschluss an der Splitterklinge, zog sie einen halben Zoll heraus und atmete dann tief ein. »Es ... prickelt.«

»Sie untersucht dich«, sagte Azure.

»Es ist wirklich so, wie du gesagt hast«, meinte Borea. »Eine Splitterklinge, die kein Sprengsel erfordert – und daher keine Versklavung. Das hier ist etwas vollkommen anderes. Wie hast du es gemacht?«

»Ich werde mein Wissen weitergeben, wenn wir angekommen sind, wie es vereinbart ist.«

Borea steckte die Klinge zurück in die Scheide. »Ein gutes Band, Menschenfrau. Wir nehmen dein Angebot an.« Erstaunlicherweise hielt das Sprengsel die Waffe Azure entgegen, die sie sofort an sich nahm.

Schallan kam näher und sah zu, wie Borea die Treppe zum Hochdeck erstieg.

»Wie habt Ihr es geschafft, die Waffe zurückzubekommen?«, fragte Schallan, als Azure sich das Schwert umgürtete.

»Sie sind ziemlich vernünftig«, sagte Azure, »solange man ihnen die richtigen Versprechen gibt. Ich habe die Passage und einen

Austausch von Informationen ausgehandelt, sobald wir Dauertreu erreicht haben.«

»Ihr habt was getan?«, fragte Kaladin und trat auf sie zu. »Was habe ich da gerade gehört?«

»Ich habe einen Handel abgeschlossen, Sturmgeseegneter«, antwortete Azure und sah ihm tief in die Augen. »Ich werde frei sein, sobald wir die Festung erreicht haben.«

»Wir werden ihre Festung niemals erreichen«, sagte Kaladin leise. »Wir werden fliehen.«

»Ich bin weder deine Soldatin noch Adolins Untertanin. Ich werde das tun, was nötig ist, um mich zum Lot zu bringen – und sollte ich das nicht schaffen, werde ich wenigstens herausfinden, was diese Leute über den Verbrecher wissen, den ich jage.«

»Ihr würdet Eure Ehre für ein *Kopfgeld* wegwerfen?«

»Ich bin nur hier, weil ihr beide mir eine Falle gestellt habt – auch wenn das, wie ich zugeben muss, nicht eure Schuld war. Ich mache euch deswegen keinen Vorwurf, aber ich bin eurer Mission nicht verpflichtet.«

»Verräterin«, sagte er leise.

Azure schenkte ihm einen leeren Blick. »Irgendwann wirst auch du eingestehen müssen, dass du nichts anderes tun kannst, als bei diesen Sprengseln zu bleiben, Kal. In ihrer Festung könntest du dieses Missverständnis aufklären und dann weiterreisen.«

»Das würde möglicherweise Wochen dauern.«

»Es war mir nicht bewusst, dass wir einen engen Zeitplan haben.«

»Dalinar ist in Gefahr. Ist Euch das denn völlig gleich?«

»Ein Mann, den ich nicht kenne?«, meinte Azure. »In Gefahr wegen einer Bedrohung, die du nicht genau benennen kannst und die zu einem unbestimmten Zeitpunkt eintreten wird?« Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Vergib mir, wenn ich deine Sorgen nicht teile.«

Kaladin reckte den Kiefer vor, drehte sich um und stapfte davon – die Treppe hinauf zum Hochdeck. Zwar war es ihnen untersagt, sich

dort oben aufzuhalten, aber manchmal schienen die Regeln nicht für Kaladin den Sturmgesegneten zu gelten.

Azure schüttelte den Kopf, drehte sich ebenfalls um und fasste nach der Relling.

»Er hat einen schlechten Tag, Azure«, sagte Schallan. »Ich glaube, er ist besorgt, weil sein Sprengsel eingekerkert ist.«

»Vielleicht. Ich bin schon vielen Hitzköpfen begegnet, aber der junge Sturmgesegnete ist völlig anders als sie. Ich wünschte, ich wüsste, was er so verzweifelt beweisen will.«

Schallan nickte und warf wieder einen Blick auf Azures Schwert. »Ihr sagtet ... die Ehrensprengsel haben Informationen über Euren Verbrecher?«

»Ja. Borea glaubt, dass die Waffe, hinter der ich herjage, vor ein paar Jahren durch ihre Festung gereicht wurde.«

»Eure Beute ist ... eine *Waffe*?«

»Und derjenige, der sie in Euer Land gebracht hat. Eine Splitterklinge, die schwarzen Rauch ausblutet.« Azure wandte sich ihr zu. »Ich möchte nicht hartherzig erscheinen, Schallan. Ich weiß, dass Ihr alle unbedingt in Eure Welt zurückkehren wollt. Ich glaube sogar, dass Kaladin der Sturmgesegnete durch irgendeine Laune des Schicksals eine gewisse Gefahr vorhergesehen hat.«

Schallan zitterte. *Nimm dich vor jedem in Acht, der behauptet, die Zukunft zu sehen.*

»Aber«, fuhr Azure fort, »selbst wenn seine Mission von entscheidender Bedeutung ist, heißt das noch nicht, dass die meine unwichtig sein muss.«

Schallan schaute zum Hochdeck hinauf, wo sie aus der Ferne den Aufruhr vernahm, den Kaladin gerade verursachte. Azure drehte sich um, faltete die Hände und schaute über das Meer. Sie schien allein sein zu wollen, und so ging Schallan zu ihren Sachen zurück. Sie setzte sich und nahm den Kübel vom Skizzenblock. Die Seiten flatterten, wurden vom Wind umgedreht und zeigten verschiedene Versionen von Schallan. Jede einzelne war auf die eine oder andere

Weise falsch. Sie hatte Schleiers Gesicht auf den Körper der Strahlenden gesetzt – oder umgekehrt.

Sie wühlte in dem Kübel voller neuer Kugeln herum, fand ein Hemd und eine Schale, und die nächste Kugel stellte sich als ein abgebrochener Zweig heraus. Das brachte Erinnerungen an ihren letzten Besuch in Schadesmar zurück – frierend und dem Tode nahe am Ufer des Meeres.

Warum ... warum hatte sie seitdem nicht versucht seelenzugießen? Sie hatte Ausreden bemüht und sich gezwungen, nicht daran zu denken. Sie hatte ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Lichtweben gerichtet.

Das Seelengießen hatte sie ignoriert. Weil sie versagt hatte.

Weil sie Angst hatte. Konnte sie jemanden erfinden, der diese Angst nicht verspürte? Eine neue Person, da Schleier seit ihrem Misserfolg auf dem Markt in Kholinar gebrochen und zerstört war ...

»Schallan?«, fragte Adolin, während er zu ihr herüberkam. »Ist alles in Ordnung mit dir?«

Sie schüttelte sich. Wie lange saß sie schon hier? »Es geht mir gut«, sagte sie. »Ich habe mich nur ... an etwas erinnert.«

»An Gutes oder Schlechtes?«

»Alle Erinnerungen sind schlecht«, antwortete sie sofort, dann wandte sie den Blick ab und errötete.

Er ließ sich neben ihr nieder. Bei den Stürmen, seine überdeutliche Besorgnis war ärgerlich. Sie wollte nicht, dass er sich Gedanken über sie machte.

»Schallan?«, fragte er.

»Schallan wird es gut gehen«, antwortete sie. »Ich werde sie gleich herbitten. Vorher muss ich bloß noch etwas von ihr zurückholen: ihr ...«

Adolin warf einen Blick auf die flatternden Blätter mit den verschiedenen Versionen ihres Selbst. Er streckte den Arm aus, legte ihn um sie und schwieg. Das war das Beste, was er sagen konnte.

Sie schloss die Augen und versuchte sich zusammenzureißen. »Welche magst du am liebsten?«, fragte sie schließlich. »Schleier ist diejenige, die die weiße Kleidung trägt, aber im Augenblick habe ich Schwierigkeiten mit ihr. Sie lugt manchmal hervor, wenn ich keine Verwendung für sie habe, und wenn ich sie brauche, kommt sie nicht. Die Strahlende ist diejenige, die mit dem Schwert übt. Ich habe sie hübscher als die anderen gemacht, und mit ihr kannst du dich über die Kunst des Duellierens unterhalten. Aber manchmal muss ich jemand sein, der lichtweben kann. Ich muss noch herausfinden, was das für eine Frau ist ...«

»Bei Aschs Augen, Schallan!«

»Schallan ist gebrochen, und ich möchte sie gern verstecken. Wie eine gesprungene Vase, deren unbeschädigte Seite man nach vorn ins Blickfeld stellt, damit der Schaden verdeckt ist. Ich mache es nicht absichtlich, aber es geschieht trotzdem, und ich weiß nicht, wie ich es aufhalten kann.«

Er drückte sie an sich.

»Kein Rat?«, fragte sie benommen. »Jeder scheint andauernd Ratschläge für mich zu haben.«

»Du bist doch die Kluge. Was kann *ich* denn sagen?«

»Es ist verwirrend, all diese Leute zu sein. Ich habe das Gefühl, andauernd verschiedene Gesichter zu zeigen. Ich lüge alle an, weil ich in meinem Innern immer wieder anders bin. Ich ... das ergibt keinen Sinn, oder?« Sie kniff die Augen zu. »Ich werde es unterbinden. Ich werde ... irgendetwas sein.«

»Ich ...« Er hielt sie fest, als das Schiff ins Schwanken geriet. »Schallan, ich habe Sadeas getötet.«

Sie blinzelte, wich ein wenig vor ihm zurück und sah ihm in die Augen. »Was?«

»Ich habe Sadeas getötet«, flüsterte Adolin. »Wir waren uns in den Korridoren des Turms begegnet. Er hatte sogleich damit angefangen, Vater zu beleidigen und von den schrecklichen Dingen zu sprechen, die er uns antun würde. Und ... ich konnte ihm nicht mehr zuhören. Ich

konnte einfach nicht dort stehen bleiben und in sein selbstgerechtes rotes Gesicht schauen. Und so ... habe ich ihn angegriffen.«

»Und die ganze Zeit, die wir den Mörder gejagt haben ...«

»... war ich es. Ich bin derjenige, den das Sprengsel beim ersten Mal nachgeahmt hat. Immer wieder musste ich daran denken, wie ich dich und Vater und alle anderen belogen habe. Der ehrenwerte Adolin Kholin, der vollkommene Duellant – ein Mörder. Und, Schallan, ich ... ich glaube nicht einmal, dass es mir *leidtut*.

Sadeas war ein Ungeheuer. Er hat *mehrfach* versucht, uns zu töten. Sein Verrat hat viele meiner Freunde das Leben gekostet. Als ich ihn förmlich zum Duell aufgefordert habe, hat er sich entzogen. Er war gerissener als ich. Er war auch gerissener als Vater. Am Ende hätte er gewonnen. Und so habe ich ihn getötet.«

Er zog sie wieder an sich und holte tief Luft.

Schallan erbebte und flüsterte schließlich: »Gut für dich.«

»Schallan! Du bist eine Strahlende. Du solltest so etwas nicht dulden!«

»Ich weiß wirklich nicht, was ich tun *sollte*. Ich weiß nur, dass die Welt seit Torol Sadeas' Tod ein besserer Ort ist.«

»Vater würde es nicht gefallen, wenn er es wüsste.«

»Dein Vater ist ein großer Mann«, sagte Schallan, »aber es wäre wohl wirklich zu seinem eigenen Besten, wenn er es nicht weiß.«

Adolin atmete wieder tief ein. Sie hatte den Kopf gegen seine Brust gelegt und hörte die Luft, die durch seine Lunge gepresst wurde. Seine Stimme klang jetzt anders. Volltönender. »Ja«, sagte er. »Ja, vielleicht. Jedenfalls glaube ich zu wissen, wie es ist, wenn man die ganze Welt anlügt. Könntest du mir sagen, wenn du weißt, was du tun musst?«

Sie lehnte sich ihm noch mehr entgegen, lauschte seinem Herzschlag, seinem Atmen. Sie spürte seine Wärme.

»Du hast nie gesagt, welche du bevorzugst«, flüsterte sie.

»Das ist doch offensichtlich. Ich bevorzuge dein richtiges Selbst.«

»Und welches ist das?«

»Dasjenige, das jetzt mit mir spricht. Du musst dich nicht verstecken, Schallan. Du musst es nicht unterdrücken. Vielleicht ist die Vase zersprungen, aber das bedeutet nur, dass ihr Inneres sichtbar ist. Und mir *gefällt*, was sich in diesem Innern befindet.«

So warm. Tröstlich. Und verblüffend *unvertraut*. Was war das für ein Frieden? Was war das für ein Ort ohne Angst?

Lärm, der vom Hochdeck kam, verdarb den Augenblick. Sie zog sich zurück und blickte zum Hochdeck empor. »Was macht dieser Brückenjunge bloß dort oben?«



»Bitte«, sagte das nebelhafte Matrosensprengsel in gebrochenem Alethi. »Nicht. Bitte nicht!«

Kaladin beachtete es nicht weiter, sondern schaute durch das Fernrohr, das neben ihm an einer Kette gehangen hatte. Er stand im hinteren Bereich des Hochdecks und suchte den Himmel ab. Die Verschmolzenen hatten beobachtet, wie sie Celebrant verlassen hatten. Am Ende würde der Feind sie finden.

Dalinar allein. Umringt von neun Schatten ...

Schließlich gab Kaladin das Fernrohr dem nervösen Sprengsel. Der Kapitän des Schiffes näherte sich und befahl dem Sprengsel, sich zurückzuziehen, was dieses sofort tat. Er trug eine eng anliegende Uniform, die einem Menschen vermutlich unbequem gewesen wäre.

»Ich würde bevorzugen, wenn du meine Mannschaft nicht in Aufregung versetzt«, sagte Kapitän Notum.

»Und ich würde bevorzugen, wenn du Syl freilässt«, fuhr Kaladin ihn an. Er spürte ihre Angst durch seine Verbindung zu ihr. »Wie ich schon sagte, der Sturmwater hat das, was sie getan hat, gebilligt. Sie hat kein Verbrechen begangen.«

Das kleine Sprengsel verschränkte die Hände hinter dem Rücken. Von allen Sprengseln, mit denen sie auf dieser Seite bisher in Kontakt gekommen waren, schienen die Ehrensprengsel die meisten menschlichen Angewohnheiten übernommen zu haben.

»Ich könnte dich wieder einsperren«, sagte der Kapitän. »Oder dich sogar über Bord werfen lassen.«

»Ach ja? Und was würde dann aus Syl werden? Sie hat mir gesagt, dass es den Sprengseln schlecht ergeht, wenn sie den Strahlenden, der mit ihnen verbunden ist, verlieren.«

»Das stimmt. Aber sie würde sich erholen, und vielleicht wäre es sogar das Beste für sie. Deine Beziehung zu der Alten Tochter ist ... nicht angemessen.«

»Es ist keineswegs so, dass wir miteinander durchgebrannt wären.«

»Es ist noch viel schlimmer, denn das Nahel-Band ist eine noch weitaus intimere Verbindung. Es ist die Verflechtung von Geistern. Das ist nichts, was man leichthin und unbeaufsichtigt tun sollte. Außerdem ist die Alte Tochter zu jung.«

»Zu jung?«, fragte Kaladin. »Hast du sie nicht gerade *alt* genannt?«

»Es wäre schwierig, dies einem Menschen zu erklären.«

»Versuch es trotzdem.«

Der Kapitän seufzte. »Die Ehrensprengsel wurden von Ehr persönlich geschaffen – vor vielen tausend Jahren. Ihr nennt ihn den Allmächtigen, und ... ich fürchte, er ist tot.«

»Das ergibt einen Sinn, und es ist die einzige Entschuldigung, die ich akzeptiere.«

»Das war nicht leichthin gesprochen, Mensch«, sagte Notum. »Euer Gott ist *tot*.«

»Er ist aber nicht mein Gott. Doch fahre bitte fort.«

»Nun ...« Notum runzelte die Stirn. Er hatte offensichtlich geglaubt, dass Kaladin die Vorstellung von Ehrs Tod nicht ohne weiteres hinnehmen würde. »Nun, einige Zeit vor seinem Tod hörte Ehr damit auf, Ehrensprengsel zu erschaffen. Wir wissen nicht warum, aber er bat den Sturmwater, die Schöpfung zu übernehmen.«

»Er hat einen Erben eingesetzt. Ich habe gehört, der Sturmwater sei eine Art Abbild des Allmächtigen.«

»Eher dessen schwacher Schatten«, sagte Notum. »Du ... verstehst du das wirklich?«

»Verstehen? Nein. Aber ich kann dir zum größten Teil folgen.«

»Der Sturmvater schuf nur eine Handvoll Kinder. Sie alle wurden – mit Ausnahme von Sylphrena – in der Wiedererschaffung vernichtet und wandelten sich zu Totaugen. Dieser Verlust schmerzte den Sturmvater, der daraufhin jahrhundertlang nichts mehr erschuf. Als er schließlich dazu bewogen werden konnte, die Ehrensprengsel zu erneuern, schuf er nur zehn weitere. Meine Urgroßmutter befand sich unter ihnen; sie erschuf meinen Großvater, der wiederum meinen Vater erschuf, und dieser erschuf mich.

Selbst nach unseren eigenen Maßstäben wurde die Alte Tochter erst kürzlich wiederentdeckt. Sie hatte geschlafen. Somit kann ich zur Antwort auf deine Frage sagen, dass Sylphrena sowohl alt als auch jung ist. Alt an Gestalt, aber jung im Geiste. Sie ist noch nicht bereit, sich mit Menschen abzugeben, und sicherlich ist sie noch nicht bereit, eine feste Verbindung einzugehen. Einer wie ihr würde ich mich selbst niemals anvertrauen.«

»Du hältst uns für allzu wankelmütig, nicht wahr? Du glaubst, wir könnten unsere Eide nicht halten.«

»Ich bin kein Großsprengsel«, spuckte der Kapitän aus. »Ich erkenne, dass es die Verschiedenartigkeit der Menschheit ist, die euch Kraft gibt. Eure Fähigkeit, die Meinung zu ändern und das zu verwerfen, was ihr vorher gedacht habt, kann von großem Vorteil sein. Aber ohne Ehr ist euer Band gefährlich. Es gibt keine genügende Aufsicht über eure Macht, und deswegen riskiert ihr eine Katastrophe.«

»Wieso?«

Notum schüttelte den Kopf und schaute in die Ferne. »Darauf kann ich nicht antworten. Wie dem auch sei, du hättest dich niemals mit Sylphrena verbinden dürfen. Sie ist zu kostbar für den Sturmvater.«

»Da kommst du ein halbes Jahr zu spät«, sagte Kaladin. »Also solltest du die Tatsachen akzeptieren.«

»Es ist noch nicht zu spät. Dein Tod würde sie befreien, aber es wäre sehr schmerzhaft für sie. Es gibt andere Wege – zumindest

solange das Letzte Ideal noch nicht geschworen wurde.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass du deswegen einen Menschen töten würdest«, sagte Kaladin. »Sag es mir ehrlich: Wäre das Ehre Pfad, Notum?«

Der Kapitän wandte den Blick ab, als würde er sich schämen.

»Du weißt, dass Syl nicht weggesperrt sein sollte«, sagte Kaladin leise. »Auch du bist ein Ehrensprengsel, Notum. Du musst wissen, wie sie sich fühlt.«

Darauf erwiderte der Kapitän nichts.

Schließlich biss Kaladin die Zähne zusammen und ging davon. Der Kapitän hatte nicht von Kaladin verlangt, dass er sich wieder nach unten begeben, und so stellte er sich in den vordersten Teil des Hochdecks, wo er sich über den Bug beugte.

Kaladin hielt sich mit der Hand am Flaggenmast fest, stellte den Fuß auf die Reling und blickte auf das Meer der Kugeln hinaus. Heute trug er seine Uniform, da er sie in der vergangenen Nacht hatte waschen können. Die *Ehre Pfad* war für menschliche Passagiere gut ausgestattet und besaß sogar ein Gerät, das recht viel Wasser erzeugte. All das – und vermutlich auch das Schiff selbst – rührte vermutlich noch aus der Zeit her, als die Strahlenden zusammen mit ihren Sprengseln Schadesmar bereist hatten.

Unter ihm knirschte das Schiff, als die Seeleute seinen Kurs ein wenig änderten. Zu seiner Linken sah er Land. Das war die Meerenge von Langstirn – und auf der anderen Seite würden sie Thaylen-Stadt finden. Verlockend nah.

Eigentlich war er nicht mehr Dalinars Leibwächter. Aber – bei den Stürmen! – während der Weinung hatte Kaladin beinahe seine Pflicht vernachlässigt. Der Gedanke, dass Dalinar ihn nun brauchte, während Kaladin in der Falle saß und nicht helfen konnte, verursachte ihm eine Qual, die beinahe körperlich spürbar war. Er hatte in seinem Leben so viele Menschen im Stich gelassen ...

Leben vor Tod. Stärke vor Schwäche. Reise vor Ziel. Zusammen bildeten diese Worte das Erste Ideal der Windläufer. Er hatte sie

gesprochen, aber er war sich nicht sicher, ob er sie auch verstand.

Das Zweite Ideal erschloss sich ihm besser. *Ich werde jene beschützen, die sich nicht selbst zu beschützen vermögen.* Das war klar und deutlich, allerdings auch ... überwältigend. Die Welt war ein Ort des Leidens. Wurde von ihm wirklich erwartet, dass er all dieses Leid zu verhindern versuchte?

Ich werde sogar jene beschützen, die ich hasse, solange es richtig ist. Das Dritte Ideal bedeutete, dass man für jemand anderen einstand, wenn es nötig war. Aber wer entschied denn, was »richtig« war? Welche Seite sollte er beschützen?

Das Vierte Ideal war ihm nicht bekannt, aber je näher er ihm kam, desto mehr Angst verspürte er. Was würde es von ihm verlangen?

Etwas kristallisierte sich in der Luft neben ihm. Es war eine Linie aus Licht, so etwas wie ein Nadelstich in die Luft, der ein langes, sanftes Schimmern hinter sich herzog. Ein Nebelsprengsel in seiner Nähe keuchte auf und stieß eine Gefährtin an. Sie flüsterte etwas in ehrfurchtsvollem Ton, dann huschten beide davon.

Was habe ich denn jetzt getan?

Ein zweiter Lichtstrich erschien in seiner Nähe, drehte sich und stimmte sich mit dem anderen ab. Sie malten Spiralen in die Luft. Er hätte sie als Sprengsel bezeichnet, wenn sie nicht ganz anders als alle gewesen wären, die er bisher gesehen hatte. Außerdem tauchten Sprengsel auf dieser Seite nicht einfach auf und verschwanden wieder. Sie waren immer hier. Oder etwa nicht?

K... Kaladin?, flüsterte eine Stimme unmittelbar in seinem Kopf.

»Syl?«, flüsterte er zurück.

Was tust du? Es kam selten vor, dass er sie unmittelbar in seinem Kopf hörte.

»Ich stehe an Deck. Was ist passiert?«

Nichts. Ich kann nur ... ich kann deinen Geist in diesem Augenblick spüren. Stärker als gewöhnlich. Haben sie dich befreit?

»Ja. Ich habe versucht, sie dazu zu bringen, dich ebenfalls freizulassen.«

Sie sind stur. Das ist eine Eigenschaft der Ehrensprengsel, die ich glücklicherweise nicht mitbekommen habe.

»Syl, was ist das Vierte Ideal?«

Du weißt doch, dass du das selbst herausfinden musst, Dummkopf.

»Es wird schwer, nicht wahr?«

Ja. Du bist nahe dran.

Er beugte sich vor und beobachtete die Mandras, die unter ihnen dahinglitten. Eine kleine Schar von Ruhmsprengseln schwirrte vorbei. Sie flogen kurz hoch und umwirbelten ihn, dann schwirrten sie weiter nach Süden, schneller als das Schiff.

Die seltsamen Lichtfäden drehten sich noch immer um ihn. Seeleute sammelten sich hinter ihm und verursachten einen Aufruhr, bis sich der Kapitän einen Weg durch die Menge bahnte und ihn mit offenem Mund anstarrte.

»Was ist das?«, fragte Kaladin und deutete mit dem Kopf auf die leuchtenden Fäden.

»Windsprengsel.«

»Oh.« Sie erinnerten ihn tatsächlich ein wenig an die Art, wie die Windsprengsel in seiner eigenen Welt auf den Böen dahintrieben.

»Sie sind doch ganz so wie immer. Warum regen sich denn alle auf?«

»Auf dieser Seite sind sie aber ungewöhnlich«, antwortete der Kapitän. »Sie leben fast vollständig auf eurer Seite. Ich ... ich habe sie nie zuvor gesehen. Sie sind wunderschön.«

Vielleicht habe ich mich Notum gegenüber nicht verständlich genug gemacht, überlegte sich Kaladin. Möglicherweise würde er auf eine andere Art von Bitte reagieren.

»Kapitän«, sagte Kaladin, »ich habe als Windläufer einen Eid geschworen, dass ich andere beschützen werde. Und der Bindeschmied, der uns anführt, schwebt in Gefahr.«

»*Bindeschmied?*«, fragte der Kapitän. »Wer soll das sein?«

»Dalinar Kholin.«

»Nein. Wer von den dreien ist der Bindeschmied?«

»Ich weiß nicht, was du damit meinst«, gab Kaladin zurück. »Aber sein Sprengsel ist der Sturmwater. Ich sagte dir bereits, dass ich mit ihm gesprochen habe.«

Nach der erstaunten Miene des Kapitäns zu urteilen hätte Kaladin diese Tatsache vielleicht schon früher erwähnen sollen.

»Ich muss meinen Eid halten«, sagte Kaladin. »Ich muss dich bitten, Syl freizulassen und uns dann zu einem Ort zu bringen, von dem aus wir zwischen den Bereichen hin- und herwechseln können.«

»Ich habe selbst einen Eid geschworen«, sagte der Kapitän. »Ehr und den Wahrheiten gegenüber, denen wir folgen.«

»Ehr ist tot«, sagte Kaladin. »Aber der Bindeschmied ist es *nicht*. Du sagst, dass du erkennst, wie uns die menschliche Vielfalt Kraft verleiht. Also, hiemit fordere ich dich auf, dasselbe zu tun. Blicke hinter die Buchstaben deiner Regeln. Du musst doch begreifen, dass die Notwendigkeit, den Bindeschmied zu verteidigen, wichtiger ist als dein Verlangen, Syl auszuliefern – insbesondere aufgrund der Tatsache, dass der Sturmwater durchaus um ihren Aufenthaltsort weiß.«

Der Kapitän schaute die Windsprengsel an, die sich noch immer um Kaladin wanden und Lichtspuren hinterließen, die über die gesamte Länge des Schiffes hinwegtrieben, bevor sie sich auflösten.

»Ich werde darüber nachdenken«, sagte der Kapitän.



Adolin blieb kurz hinter Schallan am oberen Ende der Treppe stehen.

Kaladin, der sturmverdamnte Brückenmann, stand am Bug des Schiffes und war von schimmernden Lichtstreifen umgeben. Sie erhellten seine heroische Gestalt – entschlossen, unerschrocken, die eine Hand auf dem Flaggenmast am Bug. Er trug seine schneidige Mauerwachen-Uniform. Die Sprengsel des Schiffes starrten ihn an, als wäre er ein sturmverdamnter Herold, der hergekommen war, um die Rückeroberung der Stillen Hallen zu verkünden.

Ganz dicht vor ihm schien sich Schallan zu verändern. Es war ihre Haltung und die Art, wie sie plötzlich fest mit beiden Füßen auf dem Boden stand, anstatt das eine Bein spielerisch vorzustrecken. Ihre gesamte Gestalt wirkte verwandelt.

Sie schien geradezu dahinzuschmelzen, als sie Kaladin sah, und hatte die Mundwinkel zu einem Grinsen hochgezogen. Dann errötete sie, und ihre Miene wurde zärtlich, sogar beinahe begierig.

Adolin atmete langsam aus. Er hatte diese Blicke schon früher bemerkt – und er hatte die Skizzen von Kaladin in ihrem Block gesehen. Aber als er sie jetzt anschaute, konnte er nicht mehr leugnen, was er sah. Sie schmachete ihn geradezu an.

»Das muss ich zeichnen«, sagte sie. Aber sie blieb einfach stehen und starrte ihn an.

Adolin seufzte und begab sich auf das Hochdeck. Anscheinend war es ihnen nicht länger verboten, sich dort aufzuhalten. Er gesellte sich zu Muster, der über eine andere Treppe hierhergekommen war und fröhlich in sich hineinsummte.

»Es ist so schwer, *damit* zu konkurrieren«, bemerkte Adolin.

»Hm«, sagte Muster.

»Weißt du, ich habe mich noch nie ähnlich gefühlt. Es ist nicht nur Kaladin, es ist dies alles hier. Und das, was mit uns geschieht.« Er schüttelte den Kopf. »Wir sind eindeutig ein seltsamer Haufen.«

»Ja. Sieben Leute. Seltsam.«

»Ich kann es ihm nicht vorwerfen. Es ist überhaupt nicht so, als würde er angestrengt versuchen, so zu sein, wie er ist.«

Nicht weit von ihnen entfernt senkte ein Matrosensprengsel – eines der wenigen, die sich nicht um den Sturmgesegneten und seine Aureole aus schimmernden Lichtern versammelt hatten – das Fernrohr, durch das es geschaut hatte. Es runzelte die Stirn und hob das Gerät wieder an. Dann rief es etwas in der Sprache der Sprengsel.

Die anderen rissen sich von Kaladin los und eilten umher. Adolin trat zurück und beobachtete das Treiben, bis Kaladin und Schallan zu ihm

kamen. Azure umrundete die Treppe vor ihnen; sie wirkte besorgt.

»Was ist los?«, fragte Kaladin.

»Keine Ahnung«, antwortete Adolin.

Der Kapitän bedeutete den Nebelsprengseln und den Ehrensprengseln, Platz zu machen; dann ergriff er das Fernrohr. Schließlich senkte er es wieder und warf einen Blick zurück auf Kaladin. »Du hattest recht, Mensch, als du gesagt hast, dass ihr vielleicht verfolgt werdet.« Er winkte Kaladin und Adolin zu sich heran.

»Betrachtet den unteren Horizont bei etwa zweihundertzehn Grad.«

Kaladin schaute durch das Fernrohr, dann keuchte er auf. Er streckte es Adolin entgegen, aber Schallan riss es an sich.

»Bei den Stürmen!«, sagte sie. »Das sind mindestens sechs von ihnen.«

»Acht, sagt meine Späherin«, erwiderte der Kapitän.

Endlich war Adolin an der Reihe. Wegen des schwarzen Himmels dauerte es sehr lange, bis er die fernen Punkte entdeckt hatte, die auf das Schiff zuflogen. Es waren die Verschmolzenen.



Re-Sephir, die Mitternachtsmutter, ist eine weitere Ungemachte, die bei Aharietiam vernichtet worden zu sein scheint.

Aus Hassis Mythica, S. 250

Dalinar fuhr mit den Fingern über eine Linie aus rotem Kristall, der in die Steinmauer eingebettet war. Die kleine Ader nahm ihren Ausgang an der Decke und schlängelte sich innerhalb des Musters aus hellgrünen und grauen Gesteinsschichten die ganze Wand hinunter bis zum Boden. Sie fühlte sich glatt an, ganz anders als die Struktur des Steins um sie herum.

Er rieb mit dem Daumen über den Kristall. *Es wirkt so, als gingen die Schichten von dieser Linie aus und würden umso breiter, je weiter sie von ihr entfernt sind.*

»Was bedeutet das?«, fragte er Navani. Die beiden standen in einem Lagerraum nicht weit von der Spitze des Turms.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Navani, »aber wir entdecken immer mehr von ihnen. Was weißt du über Essentialtheologie?«

»Dass sie etwas für Feuerer und Schreiberinnen ist«, sagte er.

»Und für Seelengießer. Das ist eine Linie aus Granat.«

Granat? Mal sehen ... Smaragde wurden für Getreide benutzt und waren daher die wichtigsten Edelsteine, und Heliodor wurde zur Herstellung von Fleisch eingesetzt. Es gab Tiere, die nur wegen ihrer Edelsteinherzen gezüchtet wurden, damit diese beiden Grundnahrungsmittel bereitgestellt werden konnten. Er war sich ziemlich sicher, dass Diamanten Quarz hervorbrachten und ... bei den Stürmen!, über die anderen wusste er nicht besonders viel. Topas erschuf Stein. Sie hatten ihn für die Bunker auf der Zerbrochenen Ebene gebraucht.

»Granate erzeugen Blut«, sagte Navani. »Wir besitzen keine Seelengießer, die sie benutzen.«

»Blut? Das klingt sinnlos.«

»Nun ja, wir glauben, dass die Seelengießer in der Lage waren, mit Granaten jede Flüssigkeit herstellen zu können, die in Wasser löslich ist, im Gegensatz zu öligen Substanzen ... du verdrehst die Augen.«

»Entschuldigung.« Er betastete die Kristalle. »Das ist noch so ein Rätsel. Wann werden wir die Lösungen finden?«

»Die Aufzeichnungen unten reden von diesem Turm wie von einem lebenden Wesen«, sagte Navani. »Mit einem Herzen aus Smaragd und Rubin und mit diesen Adern aus Granat.«

Er erhob sich und sah sich in dem düsteren Raum um, in dem die Stühle der Monarchen zwischen den Versammlungen aufbewahrt wurden. Er wurde nur von einer Kugel erhellt, die auf einem Steinsims neben der Tür lag.

»Sollte dieser Turm einmal gelebt haben«, sagte Dalinar, »dann ist er jetzt tot.«

»Oder er schläft. Aber wenn das der Fall ist, habe ich keine Ahnung, wie er geweckt werden kann. Wir haben versucht, das Herz wie ein Fabrial aufzuladen, und Renarin hat sogar Sturmlicht in es eingespeist. Aber nichts davon hatte eine Wirkung.«

Dalinar hob einen Stuhl an und drückte die Tür auf. Er hielt sie mit dem Fuß und scheuchte den Wächter fort, der dies für ihn hatte tun wollen, während Navani die Kugel vom Sims nahm. Dann gingen sie

gemeinsam zum Versammlungszimmer und begaben sich vor die Glaswand, die zum Ursprung hinaus wies.

Er stellte den Stuhl ab und sah auf die Uhr an seinem Unterarm. Ein dummes Ding. Dalinar machte sich viel zu sehr von ihm abhängig. Das Armgerät trug ein Schmerzmittel in sich: eine Art von Fabrial mit einem Sprengsel, das sich von Schmerzen nährte. Er konnte sich nicht erinnern, so etwas früher schon einmal benutzt zu haben.

Noch zwölf Minuten. Vorausgesetzt, Elthebars Berechnungen stimmten. Die Spannfedern hatten die Ankunft des Sturms im Osten schon vor Stunden bestätigt, und seine Geschwindigkeit war recht genau abgeschätzt worden.

Ein Läufer erschien an der Tür. Creer – der diensthabende Sergeant für den heutigen Tag – nahm die Botschaft entgegen. Er war doch ein Brückenmann von ... Brücke Zwanzig, oder? Sowohl er als auch sein Bruder waren Wächter, aber im Gegensatz zu seinem Zwillingsbruder trug Creer eine Brille.

»Eine Botschaft von Hellheit Khal, Herr«, sagte Creer und übergab Navani das Schreiben. Anscheinend stammte es aus einer Spannfeder. Das Papier trug an den Rändern Spuren der Klammern, mit denen es auf dem Brett befestigt gewesen war, und die eng gedrängten Buchstaben bedeckten nur die Mitte der Seite.

»Von Fen«, sagte Navani. »Ein Handelsschiff ist heute Morgen in den Südlichen Tiefen verschwunden – nicht weit von Marat entfernt. Sie sind in sicherer Entfernung – zumindest hofften sie das – an Land gegangen, haben die Spannfeder eingesetzt und berichten von einer großen Zahl von Schiffen, die an den Docks entlang der Küste liegen. Glühende Gestalten erhoben sich aus einer Stadt in der Nähe und stiegen auf sie herab, und dann ist die Verbindung abgebrochen.«

»Das bestätigt, dass der Feind eine Flotte zusammenstellt«, sagte Dalinar. Wenn diese Flotte von Marat ausgelaufen sein sollte, bevor seine eigenen Schiffe fertig waren, oder falls der Wind falsch stand, wenn seine Armada in See stach ...

»Teschav soll an die Thaylener schreiben«, sagte Dalinar. »Man soll Königin Fen und unseren anderen Verbündeten vorschlagen, dass wir die nächste Versammlung in Thaylen-Stadt abhalten. Wir wollen die Befestigungsanlagen inspizieren und verstärken.«

Er schickte die Wachen nach draußen, wo sie warten sollten. Dann näherte er sich dem Fenster und schaute wieder auf seine Armbanduhr. Es blieben nur noch wenige Minuten. Er glaubte, die Sturmwand unter sich bereits erkennen zu können, aber von dieser Höhe aus fiel es schwer, das eindeutig zu bestimmen. Er war es nicht gewöhnt, auf einen Großsturm *hinunterzuschauen*.

»Bist du sicher, dass du das tun willst?«, fragte Navani.

»Der Sturmwater hat mich heute Morgen etwas Ähnliches gefragt. Und ich habe ihn gefragt, ob er die erste Regel der Kriegsführung kennt.«

»Ist das diejenige über das Terrain oder diejenige, die besagt, dass der Feind dort angegriffen werden muss, wo er am schwächsten ist?«

Nun erkannte er es – eine dunkle Kräuselung, die durch den Himmel unter ihm lief.

»Weder noch«, sagte Dalinar.

»Aha«, meinte Navani. »Ich hätte es wissen sollen.« Sie war nervös und hatte auch einen guten Grund dafür. Es war das erste Mal seit seiner Begegnung mit Odium, dass er zu den Visionen zurückkehrte.

Aber Dalinar fühlte sich blind in diesem Krieg. Er wusste nicht, was der Feind beabsichtigte oder wie sie dessen Siege gegen ihn selbst drehen konnten.

Die erste Regel des Krieges lautet: Kenne deinen Feind.

Er reckte das Kinn vor, als der Sturm gegen Urithiru prallte – ungefähr auf der Höhe der dritten Schicht.

Alles wurde weiß. Dann erschien Dalinar in dem alten Palast – in dem großen, offenen Raum mit Säulen aus Sandstein und einem Balkon, der auf eine altertümliche Version Kholinars hinausblickte. Nohadon schlenderte durch die Mitte der von Säulen getragenen

Halle. Dies war der jugendliche Nohadon, nicht die ältere Version aus dem letzten Traum.

Dalinar hatte den Platz eines Wächters eingenommen und stand neben der Tür. Eine schlanke Parschendi-Frau erschien neben dem König genau an der Stelle, an der Dalinar vor so langer Zeit schon gestanden hatte. Ihre Haut war in einem verwickelten Muster rot und weiß marmoriert, und sie hatte langes, orange-rotes Haar. Mit roten Augen schaute sie an sich herunter und schien erstaunt über ihr plötzliches Erscheinen und die Roben zu sein, in denen sie steckte – es war die Kleidung eines königlichen Ratgebers.

Nohadon sprach mit ihr in einem Ton, als wäre sie sein Freund Karm. »Ich weiß nicht, was ich tun soll, alter Freund.«

Odium bemerkt, dass eine Vision eingesetzt hat, warnte der Sturmwater Dalinar. Der Feind konzentriert sich auf uns. Er kommt näher.

»Kannst du ihn zurückhalten?«

Ich bin nur der Schatten eines Gottes. Seine Macht übertrifft die meine bei weitem. Er klang schwächer, als Dalinar es von ihm gewohnt war. Wie der typische Rüpel wusste der Sturmwater nicht, was er gegen jemanden unternehmen sollte, der stärker war als er selbst.

»Kannst du ihn *zurückhalten*? Ich brauche Zeit, um mit ihr zu reden.«
Ich werde ... es versuchen.

Das war wenigstens etwas. Leider aber bedeutete es, dass Dalinar keine Zeit blieb, der Parschendi-Frau die gesamte Vision zu zeigen. Er schritt auf sie und Nohadon zu.



Venli drehte sich um. Wo war sie? Das war nicht Marat. Hatte Odium sie abermals gerufen?

Nein. Das ist der falsche Sturm. Odium kommt nicht während eines Großsturms.

Ein junger männlicher Alethi in einer Robe redete sie an. Sie beachtete ihn aber nicht und biss sich in die Hand, weil sie feststellen wollte, ob sie den Schmerz spürte.

Sie spürte ihn tatsächlich. Sie schüttelte ihre Hand und schaute auf ihre Kleidung hinunter. Das konnte kein Traum sein. Alles erschien ihr viel zu wirklich.

»Mein Freund?«, fragte der Alethi-Mann. »Geht es dir gut? Mir ist klar, dass die Ereignisse uns allen zu schaffen machen, aber ...«

Schritte hallten laut vom Steinboden wider, als sich ein weiterer Alethi näherte. Er trug eine schneidige blaue Uniform. Seine Schläfenhaare waren weiß bestäubt, und sein Gesicht war nicht ... nicht so rund wie andere Menschengesichter. Seine Züge könnten beinahe die eines Lauschers sein, auch wenn die Nase falsch wirkte und das Gesicht mehr Runzeln hatte, als ein Lauscher je aufweisen würde.

Einen Augenblick ..., dachte sie. Ist das nicht ...

»Unruhe auf dem Schlachtfeld, Herr«, sagte der ältere Mann zu ihrem Gesprächspartner. »Ihr werdet sofort gebraucht.«

»Was soll das? Ich habe nichts dergleichen gehört ...«

»Mir wurde nicht gesagt, worum es geht, Euer Majestät, aber Eure Anwesenheit ist offenbar dringend erforderlich.«

Der Menschenkönig kniff die Lippen zu einer schmalen Linie zusammen und ging schließlich – eindeutig widerwillig – zur Tür. »Komm«, sagte er zu Venli.

Der ältere Mann ergriff ihren Arm oberhalb des Ellbogens. »Nein«, gab er leise zurück. »Wir müssen miteinander reden.«

Das ist der Kriegsherr der Alethi.

»Mein Name ist Dalinar Kholin«, sagte der Mann. »Ich führe die Alethi an, und du siehst eine Vision vergangener Ereignisse. Nur unser Geist wurde zurückversetzt, nicht aber unsere Körper. Wir beide sind die einzigen realen Personen hier.«

Ruckartig befreite sie ihren Arm aus seinem Griff und stimmte sich in den Rhythmus der Verärgerung ein. »Wie ... warum hast du mich

hergebracht?«

»Ich möchte reden.«

»Natürlich möchtest du das. Nun, da ihr verliert und wir eure Hauptstadt erobert haben, willst du endlich reden. Aber was ist mit all den Jahren, die ihr mein Volk auf der Zerbrochenen Ebene abgeschlachtet habt?« Es war ein *Spiel* für sie. Die Berichte der Lauscher hatten bewiesen, dass die Menschen diesen Sport *genossen* hatten. Sie hatten den Reichtum und das Leben der Lauscher als Teil eines großen Wettstreits genommen.

»Wir waren bereit zu reden, als ihr euren Abgesandten zu uns geschickt habt«, sagte Dalinar. »Den Splitterträger. Und ich bin jetzt wieder bereit zu reden. Ich möchte die alten Missstände vergessen, auch wenn sie mich persönlich betroffen haben.«

Venli entfernte sich von ihm und war noch immer auf Verärgerung eingestellt. »Wie hast du mich an diesen Ort gebracht? Ist das hier ein Gefängnis?« *Ist das dein Werk, Odium? Willst du meine Loyalität durch eine falsche Vision des Feindes auf die Probe stellen?*

Sie benutzte die alten Rhythmen. Dazu war sie nie in der Lage gewesen, wenn Odium seine Aufmerksamkeit auf sie gerichtet hatte.

»Ich werde dich schon sehr bald wieder zurückschicken«, sagte Kholin und näherte sich ihr. Obwohl er nicht gerade klein für einen Menschen war, überragte sie ihn doch um mindestens sechs Zoll. »Bitte hör mich an. Ich muss es wissen. Was würde ein Waffenstillstand zwischen unseren Völkern kosten?«

»Ein Waffenstillstand?«, fragte sie im Rhythmus der Belustigung und blieb vor dem Balkon stehen. »Ein *Waffenstillstand*?«

»Frieden. Keine Wüstwerdung. Kein Krieg. Was würde das kosten?«

»Nun ja, zunächst würde es dich dein Königreich kosten.«

Er zog eine Grimasse. Seine Worte waren ebenso tot wie die aller Menschen, aber er trug seine Empfindungen offen auf dem Gesicht. So viel Leidenschaft und Gefühl.

Ist das der Grund, warum die Sprengsel uns verraten haben und zu den Menschen gegangen sind?

»Was bedeutet euch Alethkar?«, fragte er. »Ich kann euch helfen, eine neue Nation auf der Zerbrochenen Ebene zu gründen. Ich werde euch Arbeiter zur Verfügung stellen, damit ihr Städte erbauen könnt, und Feuerer werden euch jede Fertigkeit beibringen, die ihr erlangen wollt. Ihr werdet reich sein, denn ihr werdet Lösegeld für Kholinar und seine Bewohner erhalten. Und außerdem eine formelle Entschuldigung. Was immer ihr verlangt.«

»Ich verlange, dass wir Alethkar behalten.«

Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Maske des Schmerzes, und er runzelte die Stirn. »Warum müsst ihr ausgerechnet dort leben? Für euch ist Alethkar doch nur ein Gebiet, das es zu erobern gilt. Aber es ist *mein* Heimatland.«

Sie fiel in den Rhythmus des Tadels. »Verstehst du es denn nicht? Diejenigen, die dort leben – die Sänger, meine Verwandten –, stammen aus Alethkar. Es ist auch *ihr* Heimatland. Der einzige Unterschied zwischen ihnen und dir besteht darin, dass sie als Sklaven geboren wurden, während du immer ihr Herr warst!«

Er zuckte zusammen. »Vielleicht können wir einen Ausgleich schaffen. Eine ... Teilung des Reiches? Einen Parscher-Großprinzen?« Dieser Gedanke schien ihn zu schockieren.

Sie stimmte sich in den Rhythmus der Entschlossenheit ein. »Allein dein Tonfall deutet an, dass du das für unmöglich hältst. Es kann keinen Ausgleich geben, Mensch. Bring mich von diesem Ort fort. Wir werden uns auf dem Schlachtfeld wiedersehen.«

»Nein.« Er ergriff erneut ihren Arm. »Ich weiß nicht, wie der Ausgleich beschaffen sein wird, aber wir *können* durchaus einen finden. Ich werde dir beweisen, dass ich zu Verhandlungen bereit und auch in der Lage bin. Ich möchte nicht kämpfen.«

»Du könntest damit anfangen, dass du mich nicht länger belästigst«, sagte sie und riss sich los.

Ehrlich gesagt war sie nicht sicher, ob sie im Kampf gegen ihn würde bestehen können. Ihr gegenwärtiger Körper mochte zwar groß sein, aber er war auch zerbrechlich. Und in Wahrheit war sie nie besonders gut in der Schlacht gewesen – nicht einmal in jenen Tagen, in denen sie die passende Form getragen hatte.

»Wir sollten wenigstens versuchen, eine Verhandlung zu führen«, sagte er. »Bitte.«

Er klang nicht gerade flehend. Er war ernst geworden, das Gesicht wirkte wie ein Stein, und er starrte sie finster an. Durch die Rhythmen war es möglich, den Tonfall mit der Stimmung aufzuladen, die man mitteilen wollte, selbst wenn die eigenen Gefühle nicht dazu passten. Die Menschen besaßen diese Möglichkeit nicht. Sie waren so fade wie die fadeesten Sklaven.

Ein plötzliches dumpfes Geräusch durchdrang die Vision. Venli stimmte sich in den Rhythmus der ängstlichen Vorsicht ein und lief auf den Balkon hinaus. Unter ihr erstreckte sich eine halb zerstörte Stadt, in der eine Schlacht getobt hatte. Die Toten waren zu großen Haufen aufgeschichtet worden.

Das dumpfe Geräusch war erneut zu hören. Die ... die *Luft* zerbrach. Die Wolken und der Himmel schienen lediglich ein Wandgemälde zu sein, das auf der Decke einer gewaltigen Kuppel angebracht worden war, und während das dumpfe Krachen und Hämmern weiterhin ertönte, machte sich über ihr ein Netz aus feinen Rissen bemerkbar.

Hinter ihnen erglommte ein lebhaftes gelbes Licht.

»Er ist hier«, flüsterte sie und zeigte auf die Risse über sich. »Deswegen kann es keine Verhandlungen geben, Mensch. Er weiß, dass wir keine Verhandlungen brauchen. Du möchtest Frieden haben? Dann ergib dich. Gebt auf und *hofft*, dass er sich nicht die Mühe macht, euch zu vernichten.«

Angesichts dessen, was Rine ihr über die Auslöschung der Menschheit berichtet hatte, war das eine schwache Hoffnung.

Unter dem nächsten Schlag zerbrach der Himmel, und über ihr erschien ein Loch, hinter dem ein mächtiges Licht leuchtete. Die Scherben der Luft, die wie ein Spiegel zerbrochen war, wurden in dieses Licht eingesaugt.

Ein *Pulsieren* von Macht ging stoßweise von dem Loch aus und erschütterte die Stadt mit einer schrecklichen Vibration. Sie warf Venli auf den Boden des Balkons. Kholin streckte die Hand aus und wollte ihr helfen, aber ein zweites Pulsieren brachte auch ihn aus dem Gleichgewicht, und er fiel hin.

Die Ziegel in den Wänden des Zimmers *trennten* sich voneinander und trieben davon. Die Dielen, aus denen der Boden des Balkons bestand, hoben sich, und die Nägel stiegen in den Himmel auf. Ein Wächter rannte zum Balkon, stolperte, und seine Haut schied sich in Wasser und eine vertrocknete Hülse.

Alles ... fiel auseinander.

Ein Wind erhob sich um Venli herum und trieb Trümmer und Schutt auf jenes Loch im Himmel und das strahlende, schreckliche Licht dahinter zu. Die Dielen wurden zu Splittern zerrissen, die Ziegel flossen an Venlis Kopf vorbei. Sie knurrte – der Rhythmus der Entschlossenheit pochte in ihr, als sie sich an vereinzelter Stücken des Bodens festhielt, die sich noch nicht voneinander getrennt hatten.

Dieses *Brennen*. Sie kannte es gut – und auch den schrecklichen Schmerz von Odiums Hitze, die ihre Haut versengte und sie verzehrte, bis sogar ihre Knochen – die irgendwie die Fähigkeit zur Empfindung besaßen – in Asche verwandelt wurden. Dies geschah jedes Mal, wenn er ihr Befehle gab. Wie viel Schlimmeres würde er ihr antun, wenn sie sich mit dem Feind verbrüderte?

Sie stimmte sich auf Entschlossenheit ein und kroch aus dem Licht. *Flieh!* Sie erreichte das Zimmer vor dem Balkon, sprang auf die Beine und versuchte wegzulaufen. Der Wind zerrte an ihr und machte jeden einzelnen Schritt zu einem Kampf.

Über ihr teilte sich in einem einzelnen, gewaltigen Schlag die Decke. Jeder Ziegel trennte sich explosionsartig von den anderen und

strömte auf die Leere zu. Die Hülse des unglücklichen Wächters flog hinter ihnen her wie ein Sack, aus dem das Getreide entleert worden war – oder wie eine Marionette ohne die beherrschende Hand.

Venli fiel wieder hin und kroch weiter, aber die Steine des Bodens teilten sich nun ebenfalls und stiegen zusammen mit ihr in die Luft. Sie mühte sich von einem treibenden Stein zum nächsten. Noch immer befand sie sich im Rhythmus der Entschlossenheit, und dann wagte sie es, einen Blick nach oben zu werfen. Das Loch hatte sich geweitet, und das alles verzehrende Licht mästete sich an den Strömen der Trümmer.

Sie wandte sich ab und wusste nicht, wie sie ihr eigenes Verbrennen verhindern konnte. Dann ... hielt sie inne und schaute zurück. Dalinar Kholin stand auf dem Balkon. Und er strahlte.

Neschua Kadal. Strahlender Ritter.

Ohne dass sie es wollte, nahm sie den Rhythmus der Ehrfurcht an. Um Kholin herum schien der Balkon fest zu sein. Die Dielen zitterten und zuckten zwar unter seinen Füßen, aber sie bewegten sich nicht gen Himmel. Die Balkonbrüstung war rechts und links von ihm auseinandergebrochen, aber an der Stelle, wo er sie mit festem Griff hielt, hatte sie noch Bestand.

Er war ihr Feind, und doch ...

Vor langer Zeit hatten diese Menschen Venlis Göttern Widerstand geleistet. Ja, die Versklavung ihrer Artgenossen, der Sänger, war unmöglich zu leugnen. Doch die Menschen hatten gekämpft. Und sie hatten *gewonnen*.

Die Lauscher erinnerten sich mit einem Lied daran, das zum Rhythmus der Ehrfurcht gesungen wurde. *Neschua Kadal.*

Das ruhige, sanfte Licht breitete sich von Dalinar Kholins Hand auf der Brüstung bis hinunter zum Boden aus. Bretter und Steine sanken aus der Luft herab und fügten sich zusammen. Der Block, an dem sich Venli festhielt, schwebte wieder an seinen ursprünglichen Platz. In der ganzen Stadt brachen die Gebäude auseinander und strebten

hinauf, doch die Mauern dieses einen Turms kehrten zu ihrer alten Anordnung zurück.

Sofort lief Venli auf die Treppe zu, die nach unten führte. Wenn das, was Kholin gerade tat, aufhörte, dann wollte sie sich wieder auf festem Felsboden befinden. Sie sprang hinunter bis zum Erdgeschoss, und sobald sie die Straße erreicht hatte, lief sie in die Nähe des Balkons, der über ihr hing – in die Nähe von Kholins Einfluss.

Über ihr erlosch Odiums Licht.

Steine und Splitter regneten auf die Stadt herab und schlugen überall um Venli herum ein. Ausgetrocknete Körper fielen wie weggeworfene Kleidung zu Boden. Venli drückte sich mit dem Rücken gegen die Turmmauer, stimmte sich in den Rhythmus der Angst ein und hob den Arm zum Schutz gegen den Staub, den die Trümmer aufwirbelten.

Das Loch blieb im Himmel, aber das Licht dahinter war jetzt verschwunden. Die zerstörten Überreste der Stadt darunter wirkten wie ... eine Vortäuschung. Keine Schreie der Angst, kein Jammern des Schmerzes. Die Leichen waren nichts als Hülsen; Häute lagen leer auf den Straßen.

Ein plötzliches *Knallen* zerriss die Luft hinter ihr und öffnete ein weiteres Loch, tiefer und in der Nähe des Stadtrandes. Der Himmel kräuselte sich in den Spalt hinein und enthüllte ein weiteres Mal das hassenswerte Licht. Es verzehrte alles in seiner Nähe: Stadtmauer, Gebäude, und sogar der Boden löste sich auf und flog in den Schlund hinein.

Staub und Trümmer umtosten Venli in einem wilden Wirbelwind. Sie drückte sich noch enger gegen die Mauer des Turms und klammerte sich an einen der Stützpfeiler, von denen der Balkon getragen wurde. Das ferne Loch strahlte eine schreckliche Hitze ab, die Venli umfloss.

Sie kniff die Augen zusammen und hielt sich noch verzweifelter fest. Er mochte kommen und sie einfordern, aber sie würde niemals loslassen.

Und was ist mit dem großen Ziel und Zweck? Was ist mit der Macht, die er bietet? Wollte sie all das überhaupt noch haben? Oder war es nur etwas, woran sie sich verzweifelt festhielt, da sie das Ende ihres Volkes herbeigeführt hatte?

Sie biss die Zähne zusammen. In der Ferne vernahm sie einen ruhigen Rhythmus. Irgendwie drang er durch den Aufruhr des Windes und das Klappern von Steinen und Holz. War das der Rhythmus der Angst?

Sie öffnete die Augen und konnte sehen, wie Timbre gegen den Wind ankämpfte und sie zu erreichen versuchte. Lichtstöße explodierten, ausgehend von dem kleinen Sprengsel, und breiteten sich in wilden Ringen aus.

Entlang der Straße brachen die Gebäude in sich zusammen. Die gesamte Stadt fiel in Schutt; sogar der Palast stürzte ein – mit Ausnahme des einen Bereichs in der Nähe des Balkons.

Das kleine Sprengsel wechselte zum Rhythmus der Verlorenen und glitt rückwärts.

Venli stieß einen Schrei aus und ließ den Stützpfeiler los. Sofort wurde sie vom Wind erfasst und weggetrieben. Obwohl sie sich nicht mehr in der Sturmform befand, war auch diese neue Gestalt eine Form von Macht, und sie war erstaunlich behände. Sie konnte ihren Fall kontrollieren, rutschte auf der Seite über die Steine, während ihre Füße auf das bedrückende Licht ausgerichtet waren. Als sie sich dem kleinen Sprengsel näherte, rammte Venli den Fuß in eine Spalte in der Straße, packte gleichzeitig einen Riss in einem geborstenen Stein und kam so zum Stillstand. Mit der anderen Hand ergriff sie Timbre und pflückte sie gleichsam aus der Luft.

Als sie Timbre berührte, fühlte es sich wie die Berührung eines Seidenstoffes an, den der Wind zu ihr hingetrieben hatte. Als Venli die linke Hand um das Sprengsel schloss, spürte sie eine pulsierende Wärme. Timbre vibrierte im Rhythmus des Dankes, als Venli sie nahe an ihre Brust drückte.

Großartig, dachte Venli, als sie den Kopf gegen den Wind senkte und das Gesicht auf den Boden presste, während ihre rechte Hand noch immer in dem Spalt des Steins steckte. *Jetzt gehen wir wenigstens gemeinsam unter.*

Sie hatte nur noch eine einzige Hoffnung. Vielleicht konnte sie sich weiterhin festhalten, bis endlich ...

Die Hitze verblasste. Der Wind nahm ab. Trümmer prasselten auf den Boden; diesmal war ihr Sturz leiser. Das rührte nicht nur daher, dass der Wind nun seitwärts blies. Nicht mehr viele Trümmerstücke waren übrig.

Venli stand auf. Sie war ganz mit Staub bedeckt, und Gesicht und Hände waren von Steinsplittern aufgerissen worden. Timbre pulsierte sanft in ihrer Hand.

Die Stadt war fast völlig verschwunden. Nur noch hin und wieder gab es die Umrisse eines Fundaments und die Überreste der seltsamen Felsformationen, die als die Windklingen bekannt waren. Selbst sie waren zu Höckern abgeschliffen worden, die nur noch fünf oder sechs Fuß hoch waren. Die einzige Struktur, die in der Stadt verblieben war, war ein Viertel des Palastturms – dort hatte Kholin gestanden.

Hinter ihr klaffte ein schwarzes Loch ins Nichts.

Der Boden erbehte.

O nein.

Etwas schlug gegen die Steine unter ihr. Der Boden zitterte und zerfiel. Venli rannte auf die Trümmer des zerstörten Palastes zu, als schließlich alles andere auseinanderbrach. Der Boden, die verbliebenen Fundamente, ja sogar die Luft – alles schien sich aufzulösen.

Eine Kluft öffnete sich unter ihr, und Venli sprang und versuchte, die andere Seite zu erreichen. Sie verfehlte den Rand um einige Fuß und stürzte in das Loch. Sie fiel immer tiefer, drehte sich in der Luft, griff mit der einen Hand nach dem zusammenbrechenden Himmel und hielt mit der anderen Hand Timbre umfasst.

Über ihr sprang der Mann in der blauen Uniform in die Kluft.

Er fiel am Rande des Loches entlang und streckte die Hand nach Venli aus. Seine andere Hand schabte über den Stein. Etwas blitzte um seinen Arm herum auf. Es waren Linien aus Licht – ein Gefüge, das bald seinen ganzen Körper bedeckte. Seine Finger bluteten nicht, als sie am Fels entlangschrammten.

Der Stein um sie herum, ja sogar die Luft selbst wurde allmählich fester. Venli trotzte der Hitze, die von unten herausdrang, und verlangsamte sich ein wenig, bis ihre Finger die von Kholin erreichten.

Geh.

Sie prallte auf den Boden ihrer Höhle in Marat; die Vision war verschwunden. Schwitzend und keuchend öffnete sie die linke Faust. Zu ihrer Erleichterung schwebte Timbre heraus und pulsierte dabei in einem zögerlichen Rhythmus.



Dalinar löste sich in reinen Schmerz auf.

Er fühlte sich, als würde er zerrissen, abgebalgt, zerschnitzelt. Jeder Teil von ihm wurde von den anderen abgetrennt, und jedem Teil war es erlaubt, einzeln zu schmerzen. Eine Bestrafung, eine Vergeltung, eine persönliche Tortur.

So hätte es bis in alle Ewigkeit weitergehen können. Doch stattdessen verblassten die Schmerzen irgendwann, und er kam wieder zu sich.

Er kniete auf einer endlosen Ebene aus schimmerndem weißen Stein. Das Licht verschmolz um ihn herum und bildete eine Gestalt aus, die in Gold und Weiß gekleidet war und ein kurzes Zepter in der Hand hielt.

»Was hast du gesehen?«, fragte Odium neugierig. Er klopfte mit seinem Zepter gegen den Boden, als wäre es ein Spazierstock. Nohadons Palast – in dem sich Dalinar noch vor wenigen Augenblicken befunden hatte – materialisierte sich aus dem Licht neben ihnen. »Ah, er schon wieder? Du suchst nach Antworten bei den Toten?«

Dalinar kniff die Augen zu. Was er doch für ein Narr gewesen war. Wenn es je eine Hoffnung auf Frieden gegeben hatte, dann hatte er sie vermutlich dadurch zerstört, dass er jene Parschendi-Frau in eine Vision hineingezogen und Odiums Grauen ausgesetzt hatte.

»Dalinar, Dalinar«, sagte Odium, nahm auf einem Sitz Platz, der aus Licht geformt war, und legte die Hand auf Dalinars Schulter. »Es tut weh, nicht wahr? Ja. Ich kenne den Schmerz. Ich bin der einzige Gott, der ihn kennt. Der einzige, dem es nicht *gleich* ist.«

»Kann es Frieden geben?«, fragte Dalinar mit heiserer Stimme. Das Sprechen fiel ihm schwer. Noch vor wenigen Augenblicken hatte er sich so gefühlt, als wäre er von dem Licht zerrissen worden.

»Ja, Dalinar«, antwortete Odium. »Es kann Frieden geben. Es *wird* ihn sogar geben.«

»Nachdem du Roschar vernichtet hast.«

»Nachdem *du* es vernichtet hast, Dalinar. Ich bin derjenige, der es wieder aufbauen wird.«

»Stimme einem Wettstreit zwischen den Kampfmeistern zu«, brachte Dalinar unter Mühen hervor. »Lass uns ... lass uns einen Weg finden ...« Dann verstummte er.

Wie konnte er gegen dieses Wesen kämpfen?

Odium klopfte Dalinar auf die Schulter. »Sei stark, Dalinar. Ich glaube an dich, auch wenn du nicht an dich selbst glaubst. Obwohl es eine Weile wehtun wird, es wird einmal ein Ende geben. Der Friede liegt in deiner Zukunft. Durchdringe die Qualen. Dann wirst du siegreich sein, mein Sohn.«

Die Vision verblasste, und Dalinar befand sich wieder im obersten Raum von Urithiru. Er brach auf dem Stuhl zusammen, den er soeben dorthin gestellt hatte, und Navani ergriff besorgt seinen Arm.

Durch sein Band spürte Dalinar ein Weinen. Der Sturmwater hatte Odium zurückgehalten, aber – bei den Stürmen! – er hatte einen hohen Preis dafür bezahlt. Das mächtigste Sprengsel auf Roschar – die Verkörperung des Sturmes, der alles Leben schuf – weinte wie ein Kind und flüsterte, dass Odium zu stark sei.



Die Mitternachtsmutter erschuf Ungeheuer aus Schatten und Öl, dunkle Nachahmungen von Kreaturen, die sie gesehen oder verschlungen hatte. Deren Beschreibung entspricht keinem Sprengsel, das ich in der modernen Literatur finden kann.

Aus Hassis *Mythica*, S. 252

Kapitän Notum erteilte das Kommando, und zwei Seeleute klappten einen kleinen Teil der Bordwand zur Seite und gaben den Blick auf die tosenden Wellen aus Kugeln frei.

Schallan legte ihre Freihand auf den Rahmen der offenen Ladeluke und beugte sich über die brodelnde Tiefe. Adolin versuchte sie zurückzuziehen, aber sie widersetzte sich.

Heute hatte sie beschlossen, Schleiers Kleidung zu tragen, auch darum, weil sie so viele Taschen aufwies. Schallan hatte drei größere Edelsteine eingesteckt, Kaladin hatte vier weitere bei sich. Ihre Brome hatten das ganze Sturmlicht verloren, und selbst diese größeren, ungefassten Steine waren beinahe leer. Hoffentlich würden sie noch bis nach Thaylen-Stadt und zum Eidtor reichen.

Hinter den Wellen – die so nahe waren, dass die Seeleute bereits verborgene Felsenriffe unter ihnen befürchteten – unterbrach eine dunkle Landschaft den Horizont. Sie war das Gegenstück zur Meerenge von Langstirn – ein Ort, an dem hohe Bäume wuchsen und einen schwarzen Urwald aus Glaspflanzen bildeten.

Ein Matrose kletterte die Stufen in den Laderaum hinunter und rief Kapitän Notum etwas zu. »Eure Feinde sind nahe«, übersetzte der Kapitän.

Die *Ehrs Pfad* hatte in den letzten Stunden heldenhafte Anstrengungen unternommen und die Mandras bis an den Rand der Erschöpfung getrieben, doch es hatte nicht einmal annähernd ausgereicht. Die Verschmolzenen waren zwar langsamer als Kaladin, wenn er lief, aber sie waren immer noch schneller als das Schiff.

Schallan sah den Kapitän an. Sein bärtiges Gesicht, das jetzt in einem sanften, geisterhaften Licht erstrahlte, verriet nichts von dem starken Konflikt, der in ihm toben musste. Sollte er die Gefangenen an den Feind ausliefern und dadurch seine Mannschaft retten? Oder sollte er sie freilassen und hoffen, dass die Alte Tochter entkommen konnte?

Eine Tür im hinteren Teil des Laderaums wurde geöffnet, und Kaladin führte Syl aus ihrer Kabine. Der Kapitän hatte jetzt erst die Erlaubnis gegeben, sie freizulassen; er hatte die Entscheidung bis zum letztmöglichen Zeitpunkt hinausgezögert. Syl wirkte blass, und sie stützte sich auf Kaladins Arm. Würde sie in der Lage sein, zusammen mit ihnen das Ufer zu erreichen?

Sie ist ein Sprengsel. Sie braucht keine frische Luft. Ihr geht es gut. Hoffentlich.

»Macht euch auf den Weg«, sagte der Kapitän. »Aber beeilt euch. Ich kann nicht versprechen, dass meine Mannschaft dieses Geheimnis lange für sich behalten wird, sobald sie gefangen genommen wurde.« Anscheinend war es schwer, Sprengsel zu töten, aber es war sehr leicht, ihnen wehzutun.

Ein anderer Matrose führte Adolins Schwertsprengsel aus ihrer Kabine. Sie wirkte weniger erschöpft als Syl – der eine Ort schien ihr genauso gut zu sein wie der andere.

»Alte Tochter«, sagte der Kapitän und neigte den Kopf.

»Möchtest du mir nicht in die Augen schauen, Notum?«, fragte Syl.
»Ich vermute, meine Gefangenschaft hier hat dich an jene Zeit erinnert, als du zu Hause nach Vaters Pfeife tanzen musstest.«

Er gab keine Antwort, sondern wandte sich von ihr ab.

Nun, da auch Syl und das Totaugen bei ihnen waren, fehlte nur noch eine Person. Azure stand neben der Treppe. Sie trug ihren Panzer und Mantel und hatte die Arme vor der Brust verschränkt.

»Seid Ihr sicher, dass Ihr es Euch nicht noch einmal überlegen wollt?«, fragte Schallan.

Azure schüttelte den Kopf.

»Azure«, sagte Kaladin. »Ich war vorhin zu grob. Das heißt aber nicht, dass ich ...«

»Das ist es nicht«, sagte sie. »Ich muss einfach einer anderen Sache nachjagen. In Kholinar habe ich es meinen Männern überlassen, gegen diese Ungeheuer zu kämpfen. Es fühlt sich nicht richtig an, wenn ich das nun wiederhole.« Sie lächelte. »Mach dir um mich keine Sorgen, Sturmgeseigneter. Ihr habt viel bessere Aussichten, wenn ich hierbleibe – ebenso wie diese Seeleute. Wenn ihr das nächste Mal dem Schwertkämpfer begegnet, der euch dieses Morgen-Kata beigebracht hat, dann solltet ihr ihn warnen, dass ich nach ihm suche.«

»Zahel?«, fragte Adolin. »Ihr kennt *Zahel*?«

»Wir sind alte Freunde«, sagte sie. »Notum, haben deine Leute die Stoffballen in die Gestalt geschnitten, um die ich gebeten habe?«

»Ja«, sagte der Kapitän. »Aber ich verstehe nicht ...«

»Das wirst du bald.« Sie salutierte nachlässig vor Kaladin. Er gab den Salut schneidiger zurück. Dann nickte sie den anderen zu und stieg zum Hauptdeck hinauf.

Das Schiff pflügte durch eine große Kugelwelle, und einige Kugeln fielen durch die offene Ladeluke ins Innere des Schiffes. Matrosen fegten sie mit Besen zurück durch die Öffnung.

»Geht ihr jetzt endlich?«, sagte der Kapitän zu Schallan. »Jeder Augenblick, den ihr noch zögert, vergrößert nur die Gefahr für uns alle.« Noch immer sah er Syl nicht an.

Richtig, dachte Schallan. Jemand musste den Anfang machen. Mit der einen Hand griff sie nach Adolin und mit der anderen nach Muster. Kaladin nahm Muster und Syl an die Hand, und Adolin ergriff sein eigenes Sprengsel. Sie drängten sich in der offenen Ladeluke zusammen und schauten auf die Glaskugeln unter ihnen. Dort brodelte es, und das Glas fing das Licht einer fernen Sonne ein, das wie eine Million Sterne glitzerte ...

»Also gut«, sagte sie. »Springt!«

Schallan stürzte sich aus dem Schiff, und die anderen folgten ihr. Sie erreichte die Kugeln und wurde von ihnen verschluckt. Das Eindringen in diesen Ozean schien zu einfach zu sein; es fühlte sich an, als zöge sie irgendetwas nach unten.

Sie versank in den Kugeln, die gegen ihre Haut kullerten und ihre Sinne mit der Andeutung von Bäumen und Felsen überwältigten. Schallan kämpfte gegen diese Gefühle an und bemühte sich, nicht allzu heftig um sich zu schlagen. Sie hielt sich an Adolin fest, aber Musters Hand wurde ihr entrissen.

Ich kann das nicht! Ich darf nicht zulassen, dass ich überwältigt werde. Ich kann nicht ...

Sie berührten den Grund, der hier, in der Nähe des Ufers, nicht sonderlich tief lag. Dann sog Schallan endlich Sturmlicht ein. Sie leerte einen ganzen wertvollen Edelstein. Das Sturmlicht nährte und beruhigte sie. In ihrer Tasche suchte sie nach der Kugel, die sie vor einiger Zeit aus dem Kübel genommen hatte.

Als sie diese Kugel mit Sturmlicht fütterte, erbeben die anderen Kugeln um sie herum, zogen sich *zurück* und bildeten die Mauern sowie die Decke eines kleinen Zimmers. Das Sturmlicht, das sich aus

ihrer Haut kräuselte, erhellte den Raum mit einem schwachen Glimmen. Adolin ließ ihre Hand los, fiel auf die Knie, hustete und rang nach Luft. Sein Totauge stand stumm und unbeeindruckt neben ihm, so wie immer.

»Bei der Verdammnis«, sagte Adolin mit einem Röcheln. »Ertrinken ohne Wasser. Es sollte doch nicht so schwer sein, oder? Wir mussten nur die Luft anhalten ...«

Schallan trat an die Seite des Zimmers und lauschte. Ja ... es war beinahe so, als könnte sie hören, wie die Kugeln über all das Klappern und Klirren hinweg etwas flüsterten. Sie steckte die Hand in die Wand, und ihre Finger ertasteten Stoff. Sie packte ihn, und einen Augenblick später ergriff Kaladin ihren Arm und zog sich daran in den Raum aus Kugeln hinein. Er taumelte und sackte auf die Knie.

Er glühte nicht.

»Hast du keinen Edelstein benutzt?«, fragte Schallan.

»Ich hätte es fast tun müssen«, sagte er, holte mehrmals tief Luft und stand auf. »Aber wir müssen sie bewahren.« Er drehte sich um. »Syl?«

Eine Unruhe an der anderen Seite der Kammer deutete an, dass sich ihr jemand näherte. Wer immer es sein mochte, er vermochte nicht hineinzugelangen, bis Schallan an die Wand trat und deren Oberfläche mit ihrer Hand durchdrang. Muster trat ein, schaute sich in dem Raum um und summte glücklich. »Hm. Ein nettes Muster, Schallan.«

»Syl«, wiederholte Kaladin. »Wir sind Hand in Hand gesprungen, aber sie hat losgelassen. Wo ...«

»Es geht ihr sicherlich gut«, sagte Schallan.

»Hm«, stimmte Muster ihr zu. »Sprengsel brauchen keine Luft.«

Kaladin atmete tief ein und nickte schließlich. Er lief auf und ab, und Schallan setzte sich auf den Boden, legte sich ihr Gepäck über den Schoß und wartete. Jeder hatte ein wenig Kleidung zum Wechseln dabei, dazu drei Wasserbehälter und einige Rationen von dem Essen,

das Adolin gekauft hatte. Hoffentlich genügte das alles, bis sie Thaylen-Stadt erreicht hatten.

Dann würde sie das Eidtor in Gang setzen müssen.

Sie warteten so lange, bis sie hoffen konnten, dass die Verschmolzenen auf der Jagd nach dem Schiff über sie hinweggeflogen waren. Schließlich stand Schallan auf und streckte die Hand aus. »Dort entlang.«

»Sicher?«, fragte Kaladin.

»Ja. Der Anstieg des Bodens spricht dafür.« Sie trat auf den Untergrund aus Obsidian, der sich sanft in der Richtung erhob, in die sie gewiesen hatte.

»Richtig«, sagte Adolin. »Wir sollten uns an den Händen halten.«

Das taten sie, und Schallan holte mit flatterndem Herzen das Sturmlicht aus der Hülse des Raums zurück. Die Kugeln stürzten übereinander und umhüllten sie vollständig.

Sie gingen den Hang hinauf und bewegten sich gegen den Strom der Kugeln. Es war schwieriger, als sie es sich vorgestellt hatte; die Strömung schien fest entschlossen zu sein, ihnen Widerstand zu leisten. Aber das Sturmlicht half ihr. Bald hatten sie eine Stelle erreicht, an der der Boden so steil wurde, dass sie nicht mehr ohne Schwierigkeiten gehen konnten. Schallan ließ die Hände der Männer los und kletterte die Steigung hoch.

Kurz nachdem ihr Kopf die Oberfläche der Kugeln durchbrochen hatte, erschien Syl am Ufer. Sie streckte die Hand aus und half Schallan die letzten Schritte hinauf. Kugeln rollten von ihrer Kleidung herunter und klirrten auf den Boden, während sich auch die anderen an Land mühten.

»Ich habe gesehen, wie der Feind vorbeigeflogen ist«, sagte Syl.
»Ich hatte mich zwischen den Bäumen versteckt.«

Auf ihr Drängen hin betraten sie den Wald aus Glaspflanzen; erst dann ließen sie sich nieder und erholten sich von ihrer Flucht. Sofort verspürte Schallan ein Verlangen nach ihrem Skizzenblock. Diese Bäume! Die Stämme waren durchscheinend; die Blätter wirkten, als

wären sie in einer Vielzahl von Farben aus Glas geblasen worden. Moos hing wie geschmolzenes grünes Glas von einem Ast in seidigen Streifen herab. Als Schallan die Fäden berührte, brachen sie ab.

Über ihnen kräuselten sich die Wolken in einem perlmuttartigen Leuchten, das einen Großsturm in der wirklichen Welt anzeigte. Schallan konnte ihn durch die Baumkronen kaum sehen, aber er hatte eine unmittelbare Auswirkung auf Muster und Syl. Sie richteten sich auf, und Syls Farbe wechselte zu einem gesunden Blauweiß. Musters Kopf bewegte sich schneller und durchlief in wenigen Minuten ein Dutzend verschiedene Zyklen.

Noch immer trat Sturmlicht aus Schallans Haut aus. Sie hatte eine große Menge davon aufgenommen, aber nicht allzu viel verloren – und lenkte es in den Edelstein zurück. Es war ein Prozess, den sie nicht recht verstand, der sich aber gleichzeitig ganz natürlich anfühlte.

Nicht weit von ihr entfernt schaute Syl nach Südwesten, und dabei nahm ihr Gesicht einen sehnsüchtigen, fernen Ausdruck an. »Syl?«, fragte Schallan.

»Auch in der anderen Richtung ist ein Sturm unterwegs ...«, flüsterte sie, dann schüttelte sie sich und schien verlegen zu sein.

Kaladin holte zwei Edelsteine hervor. »Also gut«, sagte er, »wir fliegen.«

Sie hatten beschlossen, die Kraft von zwei Edelsteinen für einen Flug ins Landesinnere zu nutzen, damit sie auf ihrer Reise einen guten Start hatten und so schnell wie möglich von der Küste wegkamen. Hoffentlich behandelten die Verschmolzenen die Ehrensprengsel nicht allzu grob. Schallan machte sich Sorgen um sie, aber sie fürchtete sich auch davor, dass die Verschmolzenen zurückkehren und nach ihrer Gruppe suchen könnten.

Ein kurzer Flug sollte sie so weit ins Landesinnere bringen, dass sie schwieriger aufzuspüren waren. Sobald sie gelandet waren, würden sie zu Fuß einige Tage durch die Landschaft von Schadesmar wandern müssen, bevor sie die Insel Thaylenah erreichten, die sich

hier als See darstellte. Thaylen-Stadt und das Eidtor lagen am äußersten Rand dieses Sees.

Kaladin peitschte einen nach dem anderen in die Luft, und zum Glück wirkte seine Kunst nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei den Sprengseln. Sie stiegen in den Himmel und begannen mit dem letzten Abschnitt ihrer Reise.



Es bedarf keines besonders sorgfältigen Lesers, um die Feststellung zu treffen, dass ich hier nur acht der Ungemachten aufgezählt habe. Den Überlieferungen zufolge gibt es neun, eine unheilige Zahl, asymmetrisch und oft mit dem Feind in Beziehung stehend.

Aus Hassis Mythica, S. 266

Dalinar trat aus dem Kontrollgebäude des Eidtores, begab sich nach Thaylen-Stadt hinein und begegnete sogleich dem Mann, den er von allen Personen auf Roschar am liebsten verprügelt hätte.

Meridas Amaram stand stramm in seiner Uniform des Hauses Sadeas; er war sauber rasiert, sein Gesicht war schmal, und er hatte den Kiefer vorgereckt. Mit seiner schneidigen Haltung und den polierten Knöpfen wirkte er wie der Inbegriff eines vollendeten Alethi-Offiziers.

»Bericht«, sagte Dalinar und hoffte, dass es ihm gelungen war, den Widerwillen aus seiner Stimme herauszuhalten.

Amaram – Sadeas – schritt neben Dalinar einher, und sie gingen zum Rand der Plattform, auf der sich das Eidtor erhob und die einen

guten Blick auf die Stadt bot. Dalinars Wächter entfernten sich ein wenig, damit sich die beiden Männer ungestört unterhalten konnten.

»Unsere Mannschaften haben in dieser Stadt Wunder gewirkt, Hellherr«, sagte Amaram. »Anfänglich hatten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Trümmer außerhalb der Stadtmauern gerichtet. Ich hatte schon befürchtet, der Schutt könnte einer angreifenden Armee einen zu guten Schutz bieten – um erst gar nicht die Möglichkeit zu erwähnen, mit den Bruchstücken eine Rampe vor der Mauer zu errichten.«

Tatsächlich war die Ebene vor der Stadtmauer – auf der sich die Märkte und Lagerhäuser für die Docks befunden hatten – vollkommen leergeräumt. Es war ein ausgezeichnetes Schlachtfeld, lediglich unterbrochen durch die gelegentlichen Umrisse von geborstenen Fundamenten. Nur der Allmächtige wusste, wieso es die thaylenische Militärführung erlaubt hatte, Gebäude *außerhalb* der Stadtmauern zu errichten. Ihre Verteidigung wäre ein Albtraum gewesen.

»Wir haben diejenigen Stellen verstärkt, an denen die Mauer geschwächt war«, fuhr Amaram fort und streckte den Arm aus. »Nach den Maßstäben von Kholinar ist sie zwar nicht hoch, aber es handelt sich trotzdem um eine beeindruckende Befestigungsanlage. Wir haben die Gebäude dicht vor ihr niedergeissen, damit wir Platz zum Aufmarsch unserer Truppen sowie zur Lagerung unserer Gerätschaften bekommen – meine Armee lagert jetzt dort. Und dann haben wir beim allgemeinen Wiederaufbau geholfen.«

»Die Stadt sieht schon viel besser aus«, sagte Dalinar. »Deine Männer haben gute Arbeit geleistet.«

»Dann sollte unsere Buße jetzt eigentlich beendet sein«, sagte Amaram gelassen, aber Wutsprenksel – eine Lache aus brodelndem Blut – breiteten sich unter seinem rechten Fuß aus.

»Deine Arbeit hier war wichtig, Soldat. Ihr habt nicht nur eine Stadt wiederaufgebaut, sondern auch das Vertrauen des thaylenischen Volkes errungen.«

»Natürlich«, sagte Amaram ein wenig leiser. »Und ich begreife allmählich die taktische Bedeutung des Wissens um die feindlichen Befestigungswerke.«

Du Narr. »Die Thaylener sind doch nicht unsere Feinde.«

»Ich habe mich falsch ausgedrückt«, sagte Amaram. »Aber mir ist nicht entgangen, dass die *Kholin*-Truppen an der Grenze zwischen unserem Königreich und Jah Keved postiert wurden. Eure Männer werden unsere Heimat befreien, während die meinen ihre Tage damit verbringen, in Fels und Schutt herumzugraben. Sicherlich ist Euch bewusst, welche Auswirkungen das auf ihre Moral hat, insbesondere da viele von ihnen noch immer annehmen, dass Ihr ihren Großprinzen ermordet habt.«

»Ich *hoffe*, ihr gegenwärtiger Anführer wird darauf hinwirken, dass sie diese falschen Annahmen verwerfen.«

Schließlich drehte sich Amaram zu Dalinar um und sah ihm in die Augen. Die Wutsprenksel waren noch immer da, aber sein Tonfall klang schneidig und militärisch. »Hellherr, ich weiß, dass Ihr ein Realist seid. Ich habe meine Karriere nach der Euren gestaltet. Selbst *wenn* Ihr ihn getötet haben solltet – was Ihr selbstverständlich leugnen müsst –, würde ich Euch deswegen respektieren. Torol war eine Gefahr für diese Nation.

Ich möchte Euch beweisen, dass ich nicht so bin wie er. Bei den Stürmen, Dalinar! Ich bin Euer bester Frontgeneral, und das wisst Ihr genau. Torol hat mich viele Jahre lang übergangen und mein Talent brachliegen lassen, weil mein Ruf ihn eingeschüchtert hatte. Begeht nicht denselben Fehler. *Setzt mich ein.* Lasst mich für Alethkar kämpfen, anstatt den thaylenischen Kaufleuten die Füße küssen zu müssen. Ich ...«

»Es reicht jetzt«, fuhr Dalinar ihn an. »Befolge deine Befehle. Auf diese Weise kannst du dich bewähren.«

Amaram wich ein wenig vor Dalinar zurück und salutierte – aber erst nach einer wohlbedachten Pause. Er machte auf dem Absatz kehrt und marschierte hinunter in die Stadt.

Dieser Mann ..., dachte Dalinar. Eigentlich hatte er Amaram mitteilen wollen, dass die Insel Thaylenah im Krieg die Frontlinie bildete, aber das Gespräch war ihm entglitten. Nun, Amaram würde den Kampf, nach dem es ihn gelüstete, nur allzu bald bekommen – das würde er auf der Planungsbesprechung erfahren.

Stiefelschritte ertönten auf dem Stein hinter ihm, als eine Gruppe von Männern in blauen Uniformen zu ihm an den Rand der Plattform trat. »Erlaubt Ihr mir, ihn ein wenig zu kitzeln, Herr?«, fragte Teft, der Anführer der Brückenmänner.

»Was meinst du mit ›ein wenig‹, Soldat?«

»Ich könnte das tun«, sagte Lyn. »Ich habe gerade erst angefangen, mit dem Speer zu üben. Wir könnten behaupten, es sei ein Unfall gewesen.«

»Nein, nein«, sagte Lopen. »Wenn Ihr wollt, dass er ein wenig gekitzelt wird, Herr, dann solltet Ihr diese Aufgabe meinem Vetter Huio übertragen. Er ist ein Experte, wenn es um *wenig* geht.«

»Das ist bestenfalls *wenig* witzig«, sagte Huio in gebrochenem Alethi. »Was für ein Glück, dass ich nicht *wenig* Geduld mit dir habe.«

»Ich möchte dich nur einbinden, Huio. Ich weiß, dass dich die meisten Menschen übersehen. Das ist auch sehr leicht, weil ...«

»Habt Acht!«, fuhr Dalinar sie an, aber unwillkürlich musste er grinsen. Sie formierten sich sofort. Kaladin hatte sie gut ausgebildet.

»Ihr habt ...« Dalinar schaute auf die Uhr an seinem Arm. »... genau siebenunddreißig Minuten bis zur Versammlung, Männer. Äh, und Frauen. Kommt nicht zu spät.«

Sie eilten davon und unterhielten sich angeregt miteinander. Navani, Jasnah und Renarin gesellten sich bald darauf zu ihm, und als sie bemerkte, dass er wieder auf seine Armbanduhr sah, schenkte ihm seine Frau ein verstohlenes Lächeln. Diese sturmverdamnte Frau hatte ihn dazu gebracht, frühzeitig bei den Versammlungen zu erscheinen, nur dadurch, dass sie ihm ein Gerät an den Unterarm gebunden hatte.

Während sie sich langsam zusammenfanden, kletterte Fens Sohn auf die Plattform des Eidtores und begrüßte Dalinar herzlich. »Wir haben in einer Villa oberhalb des Tempels, in dem wir die Versammlung abhalten werden, Räume für Euch bereitgestellt. Ich ... nun, ich *weiß*, dass Ihr sie nicht braucht, da Ihr einfach nach einem einzigen Schritt durch das Eidtor wieder zu Hause seid ...«

»Wir nehmen sie dankbar an«, sagte Dalinar. »Es wäre gut, wenn ich mich ein wenig erfrischen und in Ruhe nachdenken könnte.«

Der junge Mann grinste. Dalinar würde sich *nie* an diese stacheligen Augenbrauen gewöhnen.

Sie stiegen von der Plattform herunter, und ein thaylenischer Wächter meldete, dass keine Gefahr drohte. Eine Schreiberin schickte durch eine Spannfeder die Nachricht, dass der nächste Übergang stattfinden könne. Dalinar beobachtete ihn. Eine Minute später tauchte ein Blitz die Umgebung des Eidtores in grelles Licht. In letzter Zeit standen die Tore in beinahe andauernder Benutzung. Heute bediente Malata das Gerät; sie schien diese Pflicht immer öfter zu übernehmen.

»Onkel?«, fragte Jasnah, als er stehen geblieben war und zusah.

»Ich bin nur neugierig, wer als Nächster herkommt.«

»Ich könnte die Aufzeichnungen für dich heraussuchen ...«, sagte Jasnah.

Die Neuankömmlinge stellten sich als eine Gruppe thaylenischer Kaufleute in bombastischer Kleidung heraus. Sie waren von Wächtern umringt und wurden von einigen Männern begleitet, die große Truhen trugen.

»Weitere Bankiers«, sagte Fens Sohn. »Der stille wirtschaftliche Zusammenbruch Roschars hält an.«

»Zusammenbruch?«, fragte Dalinar überrascht.

»Bankiers von überall auf dem Kontinent ziehen sich aus den Städten zurück«, erklärte Jasnah und streckte die Hand aus. »Siehst du diese Festung dort hinten im Alten Bezirk? Das ist die thaylenische Edelstein-Reserve.«

»Bald werden die örtlichen Regierungen Schwierigkeiten haben, Truppen zu finanzieren«, sagte Fens Sohn und zog eine Grimasse. »Sie werden durch autorisierte Spannfedern hierher schreiben und darum bitten müssen, dass man ihnen Kugeln schickt. Und das wird für jeden, der nicht nahe an einem der Eidtore lebt, zu einem logistischen Albtraum werden.«

Dalinar runzelte die Stirn. »Könnt ihr die Bankiers nicht zum Bleiben und zur Unterstützung der Städte ermuntern, in denen sie leben?«

»Herr!«, erwiderte er. »Herr, sollen wir etwa die Bankiers zwingen, einer *militärischen* Autorität zu gehorchen?«

»Vergiss meine Frage«, sagte Dalinar und wechselte einen raschen Blick mit Navani und Jasnah. Navani lächelte freundlich über seinen sozialen Fehltritt, aber er glaubte, dass Jasnah mit ihm übereinstimmte. Wahrscheinlich hätte sie längst schon die Banken enteignet und mit ihnen den Krieg finanziert.

Renarin war ebenfalls zurückgeblieben und beobachtete die Bankiers. »Wie groß sind die Edelsteine, die sie mitgebracht haben?«, fragte er.

»Hellherr?«, fragte Fens Sohn zurück und sah Dalinar ratlos an. »Es sind Kugeln. Gewöhnliche Kugeln.«

»Sind irgendwelche größeren Edelsteine darunter?«, wollte Renarin wissen und wandte sich zu der Gruppe um. »Gibt es welche in der Stadt?«

»Gewiss, sogar eine ganze Menge«, antwortete Fens Sohn. »Es sind einige sehr schöne Stücke darunter, wie in jeder Stadt. Äh ... warum fragt Ihr, Hellherr?«

»Einfach nur so«, sagte Renarin und schwieg.



Dalinar wusch sich das Gesicht mit Wasser aus einer Schüssel in seinem Zimmer, das sich in einer Villa oberhalb des Tempels von Talenelat an der höchstgelegenen Stelle der Stadt befand – mitten im

Alten Bezirk. Er trocknete sich mit einem Handtuch ab und suchte nach einer Verbindung zum Sturmwater. »Fühlst du dich besser?«

Ich fühle mich nicht so, wie die Menschen sich fühlen. Ich werde nicht krank wie die Menschen. Ich bin. Der Sturmwater grollte. *Aber ich hätte vernichtet werden können. Zersplittert in tausend Stücke. Ich lebe nur noch, weil der Feind befürchtet, sich einem Angriff der Bebauerin auszusetzen.*

»Also lebt sie noch? Die dritte Göttin?«

Ja. Du bist ihr begegnet.

»Ich ... wirklich?«

Du erinnerst dich nicht daran. Aber für gewöhnlich versteckt sie sich. Feigheit.

»Oder Weisheit«, sagte Dalinar. »Die Nachtschauerin ...«
... ist sie nicht.

»Ja, das hast du schon gesagt. Die Nachtschauerin ist wie du. Gibt es noch andere? Sprengsel wie du oder die Nachtschauerin? Sprengsel, die der Schatten eines Gottes oder einer Göttin sind?«

Es gibt ... ein drittes Geschwisterteil. Aber es ist nicht bei uns.

»Es versteckt sich?«

Nein. Es schläft.

»Erzähl mir mehr darüber.«

Nein.

»Aber ...«

Nein! Lass sie in Ruhe. Du hast ihnen schon genug wehgetan.

»Na gut«, sagte Dalinar, legte das Handtuch beiseite und lehnte sich gegen das Fenster. Die Luft roch nach Salz und erinnerte ihn an etwas, das ihm noch nicht ganz klar war. Ein letztes Loch in seiner Erinnerung. An eine Reise auf dem Meer.

Und an seinen Besuch im Tal.

Er warf einen Blick auf den Tisch neben der Waschschüssel, auf dem ein Buch lag, das in unvertrauten thaylenischen Glyphen verfasst war. Eine kleine Notiz in Alethi-Glyphen lag daneben und lautete:

»Weg. König.« Fen hatte ihm ein Geschenk gemacht: ein Exemplar von *Der Weg der Könige* auf Thaylenisch.

»Ich habe es getan«, sagte Dalinar. »Ich habe sie vereinigt, Sturmwater. Ich habe meinen Eid gehalten und die Menschen zusammengebracht, anstatt sie voneinander zu trennen. Vielleicht kann das eine kleine Buße für all den Schmerz sein, den ich verursacht habe.«

Die Antwort des Sturmwaters bestand in einem weiteren Grollen.

»War es ... ihm denn wichtig, was wir fühlen?«, fragte Dalinar. »Ehr? Dem Allmächtigen? Hat er sich wirklich um die Schmerzen der Menschen bekümmert?«

Das hat er. Damals habe ich den Grund dafür nicht verstanden, aber jetzt ist es mir klar. Odium lügt, wenn er behauptet, die Alleinherrschaft über die Leidenschaft zu besitzen. Der Sturmwater hielt inne. Ich erinnere mich ... am Ende ... war Ehr geradezu besessen von den Eiden. Es gab Zeiten, zu denen der Eid selbst wichtiger war als die Bedeutung hinter ihm. Aber er war kein leidenschaftsloses Ungeheuer. Er liebte die Menschheit. Er ist gestorben, während er euch verteidigt hat.

Dalinar fand Navani im angeregten Gespräch mit Taravangian im Besuchszimmer der Villa. »Euer Majestät?«, fragte Dalinar.

»Ihr könnt mich Vargo nennen, wenn Ihr wollt«, sagte Taravangian, der im Zimmer auf und ab lief, ohne Dalinar anzusehen. »So hat man mich in meiner Jugend genannt ...«

»Was ist los?«, fragte Dalinar.

»Ich bin bloß besorgt. Meine Gelehrten ... es ist nichts, Dalinar. Nichts. Dummheit. Ich bin ... es geht mir gut, heute.« Er blieb stehen und kniff die blassgrauen Augen zu.

»Das ist gut, nicht wahr?«

»Ja. Aber es ist kein Tag für Herzlosigkeit. Deshalb mache ich mir Sorgen.«

Herzlosigkeit? Was wollte er damit sagen?

»Ihr müsst der Versammlung nicht bis zum Ende beiwohnen«, sagte Navani.

Taravangian schüttelte rasch den Kopf. »Kommt, wir sollten uns auf den Weg machen. Es wird mir bald besser gehen ... sobald wir angefangen haben. Dessen bin ich mir sicher.«



Als Dalinar das Hauptgemach des Tempels betrat, stellte er fest, dass er sich auf diese Versammlung *freute*.

Was für eine seltsame Offenbarung. Er hatte einen großen Teil seiner Jugend und der mittleren Jahre damit verbracht, die Politik und die endlosen, unergiebigsten Besprechungen zu meiden. Und jetzt war er *aufgeregt*. In diesem Raum erkannte er die Umrisse von etwas Großem und Großartigem. Die Abordnung der Azisch begrüßte Königin Fen freundlich und warmherzig, und Wesirin Noura überreichte Fen sogar ein Gedicht, das sie zum Dank für die thaylenische Gastfreundschaft verfasst hatte. Fens Sohn setzte sich neben Renarin und plauderte mit ihm. Kaiser Yanagawn schien es auf seinem Thron zwischen all den Verbündeten und Freunden wohl zu ergehen.

Brücke Vier scherzte mit den Wächtern von Großprinz Aladar, während die Grattänzerin Lift auf einer Fensterbank saß, den Kopf schräg hielt und den Gesprächen lauschte. Zusätzlich zu den fünf Späherinnen in Uniform hatten sich zwei Frauen in Havahs zu Brücke Vier gesellt. Sie trugen Notizblöcke und Stifte und hatten den Aufnäher von Brücke Vier an den Oberärmeln ihrer Kleidung befestigt – dort, wo die Schreiberinnen für gewöhnlich das Abzeichen ihrer Einheit trugen.

Alethi-Großprinzen, Azisch-Wesirinnen, Strahlende Ritter und thaylenische Admiräle waren allesamt in einem einzigen Raum zusammengekommen. Der Prim von Emul unterhielt sich mit Aladar über Taktik; Aladar hatte dem belagerten Land sehr geholfen. General Khal und Teschav sprachen mit der Prinzessin von Yezier, die

immer wieder zu Halam Khal hinüberschaute, ihrem jüngsten Sohn, der in dem Splitterpanzer seines Vaters neben der Tür stand und ein eindrucksvolles Bild abgab. Man redete über eine politische Union. Es wäre die erste zwischen einem Alethi- und einem Makabaki-Prinzentum seit vielen Jahrhunderten.

Vereinige sie. Eine Stimme flüsterte diese Worte in Dalinars Kopf, und sie klangen wie vor etlichen Monaten, als Dalinar zum ersten Mal seine Visionen gehabt hatte.

»Ich bin dabei«, flüsterte Dalinar zurück.

Vereinige sie.

»Sturmwater, bist du das? Warum sagst du das immer wieder zu mir?«

Ich habe nichts gesagt.

Es wurde zunehmend schwierig, zwischen Dalinars eigenen Gedanken und dem zu unterscheiden, was von dem Sturmwater kam. Visionen und Erinnerungen rangen in Dalinars Hirn um Raum. Er schritt den Rand der kreisrunden Tempelkammer ab, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen. Die Malereien an den Wänden – jene, die er durch seine Fähigkeiten geheilt hatte – zeigten den Herold Talenelat während einiger seiner überaus zahlreichen Gefechte gegen die Bringer der Leere.

Eine große Landkarte war an einen Teil der Wand gehängt worden; sie zeigte das Meer von Talat sowie die angrenzenden Gebiete, wobei Markierungen die Standorte der Flotte andeuteten. Als Dalinar an die Karte herantrat und sie eingehend betrachtete, wurde es still im Raum. Kurz wandte er den Blick ab und schaute durch die Türen des Tempels auf die Bucht hinaus. Einige der schnelleren Schiffe der Flotte waren bereits eingetroffen und hatten sowohl die Flagge von Kharbranth als auch die von Azir gehisst.

»Euer Exzellenz«, sagte Dalinar zu Yanagawn, »könntet Ihr uns die letzten Neuigkeiten über Eure Truppen mitteilen?«

Der Kaiser bat Noura um einen Bericht. Die Hauptflotte war nur noch knapp eine Tagesreise entfernt. Die Vortruppen – oder die

Späferschiffe, wie sie genannt wurden – hatten keine Anzeichen für ein Vorrücken des Feindes bemerkt. Es wurde befürchtet, dass sich der Feind in dem Zeitfenster zwischen den Stürmen bewegen würde, aber bisher war davon noch nichts zu sehen.

Die Admiräle berieten sich darüber, wie sie am besten auf den Meeren patrouillieren konnten, wodurch die Sicherheit von Thaylen-Stadt nicht beeinträchtigt werden durfte. Dalinar erfreute diese Gespräche, vor allem weil die Admiräle zu glauben schienen, dass die unmittelbare Gefahr für Thaylen-Stadt nicht mehr bestand. Einem vedenischen Großprinzen war es gelungen, einen Späher zu Fuß nahe genug an Marat heranzubringen, sodass er die Schiffe im Hafen hatte zählen können. Mehr als hundert Schiffe warteten in verschiedenen Docks sowie in den Häfen entlang der Küste. Aus irgendwelchen Gründen waren sie noch nicht zum Auslaufen bereit, was ein großer Segen war.

Die Gespräche wurden fortgesetzt, und schließlich traf auch Fen ein und begrüßte jeden. Dalinar erkannte, dass er ihr von Anfang an die Führung dieser Versammlung hätte übertragen sollen. Sie beschrieb die Verteidigungsanlagen von Thaylen-Stadt und teilte einige Beschwerden ihrer Gildenmeister über Amarams Truppen mit. Anscheinend zechten sie zu ausgiebig.

Bei diesen Worten versteifte sich Amaram. Trotz seiner Fehler bemühte er sich, seine Armee straff zu führen.

Gegen Ende der Diskussion bemerkte Dalinar, dass sich Renarin unbehaglich auf seinem Stuhl regte. Als die Schreiberinnen der Azisch damit begannen, ihre Regeln und Leitfäden für die Koalition zu erklären, entschuldigte sich Renarin mit heiserer Stimme und ging.

Dalinar schaute zu Navani hinüber, die besorgt zu sein schien. Jasnah erhob sich und wollte ihm folgen, aber sie wurde von einer Schreiberin unterbrochen, die ihr einen kleinen Stapel von Dokumenten aushändigte. Jasnah nahm sie entgegen und ging an Navanis Seite, sodass sie die Papiere gemeinsam lesen konnten.

Sollten wir eine Pause einlegen?, dachte Dalinar und sah auf seine Uhr. Sie berieten sich erst seit einer Stunde, und den Azisch war es offensichtlich sehr ernst mit ihren Richtlinien.

Der Sturmwater grollte.

Was ist los?, dachte Dalinar.

Etwas ... etwas kommt näher. Ein Sturm.

Dalinar stand auf, sah sich in dem Raum um und erwartete beinahe ein Attentat. Seine plötzliche Bewegung erregte die Aufmerksamkeit eines Azisch-Wesirs, eines kleinen Mannes mit einem sehr großen Hut.

»Hellherr?«, fragte die Übersetzerin nach einer kurzen Verlautbarung des Wesirs.

»Ich ...« Dalinar konnte es spüren. »Etwas stimmt hier nicht.«

»Dalinar?«, fragte Fen. »Wovon redet Ihr?«

Plötzlich blinkten die Spannfedern überall im Raum. Ein Dutzend Rubine blitzten auf. Dalinars Herz setzte für einen Schlag aus. Vorahnungssprengsel stiegen überall um ihn herum auf, während die Schreiberinnen ihre blinkenden Spannfedern aus den Schachteln oder den Gürteln zogen und auf das Papier setzten.

Jasnah bemerkte nicht, dass auch eine ihrer eigenen Spannfedern blinkte. Sie war zu abgelenkt von dem, was sie und Navani gerade lasen.

»Der Ewigsturm hat soeben Schinovar getroffen«, erklärte Königin Fen schließlich, während sie über die Schulter einer Schreiberin mitlas.

»Unmöglich!«, rief Ialai Sadeas. »Seit dem letzten Sturm sind erst fünf Tage vergangen! Sie kommen in neuntägigem Abstand.«

»Nun, ich glaube, wir haben ausreichend viele Bestätigungen«, sagte Fen und deutete mit dem Kopf auf die Spannfedern.

»Der Sturm ist allzu neu«, sagte Teschav. Sie zog ihren Schal enger, während sie las. »Wir wissen noch zu wenig über ihn und können sein Muster nicht genau abschätzen. Die Berichte aus Steen besagen,

dass er diesmal besonders heftig ist und sich schneller als je zuvor bewegt.«

Dalinar spürte, wie ihm kalt wurde.

»Wann wird er uns erreichen?«, fragte Fen.

»In einigen Stunden«, sagte Teschav. »Es kann einen ganzen Tag dauern, bis sich ein Großsturm vom einen Ende Roschars bis zum anderen bewegt hat, und die Ewigstürme sind langsamer. Für gewöhnlich jedenfalls.«

»Aber dieser hier ist schneller«, ließ Yanagawn durch seine Dolmetscherin mitteilen. »Wie weit sind unsere Schiffe entfernt? Wie sollen wir sie schützen?«

»Friede, Euer Exzellenz«, sagte Fen. »Die Schiffe sind nah, und die neuen Docks, die einige Meilen die Küste hinab liegen, bieten sowohl im Osten als auch im Westen Schutz. Wir müssen nur dafür sorgen, dass sich die Flotte sofort dorthin bewegt, anstatt hier anzuhalten und ihre Truppen an Land abzusetzen.«

Der Raum surrte vor Gesprächen, als die verschiedenen Gruppen ihre Berichte von den Kontakten in Taschikk erhielten, die wiederum die Informationen aus Iri, Steen und sogar aus Schinovar weitergaben.

»Wir sollten eine kurze Pause einlegen«, sagte Dalinar zu den anderen. Sie stimmten ihm abgelenkt zu und teilten sich in Gruppen auf, die sich überall im Raum verstreuten. Dalinar setzte sich wieder auf seinen Stuhl und seufzte. »Das war gar nicht so schlecht. Wir werden schon damit fertigwerden.«

Das war es nicht, sagte der Sturmwater. Er grollte, und seine besorgte Stimme klang sehr sanft, als er fortfuhr: *Da ist noch mehr.*

Dalinar sprang wieder auf. Seine Instinkte drängten ihn dazu, die Hand zur Seite auszustrecken, die Finger zu spreizen und eine Klinge herbeizurufen, die er nicht mehr besaß. Brücke Vier reagierte sofort. Die Männer warfen die Speisen, die sie sich genommen hatten, zurück auf den Tisch und ergriffen die Speere. Niemand sonst schien etwas bemerkt zu haben.

Aber ... was sollten sie denn auch bemerkt haben? Überall wurden die Gespräche weitergeführt. Jasnah und Navani drängten sich noch immer aneinander und lasen. Navani keuchte leise auf und legte sich die Schutzhand vor den Mund. Jasnah sah Navani an und hatte die Lippen zu einer schmalen Linie zusammengekniffen.

Bei ihnen geht es nicht um den Sturm, dachte Dalinar und zog seinen Stuhl zu ihnen hinüber. »Also«, flüsterte er, obwohl sie so weit von den anderen Gruppen entfernt waren, dass niemand sie hören konnte, »was ist los?«

»Bei der Übersetzung des Dämmerungssangs wurde ein Durchbruch erreicht«, flüsterte Navani. »Arbeitsgruppen in Kharbranth und den Klöstern von Jah Keved ist es unabhängig voneinander gelungen, indem sie die Informationen benutzt haben, die wir durch die Visionen bereitgestellt haben. Und jetzt erreichen uns die Übersetzungen.«

»Das ist gut, nicht wahr?«, fragte Dalinar.

Jasnah seufzte. »Onkel, die Schrift, die die Historiker am meisten interessiert, wird als Eila-Stele bezeichnet. Einige Quellen behaupten, dass sie uralt ist, vielleicht sogar das älteste schriftliche Dokument der Menschheitsgeschichte, das angeblich von den Herolden persönlich verfasst wurde. Der Übersetzung zufolge, die uns heute erreicht hat, scheint es sich bei diesem eingemeißelten Text um den Bericht von jemandem zu handeln, der vor langer, langer Zeit das *erste* Eintreffen der Bringer der Leere beobachtet hat – noch vor der ersten Wüstwerdung.«

»Beim Blute meiner Väter«, sagte Dalinar. Noch vor der ersten Wüstwerdung? Die *letzte* Wüstwerdung hatte sich vor mehr als viertausend Jahren ereignet. Sie sprachen also über Zeiten, die im Dunkel der Geschichte verschwunden waren. »Und ... wir können diesen Bericht jetzt verstehen?«

»Sie kamen aus einer anderen Welt«, las Navani von ihrem Blatt ab. »Sie benutzten Kräfte, die zu berühren uns verboten war. Es sind gefährliche Kräfte, Kräfte der Sprengsel und der Wogen. Sie zerstörten ihr eigenes Land und kamen flehend zu uns.

Wir nahmen sie auf, wie es von den Göttern befohlen ward. Was hätten wir sonst tun können? Es war ein verlorenes Volk ohne Heimat. Unser Mitleid vernichtete uns. Denn ihr Verrat erstreckte sich sogar auf unsere Götter: auf Sprengsel, Stein und Wind.

Nehmt euch vor den Andersweltlern in Acht. Vor den Verrätern. Vor jenen mit Zungen voller Süße, doch mit der Gier nach Blut. Nehmt sie nicht auf. Leistet ihnen keinen Beistand. Wahrlich wurden sie die Bringer der Leere genannt, denn sie brachten die Leere. Die leere Grube, welche alle Gefühle in sich aufsaugt. Einen neuen Gott brachten sie. Ihren Gott.

Diese Bringer der Leere kennen keine Lieder. Sie können Roschar nicht hören, und wohin sie auch gehen, sie bringen Stille mit. Sanft und glatt sehen sie aus, ohne Schale, aber sie sind hart. Sie haben nur ein Herz, und es vermag in Ewigkeit nicht zu leben.««

Sie senkte das Blatt.

Dalinar runzelte die Stirn. *Das ist Unsinn*, dachte er. *Soll das bedeuten, dass die ersten Parscher, die in unsere Welt eingedrungen sind, keinen Panzer hatten? Aber woher sollte der Verfasser dieses Textes denn wissen, dass die Parscher eigentlich einen Panzer haben? Und was soll die Passage über die Lieder bedeuten ...*

Etwas rastete in seinen Gedanken ein. »Das wurde nicht von einem Menschen geschrieben«, flüsterte Dalinar.

»Nein, Onkel«, erwiderte Jasnah leise. »Der Verfasser war ein Dämmerungssänger – einer der ursprünglichen Bewohner von Roschar. Die Dämmerungssänger waren keine Sprengsel, wie es die Theologen oft behaupten. Und sie waren auch keine Herolde. Sie waren Parscher. Und das Volk, das sie in ihrer eigenen Welt willkommen hießen ...«

»Das waren wir«, flüsterte Dalinar. Ihm wurde kalt, als wäre er in eisiges Wasser getaucht worden. »Sie haben *uns* Bringer der Leere genannt.«

Jasnah seufzte. »Ich hatte es schon seit einiger Zeit vermutet. Die erste Wüstwerdung war nichts anderes als der Einfall der *Menschheit* nach Roschar. Wir sind hergekommen und haben den Parschern dieses Land weggenommen, nachdem wir durch unser Wogenbinden unbeabsichtigt unsere frühere Welt zerstört hatten. Das ist die Wahrheit, die die Strahlenden vernichtet hat.«

Der Sturmwater rumpelte in Dalinars Kopf. Er starrte das Blatt Papier in Navanis Hand an. Es war ein so kleines, scheinbar unbedeutendes Ding, und doch hatte es eine gewaltige Wirkung auf ihn gehabt.

Es stimmt, nicht wahr?, fragte er stumm den Sturmwater. Bei den Stürmen ... wir sind nicht die Verteidiger unseres Heimatlandes.

Wir sind die Eindringlinge.

Nicht weit von ihm entfernt stritt sich Taravangian leise mit seinen Schreiberinnen, und schließlich stand er auf. Er räusperte sich, und die einzelnen Gruppen verstummten allmählich. Die Abgesandten der Azisch befahlen ihren Dienern, ihre Stühle wieder zu der Gruppe zu schieben, und Königin Fen kehrte zu ihrem Platz zurück, setzte sich aber nicht. Mit verschränkten Armen stand sie da und wirkte stark beunruhigt.

»Ich habe erschreckende Neuigkeiten«, sagte Taravangian. »Sie sind gerade erst über die Spannfeder hereingekommen – und betreffen den Hellherrs Kholin. Ich möchte nichts Unerwünschtes sagen, aber ...«

»Nein«, sagte Fen. »Ich habe es auch schon gehört. Ich verlange eine Erklärung.«

»Dem stimme ich zu«, sagte Noura.

Dalinar erhob sich. »Ich sehe, dass es verstörend ist. Ich ... ich hatte noch keine Zeit, mich damit auseinanderzusetzen. Vielleicht könnten wir uns erst mit dem Sturm beschäftigen und später über diese Sache reden?«

»Vielleicht«, sagte Taravangian. »Ja, vielleicht. Aber es *ist* durchaus ein Problem. Wir haben geglaubt, dass wir einen gerechten Krieg

führen, aber diese Nachrichten vom wahren Ursprung der Menschheit haben mich aufgeschreckt.«

»Wovon redet Ihr?«, fragte Fen.

»Von den Nachrichten, die uns die Übersetzer der Veden mitgeteilt haben. Es geht dabei um uralte Texte, aus denen sich ergibt, dass die Menschen aus einer anderen Welt hierherkamen.«

»Pah«, sagte Fen. »Staubige Bücher und langweilige Ideen für Philosophen! *Ich* möchte wissen, was es mit dieser Sache um den Großkönig auf sich hat!«

»*Großkönig*?«, fragte Yanagawn mit Hilfe seiner Übersetzerin.

»Ich habe einen Bericht von Zetah dem Stimmhaften erhalten«, sagte Fen und klopfte gegen das Papier in ihrer Hand, »in dem er behauptet, er habe vor König Elhokars Abreise nach Alethkar Dalinar gegenüber *geschworen*, ihn als Kaiser anzuerkennen.«

Die Wesirin Noura sprang auf die Beine. »*Was?*«

»Der Begriff ›Kaiser‹ ist eine Übertreibung«, sagte Dalinar in dem Versuch, sich auf diesen unerwarteten Angriff zu konzentrieren. »Das ist eine interne Alethi-Angelegenheit.«

Navani stellte sich neben ihn. »Mein Sohn hat sich nur Sorgen um seine politische Stellung gegenüber Dalinar gemacht. Wir haben bereits eine Erklärung für Euch alle vorbereitet, und unsere Großprinzen können bestätigen, dass wir *nicht* vorhaben, unseren Einfluss auf Eure Länder auszudehnen.«

»Und was ist das hier?«, fragte Noura und hielt einige Blätter hoch. »Habt Ihr auch *dafür* eine Erklärung vorbereitet?«

»Was soll das sein?«, fragte Dalinar und versuchte sich auf das Schlimmste vorzubereiten.

»Das sind Berichte über zwei Visionen«, sagte Noura, »die Ihr *nicht* mit uns geteilt und in denen Ihr Euch angeblich mit einem Wesen getroffen und verbrüdet habt, das als Odium bekannt ist.«

Dalinar hörte, wie Lift hinter ihm keuchte. Er warf ihr einen raschen Blick zu und sah dann die Männer von Brücke Vier an, die sich leise miteinander unterhielten.

Das ist schlecht, dachte Dalinar. Das ist zu viel. Es geschieht alles zu schnell, und ich kann es nicht mehr kontrollieren.

Jasnah sprang auf die Beine. »Das ist offensichtlich ein geballter Versuch, unseren Ruf zu vernichten. Jemand hat *absichtlich* all diese Informationen gleichzeitig freigesetzt.«

»Stimmt es denn?«, fragte Noura auf Alethi. »Dalinar Kholin, *habt Ihr Euch mit unserem Feind getroffen?*«

Navani ergriff seinen Arm. Jasnah schüttelte kaum merklich den Kopf. *Antworte nicht darauf.*

»Ja«, sagte Dalinar.

»Und hat er Euch gesagt, dass Ihr Roschar vernichten sollt?«, fragte Noura unverblümt.

»Was ist das für ein alter Bericht?«, wollte Taravangian wissen. »Er behauptet, dass die Strahlenden bereits eine Welt vernichtet hatten. Ist das nicht der Grund für ihre Auflösung? Sie befürchteten, dass ihre Kräfte nicht mehr kontrollierbar waren!«

»Ich versuche noch immer, diesen Großkönig-Unsinn zu verstehen«, sagte Fen. »Wie kann es eine ›interne Angelegenheit‹ sein, wenn Ihr bereits einem anderen König erlaubt habt, Euch die Treue zu schwören?«

Nun redeten alle durcheinander. Navani und Jasnah traten vor und erwiderten die Angriffe, aber Dalinar sank nur auf seinem Stuhl zusammen. Alles fiel auseinander. Ein Schwert, so scharf wie jedes andere auf einem Schlachtfeld, war mitten ins Herz dieser Koalition gerammt worden.

Das ist es, was du befürchtet hattest, dachte er. Eine Welt, die nicht durch die Macht von Armeen, sondern von den Befürchtungen von Schreiberinnen und Bürokraten gelenkt wird.

Und in dieser Welt war er soeben geschickt überrumpelt und ausgeschaltet worden.



Ich bin sicher, dass es neun Ungemachte gibt. Viele Legenden und Namen existieren, die ich möglicherweise falsch interpretiert habe und die zwei Ungemachte zu einer einzigen Person verschmelzen. Im nächsten Abschnitt werde ich meine Theorien darüber erörtern.

Aus Hassis Mythica, S. 266

Kaladin erinnerte sich an den Kuss einer Frau.

Tarah war etwas Besonderes gewesen. Die dunkeläugige Tochter eines Quartiermeister-Assistenten hatte in der Kindheit und Jugend ihrem Vater bei der Arbeit geholfen. Obwohl sie durch und durch eine Alethi war, bevorzugte sie in ihrer Kleidung einen altmodischen thaylenischen Stil mit einem schürzenartigen Vorderteil, Riemchen über den Schultern und Rücken, die knapp unter dem Knie endeten. Dazu hatte sie stets ein geknöpftes Hemd getragen, oft in einer hellen Farbe – heller, als es sich die meisten Dunkelaugen leisten konnten. Tarah hatte gewusst, wie sie das Maximum aus ihren Kugeln herausholte.

An jenem Tag hatte Kaladin auf einem Baumstumpf gesessen. Er hatte sich das Hemd ausgezogen und stark geschwitzt. Als die Sonne unterging, wurde es kalt, und er badete in der letzten Wärme. Seinen Speer hatte er sich über den Schoß gelegt, und er spielte mit einem Stein, der weiße, braune und schwarze Schattierungen aufwies und die Farben ändern konnte.

Die Wärme der Sonne wurde geradezu gespiegelt, als jemand Warmes ihn von hinten umschlang und die Arme um seinen Brustkorb legte. Kaladins schwielige Hand drückte gegen Tarahs sanfte Haut, und er sog ihren Duft in sich ein – den Duft gestärkter Uniformen, neuen Leders und anderer sauberer Dinge.

»Du bist früh fertig«, sagte er. »Ich war der Meinung, dass heute noch Grünschnäbel auszustatten sind.«

»Ich habe dem neuen Mädchen den Rest überlassen.«

»Das überrascht mich. Ich weiß, wie gern du das machst.«

»Bei den Stürmen«, sagte sie und glitt vor ihn. »Sie sind so verlegen, wenn ich bei ihnen Maß nehme. ›Ganz ruhig, Jungchen. Wenn ich das Maßband um deine Brust gelegt habe, ist das noch lange kein Annäherungsversuch, das schwöre ich dir ...‹« Sie hob seinen Speer an, betrachtete ihn mit kritischem Blick und prüfte die Balance. »Ich wünschte, du würdest mir erlauben, dir eine neue Waffe zu besorgen.«

»Die hier gefällt mir. Es hat lange genug gedauert, bis ich sie gefunden habe.«

Sie spähte am Schaft der Waffe entlang und vergewisserte sich, dass er vollkommen gerade war. Sie würde diesem Speer niemals vertrauen, da sie ihn nicht persönlich ausgesucht hatte. Heute trug sie Grün unter einem braunen Rock, und die schwarzen Haare hatte sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Tarah war keineswegs dünn, hatte ein rundes Gesicht und eine kräftige Statur, und ihre Schönheit war eher eine subtile Angelegenheit. Sie wirkte wie ein ungeschliffener Edelstein. Je mehr man davon sah – je mehr man die natürlichen Facetten bemerkte –, desto mehr liebte man ihn auch. Bis

man eines Tages erkannte, dass man nie zuvor etwas so Wundervolles gekannt hatte.

»Sind ein paar besondere Jungen unter den Grünschnäbeln?«, fragte Kaladin, während er aufstand und Tiens Stein einsteckte.

»Nicht dass ich es bemerkt hätte.«

Er ächzte und winkte Gol zu, einem der anderen Gruppenführer. »Du weißt, dass ich immer nach Jungen suche, die vielleicht ein wenig besondere Fürsorge brauchen könnten.«

»Ich weiß, aber ich bin sehr beschäftigt gewesen. Heute kam eine Karawane aus Kholinar an.« Sie beugte sich zu ihm vor. »In einer der Kisten war richtiges Mehl. Ich habe ein wenig davon für den einen oder anderen Gefallen bekommen. Ich wollte schon immer, dass du einmal das Thaylen-Brot meines Vaters probierst. Wie wäre es mit heute Abend?«

»Dein Vater hasst mich.«

»Er wird nachgeben. Außerdem liebt er jeden, der ihn für sein Brot lobt.«

»Ich muss an den Abendübungen teilnehmen.«

»Du hast doch genug Übung.«

»Bisher habe ich mich bloß ein wenig aufgewärmt.« Er sah sie an und schnitt eine Grimasse. »Ich war es schließlich selbst, der diese Abendübungen eingeführt hat, Tarah. Da kann ich sie doch nicht einfach schwänzen. Außerdem habe ich eigentlich geglaubt, dass du den ganzen Abend beschäftigt sein würdest. Vielleicht morgen zum Mittagessen?«

Er küsste sie auf die Wange und nahm ihr seinen Speer wieder ab. Er hatte sich erst einen Schritt von ihr entfernt, als sie hinter ihm sagte: »Ich gehe weg, Kal.«

Er wirbelte herum und wäre beinahe über seine eigenen Füße gestolpert. »Was?«

»Ich lasse mich versetzen«, sagte sie. »Man hat mir die Stelle einer Schreiberin in Trauergruft angeboten – im Haus des dortigen

Großprinzen. Das ist eine gute Gelegenheit, besonders für jemanden wie mich.«

»Aber ...« Er starrte sie an. »Du gehst weg?«

»Ich wollte es dir beim Abendessen erzählen, damit du es nicht hier draußen in der Kälte hören musst. Aber mir bleibt nichts anderes übrig. Vater wird immer älter, und er fürchtet, dass man ihn am Ende zur Zerbrochenen Ebene schickt. Wenn ich aber Arbeit finde, kann er bei mir bleiben.«

Kaladin legte die Hand an den Kopf. Sie konnte doch nicht einfach fortgehen, oder?

Tarah trat auf ihn zu, stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste ihn sanft auf die Lippen.

»Könntest du ... nicht gehen?«, fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

»Vielleicht kann ich mich auch versetzen lassen«, meinte er. »In die Leibwache des Großprinzen?«

»Würdest du das tun?«

»Ich ...«

Nein. Das würde er nicht tun.

Nicht solange er jenen Stein in seiner Tasche mit sich herumtrug und die Erinnerung an seinen sterbenden Bruder so frisch war. Nicht solange es noch helläugige Großherren gab, die zuließen, dass kleine Jungen in sinnlosen Kämpfen starben.

»O Kal«, flüsterte sie und drückte seinen Arm. »Vielleicht lernst du eines Tages, dass du nicht nur für die Toten, sondern auch für die Lebenden da sein musst.«

Nachdem sie gegangen war, erhielt er noch zwei Briefe von ihr, in denen sie ihm ihr Leben in Trauergruft beschrieb. Er hatte eine Frau bezahlt, die sie ihm vorgelesen hatte.

Er hatte ihr nie eine Antwort geschickt. Weil er dumm war und nicht verstanden hatte. Weil Menschen Fehler machen, wenn sie jung und zornig sind.

Weil sie recht gehabt hatte.



Kaladin schulterte die Harpune und führte seine Gefährten durch den seltsamen Wald. Einen Teil des Weges waren sie geflogen, aber nun mussten sie das wenige Sturmlicht bewahren, das sie noch besaßen.

Also waren sie die letzten beiden Tage marschiert. Bäume und noch mehr Bäume, treibende Lebenssprengsel zwischen ihnen, hin und wieder die zuckenden Seelen von Fischen. Syl sagte immer wieder, sie könnten von Glück reden, dass sie keinen Wutsprengseln oder anderen Jägern begegnet waren. Für sie war dieser Wald merkwürdig still und auch merkwürdig leer.

Die dschungelartigen Bäume hatten inzwischen größeren, einzeln stehenden Gewächsen Platz gemacht, die fast wie Statuen wirkten und scharlachrote Stämme sowie Äste aus dunkelroten Kristallen aufwiesen, an deren Spitzen kleine Ansammlungen von Mineralien steckten. Die zerklüftete Obsidianlandschaft war voll von tiefen Tälern und endlosen hohen Hügeln. Allmählich befürchtete Kaladin, dass sie trotz der reglosen Sonne, die ihnen den Weg wies, in die falsche Richtung liefen.

»Bei den Stürmen!, Brückenjunge«, sagte Adolin, der hinter ihm einen Hang hochstieg. »Könnten wir vielleicht eine Pause einlegen?«

»Auf der Spitze«, sagte Kaladin.

Da Schallan kein Sturmlicht zu Hilfe hatte, war sie am weitesten zurückgefallen. Muster ging neben ihr her. Erschöpfungssprengsel kreisten wie große Hühner in der Luft über ihnen. Sie mühte sich redlich, aber sie war kein Soldat und behinderte das Fortkommen der Gruppe. Aber ohne ihre Fähigkeit des Kartenzeichnens und ihre Erinnerung an den genauen Ort, an dem sich Thaylen-Stadt befand, hätten sie vermutlich nicht einmal gewusst, wohin sie überhaupt gehen sollten.

Zum Glück gab es keinerlei Anzeichen für eine Verfolgung. Dennoch befürchtete Kaladin, dass sie sich zu langsam bewegten.

Sei da, hatte Tarah zu ihm gesagt. *Für die Lebenden.*

Er trieb die anderen den Hang hinauf und an einer Stelle im Boden vorbei, wo der Obsidian wie eine Kremschicht aufgebrochen war, die nicht richtig ausgehärtet schien. Sorgen zogen Kaladin vorwärts. Schritt nach Schritt, gnadenlos.

Er *musste* das Eidtor erreichen. Er würde *nicht* wieder so versagen wie in Kholinar.

Ein einzelnes schimmerndes Windsprengsel flammte neben ihm auf, als er die Hügelkuppe erreichte. Vor ihm erstreckte sich ein Meer aus Seelen. Tausende und abertausende Kerzenflammen schwebten in der nächsten Talsenke und bewegten sich über einen Ozean aus Glaskugeln.

Thaylen-Stadt.

Adolin trat neben ihn, und schließlich hatten auch Schallan und die drei Sprengsel zu ihm aufgeschlossen. Schallan seufzte und setzte sich auf den Boden; die Mühen des Aufstiegs hatten sie zum Husten gebracht.

Inmitten des Lichtermeeres ragten zwei Sprengsel hervor, die wie jene wirkten, welche sie in Kholinar gesehen hatten. Eines glitzerte in einer Vielzahl von Farben, während das andere ölig schwarz schimmerte. Beide ragten hoch auf und hielten Speere, die so lang wie ein Gebäude waren. Es waren die Wächter des Eidtores, und sie wirkten weder verdorben noch verzerrt.

Unter ihnen zeigte sich das Tor selbst als eine große Steinplattform mit einer weiten, gebogenen Brücke, die über das Kugelmeer bis zum Ufer reichte.

Diese Brücke wurde von einer ganzen Armee feindlicher Sprengsel bewacht. Es waren hunderte, vielleicht sogar tausende.



Wenn ich mich nicht irre und meine Nachforschungen stimmen, bleibt die Frage: Wo ist das neunte Ungemachte Wesen? Handelt es sich wirklich um Dai-Gonarthis? Sollte dem so sein, könnten ihre Taten dann wirklich die vollkommene Vernichtung von Aimia bewirkt haben?

Aus Hassis Mythica, S. 307

Allein stand Dalinar in den Gemächern, die Königin Fen ihm zugewiesen hatte, und schaute aus dem Fenster, das nach Westen zeigte. In Richtung Schinovar, das weit jenseits des Horizontes lag. Ein Land mit seltsamen Tieren wie Pferden und Hühnern. Und Menschen.

Er hatte die anderen Herrscher unten im Tempel zurückgelassen – im Streit. Alles, was er sagte, würde die Gräben zwischen ihnen nur noch vertiefen. Sie vertrauten ihm nicht mehr. Dabei hatten sie ihm nie wirklich vertraut. Und seine Täuschungen bewiesen ihnen, dass sie recht gehabt hatten.

Bei den Stürmen. Er war *wütend* auf sich selbst. Er hätte die Visionen mitteilen und den anderen sofort von Elhokar berichten

müssen. Aber auf ihm hatte so vieles gelastet. Seine Erinnerungen ... seine Exkommunikation ... die Sorgen um Adolin und Elhokar ...

Ein Teil von ihm war tatsächlich von der Geschicklichkeit beeindruckt, mit der er überlistet worden war. Königin Fen fragte sich nun, ob Dalinar aufrichtig war; der Feind hatte den unleugbaren Beweis geliefert, dass Dalinar politische Motive für sein Handeln verborgen hatte. Noura und die Azisch befürchteten gefährliche Kräfte am Werk und flüsterten von den Verlorenen Strahlenden. Für sie deutete der Feind an, dass Dalinar von bösen Visionen gelenkt wurde. Und Taravangian – der so oft über Philosophie sprach – hegte nun die Meinung, dass die moralische Grundlage für den Krieg ein Betrug war.

Oder vielleicht zielte dieser Pfeil auch auf Dalinar selbst. Taravangian sagte, dass ein König gerechtfertigt sei, wenn er schreckliche Dinge im Namen des Staates tat. Aber Dalinar ...

Er hatte geglaubt, dass er das *Richtige* tat.

Bist du wirklich der Meinung gewesen, dass du hierher gehörst?, fragte der Sturmwater. *Dass du von Roschar gebürtig bist?*

»Ja, vielleicht«, sagte Dalinar. »Ich dachte ... vielleicht sind wir ursprünglich aus Schinovar gekommen.«

Das ist das Land, das euch gegeben wurde, sagte der Sturmwater. *Ein Ort, an dem die Pflanzen und Tiere, die ihr hierher mitgebracht habt, wachsen und gedeihen können.*

»Wir waren nicht in der Lage, uns auf das zu beschränken, was wir erhalten haben.«

Wann war denn je ein Mensch zufrieden mit dem, was er hat?

»Wann hat je ein Tyrann zu sich selbst gesagt: ›Das ist genug?‹«, flüsterte Dalinar und erinnerte sich dabei an Worte, die Gavilar einmal gesagt hatte.

Der Sturmwater grollte.

»Der Allmächtige hat dies vor seinen Verborgenen geheim gehalten«, sagte Dalinar. »Als sie es entdeckt hatten, gaben sie ihre Eide auf.«

Es ist mehr als das. Meine Erinnerung an all dies ist ... seltsam. Zuerst bin ich nicht vollkommen wach gewesen; ich war nur das Sprengsel eines Sturms. Damals war ich wie ein Kind. Ich wurde verändert und während der wilden letzten Tage eines sterbenden Gottes geformt.

Aber ich erinnere mich. Es war nicht nur die Wahrheit über den Ursprung der Menschheit, welche die Wiedererschaffung verursachte. Es war auch die deutliche, mächtige Angst, dass die Menschen diese Welt zerstören könnten, so wie andere Menschen die Welt davor zerstört hatten. Die Strahlenden gaben ihre Eide aus diesem Grunde auf, so wie auch du es tun wirst.

»Das werde ich *nicht*«, sagte Dalinar. »Ich werde nicht zulassen, dass meine Strahlenden das Schicksal ihrer Vorgänger wiederholen.«
Nein?

Dalinars Aufmerksamkeit wurde durch eine feierlich wirkende Gruppe von Männern erregt, die den Tempel unter ihm verließen. Es war Brücke Vier, die Speere auf die zusammengesackten Schultern gelegt, die Köpfe geneigt, während sie die Treppe hinunterschritten.

Dalinar rannte aus seiner Villa und hastete nach unten, um die Brückenmänner abzufangen. »Wohin geht ihr?«, wollte er wissen.

Sie hielten inne und nahmen Haltung an.

»Herr«, sagte Teft, »wir wollen wieder nach Urithiru. Wir haben einige Männer dort zurückgelassen, und sie haben ein Anrecht darauf zu erfahren, was es mit den Strahlenden des Altertums auf sich hat.«

»Was wir herausgefunden haben, ändert nichts an der Tatsache, dass der Feind gerade in unser Land einmarschiert.«

»In ein Land, das seine Heimat ist und das er zurückzuerobern versucht«, sagte Sigzil. »Bei den Stürmen, das würde mich auch verrückt machen.«

»Wir wollten doch die Guten sein, oder etwa nicht?«, meinte Leyten. »Wir wollten zum ersten Mal in unserem Leben für eine gute Sache kämpfen.«

Das war ein Widerhall seiner eigenen Gedanken. Dalinar vermochte nichts dagegen einzuwenden.

»Wir werden sehen, was Kal sagt«, erwiderte Teft. »Bei allem Respekt, Herr, wir werden sehen, was er dazu meint. Er weiß, was richtig und was falsch ist, selbst dann noch, wenn wir alle es nicht mehr wissen.«

Und wenn er nie zurückkehrt?, dachte Dalinar. Was ist, wenn keiner von ihnen zurückkehrt? Sie waren schon seit vier Wochen fort. Wie lange konnte er noch so tun, als wären Adolin und Elhokar irgendwo da draußen und lebten? Dieser Schmerz verbarg sich hinter all dem anderen und verhöhnte ihn.

Die Brückenmänner salutierten vor Dalinar in ihrer einzigartigen Weise mit überkreuzten Armen, dann gingen sie davon, ohne darauf zu warten, dass er sie abtreten ließ.

In der Vergangenheit war Ehr in der Lage, davor zu beschützen, sagte der Sturmwater zu ihm. Er überzeugte die Strahlenden, dass sie im Recht waren, auch wenn dieses Land ursprünglich nicht ihnen gehört hatte. Wen kümmert, was deine Vorfahren getan haben, wenn der Feind nun versucht, dich zu töten?

Aber in den Tagen, die zu der Wiedererschaffung geführt haben, lag Ehr im Sterben. Als jene Generation von Rittern die Wahrheit erfuhr, unterstützte Ehr sie nicht mehr. Er tobte und sprach von den Dämmerungssplintern, bei denen es sich um uralte Waffen handelte, die zur Zerstörung der Stillen Hallen eingesetzt wurden. Ehr ... versprach, dass die Wogenbinder dasselbe Roschar antun würden.

»Das hat Odium ebenfalls gesagt.«

Er kann in die Zukunft blicken, auch wenn das, was er sieht, nur undeutlich erscheint. Dennoch verstehe ich es nun wie nie zuvor. Die alten Strahlenden haben ihre Eide nicht aus Kleinlichkeit gebrochen. Sie haben versucht, die Welt zu schützen. Ich werfe ihnen ihre Schwachheit vor und auch die gebrochenen Eide. Aber nun verstehe ich. Du hast mich mit dieser Fähigkeit verflucht, Mensch.

Die Versammlung im Tempel schien sich aufzulösen. Die Abgesandten der Azisch stiegen die Treppe hinunter.

»Unser Feind hat sich nicht geändert«, sagte Dalinar zu ihnen. »Die Notwendigkeit einer Koalition ist so stark wie zuvor.«

Der junge Kaiser, der in einer Sänfte getragen wurde, sah ihn nicht an. Seltsamerweise gingen die Azisch nicht auf das Eidtor zu, sondern begaben sich hinunter in die Stadt.

Nur Wesirin Noura ließ sich dazu herab, ihn anzusprechen. »Jasnah Kholin mag recht haben«, sagte sie auf Azisch. »Die Zerstörung unserer alten Welt, Eure geheimen Visionen, die Sache mit dem Großkönig – es ist kein Zufall, dass dies alles gleichzeitig geoffenbart wurde.«

»Es beweist, dass wir manipuliert werden.«

»Manipuliert von der Wahrheit, Kholin«, sagte sie und sah ihm in die Augen. »Dieses Eidtor ist gefährlich. Eure Kräfte sind gefährlich. Oder wollt Ihr das leugnen?«

»Nein. Ich werde diese Koalition nicht auf Lügen gründen.«

»Das habt Ihr bereits getan.«

Scharf sog er die Luft ein.

Noura schüttelte den Kopf. »Wir werden die Späherschiffe nehmen und uns zu der Flotte gesellen, die unsere Soldaten an Bord hat. Dann werden wir den Sturm abwarten. Und danach ... wir werden sehen. Taravangian hat gesagt, wir können seine Schiffe für die Rückkehr in unser Reich benutzen, sodass wir nicht durch die Eidtore schreiten müssen.«

Sie ging hinter dem Kaiser her und mied die Sänfte, die auf sie wartete.

Weitere Personen stiegen die Treppe herunter und umrundeten Dalinar. Die vedenischen Großprinzen entschuldigten sich. Die thaylenischen Hellaugen aus den Gildenräten gingen ihm aus dem Weg. Die Alethi-Großprinzen und Schreiberinnen drückten ihre Solidarität aus – aber allein konnte Alethkar nicht bestehen.

Königin Fen war eine der Letzten, die aus dem Tempel kamen.

»Werdet auch Ihr mich im Stich lassen?«, fragte Dalinar.

Sie lachte. »Wohin sollte ich denn gehen, alter Hund? Eine Armee ist auf dem Weg hierher. Ich bin auf Eure berühmte Alethi-Infanterie angewiesen; ich kann es mir nicht leisten, Euch hinauszuerwerfen.«

»Was für eine Bitterkeit.«

»Oh, habe ich sie nicht verbergen können? Ich werde die Verteidigungsanlagen der Stadt inspizieren. Wenn Ihr Euch zu mir gesellen wollt, werdet Ihr mich bei der Mauer finden.«

»Es tut mir leid, Fen«, sagte Dalinar, »wenn ich Euer Vertrauen missbraucht habe.«

Sie zuckte die Achseln. »Ich glaube nicht, dass Ihr mich erobern wollt, Kholin. Aber seltsamerweise wünsche ich mir gleichzeitig, ich hätte einen Grund, mir Sorgen zu machen. Alles, was ich Euch sagen kann, ist das: Ihr seid gerade zur rechten Zeit zu einem guten Mann geworden, um mit dem sinkenden Schiff unterzugehen. Das ist aner kennenswert, aber ich erinnere mich an eine Zeit, in welcher der Schwarzdorn jeden ermordet hätte, der versuchen sollte, ihn in den Untergang zu treiben.«

Fen und ihr Gemahl kletterten in eine Sänfte. Einige weitere Personen schritten an ihnen vorbei, und dann stand Dalinar allein vor dem leeren Tempel.

»Es tut mir leid, Dalinar«, sagte Taravangian sanft hinter seinem Rücken. Dalinar drehte sich um und stellte erstaunt fest, dass der alte Mann über ihm auf der Treppe saß. »Ich hatte angenommen, dass jedermann die gleichen Informationen besitzt und es das Beste wäre, sie offen anzusprechen. Aber *das* hatte ich nicht erwartet ...«

»Das ist nicht Eure Schuld«, sagte Dalinar.

»Dennoch ...« Er stand auf und stieg langsam die Treppe hinunter. »Es tut mir so leid, Dalinar. Ich fürchte, ich kann nicht länger an Eurer Seite kämpfen.«

»Warum nicht?«, fragte Dalinar. »Taravangian, Ihr seid der pragmatischste Herrscher, der mir je begegnet ist! Seid Ihr es nicht

gewesen, der mir gesagt hat, dass es wichtig ist, das zu tun, was politisch notwendig ist?«

»Und genau das muss ich nun tun, Dalinar. Ich wünschte, ich könnte es erklären. Vergebt mir.«

Er beachtete Dalinars Bitten und Betteln nicht weiter, sondern humpelte die Stufen hinunter. Mit steifen Bewegungen kletterte der alte Mann in eine der Sänften und wurde davongetragen.

Dalinar sackte auf die Treppe.

Ich habe mein Bestes getan, um es zu verheimlichen, sagte der Sturmvater.

»Damit wir weiter in einer Lüge leben können?«

Das ist meiner Erfahrung nach das, was die Menschen am besten können.

»Beleidige uns nicht.«

Wie bitte? Ist es nicht das, was du in den letzten sechs Jahren getan hast? Hast du nicht den Eindruck erweckt, als wärest du kein Ungeheuer? Hast du nicht vorgetäuscht, du hättest sie nicht umgebracht, Dalinar?

Dalinar zuckte zusammen. Er ballte die Faust, aber es gab hier nichts, wogegen er hätte kämpfen können. Er ließ Hand und Schultern sinken. Schließlich mühte er sich auf die Beine und stapfte die Stufen zu seiner Villa hinauf.

ZWISCHENSPIELE



VENLI · RYSN · TEFT



Nachdem Venli eine Woche in einer Höhle in Marat gelebt hatte, stellte sie fest, dass sie die steinerne Einsiedelei vermisste, die ihr außerhalb von Kholinar zugewiesen worden war. Ihre neue Behausung erschien noch dürrtiger; sie besaß nur ein einziges Laken für die Nacht und ein einfaches Kochfeuer, auf dem sie die Fische zubereitete, die ihr von der Menge der Besucher gebracht wurden.

Allmählich wurde sie schmutzig und grob. Aber genau das schienen die Verschmolzenen auch zu beabsichtigen: Sie sollte eine Einsiedlerin sein, die in der Wildnis lebte. Anscheinend war das überzeugender für die Besucher aus der Gegend, die zu ihr geführt wurden, damit sie ihr lauschten – die meisten waren frühere thaylenische Sklaven. Venli war angewiesen worden, noch öfter von »Leidenschaft« und Gefühlen zu sprechen, als sie es in Alethkar getan hatte.

»Mein Volk ist jetzt tot«, sagte sie im Rhythmus der Vernichtung und wiederholte damit die ihr inzwischen recht vertraut gewordene Rede. »Es ist bei jenem letzten Angriff gefallen und hat durch seinen Gesang den Sturm herbeigerufen. Ich bin übrig geblieben, aber das Werk meines Volkes ist vollbracht.«

Diese Worte *schmerzten*. Ihr Volk konnte doch nicht *vollständig* verschwunden sein ... oder?

»Der Tag gehört nun eurer Leidenschaft«, fuhr sie im Rhythmus des Befehls fort. »Wegen der Lieder, die wir hörten, hatten wir uns selbst als Lauscher bezeichnet. Diese Lieder sind zwar euer Erbe, aber ihr sollt nicht nur lauschen, sondern auch singen. Übernehmt die Rhythmen und Leidenschaften eurer Ahnen! Ihr müsst in die Schlacht ziehen. Für die Zukunft, für eure Kinder! Und für uns. Für jene, die gestorben sind, damit ihr leben könnt.«

Sie wandte sich ab, wie es ihr nach jeder Rede zu tun befohlen worden war. Es war ihr nicht mehr erlaubt, Fragen zu beantworten, seit sie mit einigen Sängern über die besondere Geschichte ihres Volkes gesprochen hatte. Das wunderte sie. *Fürchteten* die Verschmolzenen und die Leersprengsel das Vermächtnis ihres Volkes, auch wenn sie es zu ihren Zwecken einsetzten? Oder vertrauten sie Venli aus anderen Gründen nicht?

Sie legte die Hand auf ihre Börse. Odium schien nicht zu wissen, dass sie in jener Vision bei Dalinar Kholin gewesen war. Hinten führte ein Leersprengsel die thaylenischen Sänger davon. Venli bewegte sich auf ihre Höhle zu, doch dann hielt sie inne. Ein Verschmolzener saß auf den Felsen oberhalb der Öffnung.

»Altehrwürdiger?«, fragte sie.

Er grinste sie an und kicherte.

Noch einer von jenen.

Sie wollte die Höhle betreten, doch er sprang von seinem Felsensitz herab, packte sie unter den Armen und trug sie in den Himmel. Unter Schwierigkeiten hielt sich Venli davon ab, nach ihm auszuschlagen. Die Verschmolzenen berührten sie nie ohne ausdrücklichen Befehl; selbst die Verrückten taten es nicht. Dieser hier trug sie zum Hafen, wo Rine – der große Verschmolzene, der sie während ihrer ersten Predigten in Alethkar begleitet hatte – im Bug eines der vielen Schiffe stand. Er sah sie an, als sie grob auf dem Deck abgesetzt wurde.

Angesichts dieser Behandlung summte sie im Rhythmus der Überheblichkeit.

Er summte im Hohn. Es war beinahe so etwas wie die Anerkennung der Tatsache, dass ihr ein Unrecht widerfahren war. Mehr konnte sie nicht von ihm erwarten, also erwiderte sie sein Summen mit Befriedigung.

»Altehrwürdiger?«, fragte sie im Rhythmus des heftigen Verlangens.

»Du wirst uns auf unserer Reise begleiten«, sagte er im Rhythmus des Befehls. »Du kannst dich in der Kajüte waschen, während wir ablegen. Dort ist Wasser.«

Venli summte in heftigem Verlangen weiter und schaute zur Hauptkajüte hinüber. Das Verlangen wurde zu Verlegenheit, als sie die schiere *Größe* der Flotte abschätzte, in deren Mitte sie gelandet war. Sie bestand aus hunderten von Schiffen, die allesamt mit tausenden von Sängern gefüllt sein mussten, und sie segelten aus allen Buchten entlang der Küste los. Sie sprenkelten das Meer wie Felsknospen die Ebene.

»Jetzt?«, fragte sie im Rhythmus der Verlegenheit. »Ich bin nicht vorbereitet! Ich wusste es nicht!«

»Du solltest dir irgendwo einen sicheren Platz suchen und dich festhalten. Der Sturm wird bald hier sein.«

Sie blickte nach Westen. Ein Sturm. Sie summte wieder im Rhythmus des Verlangens.

»Frage«, sagte Rine im Rhythmus des Befehls.

»Ich erkenne deutlich die Macht der Angriffstruppen, die wir gesammelt haben. Aber ... wozu brauchen wir sie? Sind die Verschmolzenen denn nicht machtvoll genug?«

»Feigheit?«, fragte er im Rhythmus des Spotts. »Wünschst du nicht zu kämpfen?«

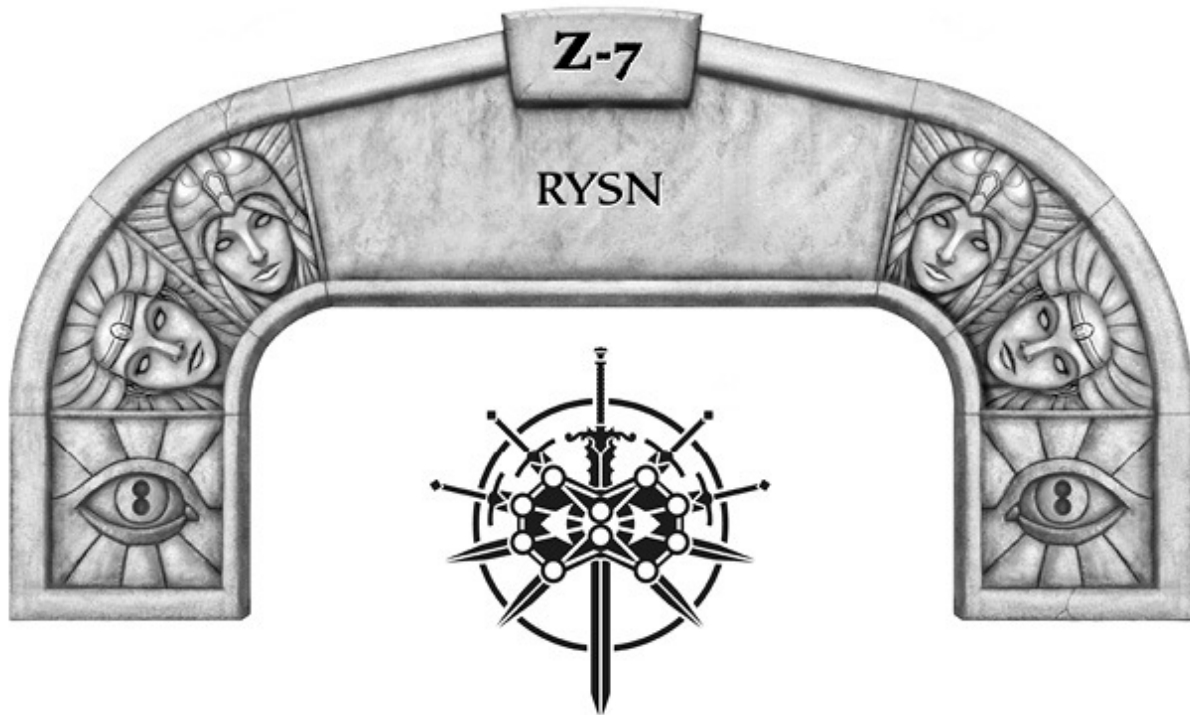
»Ich wünsche nur zu begreifen.«

Rine wechselte in einen neuen Rhythmus – in einen, den sie nur selten vernahm. Es war der Rhythmus des Rückzugs – einer dieser neuen Rhythmen, die einen ruhigen Ton besaßen. »Die Stärksten und

Geschicktesten von uns müssen noch erwachen – aber selbst wenn wir alle wach sind, werden wir diesen Krieg nicht allein führen. Diese Welt wird nicht die unsere sein. Wir kämpfen, damit wir sie euch – unseren Abkömmlingen – geben können. Wenn wir gewonnen, Rache genommen und unsere Heimat gesichert haben, werden wir schlafen. Endlich.«

Er zeigte auf die Kajüte. »Geh und bereite dich vor. Wir werden rasch segeln, und Odiums eigener Sturm wird uns leiten.«

Wie zur Bestätigung seiner Worte schoss ein roter Blitz über den westlichen Horizont.



Rysn langweilte sich.

Einst war sie bis in die fernsten Gegenden Roschars gereist und hatte mit den abgeschotteten Schin Handel getrieben. Einst war sie mit ihrem Babsk nach Eiswasser gesegelt und hatte Abkommen mit den Piraten getroffen. Einst hatte sie die Großschalen der Reschi erklommen, die so groß waren wie ein Dorf.

Und jetzt kümmerte sie sich um Königin Fens Bücher.

Es war keine schlechte Arbeit, und sie hatte ein Büro in der Edelstein-Reserve von Thaylen-Stadt. Vstim, ihr früherer Babsk, hatte ihr diese Stellung durch Gefälligkeiten besorgt. Ihre Lehrlingszeit war beendet, und sie war eine freie Frau. Keine Schülerin mehr. Sie war eine Meisterin.

Eine Meisterin der Langeweile.

Sie saß auf ihrem Stuhl und malte Strichmännchen an die Ränder eines liaforanischen Silbernrätsels. Rysn konnte sich ausbalancieren, wenn sie saß, obwohl sie ihre Beine nicht mehr spürte und peinlicherweise auch nicht in der Lage war, gewisse Körperfunktionen

zu beherrschen. Sie brauchte ihre Träger, wenn sie sich fortbewegen wollte.

Karriere – vorbei. Freiheit – vorbei. Leben – *vorbei*.

Sie seufzte und schob das Silbenrätsel von sich. Es war Zeit, sich wieder an die Arbeit zu machen. Ihre Pflichten beinhalteten die Kommentierung der ausstehenden königlichen Handelsverträge mit Hinweisen auf frühere Abkommen, die Aufsicht über die persönlichen Schätze der Königin in der Edelstein-Reserve, die Vorbereitung der wöchentlichen Ausgabenberichte und die Berechnung und Buchung der königlichen Bezüge als Teil des steuerpflichtigen Einkommens aus verschiedenen thaylenischen Vermögensbeteiligungen sowohl im eigenen Land als auch im Ausland.

Uffff.

Heute musste sie eine Wirtschaftsprüfung durchführen, und dies hatte sie daran gehindert, an Fens Treffen mit den Herrschern teilzunehmen. Gern hätte sie den Schwarzdorn und den Azisch-Kaiser gesehen. Nun, die anderen Bediensteten würden sie unterrichten, sobald das Treffen vorbei war. Sie bereitete ihre Buchprüfung vor und arbeitete bei Kugellicht, da die Edelstein-Reserve keine Fenster besaß.

Die Wände ihres Büros waren kahl. Zuerst hatte sie Mitbringsel von ihren Reisejahren aufgehängt, aber diese hatten sie an ein Leben erinnert, das sie nie mehr führen würde. Es war ein Leben voller Versprechungen gewesen – ein Leben, das geendet hatte, als sie vom Kopf einer Großschale heruntergefallen war. Und nun saß sie auf diesem Krüppelstuhl. Das Einzige, was sie aufbewahrt hatte, war ein Topf mit Schingras.

Und die kleine Kreatur, die zwischen den Grashalmen schlief. Chiri-Chiri atmete sanft und bewegte das allzu dumme Gras, das sich nicht in die Topferde zurückzog. Es wuchs in einer fruchtbaren Substanz, die wie Krem war, der nie aushärtete.

Chiri-Chiri war ein kleines, geflügeltes Tier, kaum länger als Rysns Handfläche. Die Reschi nannten sie Larkin, und obwohl sie bloß so

groß wie ein Kremling war, hatte sie die Schnauze, den Panzer und die Statur eines weitaus größeren Tieres. Eines Axthundes vielleicht – mit Flügeln. Sie war ein kleines, geschmeidiges, fliegendes Raubtier, aber trotz ihres gefährlichen Aussehens machte sie sehr gern ein Nickerchen.

Während Rysn arbeitete, regte sich Chiri-Chiri schließlich und spähte zwischen den Grashalmen hindurch, dann machte sie mit ihrem Kiefer eine Reihe von klickenden Lauten. Sie kletterte auf den Schreibtisch hinunter und beäugte die Diamantmark, die Rysn als Lichtquelle benutzte.

»Nein«, sagte Rysn und überprüfte noch einmal die Zahlen in ihrem Kontobuch.

Chiri-Chiri klickte wieder und schlich auf den Edelstein zu.

»Du hast vor kurzem gegessen«, sagte Rysn und scheuchte das Wesen zurück. »Ich brauche das Licht der Kugel.«

Chiri-Chiri klickte verärgert und flog dann mit äußerst schnellen Flügelbewegungen zu den oberen Bereichen des Raums hinauf, wo sie sich auf dem Türsturz, einem ihrer Lieblingsplätze, niederließ.

Kurze Zeit später unterbrach ein Klopfen Rysns Langeweile. »Herein«, sagte sie. Ihr Mann Wmlak – halb Diener, halb Träger – steckte den Kopf herein.

»Lass mich raten«, sagte Rysn. »Der Prüfer hat sich verfrüht.« So war es immer.

»Ja, aber ...«

Hinter Wmlak bemerkte Rysn einen vertrauten zylindrischen Hut mit abgeflachter Spitze. Wmlak trat zurück und winkte einen alten Mann in blauer und roter Robe heran, der seine Thaylen-Augenbrauen hinter die Ohren geschoben hatte. Für einen Mann, der mehr als siebenzig Jahre zählte, war Vstim noch sehr rüstig. Er mochte weise sein, war aber unnachgiebig. Und berechnend, ohne dass es beleidigend gewirkt hätte. Unter dem Arm trug er ein kleines Holzkästchen.

Rysn stieß einen Laut der Freude aus. Früher wäre sie sogar auf die Beine gesprungen und hätte ihn umarmt. Doch jetzt blieb sie

sitzen und starrte ihn bloß an. »Du wolltest doch nach Neu-Natanan reisen und dort Handel treiben!«

»Das Meer ist gegenwärtig nicht sicher«, sagte Vstim. »Und die Königin hat meine Hilfe bei den schwierigen Verhandlungen mit den Alethi erbeten. Ich bin mit einigem Widerstreben zurückgekehrt und habe eine Ernennung durch die Königin erhalten.«

Eine Ernennung ...

»Bist du in die *Regierung* berufen worden?«, fragte Rysn.

»Als Handelsminister und königlicher Verbindungsmann zur Gilde der Flottenkaufleute.«

Rysn starrte ihn noch erstaunter an. Das war das höchste Amt, das ein Zivilist *im ganzen Reich* innehaben konnte. »Aber ... Babsk, dann wirst du in Thaylen-Stadt leben müssen!«

»Nun, allmählich spüre ich mein Alter.«

»Unsinn. Du bist genauso springlebendig wie ich.« Rysn schaute auf ihre Beine hinunter. »Sogar noch mehr.«

»Trotzdem hätte ich nichts dagegen, mich setzen zu dürfen ...«

Erst jetzt bemerkte sie, dass er noch immer in der Tür zu ihrem Büro stand. Obwohl ihr Unfall schon etliche Monate zurücklag, stieß sie sich instinktiv mit den Armen von der Schreibtischplatte ab, als wollte sie aufspringen und ihm einen Stuhl holen. Das war närrisch.

»Bitte nimm Platz«, sagte sie und zeigte auf den anderen Stuhl im Zimmer. Er setzte sich und stellte sein Kästchen auf den Tisch, während sie sich bemühte, ihn willkommen zu heißen, indem sie sich halsbrecherisch vorbeugte und nach der Teekanne griff. Leider war der Tee kalt geworden. Chiri-Chiri hatte den Edelstein in ihrem Wärmefabrial leergesaugt.

»Ich kann es einfach nicht glauben, dass du sesshaft werden willst!«, sagte sie und schob ihm einen Becher zu.

»Manch einer würde sagen, dass die Gelegenheit, die mir geboten wurde, einfach zu gut und wichtig ist, um sie nicht zu ergreifen.«

»Ach, sturmverdammt«, sagte Rysn. »Wenn du andauernd in derselben Stadt bleibst, wirst du bald dahinwelken – du wirst deine

Tage mit Papierkram verbringen und dich langweilen.«

»Rysn«, sagte er und ergriff ihre Hand. »Kind.«

Sie wandte den Blick ab. Chiri-Chiri flog herunter, landete auf ihrem Kopf und schnalzte Vstim wütend an.

»Ich verspreche dir, dass ich ihr nicht wehtun werde«, sagte der alte Mann grinsend zu Chiri-Chiri und ließ Rysns Hand wieder los. »Hier, ich habe dir etwas mitgebracht. Siehst du?« Er hielt einen Rubinsplitter hoch.

Chiri-Chiri zögerte, doch dann flog sie zu seiner Hand, schwebte darüber, ohne sie zu berühren, und sog das Sturmlicht aus dem Edelstein. Es floss in einem kleinen, stetigen Strom auf sie zu, und sie klickte glücklich, schwirrte schließlich wieder auf den Topf mit dem Gras zu, machte es sich darin gemütlich und schaute Vstim an.

»Wie ich sehe, besitzt du das Gras noch«, sagte er.

»Du hast mir befohlen, es zu behalten.«

»Du bist jetzt eine Meister-Kauffrau, Rysn! Du brauchst den Befehlen eines schlotternden alten Mannes nicht zu gehorchen.«

Das Gras raschelte, als sich Chiri-Chiri regte. Sie war zu groß, um sich ganz und gar darin verstecken zu können, aber dennoch versuchte sie es andauernd.

»Chiri-Chiri mag es«, sagte Rysn. »Vielleicht gefällt ihr, dass sich das Gras nicht bewegen kann. Es ist so ähnlich wie ich ...«

»Hast du es mit diesem Strahlenden versucht, der ...«

»Ja. Er kann meine Beine nicht heilen. Der Unfall liegt zu lange zurück, was mir völlig angemessen erscheint. Das sind die Konsequenzen, die ich zu tragen habe. Es ist die Bezahlung für einen Kontrakt, den ich freiwillig in dem Augenblick eingegangen bin, in dem ich an der Seite jener Großschale heruntergeklettert bin.«

»Du musst dich nicht für immer und ewig einsperren, Rysn.«

»Ich habe eine gute Arbeit bekommen. Du selbst hast sie mir besorgt.«

»Weil du dich geweigert hast, weiterhin auf Handelsexpeditionen zu gehen!«

»Wie sollte ich das können? Wenn du Handel treiben willst, musst du es aus einer Position der Stärke heraus tun, und das wird mir nie wieder möglich sein. Und außerdem – eine Händlerin für exotische Waren, die nicht laufen kann? Du weißt selbst gut genug, wie oft man zu Fuß reisen muss.«

Vstim ergriff wieder ihre Hand. »Ich war der Meinung, dass du verängstigt bist. Ich hatte geglaubt, du strebst eine sichere und ungefährliche Stellung an. Aber ich habe mich umgehört. Hmalka hat mir gesagt ...«

»Du hast mit meiner Vorgesetzten gesprochen?«

»Die Leute reden nun einmal.«

»Meine Arbeit ist außerordentlich gut gewesen«, sagte Rysn.

»Es ist nicht deine Arbeit, um die sie sich Sorgen macht.« Er drehte sich um, streichelte das Gras und lenkte dadurch Chiri-Chiris Aufmerksamkeit auf seine Hand. Das Wesen kniff die Augen zusammen. »Erinnerst du dich an das, was ich dir gesagt habe, als du dieses Gras ausgegraben hast?«

»Dass ich es behalten soll. Bis es nicht mehr seltsam wirkt.«

»Du bist immer sehr voreilig mit deinen Mutmaßungen gewesen, vor allem wenn es um dich selbst geht. Vielleicht wird das hier ... na ja, sieh es dir an.« Er schob ihr das Kästchen entgegen.

Sie runzelte die Stirn und nahm den hölzernen Deckel ab. Darin befand sich eine zusammengerollte Kordel aus weißem Seil. Und daneben – ein Blatt Papier? Rysn nahm es heraus und las, was darauf stand.

»Eine Eigentumsurkunde?«, flüsterte sie. »Für ein *Schiff*?«

»Brandneu«, sagte Vstim. »Eine dreimastige Fregatte. Die größte, die ich je hatte – mit Fabrial-Stabilisatoren für den Fall eines Sturms. Feinste thaylenische Ingenieurskunst. Ich habe sie in den Docks von Klna bauen lassen, was sie glücklicherweise vor beiden Stürmen geschützt hat. Während ich den Rest meiner Flotte – oder zumindest das, was von ihr übrig geblieben ist – an die Königin gegeben habe,

als Schutz gegen die Invasion, habe ich dieses eine Schiff zurückgehalten.«

»*Wandersegel*«, las Rysn den Schiffnamen. »Babsk, du bist ein unverbesserlicher Romantiker. Sag mir nicht, dass du an diese alte Geschichte glaubst.«

»Man kann an eine Geschichte glauben, ohne der festen Überzeugung zu sein, dass sie sich wirklich ereignet hat.« Er lächelte. »Wessen Regeln folgst du, Rysn? Wer zwingt dich, hier zu bleiben? Nimm das Schiff. Geh weg! Ich werde deine erste Handelsreise finanzieren; für mich ist es eine Kapitalanlage. Und danach wirst du gute Geschäfte abschließen müssen, wenn du ein Schiff von dieser Größe unterhalten willst!«

Nun erkannte Rysn das weiße Seil. Es war eine etwa zwanzig Fuß lange Kapitänskordel, das traditionelle thaylenische Eigentümerzeichen. Sie würde die Kordel mit ihren eigenen Farben umwickeln und in die Takelage ihres Schiffes hängen.

Es war ein Geschenk, das ein Vermögen wert sein musste.

»Das kann ich nicht annehmen«, sagte sie und stellte das Kästchen wieder auf den Tisch. »Es tut mir leid. Ich ...«

Er drückte ihr die Kordel in die Hände. »Denk darüber nach, Rysn. Make einem alten Mann, der nicht mehr reisen kann, eine Freude.«

Sie hielt die Kordel fest und bemerkte, dass sich ihre Augen mit Tränen füllten. »Mist. Babsk, heute kommt ein *Buchprüfer* hierher! Ich muss mich zusammenreißen und darauf vorbereiten, Rechenschaft über die persönlichen Einkünfte der Königin zu geben!«

»Zum Glück ist der Buchprüfer ein alter Freund, der schon Schlimmeres von dir gesehen hat als ein paar Tränen.«

»... aber du bist doch der Handelsminister!«

»Ich sollte zu einem langweiligen Treffen mit dem alten Kholin und seinen Soldaten gehen«, sagte Vstim und beugte sich vor, »aber ich habe darauf bestanden, hierherzukommen und die Bücher zu prüfen. Und ich wollte schon immer den Schatz der Königin mit eigenen Augen sehen.«

Rysn wischte sich die Tränen ab und versuchte die Fassung wiederzuerlangen. »Nun, dann sollten wir uns an die Arbeit machen. Ich kann dir versichern, dass alles in Ordnung ist.«



Die dicke Stahltür des Kugeltresorraums ließ sich durch eine Kombination aus drei Zahlen öffnen, von denen jede einzelne in drei verschiedenen Räumen durch eine bestimmte Wählscheibe eingestellt wurde. Rysn und die anderen Schreiberinnen kannten eine der drei Zahlen, die Türwächter hielten eine weitere geheim, und ein Bruchprüfer wie Vstim erhielt für gewöhnlich die dritte Zahl von der Königin oder dem Schatzminister ausgehändigt. Alle Zahlen wurden in unregelmäßigen Intervallen geändert.

Rysn wusste, dass das alles kaum mehr als ein Schauspiel war. In einer Welt der Splitterklingen bestand der wahre Schutz des Tresorraums in den Sicherungsmaßnahmen, die das Gebäude umgaben und – wichtiger noch – in der sorgsam Inventarisierung des Inhalts. Auch wenn es in den Romanen nur so von ausgeraubten Schatzkellern wimmelte, die einzigen erfolgreichen Raubzüge waren stets durch Unterschlagung erfolgt.

Rysn stellte ihre Wählscheibe auf die richtige Nummer ein und zog den Hebel in dem Raum, in dem sie sich befand. Schließlich öffnete sich die Tresortür mit einem lauten Widerhall. Sie knüllte den Zettel mit ihrer Nummer zusammen und rief nach Wmlak. Ihr Träger erschien, drückte die Griffe an der Lehne ihres Stuhls nach unten und hob dadurch dessen Vorderbeine an, sodass er Rysn auf den Hinterrädern zu den anderen rollen konnte.

Vstim stand zusammen mit einigen Soldaten neben der nun offenen Tresortür. Der heutige Wächter der inneren Tür, Tlik, hielt seine Armbrust bereit und versperrte den Zugang. Es gab einen Schlitz in der Mauer, durch den die Männer, die in dem Tresorraum stationiert waren, mit jenen sprechen konnten, die sich draußen befanden, doch die Tür ließ sich von innen nicht öffnen.

»Planmäßige Überprüfung des persönlichen Tresorraums der Königin«, sagte Rysn zu ihm. »Heutiges Passwort: Gleichschritt.«

Tlik nickte, trat beiseite und senkte seine Armbrust. Vstim trat mit dem Kontobuch in der Hand ein, gefolgt von einem Mitglied der königlichen Wache, einem grob wirkenden Mann mit geschorenem Kopf und stacheligen Augenbrauen. Sobald sich die beiden Männer in dem Raum befanden, rollte Wmlak Rysn durch die Tür, einen kurzen Korridor entlang und in einen kleinen Alkoven, in dem ein weiterer Wächter wartete. Heute war es Fladm.

Rysns Träger wischte sich die Hände ab, nickte ihr zu und zog sich zurück. Tlik zog die Tür des Tresorraums hinter sich zu, und das Metall gab einen dumpfen Laut von sich, als das Schloss einrastete. Die Wächter des inneren Tresors duldeten es nicht, dass jemand hereinkam, der nicht ausdrücklich dazu autorisiert war, und das bezog sich auch auf Rysns Diener. Wenn sie sich bewegen wollte, war sie nun auf die Wächter angewiesen, doch leider war ihr großer Rollstuhl so breit, dass er nicht zwischen die Regalreihen im Haupttresor passte.

Rysn verspürte große Verlegenheit vor ihrem früheren Babsk, als sie wie ein Sack mit Wurzeln aus dem Stuhl mit den Rädern an den Hinterbeinen gehoben und auf einen kleineren Stuhl mit Stäben an den Seiten gesetzt wurde. Getragen zu werden war die größte Erniedrigung für sie.

Die Wächter ließen ihren Rollstuhl in dem Alkoven bei der Treppe zum Keller zurück. Tlik und der Wächter, den die Königin hergeschickt hatte – Rysn kannte seinen Namen nicht –, ergriffen die Stangen und trugen sie in die Hauptkammer.

Sogar bei ihrer üblichen Arbeit, die sie zum größten Teil im Sitzen ausübte, war ihre Behinderung eine große Belastung für sie. Ihre Verlegenheit verschlimmerte sich noch, als plötzlich Chiri-Chiri – die aus praktischen Gründen eigentlich nicht im Tresorraum geduldet wurde – mit surrenden Flügeln an ihr vorbeischwirrte. Wie war sie hier bloß hereingekommen?

Tlik kicherte, aber Rysn seufzte nur.

Die Hauptkammer war mit Metallgestellen angefüllt, die wie Bücherregale wirkten und kleine Kisten mit Edelsteinen enthielten. Es roch nach abgestandener Luft. Nach einem Ort, an dem sich niemals etwas änderte und auch nie etwas ändern sollte.

Die Wächter trugen sie einen der engen Gänge zwischen den Regalen entlang. Die Kugeln, die an ihren Gürteln steckten, waren hier die einzige Lichtquelle. Rysn hatte sich die Kapitänskordel in den Schoß gelegt und betastete sie mit der einen Hand. Sicherlich konnte sie dieses Angebot nicht annehmen. Es war zu großzügig. Einfach unglaublich.

Zu schwierig.

»So dunkel!«, sagte Vstim. »Ein Raum mit einer Million Edelsteinen, und er ist *dunkel*?«

»Die meisten verlassen diesen Ort nie«, sagte Rysn. »Die persönlichen Tresore der Kaufleute befinden sich im Keller, und dort gibt es einige Kugeln, die noch Licht in sich haben, da sie erst in der letzten Zeit hergebracht wurden. Aber diese hier ... nun, sie waren schon immer hier.«

Das Eigentumsrecht an diesen Edelsteinen wechselte andauernd, doch dies zeigte sich nur an den Zahlen in den Kontobüchern. Das war eine Eigenart des thaylenischen Handelssystems, das auf Garantien beruhte. Solange jedermann darauf vertraute, dass diese Edelsteine auch wirklich hier lagerten, konnten große Summen den Besitzer wechseln, ohne dass das Risiko eines Diebstahls bestand.

Jeder Edelstein war sorgfältig mit einer Nummer versehen, die sowohl auf einer Tafel an seiner Unterseite als auch auf dem Regal vermerkt war. Diese Zahlen waren das, was die Leute kauften und verkauften. Rysn war noch immer erstaunt darüber, wie wenige Leute darum baten, diese Räume aufzusuchen und den Gegenstand zu betrachten, den sie gekauft hatten.

»0013017-36!«, sagte Vstim. »Der Benva-Diamant! Er hat einmal mir gehört – vor sehr langer Zeit. Aber ich habe die Nummer nicht

vergessen. Aha. Weißt du, er ist nicht so groß, wie ich ihn mir vorgestellt hatte.«

Sie und die beiden Wächter führten Vstim zur Rückwand, in der sich eine Reihe von kleineren Metalltüren befand. In dem Hauptraum hinter ihnen war es still. Keine anderen Schreiberinnen arbeiteten heute hier, nur Chiri-Chiri schwirrte umher. Sie stieg auf den königlichen Wächter herab und beäugte die Kugeln an seinem Gürtel, aber Rysn pflückte sie aus der Luft und schloss die Finger um sie.

Chiri-Chiri nörgelte, klickte und summite mit den Flügeln gegen Rysns Handfläche. Rysn errötete, öffnete die Hand aber nicht. »Entschuldigung.«

»Das muss hier unten für sie wie ein Buffet sein!«, sagte Tlik.

»Ein Buffet mit leeren Tellern«, meinte Rysn. »Behalte deinen Gürtel im Auge, Tlik.«

Die beiden Wächter setzten ihren Stuhl vor einer der kleinen Türen ab. Mit ihrer freien Hand holte Rysn einen Schlüssel aus der Tasche und gab ihn Vstim. »Geh. Kammer dreizehn.«

Vstim entriegelte die Tür und öffnete sie voller Schwung. Dahinter lag ein Raum von der Größe eines Wandschranks.

Licht strömte aus ihm hervor.

Die Regale darin waren mit Edelsteinen angefüllt sowie mit Kugeln, Juwelen und sogar einigen alltäglichen Gegenständen wie Briefen und einem alten Messer. Aber das erstaunlichste Objekt in der Sammlung war offensichtlich der große Rubin auf dem Brett in der Mitte. Er hatte die Größe eines Kinderkopfes und leuchtete hell.

Das war der Königstropfen. Edelsteine dieser Größe waren nicht gänzlich unbekannt; die meisten Großschalen hatten ähnlich gewaltige Herzen. Was aber den Königstropfen so einzigartig machte, war die Tatsache, dass er noch immer strahlte – mehr als *zweihundert* Jahre, nachdem er in dieser Tresorkammer weggesperrt worden war.

Vstim berührte ihn sanft mit dem Finger. Das Licht leuchtete mit einer solchen Helligkeit, dass in dem Raum geradezu Tageslicht zu

herrschen schien, auch wenn es durch die Farbe des Edelsteins blutrot getönt war.

»Verblüffend«, flüsterte Vstim.

»Soweit die Gelehrten wissen«, sagte Rysn, »verliert der Königstropfen sein Sturmlicht nicht. Selbst ein so großer Stein sollte eigentlich nach einem Monat entladen sein. Es liegt wohl an dem Kristallgitter, das ohne jeden Makel und Fehler ist.«

»Angeblich handelt es sich um ein Bruchstück aus dem Stein der Zehn Morgenröten.«

»Noch eine Geschichte?«, fragte Rysn. »Du bist wirklich ein Romantiker.«

Ihr früherer Babsk lächelte, und dann legte er ein Stofftuch über den Stein, damit sein Strahlen ihre Arbeit nicht behinderte. Er öffnete sein Kontobuch. »Wir beginnen mit den kleineren Edelsteinen und arbeiten uns dann nach oben vor. Einverstanden?«

Rysn nickte.

Der Wächter der Königin tötete Tlik.

Er verwendete dazu ein Messer und rammte es dem Mann in den Hals. Tlik sackte ohne ein Wort zusammen, aber das Geräusch, welches das Messer verursachte, als es aus dem Fleisch gezogen wurde, entsetzte Rysn. Der verräterische Wächter stieß gegen ihren Stuhl und kippte ihn um, als er auf Vstim einstach.

Aber der Feind hatte die Beweglichkeit des Kaufmanns unterschätzt. Vstim wich in den Tresorraum der Königin zurück und schrie: »Mord! Überfall! Schlag Alarm!«

Rysn kroch unter dem umgekippten Stuhl hervor, robbte entsetzt mit den Armen davon und zog die Beine wie Totholz hinter sich her. Der Mörder sprang in den kleinen Tresorraum und kümmerte sich um ihren Babsk – und sie hörte ein Grunzen.

Einen Augenblick später kam der Verräter wieder heraus und hielt ein großes rotes Licht in der Hand. Es war der Königstropfen, der trotz des schwarzen Stofftuchs, mit dem er bedeckt war, hell erstrahlte. Rysn sah aus den Augenwinkeln, wie Vstim auf dem

Boden der kleinen Kammer zusammenbrach und die Hände gegen seine Flanke presste.

Der Verräter schlug die Tür mit einem Fußtritt zu und sperrte damit den alten Kaufmann ein. Dann sah er Rysn an.

Und ein Armbrustbolzen traf ihn.

»Ein Dieb im Tresor!«, rief Fladms Stimme. »Alarm!«

Rysn schleppte sich zu einer Reihe von Edelsteinregalen. Dahinter wurde der Dieb von einem *zweiten* Bolzen getroffen, aber er schien es nicht einmal zu bemerken. Wie ...

Der Dieb trat neben den armen Tlik und hob dessen Armbrust auf. Rufe und hastige Schritte zeigten an, dass mehrere Wächter aus der Kellerebene Fladm gehört hatten und nun die Treppe hocheilten. Der Dieb feuerte seine Armbrust einmal an einem Regal entlang ab, und ein Schmerzensschrei von Fladm bewies, dass er sein Ziel getroffen hatte. Eine Sekunde später erschien ein weiterer Wächter und griff den Dieb mit seinem Schwert an.

Er hätte weglaufen und Hilfe holen sollen!, dachte Rysn, während sie sich zusammenkauerte. Der Dieb trug eine Schnittwunde im Gesicht davon, stellte seine Beute ab und ergriff den Arm des Wächters. Die beiden rangen miteinander, und Rysn beobachtete, wie sich der Schnitt im Gesicht des Diebs schloss und verschwand.

Er *heilte*? Konnte ... konnte dieser Mann ein *Strahlender Ritter* sein?

Rysns Blick glitt zu dem großen Rubin, den der Dieb beiseitegelegt hatte. Nun stürzten sich vier weitere Wächter in den Kampf; anscheinend waren sie davon überzeugt, den einzelnen Mann zur Strecke bringen zu können.

Halt dich zurück. Überlass das ihnen.

Plötzlich schoss Chiri-Chiri an ihr vorbei. Sie beachtete die Kämpfenden nicht, sondern hielt unmittelbar auf den strahlenden Edelstein zu. Rysn schnellte vor – nun, sie *plumpste* eher vor – und wollte das kleine Tier packen, verfehlte es aber. Chiri-Chiri landete auf dem Tuch, das den gewaltigen Rubin verdeckte.

Nicht weit davon entfernt erstach der Dieb gerade einen der Wächter. Rysn erschauerte angesichts dieses Kampfes, der von dem Rubin erhellt wurde, und kroch langsam vorwärts. Sie erreichte den Edelstein und packte ihn.

Chiri-Chiri klickte verärgert, als Rysn den Rubin um eine Ecke schleifte. Ein weiterer Wächter schrie auf. Dann fielen sie schnell.

Ich muss etwas unternehmen. Ich kann doch nicht einfach hier herumsitzen, oder?

Rysn umfasste den Edelstein mit ihren Händen und schaute den Gang zwischen den Regalen hinunter. Bis zum Korridor und zum Ausgang war es unfassbar weit – mehrere hundert Fuß. Die Tür war verschlossen, doch sie konnte durch den Sprechschlitz nach Hilfe rufen.

Aber warum? Wenn fünf Wächter nicht mit dem Dieb fertig wurden, was konnte dann eine einzelne verkrüppelte Frau ausrichten?

Mein Babsk ist in dem kleinen Tresorraum der Königin eingesperrt. Er verblutet.

Sie schaute wieder den Gang entlang, dann schnürte sie mit der Kordel, die Vstim ihr gegeben hatte, den Stoff um den Rubin zusammen und band sich das andere Ende um ihr Fußgelenk, damit sie den Edelstein nicht tragen musste. Und nun machte sie sich daran, an den Regalen entlangzurobben. Chiri-Chiri ritt auf dem Rubin, dessen Licht ein wenig schwächer wurde. Jeder andere im Raum kämpfte um sein Leben, aber das kleine Tier erfreute sich an einem Festschmaus.

Rysn kam schneller voran, als sie erwartet hatte, aber bald schmerzten ihre Arme. Hinter ihr flaute der Kampf allmählich ab, und der letzte Wächter stieß einen ersticken Schrei aus.

Rysn verdoppelte ihre Anstrengungen, schleppte sich weiter auf den Ausgang zu und erreichte schließlich den Alkoven, in dem ihr Rollstuhl zurückgelassen worden war. Hier fand sie Blut.

Fladm lag auf der Schwelle zum Eingangskorridor. In seinem Körper steckte ein Bolzen, und seine eigene Armbrust lag auf dem Boden

neben ihm. Rysn brach wenige Fuß von ihm entfernt mit brennenden Muskeln zusammen. Die Kugeln an Fladms Gürtel beleuchteten ihren Stuhl und die ersten Stufen der Treppe hinunter in die Kellerebene. Von dort würde keine weitere Hilfe mehr kommen.

Hinter Fladms Leichnam befand sich die verschlossene Tür nach draußen. »Hilfe!«, schrie sie. »Dieb!«

Sie glaubte, durch den Sprechschlitz Stimmen auf der anderen Seite zu hören. Aber ... es würde noch einige Zeit dauern, bis die Wächter draußen die Tür öffnen konnten, da sie nicht alle drei Zahlen kannten. Doch vielleicht war das sogar eine gute Sache. Schließlich konnte der Dieb nicht entkommen, solange sie die Tür nicht geöffnet hatten, oder?

Natürlich bedeutete das auch, dass sie zusammen mit ihm in der Falle saß und Vstim derweil verblutete ...

Die Stille hinter ihr war unheimlich. Rysn schleppte sich zu Fladms Leichnam, nahm seine Armbrust und die Bolzen und zog sich zur Treppe hin. Sie drehte sich um, stellte den gewaltigen Rubin neben sich ab und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand.

Schwitzend wartete sie und bemühte sich, die unhandliche Waffe auf die Finsternis des Tresorraums zu richten. Irgendwo aus dem Innern drangen Schritte. Sie kamen näher. Zitternd schwang sie die Armbrust hin und her und suchte nach einer Bewegung. Erst jetzt bemerkte sie, dass die Waffe *nicht geladen* war.

Sie keuchte und zog hastig einen Bolzen hervor. Hilflos schaute sie zwischen ihm und der Armbrust hin und her. Die Waffe wurde geladen, indem man sie auf den Boden stellte, dann in den Steigbügel an der Vorderseite trat und den Hebel nach oben zog. Es war eigentlich ganz leicht – wenn man dabei *stehen* konnte.

Eine Gestalt kam aus der Dunkelheit hervor. Es war der kahle Wächter. Seine Kleidung war zerrissen, und von dem Schwert in seiner verschatteten Hand tropfte das Blut.

Rysn senkte die Armbrust. Sie war unwichtig. Glaubte Rysn wirklich, dass sie kämpfen konnte? Jede Wunde, die sie diesem Mann

zufügte, würde sofort verheilen.

Sie war allein.

Hilflos.

Leben oder Sterben. Was kümmerte es sie noch?

Ich ...

Ja. Ja, es kümmert mich! Ich möchte auf meinem eigenen Schiff segeln!

Eine plötzliche, verschwommene Bewegung schoss aus der Dunkelheit und umflog den Dieb. Chiri-Chiri bewegte sich mit blendender Schnelligkeit, umrundete den Mann und lenkte seine Aufmerksamkeit auf sich.

Hastig legte Rysn den Bolzen in die Armbrust, nahm die Kapitänskordel von der Umhüllung des Rubins und band das eine Ende um den Steigbügel an der Waffe. Das andere wickelte sie um die Lehne ihres schweren Rollstuhls. Als sie damit fertig war, warf sie einen raschen Blick auf Chiri-Chiri und zögerte.

Das kleine Tier *nährte* sich an dem Dieb. Ein Strang aus Licht ging von ihm aus, aber es war ein seltsames, dunkles, *violettes* Licht. Chiri-Chiri flog um ihn herum und saugte es aus dem Mann. Sein Gesicht *zerschmolz*, und darunter wurde marmorierte Haut sichtbar.

Ein Parscher? Trug er eine Verkleidung?

Nein, ein Bringer der Leere. Er knurrte und sagte etwas in einer unvertrauten Sprache. Dann schlug er nach Chiri-Chiri aus, die in die Dunkelheit entschwirrte.

Mit der einen Hand ergriff Rysn die Armbrust fester, und mit der anderen schob sie ihren Stuhl über die erste Stufe der langen Treppe.

Klappernd stürzte er in die Tiefe und zog das Seil hinter sich her. Nun packte sie die Waffe auch mit der anderen Hand. Die Kordel spannte sich, und gleichzeitig riss Rysn an der Armbrust und klammerte sich mit aller Kraft daran.

Klick.

Sie schnitt die Kordel mit ihrem Gürtelmesser durch. Der Dieb sprang sie an, und sie schrie und drehte sich, dann betätigte sie den

Abzugshebel der Armbrust. Sie wusste nicht, wie man richtig zielte, doch der Dieb ragte hoch und breit vor ihr auf und verdeckte sie fast vollständig.

Der Bolzen traf ihn mitten ins Kinn.

Er fiel hin und regte sich nicht mehr. Die Kraft, die ihn geheilt hatte, war verschwunden – aufgezehrt von Chiri-Chiri.

Das kleine Wesen summte herbei, landete auf ihrem Bauch und schnalzte glücklich.

»Danke«, flüsterte Rysn, während ihr der Schweiß in Strömen am Gesicht herunterlief. »Danke, *danke*.« Sie zögerte. »Bist du ... größer geworden?«

Chiri-Chiri schnalzte glücklich.

Vstim. Ich brauche den zweiten Schlüsselsatz.

Und ... dieser Rubin, der Königstropfen. Die Bringer der Leere hatten versucht, ihn zu stehlen. Warum?

Rysn warf die Armbrust beiseite und schleppte sich auf die Tür des Tresorraums zu.



Auf Teft war Verlass.

Man lernte es. Man lernte, wie man sich an den normalen Teilen des eigenen Lebens festhielt, sodass sich die Leute keine allzu großen Sorgen machten. Sodass man nicht allzu unzuverlässig wurde.

Manchmal geriet er ins Stolpern. Das nagte an dem Vertrauen, das in ihn gesetzt wurde, bis es ihm selbst schwerfiel, sich vorzumachen, dass er es schaffen würde. Tief in seinem Innern wusste er, dass er am Ende wieder allein sein würde. Die Männer von Brücke Vier würden ihn irgendwann nicht mehr aus seinen Schwierigkeiten befreien.

Aber erst einmal funktionierte Teft. Er nickte Malata zu, die das Eidtor bediente, dann führte er seine Männer über die Plattform und die Rampe hinunter auf Urithiru zu. Sie waren eine verhaltene, kleinlaute Gruppe. Nur wenige begriffen die Bedeutung dessen, was sie erfahren hatten, aber sie alle spürten, dass sich etwas *verändert* hatte.

Für Teft ergab das alles einen Sinn. Es konnte nicht einfach sein, niemals. Nicht in seinem sturmverdammten Leben.

Ein gewundener Pfad durch die Korridore und über eine Treppe führte sie zurück zu ihren Unterkünften. Auf dem Weg erschien eine Frau in einem Korridor an Tefts Seite. Sie war ungefähr so groß wie er und schimmerte in einem sanften blau-weißen Licht. Ein sturmverdammtes Sprengsel. Er sah sie absichtlich nicht an.

Du musst Worte sprechen, Teft, sagte sie in seinem Kopf.

»Du sollst sturmverdammt sein«, murmelte er.

Du hast diesen Weg eingeschlagen. Wann wirst du den anderen von den Eiden berichten, die du geschworen hast?

»Ich habe nicht ...«

Plötzlich wandte sie sich von ihm ab, wurde wachsam und schaute den Korridor in Richtung der Unterkünfte von Brücke Vier entlang.

»Was ist los?« Teft blieb stehen. »Stimmt etwas nicht?«

Etwas stimmt ganz und gar nicht. Lauf los, Teft, schnell!

Er verließ die Gruppe, rannte nach vorn, und sie riefen hinter ihm her. Er erreichte die Tür zu ihren Räumen und warf sie auf.

Sofort überfiel ihn der Gestank von Blut. Der Gemeinschaftsraum von Brücke Vier war ein einziges Durcheinander, und Blut befleckte den Boden. Teft rief, eilte durch den Raum und fand drei Personen im hinteren Teil. Er ließ seinen Speer fallen und sackte neben Fels, Bisig und Eth auf die Knie.

Er atmet noch, dachte Teft, als er die Finger gegen Fels' Hals legte. *Er atmet noch. Erinnere dich an Kals Ausbildung, du Narr.*

»Kümmert euch um die anderen!«, rief er, als die Mitglieder von Brücke Vier ihn erreicht hatten. Er zog seinen Mantel aus und deckte ihn über Fels' Wunden. Der Hornesser war regelrecht aufgeschnitten worden; ein halbes Dutzend Wunden machten den Eindruck, als rührten sie von einem Messer her.

»Bisig lebt«, rief Peer. »Aber ... bei den Stürmen, das sind Sturmklingenwunden!«

»Eth ...«, sagte Lopen, der neben dem dritten Mann kniete. »Stürme ...«

Teft zögerte. Eth hatte heute die Ehrenklinge getragen. Tot.

Sie sind wegen der Klinge hergekommen, erkannte er.

Huio – der besser in Feldmedizin war als Teft – löste Teft ab und kümmerte sich nun um Fels. Mit blutverschmierten Händen trat Teft zurück.

»Wir brauchen Renarin«, sagte Peet. »Er ist Fels' einzige Aussicht auf ein Überleben!«

»Aber wo ist er?«, fragte Lyn. »Er hat an der Versammlung teilgenommen, ist aber vor dem Ende gegangen.« Sie sah Laran an. Er war einer der früheren Boten – und er war der schnellste gewesen. »Lauf zum Wachtposten! Dort sollte es eine Spannfeder geben, mit der das Eidtor kontaktiert werden kann!«

Laran schoss aus dem Raum. Nicht weit entfernt ächzte Bisig. Seine Lider flatterten, und er öffnete die Augen. Sein gesamter Arm war grau, und seine Uniform war aufgeschlitzt.

»Bisig?«, fragte Peet. »Bei den Stürmen, was ist passiert?«

»Dachte ... dachte, es ist einer von uns«, murmelte Bisig. »Ich habe nicht genau hingesehen – bis er uns angegriffen hat.« Er lehnte sich zurück, stöhnte und schloss die Augen wieder. »Er hat den Mantel der Brückenmänner getragen.«

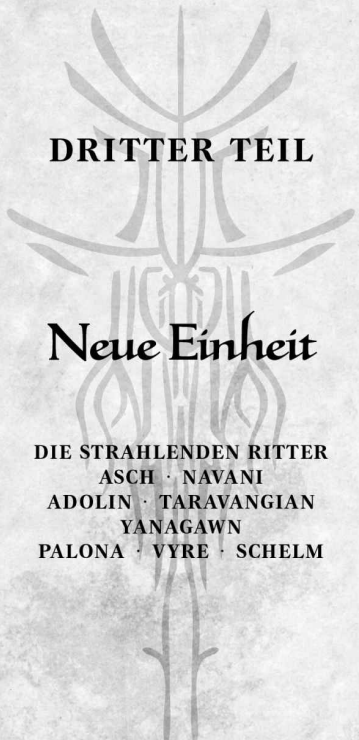
»Sturmwater!«, sagte Leyten. »Hast du sein Gesicht gesehen?«

Bisig nickte. »Es war niemand, den ich gekannt habe. Ein kleiner Mann. Ein Alethi. Brücke-Vier-Mantel, Leutnantsabzeichen auf der Schulter ...«

Lopen runzelte die Stirn und warf Teft einen raschen Blick zu.

Ein Mantel von Brücke Vier, als Verkleidung getragen. *Tefts* Mantel, den er vor einigen Wochen auf dem Markt verkauft hatte. Um ein paar Kugeln in die Hand zu bekommen.

Teft taumelte zurück, während sich die anderen um Fels und Bisig versammelten. Dann floh er durch einen niedergehenden Fleck aus Schamsprengeln in den Korridor.



DRITTER TEIL

Neue Einheit

DIE STRAHLENDEN RITTER

ASCH · NAVANI

ADOLIN · TARAVANGIAN

YANAGAWN

PALONA · VYRE · SCHELM



FÜNFEINHALB JAHRE ZUVOR

Dalinar kam keuchend in der Kabine eines Sturmwagens zu sich. Mit hämmerndem Herzen wirbelte er herum, trat dabei leere Flaschen zur Seite und hob seine Fäuste. Draußen wusch die Nachlassung die Mauern mit Regen sauber.

Was beim zehnten Namen des Allmächtigen war *das* denn gewesen? Im einen Augenblick hatte er in seiner Koje gelegen, und im nächsten war er ... na ja, er erinnerte sich nicht mehr genau. Was machte das Trinken bloß mit ihm?

Jemand klopfte an seiner Tür.

»Ja?«, sagte Dalinar mit heiserer Stimme.

»Die Karawane ist abreisebereit, Hellherr.«

»Schon? Der Regen hat doch noch gar nicht aufgehört.«

»Ich glaube, sie ... wollen uns so schnell wie möglich loswerden, Herr.«

Dalinar stieß die Tür auf. Vor ihr stand Felt, ein geschmeidiger Mann mit einem langen, an den Enden herabhängenden Schnauzbart und blasser Haut. Die Augen verrieten, dass er Schin-Blut in sich hatte.

Auch wenn Dalinar nicht ausdrücklich gesagt hatte, was er hier draußen in Hexi tun wollte, schienen ihn seine Soldaten verstanden zu haben. Dalinar wusste nicht recht, ob er stolz auf ihre Loyalität sein sollte – oder empört darüber, wie widerspruchslos sie es hinnahmen, dass er die Nachtschauerin aufsuchen wollte. Aber einer von ihnen – Felt – hatte diesen Weg schon einmal beschritten.

Draußen spannten die Karawanenarbeiter ihre Chulle an. Sie waren einverstanden gewesen, ihn hier abzusetzen, da dieser Ort auf ihrem Weg lag. Aber sie hatten sich geweigert, ihn noch näher an das Tal heranzubringen.

»Kannst du uns den Rest des Weges führen?«, fragte Dalinar.

»Natürlich«, sagte Felt. »Wir sind weniger als einen Tagesmarsch entfernt.«

»Dann sag dem guten Karawanenmeister, dass wir jetzt unsere Wagen nehmen und uns hier von ihm verabschieden. Bezahl ihm das, worum er gebeten hat, Felt, und lege noch etwas drauf.«

»Wenn Ihr es wollt, Hellherr. Aber mir scheint, es müsste bereits eine ausreichende Bezahlung für ihn sein, dass er einen Splitterträger bei sich hatte.«

»Erklär ihm, dass wir auch sein Schweigen kaufen wollen.«

Dalinar wartete, bis der Regen fast vollständig aufgehört hatte, dann warf er sich seinen Mantel über und gesellte sich nach draußen zu Felt, der an der Spitze der Wagen ging. Nun fühlte er sich nicht länger eingesperrt.

Er hatte erwartet, dass dieses Land wie die Alethi-Ebenen aussah. Schließlich war das windgepeitschte Flachland von Hexi durchaus mit seiner Heimat vergleichbar. Aber seltsamerweise war hier nicht eine einzige Steinknospe zu sehen. Der Boden wirkte so gekräuselt, als bestünde er aus erstarrten Wellen auf einem Teich, und die Senken waren zwei bis drei Zoll tief. Auf der Seite, die dem Sturm zugewandt lag, waren sie verkrustet und mit Flechten bewachsen. Auf der abgewandten Seite breitete sich flaches Gras über den Boden aus.

Die spärlichen Bäume, die hier wuchsen, waren dürr, gebeugt und voller stacheliger Blätter. Die Zweige hingen so weit herunter, dass sie den Grund berührten. Es war, als sei einer der Herolde hier entlangspaziert und hätte alles niedergebogen. Die Berge in der Nähe waren kahl, abgescheuert und unfruchtbar.

»Jetzt ist es nicht mehr weit, Herr«, sagte Felt. Der kleine Mann reichte Dalinar kaum bis zur Brust.

»Als du schon einmal hier warst«, sagte Dalinar, »was ... was hast du da gesehen?«

»Um ehrlich zu sein, Herr: nichts. Sie ist nicht zu mir gekommen. Wisst Ihr, sie besucht nicht jedermann.« Er klatschte in die Hände und hauchte sie an. Der Winter war noch nicht lange vorbei. »Ihr werdet kurz nach Einbruch der Abenddämmerung hineingehen müssen. Aber allein, Herr. Sie mag keine Gruppen.«

»Weißt du, warum sie dich nicht besucht hat?«

»Nun, ich vermute, sie mag keine Ausländer.«

»Dann könnte es auch für mich schwierig werden.«

»Ihr seid weniger ein Ausländer als ich, Herr.«

Vor ihnen stürmte eine Gruppe kleiner, dunkler Kreaturen hinter einem Baum hervor und schoss gemeinsam in die Luft. Dalinar war von ihrer Schnelligkeit und Wendigkeit verblüfft. »Sind das Hühner?«, fragte er. Sie waren schwarz und nur so groß wie eine Menschenfaust.

Felt kicherte. »Ja, Wildhühner kommen so weit östlich durchaus noch vor. Aber ich habe keine Ahnung, was sie auf dieser Seite der Berge tun.«

Schließlich suchten sich die Hühner einen anderen gebeugten Baum aus und ließen sich in seinen Zweigen nieder.

»Herr«, sagte Felt, »vergebt mir die Frage, aber seid Ihr sicher, dass Ihr das wirklich tun wollt? Dort drinnen werdet Ihr in ihrer Macht sein. Und Ihr könnt nicht über den Preis verhandeln, den sie verlangt.«

Darauf erwiderte Dalinar nichts. Seine Stiefel knirschten über Unkraut, das zitterte und raschelte, wenn er es berührte. Es gab so viel Leere hier in Hexi. In Alethkar konnte man kaum einen oder zwei Tage gehen, ohne auf ein Bauerndorf zu stoßen. Sie marschierten drei Stunden weiter, und währenddessen verspürte Dalinar sowohl den Drang, endlich sein Ziel zu erreichen, als auch ein gewisses Widerstreben dagegen. Er hatte es genossen, in letzter Zeit einen Sinn im Leben gefunden zu haben. Gleichzeitig hatte ihm seine Entscheidung zu vielen Entschuldigungen verholfen. Wenn er schon zur Nachtschauerin ging, warum sollte er dann auch noch gegen seine Trunksucht kämpfen?

Er hatte einen großen Teil der Reise im Rausch verbracht. Jetzt, da ihm der Alkohol ausging, schienen ihn die Stimmen der Toten zu jagen. Sie waren am schlimmsten, wenn er zu schlafen versuchte, und die Ruhelosigkeit hatte zu einem dumpfen Schmerz hinter den Augen geführt.

»Herr?«, fragte Felt schließlich. »Seht nur – dort.« Er zeigte auf einen dünnen Streifen aus Grün, der wie auf den windumtosten Berghang gemalt wirkte.

Als sie weitergingen, erhielt Dalinar einen besseren Blick darauf. Dort spalteten sich die Berge zu einem Tal, und da dessen Öffnung nach Nordosten wies, schirmte das Vorgebirge das Innere vor den Großstürmen ab.

Und aus diesem Grund war dort das Pflanzenleben regelrecht explodiert. Ranken, Farne, Blumen und Gräser wuchsen zu einer wahren Unterholz-Mauer zusammen. Bäume erhoben sich darüber – nicht die haltbaren und langlebigen Stumpfwichtbäume seiner Heimat, sondern knorrige, große, gebogene Bäume mit Zweigen, die sich ineinander gewunden hatten. Sie waren von Moosen und Ranken überwuchert, und Lebenssprengsel umschwebten sie in großer Zahl.

Alles türmte sich übereinander, Schilf und Äste stachen in allen Richtungen hervor, und Farne waren so mit Ranken überwachsen, dass sie unter dem Gewicht zusammensackten. Es erinnerte Dalinar

an ein Schlachtfeld. An einen großen Wandbehang, der Menschen in einem tödlichen Kampf zeigte, bei dem jeder um den eigenen Vorteil rang.

»Wie kommt man dort hinein?«, fragte er. »Wie bist du damals dort hindurchgekommen?«

»Es gibt einige Pfade«, sagte Felt. »Man muss nur aufmerksam danach suchen. Sollen wir hier unser Lager aufschlagen, Herr? Morgen könntet Ihr dann einen Pfad ausspähen und eine endgültige Entscheidung treffen.«

Er nickte, und sie ließen sich am Rand des tiefen Tales nieder – so nahe bei ihm, dass sie die Feuchtigkeit rochen, die aus dem Tal drang. Sie stellten die Wagen so auf, dass sie eine Barriere zwischen zwei Bäumen bildeten, und bald hatten die Männer auch schon einige Zelte aufgeschlagen. Rasch entzündeten sie ein Feuer. An diesem Ort war etwas Besonderes. Es hatte den Anschein, als hörte Dalinar all diese Pflanzen wachsen. Das Tal zitterte und knirschte. Wenn der Wind daraus hervorblies, war er heiß und schwül.

Die Sonne versank hinter den Bergen und tauchte sie in Finsternis. Bald darauf begab sich Dalinar in die breite Kluft. Er konnte keinen weiteren Tag mehr warten. Die Laute und Klänge lockten ihn: die raschelnden Ranken, die sich bewegten, wenn winzige Tiere zwischen ihnen umherhuschten. Da waren Blätter, die sich kräuselten. Die Männer riefen ihm nicht nach; sie hielten ihn nicht auf. Sie verstanden seinen Entschluss.

Er betrat das feuchte, moderige Tal, und die Ranken strichen ihm über den Kopf. In der Finsternis vermochte er kaum etwas zu erkennen, aber Felt hatte recht gehabt. Pfade offenbarten sich ihm, als sich Ranken und Zweige von ihm wegbogen und Dalinar das Betreten zwar erlaubten, aber mit dem Widerstreben von Wächtern, die einen unvertrauten Mann in die Gegenwart ihres Königs vorließen.

Er hatte gehofft, die Mitreißung würde ihm helfen und ihn leiten. Das hier war doch eine Herausforderung, oder etwa nicht? Aber er spürte nichts, nicht einmal die geringste Andeutung.

Er stapfte durch die Dunkelheit und kam sich plötzlich dumm vor. Was tat er hier? Er jagte einem heidnischen Aberglauben hinterher, während sich der Rest der Großprinzen zusammenschloss, um Gavilars Mörder zu bestrafen? Eigentlich sollte er auf der Zerbrochenen Ebene sein. *Dort* würde er sich verändern und wieder zu dem Mann werden, der er einmal gewesen war. Er wollte dem Alkohol entkommen? Er brauchte nicht mehr tun, als Eidbringer zu rufen und jemanden für einen Kampf zu finden.

Wer wusste, was in diesem Wald auf ihn wartete? Wäre er ein Bandit, dann würde er sich hier niederlassen. Bestimmt strömten die Menschen in Scharen herbei. Verdammnis! Es würde ihn nicht überraschen, wenn er herausfand, dass sich jemand all dies ausgedacht hatte, um ahnungslose Opfer anzulocken.

Halt. Was war das? Ein Klang, anders als das gewöhnliche Huschen im Unterholz oder das Kriechen der Ranken. Er blieb stehen und lauschte. Es war ...

Weinen.

O Allmächtiger im Himmel. Nein.

Er hörte einen Jungen weinen und um sein Leben flehen. Er klang wie Adolin. Dalinar wandte sich von den Geräuschen ab und blickte in die Finsternis. Noch mehr Heulen und noch mehr Flehen gesellte sich dazu. Menschen verbrannten, starben.

In einem Augenblick der Panik wirbelte er herum und wollte den Weg zurücklaufen, auf dem er hergekommen war. Sofort stolperte er im Unterholz.

Er prallte gegen einen verfaulten Baumstamm, und Ranken regten sich unter seinen Fingern. Menschen schrien und heulten überall um ihn herum; die Laute hallten in der fast vollkommenen Finsternis wider.

Hastig rief er Eidbringer und taumelte wieder auf die Beine, dann schlug er um sich und versuchte Platz für sich zu schaffen. Diese *Stimmen*. Sie waren überall.

Er drückte sich an einem Baumstamm vorbei, und seine Finger ertasteten herabhängendes Moos und feuchte Borke. War das der richtige Weg zurück zur Mündung des Tals?

Plötzlich sah er sich selbst in den Unbeanspruchten Bergen, wie er gegen jene verräterischen Parscher kämpfte. Er sah sich, wie er tötete, zerhackte, mordete. Er sah seine Lust, die geweiteten Augen und die Zähne, die zu einem schrecklichen Grinsen zusammengebissen waren. Zum Grinsen eines Totenschädels.

Er sah sich selbst, wie er Elhokar strangulierte, der nie die Selbstsicherheit und Anmut seines Vaters gehabt hatte. Dalinar ergriff den Thron. Er hätte ohnehin ihm gehören sollen.

Seine Armeen drangen zuerst in Herdaz und dann in Jah Keved ein. Er wurde ein König der Könige, ein mächtiger Eroberer, dessen Erfolge die seines Bruders weit in den Schatten stellten. Dalinar schmiedete ein vereintes Vorin-Reich, das halb Roschar bedeckte. Eine beispiellose Meisterleistung!

Und er sah sie brennen.

Hunderte von Dörfern. Tausende und abertausende Menschen. Es war der einzige Weg. Wenn ein Ort Widerstand leistete, wurde er niedergebrannt. Jeder, der zu kämpfen wagte, wurde abgeschlachtet, und die Leichname wurden für die Aasfresser zurückgelassen. Der Schrecken trieb vor ihm her wie ein Sturm, bis der Feind endlich aufgab.

Der Graben war nur das erste Beispiel in einer langen Reihe. Er sah, wie er zwischen den aufgetürmten Leichen stand und lachte. Ja, er war dem Alkohol entkommen. Er war zu etwas Großartigem – aber auch Schrecklichem – geworden.

Das war seine Zukunft.

Keuchend fiel Dalinar in dem dunklen Wald auf die Knie und erlaubte es den Stimmen, ihn zu umschwärmen. Er hörte Evi zwischen ihnen. Sie weinte, als sie verbrannte, ungesehen und unbekannt. Allein. Eidbringer glitt ihm zwischen den Fingern hindurch und zersplitterte zu Nebel.

Das Weinen und Schreien verblasste, bis es nur noch aus weiter Ferne zu hören war.

Ehrs Sohn ... eine neue Stimme wisperte im Wind, eine Stimme, die wie das Rascheln der Bäume klang.

Er öffnete die Augen und fand sich in einer kleinen Lichtung wieder, die im Sternenlicht badete. Ein Schatten bewegte sich in der Dunkelheit jenseits der Bäume, begleitet von dem Geräusch zuckender Ranken und schaukelnder Gräser.

Hallo, Mensch. Du riechst nach Verzweiflung. Die weibliche Stimme wirkte wie ein hundertfaches, sich überlagerndes Flüstern. Die lang gestreckte Gestalt bewegte sich zwischen den Bäumen umher, die die Lichtung umstanden, und schlich wie ein Raubtier auf ihn zu.

»Es ... es heißt, du könntest einen Menschen ändern«, sagte Dalinar müde.

Die Nachtschauerin *sickerte* aus der Finsternis. Sie war ein dunkelgrüner Nebel, beinahe wie eine kriechende Person geformt. Die allzu langen Arme hielt sie vorgestreckt und zog sich an ihnen entlang, während sie über den Boden glitt. Ihre Essenz erstreckte sich wie ein Schweif weit hinter ihr und wand sich um die Baumstämme, bis sie im Wald verschwand.

Verschwommen und dampfförmig strömte sie wie ein Fluss oder ein Aal dahin, und der einzige Teil von ihr, der deutlicher zu erkennen war, war ihr glattes weibliches Gesicht. Sie glitt auf ihn zu, bis ihre Nase nur noch wenige Zoll von seiner eigenen entfernt war und ihn der Blick ihrer seidig schwarzen Augen traf. Winzige *Hände* sprossen aus den dunstartigen Seiten ihres Kopfes. Sie streckten sich aus, ergriffen sein Gesicht und berührten ihn mit tausend kalten, aber zarten Liebkosungen.

Was begehrst du von mir?, fragte die Nachtschauerin. *Welchen Segen möchtest du hier erlangen, Ehrs Sohn? Odiums Sohn?*

Sie umkreiste ihn. Die winzigen schwarzen Hände berührten weiterhin sein Gesicht, aber ihre Arme streckten sich aus und wurden zu Tentakeln.

Was würde dir gefallen?, fragte sie. Ruhm? Reichtum? Geschick? Möchtest du in der Lage sein, ein Schwert zu schwingen und dabei niemals müde zu werden?

»Nein«, flüsterte Dalinar.

Schönheit? Ergebene Gefolgschaft? Ich kann deine Träume nähren und dich ruhmreich machen.

Ihre dunklen Nebel hüllten ihn ein. Die winzigen Fortsätze kitzelten seine Haut. Sie hielt ihr Gesicht ein weiteres Mal vor das seine. *Welchen Segen begehrst du?*

Dalinar blinzelte die Tränen weg und lauschte den Kindern, die in der Ferne starben. Und er flüsterte ein einziges Wort.

»Vergebung.«

Wie gespreizte Finger zuckten die Fortsätze der Nachtschauerin von seinem Gesicht weg. Sie lehnte sich zurück und schürzte die Lippen.

Vielleicht begehrst du Besitztümer, sagte sie. Kugeln, Edelsteine. Splitter. Eine Klinge, die Finsternis ausblutet und nicht besiegt werden kann. Ich vermag dir all das zu geben.

»Bitte«, sagte Dalinar und sog rasselnd den Atem ein. »Sag es mir. Kann ich ... kann ich jemals Vergebung erlangen?«

Das war nicht das, was er hatte erbitten wollen.

Er erinnerte sich nicht mehr, was er eigentlich hatte haben wollen.

Die Nachtschauerin wand sich um ihn herum und sagte lebhaft: *Vergebung ist kein Segen, keine Gabe. Was soll ich für dich tun? Was soll ich dir geben? Sprich es aus, Mensch. Ich ...*

DAS IST GENUG, KIND.

Diese neue Stimme erschreckte sie beide. Wenn die Stimme der Nachtschauerin wie der wispernde Wind war, dann glich diese hier prasselndem Gestein. Die Nachtschauerin wich mit einer heftigen Bewegung vor ihm zurück.

Zögerlich drehte sich Dalinar um und stellte fest, dass eine Frau mit brauner Haut – es war die Farbe einer Dunkelholzborke – am Rand der Lichtung stand. Sie hatte eine Statur wie eine Matrone und trug ein wallendes braunes Gewand.

Mutter?, fragte die Nachtschauerin. *Mutter, er ist zu mir gekommen. Ich wollte ihn segnen.*

DANKE, MEIN KIND, sagte die Frau. ABER DIESER SEGEN ÜBERSTEIGT DEINE MÖGLICHKEITEN. Sie konzentrierte sich auf Dalinar. DU DARFST ZU MIR KOMMEN, DALINAR KHOLIN.

Dalinar war ganz benommen von diesem überwirklichen Schauspiel und wandte sich ihr zu. »Wer bist du?«

JEMAND, DEM DU KEINE FRAGEN STELLEN DARFST. Sie ging in den Wald hinein, und Dalinar folgte ihr. Nun schien es ihm leichter zu sein, sich durch das Unterholz zu bewegen, denn die Ranken und Zweige bogen sich der seltsamen Frau entgegen. Ihre Robe schien mit dem Wald zu verschmelzen; der braune Stoff wurde zu Rinde oder Gras.

Die Nachtschauerin wand sich neben ihnen entlang; ihr dunkler Nebel floss durch die Lücken im Unterholz. Dalinar empfand sie als außerordentlich beunruhigend.

DU MUSST MEINER TOCHTER VERZEIHEN, sagte die Frau. DIES IST DAS ERSTE MAL SEIT JAHRHUNDERTEN, DASS ICH PERSÖNLICH GEKOMMEN BIN, UM MIT JEMANDEM VON EUCH ZU SPRECHEN.

»Dann ist das hier nicht das, was üblicherweise geschieht, wenn jemand die Nachtschauerin aufsucht?«

NATÜRLICH NICHT. ICH ERLAUBE ES IHR, HOF ZU HALTEN. Die Frau fuhr mit den Fingern durch das nebelhafte Haar der Nachtschauerin. ES HILFT IHR, EUCH ZU VERSTEHEN.

Dalinar runzelte die Stirn und versuchte, in alldem einen Sinn zu sehen. »Was ... warum bist du diesmal herausgekommen?«

WEGEN DER AUFMERKSAMKEIT, DIE ANDERE DIR SCHENKEN. UND WAS HABE ICH DIR ÜBER DIE FRAGEN GESAGT?

Dalinar schloss den Mund.

WARUM BIST DU HERGEKOMMEN, MENSCH? DIENST DU NICHT EHR, DEN IHR DEN ALLMÄCHTIGEN NENNT? SUCHE BEI IHM NACH VERGEBUNG.

»Ich habe die Feuerer gefragt«, sagte Dalinar. »Ich habe nicht das bekommen, was ich haben wollte.«

DU HAST DAS BEKOMMEN, WAS DU VERDIENT HAST. DIE WAHRHEIT, DIE DU DIR SELBST GESCHAFFEN HAST.

»Dann bin ich also verdammt«, flüsterte Dalinar und erstarrte. Noch immer hörte er jene Stimmen. »Sie weinen, Mutter.«

Sie sah ihn an.

»Ich höre sie, wenn ich die Augen schließe. Überall um mich herum flehen sie, ich möge sie retten. Sie treiben mich in den Wahnsinn.«

Sie betrachtete ihn nachdenklich, während sich die Nachtschauerin zuerst um ihre Beine, dann um die von Dalinar und schließlich wieder um die der Frau wand.

Diese Frau ... sie war mehr, als er erkennen konnte. Ranken, die aus ihrem Kleid wuchsen, schlängelten sich in die Erde und durchdrangen alles. In diesem Augenblick begriff er, dass er nicht *sie* sah, sondern lediglich ein Bruchstück, mit dem er sich in Verbindung setzen konnte.

Diese Frau erstreckte sich bis in die Ewigkeit.

DIES WIRD DEINE GABE SEIN. ICH WERDE DICH NICHT ZU DEM MANN MACHEN, ZU DEM DU HÄTTEST WERDEN KÖNNEN. ICH WERDE DIR DAZU NICHT DIE EIGNUNG NOCH DIE STÄRKE GEBEN, NOCH WERDE ICH DIR DEINEN DRANG UND DEINE GETRIEBENHEIT NEHMEN.

ABER ICH WERDE DICH ... BESCHNEIDEN. ICH WERDE MIT ALLER VORSICHT ETWAS VON DIR ENTFERNEN, DAMIT DU WACHSEN KANNST. ABER DER PREIS DAFÜR WIRD HOCH SEIN.

»Bitte«, sagte Dalinar. »Ich werde jeden Preis bezahlen.«

Sie kam wieder auf ihn zu. DADURCH WERDE ICH FÜR IHN EINE WAFFE SCHAFFEN. GEFÄHRLICH, SEHR GEFÄHRLICH. ABER ALLE BRACHEN MÜSSEN BEBAUT WERDEN. WAS ICH DIR NEHME, WIRD IRGENDWANN ZURÜCKWACHSEN. DAS IST EIN TEIL DES PREISES.

ES WIRD MIR GUTTUN, EINEN TEIL VON DIR ZU HABEN, SELBST WENN DU AM ENDE ZU EINEM TEIL VON IHM WIRST. ES WAR DIR SCHON IMMER BESTIMMT, ZU MIR ZU KOMMEN. ICH BEHERRSCHE ALLES, WAS WACHSEN UND ANGEBAUT WERDEN KANN.

DAS SCHLIESST AUCH DIE DORNEN EIN.

Sie ergriff ihn, und die Bäume stiegen auf ihn herab. Und die Zweige und die Ranken. Der Wald umwand ihn und kroch in die Runzeln neben seinen Augen, unter die Fingernägel, in Mund und Ohren. Sogar in seine *Poren*.

EIN SEGEN UND ZUGLEICH EIN FLUCH, sagte die Mutter. SO GESCHIEHT ES. ICH WERDE DIESE DINGE AUS DEINEM GEIST ENTFERNEN. UND ZUSAMMEN MIT IHNEN NEHME ICH SIE DIR.

»Ich ...« Dalinar versuchte zu sprechen, als ihn das Pflanzenleben völlig einhüllte. »Warte!«

Bemerkenswerterweise erstarrten die Zweige und Ranken. Dalinar hing in der Luft, aufgespießt von Ranken, die irgendwie in seine Haut eingedrungen waren. Er spürte keinen Schmerz, aber er spürte, wie sich die Fortsätze in seinen Adern wanden.

SPRICH.

»Du wirst ...« Er redete unter Schwierigkeiten. »Du wirst mir Evi nehmen?«

ALLE ERINNERUNGEN AN SIE. DAS IST DER PREIS. SOLL ICH DAS ETWA NICHT TUN?

Dalinar kniff die Augen zusammen. Evi ...

Er hatte sie nie verdient.

»Tu es«, flüsterte er.

Die Ranken und Zweige drängten wieder vor und rissen Teile aus seinem Inneren.



Am nächsten Morgen kroch Dalinar aus dem Wald hervor. Seine Männer eilten auf ihn zu, brachten Wasser und Bandagen mit, aber

seltsamerweise brauchte er beides nicht.

Doch er war müde. Sehr, *sehr* müde.

Sie setzten ihn in den Schatten seines Sturmwagens, und Erschöpfungssprengsel drehten sich in der Luft. Malli, Felts Frau, schrieb mit der Spannfeder rasch eine Nachricht an das Schiff.

Dalinar schüttelte den Kopf; seine Erinnerung war verworren. Was ... was war geschehen? Hatte er wirklich um *Vergebung* gefleht?

Er konnte keinen Grund dafür finden. Hatte er sich wirklich so schlecht gefühlt, weil er ... Er suchte nach dem richtigen Wort. Weil er ...

Bei den Stürmen. Seine Frau. Hatte er sich schlecht gefühlt, weil er sie im Stich gelassen hatte, sodass die Attentäter ihr das Leben nehmen konnten? Er durchsuchte seine Erinnerung und stellte fest, dass er nicht mehr wusste, wie sie ausgesehen hatte. Ihm war weder ein Bild ihres Gesichts noch eine Erinnerung an ihre gemeinsame Zeit geblieben.

Nichts.

Aber seine letzten Jahre als Trunkenbold hatte er nicht vergessen. Und auch nicht die Jahre davor, die er mit Eroberungszügen verbracht hatte. Alles in seiner Vergangenheit stand klar und deutlich vor ihm – außer ihr.

»Nun?«, fragte Felt, während er sich neben Dalinar hinkniete. »Ich nehme an, es ist ... geschehen.«

»Ja«, sagte Dalinar.

»Gibt es etwas, das wir darüber wissen sollten?«, fragte er. »Ich habe einmal von einem Mann gehört, der hierhergekommen ist, und von diesem Zeitpunkt an ist jede Person, die er berührt hat, nach *oben* in die Luft gestiegen.«

»Du musst dir keine Sorgen machen. Mein Fluch betrifft nur mich allein.« Wie seltsam, dass er sich an Ereignisse zu erinnern vermochte, an denen sie beteiligt gewesen war, nicht aber ... sturmverdammt, nicht einmal mehr an ihren Namen!

»Wie lautete der Name meiner Frau?«, fragte Dalinar.

»*Schschsch*?«, sagte Felt. Es kam als verschwommener, wortloser Klang aus seinem Mund.

Dalinar zuckte zusammen. War sie ihm vollständig genommen worden? War das ... war das der Preis? Ja ... die Trauer hatte ihm in den letzten Jahren großes Leid zugefügt. Er hatte einen Zusammenbruch erlitten, als er die Frau verloren hatte, die er so sehr geliebt hatte.

Nun, er nahm zumindest an, dass er sie geliebt hatte. Merkwürdig. Nichts.

Anscheinend hatte ihm die Nachtschauerin alle Erinnerungen an seine Frau genommen, und dadurch hatte sie ihm den Segen des Friedens verliehen. Doch er verspürte noch immer Kummer und Schuld, weil er Gavilar im Stich gelassen hatte; also war er doch noch nicht vollständig geheilt. Er brauchte noch immer die Flasche, damit er die Trauer um den Verlust seines Bruders betäuben konnte.

Er würde diese Angewohnheit ablegen. Wenn die Männer unter seinem Kommando dem Trunk ergeben waren, ließ er sie hart arbeiten und verbot ihnen starken Wein. Er konnte das Gleiche mit sich selbst tun. Es würde nicht leicht sein, aber er würde es schaffen.

Dalinar entspannte sich, aber dennoch fühlte er sich, als würde etwas in ihm fehlen. Etwas, das er nicht benennen konnte. Er hörte zu, wie seine Männer das Lager abschlugen und sich nun, da sie von hier verschwinden konnten, unbeschwert Witze erzählten. Dahinter vernahm er das Rauschen der Blätter. Und dahinter – nichts. Hätte er nicht hören sollen, wie ...

Er schüttelte den Kopf. Beim Allmächtigen, auf was für eine närrische Suche hatte er sich begeben. War er tatsächlich so schwach gewesen, dass er sich seine Trauer von einem *Waldsprengsel* hatte wegnehmen lassen müssen?

»Ich muss Kontakt mit dem König aufnehmen«, sagte Dalinar und stand auf. »Sagt unseren Männern im Hafen, dass sie sich bei den Armeen melden sollen. Wenn ich zurück bin, möchte ich Militärkarten und Pläne für den Kampf gegen die Parschendi sehen.«

Er hatte lange genug Trübsal geblasen. Er war nicht immer der beste aller Brüder gewesen und auch nicht das beste aller Hellaugen. Er war dem Kodex nicht gefolgt, und das hatte Gavilar das Leben gekostet.

Nie wieder.

Er glättete seine Uniform und sah Malli an. »Sag den Seeleuten, dass sie mir, solange sie noch im Hafen liegen, das Alethi-Exemplar eines Buches besorgen sollen, das *Der Weg der Könige* genannt wird. Ich möchte, dass es mir wieder vorgelesen wird. Beim letzten Mal, als ich es gehört habe, bin ich nicht in der richtigen Verfassung dafür gewesen.«



Sie kamen aus einer anderen Welt und nutzten Kräfte, die zu berühren uns verboten war. Es sind gefährliche Kräfte, Kräfte der Sprengsel und der Wogen. Sie zerstörten ihr eigenes Land und sind flehend zu uns gekommen.

Von der Eila-Stele

Ein lebhafter Meerwind blies durch das Fenster herein und spielte in Dalinars Haaren, als er in seiner Villa in Thaylen-Stadt stand. Der Wind war schneidend kalt. Frisch. Er verweilte nicht, sondern fegte an Dalinar vorbei und blätterte die Seiten seines Buches mit einem leisen Rascheln um.

Der Wind floh vor dem Ewigsturm.

Scharlachrot. Wütend. *Brennend*. Die Wolken des Ewigsturms trieben von Westen herbei. Wie Blut, das im Wasser wogt, folgte eine Gewitterwolke der nächsten, und Blitze zuckten aus ihnen hervor. Und unter dem Sturm – in seinem Schatten und auf dem tobenden Meer – sprenkelten *Schiffe* die Wellen.

»Schiffe?«, flüsterte er. »Sie sind *während* des Sturms gesegelt?«

Er beherrscht ihn, sagte der Sturmwater mit einer schwachen Stimme, die wie das Plätschern des Regens klang. *Er benutzt den Sturm, so wie Ehr einst mich benutzt hat.*

So viel zu dem Plan, den Feind auf dem Meer zu bremsen. Dalinars junge Armada hatte vor dem Sturm in Sicherheit gebracht werden müssen, und der Feind war unangefochten hindurchgesegelt. Aber die Koalition war ohnehin zerbrochen; sie würde diese Stadt nicht verteidigen.

Der Sturm nahm ab, während er die Bucht vor Thaylen-Stadt verdüsterte, und dann schien er sogar ganz aufzuhören. Er beherrschte den Himmel im Westen, rückte aber merkwürdigerweise nicht weiter vor. Die feindlichen Schiffe gingen in seinem Schatten vor Anker; viele bohrten sich geradewegs in das Ufer hinein.

Amarams Truppen strömten aus den Stadttoren und versuchten das Gelände zwischen der Bucht und der Stadt zu besetzen; es war für sie und ihre Manöver nicht genug Platz auf den Mauern. Die Alethi waren Feldtruppen, und die beste Aussicht auf einen Sieg bestand darin, die Parscher anzugreifen, während diese von Bord gingen. Hinter ihnen stiegen thaylenische Truppen auf die Mauer, aber sie bestanden nicht aus Veteranen. Ihre Stärke war stets die Marine gewesen.

Dalinar hörte General Khal undeutlich auf der Straße unter sich, wie er nach Läufern und Schreiberinnen rief, die Urithiru Bericht erstatten und die Alethi-Verstärkungstruppen rufen sollten. *Zu langsam*, dachte Dalinar. Es dauerte Stunden, Truppen aufzustellen, und obwohl Amaram seine Männer heftig antrieb, würden sie sich für einen Angriff auf die Schiffe nicht rechtzeitig formieren.

Und dann waren da noch die Verschmolzenen. Zu Dutzenden erhoben sie sich von den Schiffen in den Himmel. Seine Armee würde in einen Engpass geraten, sobald sie aus dem Eidtor trat. Er stellte sich vor, wie sie aus der Luft angegriffen wurde, während sie versuchte, sich durch die Straßen zu kämpfen und die tiefer gelegenen Teile der Stadt zu erreichen.

All das wies eine erschreckende Schönheit auf. Ihre Armada, die vor dem Sturm hatte fliehen müssen. Ihre Armee, die unvorbereitet war. Die plötzliche Verflüchtigung der Unterstützung ...

»Er hat das alles geplant.«

So ist er nun einmal.

»Die Bebauerin hat mich gewarnt, meine Erinnerungen würden eines Tages zurückkommen. Sie hat gesagt, dass sie mich ›beschneidet‹. Weißt du, warum sie das getan hat? *Musste* ich mich irgendwann erinnern?«

Ich habe keine Ahnung. Ist es wichtig?

»Das hängt von der Antwort auf eine bestimmte Frage ab«, sagte Dalinar. In aller Sorgfalt schloss er das Buch, das auf der Anrichte unter dem Fenster lag, und spürte dabei die Symbole auf dem Einband. »Welcher ist der wichtigste Schritt, den ein Mensch tun kann?«

Er glättete seine blaue Uniform und nahm den Band von der Anrichte. Mit dem *Weg der Könige* als beruhigendem Gewicht in der Hand verließ er sein Gemach und begab sich in die Stadt.



»Es war ein so langer Weg«, flüsterte Schallan, »und sie sind schon *hier*?«

Kaladin und Adolin standen wie zwei Statuen rechts und links von ihr; ihre Gesichter waren stoische Masken. Sie konnte das Eidtor deutlich erkennen; die runde Plattform am Rande der Brücke war genauso groß wie die Kontrollgebäude.

Hunderte und aberhunderte seltsamer Sprengsel standen in dem Kugelsee, der das Ufer von Thaylen-Stadt andeutete. Sie wirkten entfernt menschenähnlich, aber sie waren verzerrt und merkwürdig – wie dunkel schimmerndes Licht. Es handelte sich eher um die hingekritzelten Umrisse von Menschen, die Schallan an jene Zeichnungen erinnerten, die sie in einem Zustand des annähernden Wahnsinns angefertigt hatte.

Am Ufer schwappte eine große dunkle Masse aus lebendigem rotem Licht über den Obsidianboden. Sie war schrecklicher als alles andere – es tat geradezu *weh*, diese Erscheinung anzusehen. Und als sei dies noch nicht genug, flog ein halbes Dutzend Verschmolzene über sie hinweg und landete auf der Brücke, die zur Plattform des Eidtores führte.

»Sie haben es gewusst«, sagte Adolin. »Sie haben uns mit dieser verfluchten Vision hierhergeführt.«

»Nehmt euch in Acht vor *jedem*, der behauptet, in die Zukunft blicken zu können«, flüsterte Schallan.

»Nein. Nein, das kam nicht von ihm!« Kaladin sah hastig vom einen zum anderen und wandte sich in der Hoffnung auf Unterstützung schließlich an Syl. »Es war, als würde der Sturmwater ... ich meine ...«

»Azure hat uns vor diesem Weg gewarnt«, sagte Adolin.

»Und was hätten wir sonst unternehmen sollen?«, fragte Kaladin. Dann verstummte er und zog sich zusammen mit den anderen in das Schattenversteck der Bäume zurück. »Wir konnten nicht zu den Hornesser-Bergen gehen, wie Azure es gewollt hat. In ihnen wartet der Feind doch ebenfalls! Alle sagen, dass seine Schiffe dort patrouillieren.« Kaladin schüttelte den Kopf. »Das hier war unsere einzige Möglichkeit.«

»Wir haben nicht genug zu essen für eine Rückkehr ...«, sagte Adolin.

»Selbst wenn wir umkehren«, gab Schallan zu bedenken, »wohin sollten wir dann gehen? Sie halten Celebrant besetzt. Sie beobachten dieses Eidtor und vermutlich auch die anderen ...«

Schallan sank auf den Obsidianboden. Muster legte ihr die Hand auf die Schulter und summt leise und besorgt. Ihr Körper sehnte sich nach Sturmlicht, das ihre Erschöpfung wegwaschen konnte. Das Licht war in der Lage, Illusionen zu erschaffen und diese Welt in etwas anderes umzuwandeln, zumindest für einige Augenblicke. Und dann konnte sie so tun, als ob ...

»Kaladin hat recht«, sagte Syl. »Es ist uns nicht möglich zurückzugehen. Unsere verbliebenen Edelsteine werden nicht mehr lange reichen.«

»Aber wir müssen es versuchen«, sagte Kaladin und nickte.

»Was müssen wir versuchen, Kal?«, fragte Adolin. »Ganz allein gegen eine Armee von Bringern der Leere kämpfen?«

»Ich weiß nicht, wie das Portal funktioniert«, fügte Schallan hinzu. »Ich weiß nicht einmal, wie viel Sturmlicht es benötigt.«

»Wir ... wir werden etwas versuchen«, sagte Kaladin. »Wir besitzen noch ein wenig Sturmlicht. Wie wäre es mit einer Illusion? Mit einem Ablenkungsmanöver? Wir werden Euch zum Eidtor bringen, und Ihr findet heraus, wie Ihr uns befreien könnt.« Er schüttelte den Kopf. »Wir können es schaffen. Wir *müssen*.«

Schallan senkte den Kopf und hörte Musters Summen zu. Es gab Schwierigkeiten, die nicht mit einer einfachen Lüge aus der Welt geschafft werden konnten.



Vorsichtig trat Jasnah einem Soldatentrupp aus dem Weg, der auf das Eidtor zulief. Sie war durch eine Spannfeder darüber informiert worden, dass sich Truppen in Urithiru sammelten und zu Hilfe kommen wollten. Doch leider würden auch sie bald erkennen müssen, was Jasnah bereits wusste.

Thaylen-Stadt war verloren.

Ihr Gegner hatte sein Blatt nur allzu gut ausgespielt. Das machte sie zwar wütend, aber sie hielt ihre Gefühle im Zaum. Sie hoffte, dass Amarams Bande von Unzufriedenen wenigstens so lange die Pfeile und Speere des Feindes mit ihren eigenen Körpern abfang, bis die Bevölkerung der Stadt evakuiert war.

Sturmblitze tauchten die Stadt in rotes Licht.

Sie musste sich auf das konzentrieren, was sie tun *konnte*, und nicht auf das, was sie *unterlassen* hatte zu tun. Als Erstes musste sie dafür sorgen, dass ihr Onkel nicht in einer sinnlosen Schlacht getötet

wurde. Zweitens musste sie bei der Evakuierung von Thaylen-Stadt helfen; sie hatte Urithiru bereits gebeten, sich auf Flüchtlinge vorzubereiten.

Doch diese beiden Dinge mussten warten, denn vorher hatte sie sich um eine noch drängendere Angelegenheit zu kümmern.

»Die Tatsachen reihen sich ein«, sagte Elfenbein. »Die Wahrheit, die schon immer Bestand hatte, wird nun bald allen geoffenbart werden.« Er ritt auf dem hohen Kragen ihres Kleides und hielt sich mit einer winzigen Hand daran fest. »Du hast recht. Es *ist* ein Verräter.«

Jasnah knöpfte ihren Schutzhand-Ärmel auf und rollte ihn zurück, wodurch die behandschuhte Hand darunter zum Vorschein kam. Sie hatte sich vorbereitet und trug überdies die goldene und gelbe Havah einer Späherin mit einem kürzeren Rock, der vorn und an den Seiten geschlitzt war, sowie darunter eine Hose. Und feste Stiefel.

Sie ging einer weiteren Gruppe fluchender Soldaten aus dem Weg und stieg die Stufen zum Tor des Tempels von Pailiah'Elin hoch. Drinnen fand sie, wie es ihr gesagt worden war, Renarin Kholin kniend auf dem Boden. Er hatte den Kopf gesenkt – und war allein.

Ein Sprengsel erhob sich auf seinem Rücken; es schimmerte so hellrot wie die sengende Kräuselung einer Fata Morgana. Es war von kristalliner Struktur, ähnelte einer Schneeflocke, und Licht tropfte aus ihm heraus und stieg zur Decke hinauf. In ihrer Tasche trug Jasnah eine Zeichnung der richtigen Sprengsel, von denen die Wahrheitswächter umgeben waren.

Das hier war etwas anderes.

Jasnah streckte die Hand zur Seite aus, holte tief Luft und rief Elfenbein als Splitterklinge herbei.



Venli sprang von dem behelfsmäßigen Landungssteg des Schiffes herunter. Die Stadt vor ihr glich einem weiteren Wunder. Man hatte sie an einem Berghang errichtet, und sie wirkte beinahe so, als wäre sie aus dem Stein herausgemeißelt worden – geformt wie die

Zerbrochene Ebene, die nur von Wind und Regen geschaffen worden war.

Hunderte Sänger umströmten sie. Hoch aufragende Verschmolzene gingen zwischen ihnen einher, und ihre Schalenrüstungen waren genauso beeindruckend wie ein Splitterpanzer. Einige der gewöhnlichen Sänger trugen Kriegsform – aber im Gegensatz zu ihren Alethi-Geschwistern hatten sie keine Kampfausbildung erhalten.

Azisch, Thaylener, Marati ... diese neu erweckten Sänger entstammten einer Vielzahl von Nationen, und sie waren verängstigt und unsicher. Venli stimmte sich auf den Rhythmus des Schmerzes ein. Würde sie dazu gezwungen werden, in der Frontlinie zu marschieren? Auch sie besaß keine große Schlachtenerfahrung; selbst in einer Form der Macht würde sie schnell in Stücke gehauen werden.

Wie mein Volk auf dem Feld von Narak, wo es sich geopfert hat, um den Ewigsturm hervorzubringen. Odium schien für das Leben der Lauscher und Sänger nicht viel übrigzuhaben.

Timbre pulsierte im Rhythmus des Friedens in ihrer Tasche, und Venli legte die Hand darauf. »Still«, flüsterte sie im Schmerz. »Still. Willst du denn, dass dich jemand hört?«

Widerstrebend verlangsamte Timbre ihr Pulsieren, aber Venli spürte noch immer eine schwache Vibration, die von ihrer Tasche ausging. Und das ... das entspannte sie. Beinahe glaubte sie, den Rhythmus des Friedens selbst hören zu können.

Einer der gewaltigen Verschmolzenen rief nach ihr. »Du! Lauscherin! Komm her!«

Venli stimmte sich in den Rhythmus der Zerstörung ein. Sie würde sich von diesen Wesen nicht einschüchtern lassen, mochten sie auch Götter sein. Sie trat an ihn heran und hielt den Kopf hoch.

Der Verschmolzene reichte ihr ein Futteral mit einem Schwert darin. Sie ergriff es und stimmte sich auf Unterwürfigkeit ein. »Bisher habe ich eine Axt benutzt, aber nicht zum ...«

»Trage es«, sagte er. Seine Augen erglüh­ten in einem sanften Rot.
»Vielleicht wirst du dich verteidigen müssen.«

Sie erhob keine weiteren Einwände. Es gab eine feine Trennlinie zwischen respektvoller Zuversicht und Trotz. Sie gürtete sich das Schwert um ihren schlanken Körper und wünschte sich, sie könnte über so etwas wie einen Panzer verfügen.

»Und nun berichte mir, was dieser Kleine sagt«, meinte der Verschmolzene im Rhythmus der Überheblichkeit und ging los. Er sah sich nicht zu ihr um, sondern schien zu erwarten, dass sie ihm folgte.

Venli gehorchte und gelangte zu einer Versammlung von Sängern in Arbeitsform, die Speere in den Händen hielten. Mit dem Verschmolzenen hatte sie sich in der alten Sprache verständigt, aber diese Sänger hier sprachen Thaylenisch.

Ich soll übersetzen, dachte sie und entspannte sich. *Das ist es, was ich auf dem Schlachtfeld tun soll.*

»Was ist es«, sagte Venli im Rhythmus des Spotts zu demjenigen, den der Verschmolzene ihr zeigte, »das du dem Heiligen berichten willst?«

»Wir ...« Der Sänger leckte sich über die Lippen. »Wir sind keine Soldaten. Wir sind Fischer. Was tun wir hier?« Obwohl der Rhythmus der Angst einen Schatten über seine Worte legte, sprachen Haltung und Gesicht eine deutlichere Sprache. Er redete und handelte wie ein Mensch.

Sie übersetzte.

»Ihr seid hier, weil ihr das tun werdet, was man euch befiehlt«, sagte der Verschmolzene mit Venlis Hilfe zu ihnen. »Dafür werdet ihr mit weiteren Möglichkeiten des Dienens belohnt.« Obwohl er im Rhythmus des Hohns sprach, schien er nicht wütend zu sein. Eher wirkte er so, als würde er einem Kind eine Lektion erteilen.

Sie gab seine Worte weiter, und die Seeleute schauten einander an und regten sich unbehaglich.

»Sie wollen Einwände machen«, sagte sie zu dem Verschmolzenen.
»Ich kann es an ihrem Verhalten ablesen.«

»Sie sollen sprechen«, sagte er.

Venli forderte sie dazu auf, und ihr Anführer senkte den Blick, dann sagte er im Rhythmus der Besorgnis: »Es ist nur so, dass ... Thaylen-Stadt? Das ist unsere Heimat. Erwartet man von uns wirklich, dass wir sie angreifen?«

»Ja«, sagte der Verschmolzene, nachdem Venli übersetzt hatte. »Sie haben euch versklavt. Sie haben eure Familien auseinandergerissen und euch wie dumme Tiere behandelt. Dürstet ihr nicht nach Rache?«

»Rache?«, fragte der Seemann und sah seine Gefährten hilfesuchend an. »Wir sind froh, frei zu sein. Aber ... ich meine ... einige von ihnen haben uns recht gut behandelt. Können wir nicht einfach irgendwo sesshaft werden und die Thaylener in Ruhe lassen?«

»Nein«, sagte der Verschmolzene. Venli übersetzte und lief hinter ihm her, als er davonging.

»Großer?«, fragte sie im Rhythmus der Unterwürfigkeit.

»Sie haben die falsche Leidenschaft«, sagte er. »Jene, die Kholinar angegriffen haben, taten es mit Freuden.«

»Die Alethi sind ein kriegerisches Volk, Großer. Es erscheint nicht überraschend, dass sie diese Eigenschaft an ihre Sklaven weitergegeben haben. Und vielleicht wurden diese hier besser behandelt?«

»Sie waren zu lange Sklaven. Wir müssen ihnen einen anderen Weg zeigen.«

Venli folgte dem Verschmolzenen dichtauf und freute sich, endlich einen gefunden zu haben, der sowohl geistig gesund als auch vernünftig war. Er brüllte die Gruppen nicht an, die sie besuchten und von denen viele ähnliche Beschwerden äußerten. Er befahl Venli nur, stets die gleichen Antworten zu geben.

Kleine, ihr müsst die Gelegenheit zur Rache ergreifen. Ihr müsst euch eure Leidenschaft verdienen.

Qualifiziert euch zu größeren Diensten, und ihr werdet erhöht werden und eine Form der Macht erhalten.

Dieses Land hat vor langer Zeit einmal euch gehört, bevor sie es euch gestohlen haben. Ihr seid zum Gehorsam abgerichtet worden. Wir werden euch lehren, wieder stark zu sein.

Der Verschmolzene blieb ruhig, aber unerbittlich. Wie ein schwelendes Feuer. Kontrolliert, aber jederzeit zum Auflodern bereit. Schließlich ging er davon und gesellte sich zu einigen seiner Gefährten. Um sie herum formierte sich unbeholfen eine Sängers-Armee und überzog das Land östlich der Bucht. Währenddessen sammelten sich Alethi-Truppen auf einem kleinen Schlachtfeld, und ihre Banner flatterten im Wind. Sie hatten Bogenschützen, schwere Infanterie, leichte Infanterie und sogar Ausreiter auf Pferden.

Venli summte im Rhythmus des Schmerzes. Es würde ein *Abschlachten* werden.

Plötzlich überkam sie ein seltsames Gefühl. Es glich einem der Rhythmen, war aber bedrückend und *fordernd*. Es erschütterte die Luft, und der Boden unter ihren Füßen bebte. Die Blitze in den fernen Wolken schienen in diesem Rhythmus zu zucken, und in einem einzigen Augenblick sah sie, dass das ganze Gelände um sie herum mit geisterhaften Sprengeln angefüllt war.

Das sind die Geister der Toten, begriff sie. *Verschmolzene, die noch keinen Körper ausgewählt haben*. Die meisten erschienen so verzerrt, dass Venli sie kaum als Sänger erkannte. Zwei von ihnen waren fast so groß wie ein Haus.

Und ein weiterer überragte sie alle: eine Kreatur aus wirbelnder Gewalt. So groß wie ein Hügel, schien sie ganz aus rotem Rauch zu bestehen. Venli sah, wie sie sich über die wirkliche Welt breiteten, aber irgendwie wusste sie auch, dass diese Kreaturen für die meisten unsichtbar waren. Sie konnte in eine andere Welt blicken. Das geschah manchmal, kurz vor ...

Eine sengende Hitze erschien hinter ihr.

Venli riss sich zusammen. Für gewöhnlich erblickte sie ihn nur während eines Sturms. Aber ... das hier *war* ein Sturm. Reglos schwebte er hinter ihr und wirbelte das Meer auf.

Licht kristallisierte neben ihr und formte einen uralten Parscher mit einem Gesicht, das golden und weiß marmoriert war. Er trug ein Herrscherzepter wie einen Stock in seiner Hand. Zum ersten Mal verdampfte seine Gegenwart sie nicht sofort.

Erleichtert stieß Venli den Atem aus. Dies hier war eher ein *Eindruck* als sein tatsächliches Wesen. Dennoch strömte die Macht von ihm ab, als seien es Weinranken, die im Wind flatterten und in der Unendlichkeit verschwanden.

Odium war persönlich erschienen und wollte die Schlacht beaufsichtigen.



Teft versteckte sich.

Er konnte den anderen nicht gegenüberreten. Nicht nach dem ... nach dem, was er getan hatte.

Fels und Bisig bluteten. Eth war tot. Der Raum war zerstört. Die Ehrenklinge war gestohlen.

Er hatte ... er trug ... eine Brücke-Vier-Uniform ...

Teft taumelte durch die Felskorridore, kam an Ausbrüchen von Schamsprengseln vorbei und suchte nach einem Ort, an dem ihn niemand sehen konnte. Er hatte es schon wieder getan – bei einer weiteren Gruppe, die ihm vertraut hatte. Wie bei seiner Familie, die er in einem fehlgeleiteten Versuch, gerecht zu sein, verraten und verkauft hatte. Oder wie bei seiner Einheit in Sadeas' Armee, die er wegen seiner Sucht im Stich gelassen hatte. Und jetzt ... und jetzt Brücke Vier?

Er stolperte über einen Stein, der aus dem Boden des dunklen Korridors ragte, fiel ächzend hin und scheuerte mit der Hand gegen den Fels. Ächzend lag er da und hämmerte seinen Kopf immer wieder gegen die Wand.

Am liebsten würde er ein Versteck finden, sich hineinzwängen und nie wieder von jemandem gesehen werden.

Als er den Blick hob, stellte er fest, dass sie neben ihm stand. Es war die Frau aus Licht und Luft, mit lockigen Haaren, die im Nebel verschwanden.

»Warum folgst du mir?«, knurrte Teft. »Geh und such dir einen der anderen aus. Bei Kelek! Nimm einfach *irgendjemanden*, bloß nicht mich!«

Er stand auf, drängte sich an ihr vorbei – sie war fast völlig substanzlos – und ging weiter den Korridor entlang. Licht vor ihm zeigte ihm an, dass er zufällig zum äußeren Ring des Turms gelangt war, in dem Fenster und Balkone auf die Plattformen der Eidtore hinauswiesen.

Keuchend blieb er an einem steinernen Türdurchgang stehen und hielt sich mit der Hand daran fest. Seine Knöchel bluteten.

»Teft.«

»Du willst mich nicht haben. Ich bin *gebrochen*. Nimm Lopen. Fels. Sigzil. Bei der Verdammnis, Frau, ich ...«

Was war das?

Teft wurde von schwachen Lauten angelockt und betrat den leeren Raum. Diese Laute ... Schreie?

Er stellte sich auf den Balkon. Unter ihm strömten Gestalten mit marmorierter Haut über eine der Eidtor-Plattformen. Es war jene, die nach Kholinar führte. Eigentlich sollte sie versperrt sein und nicht benutzbar.

Unter ihm schrien Späher und Soldaten in Panik. Urithiru wurde angegriffen.



Infolge der Anstrengung des Laufens keuchte Navani und hastete die letzten Stufen zur Mauer von Thaylen-Stadt hoch. Hier fand sie Königin Fens Gefolge. *Endlich*.

Sie sah auf ihre Armuhr. Wenn sie bloß ein Fabrial finden könnte, das nicht nur Schmerz, sondern auch Erschöpfung unterdrückte. *Das* wäre wunderbar. Schließlich gab es doch Erschöpfungssprengsel ...

Navani ging die Mauerkrone entlang, bis sie auf Fen traf. Unter ihr schwenkten Amarams Truppen das neue Sadeas-Banner: die Axt und den Turm, Weiß auf Waldgrün. Vorahnungssprengsel und Angstsprengsel – die ewigen Begleiter des Schlachtfeldes – wuchsen zwischen ihnen hervor. Sadeas' Männer strömten noch immer durch die Tore, und schon bewegten sich Bogenschützen in Marschformation vorwärts. Bald würden sie die schlecht organisierte Parscher-Armee überrennen.

Aber dieser Sturm ...

»Der Feind wird immer zahlreicher«, sagte Fen, als Navani auf sie zukam und ihre Admiräle Platz machten. »Bald werde ich aus erster Hand Eure berühmten Alethi-Truppen beobachten können – wie sie sich in eine unmöglich zu gewinnende Schlacht stürzen.«

»Wir sind besser aufgestellt, als es den Anschein hat«, sagte Navani. »Der neue Sadeas ist ein berühmter Taktiker. Seine Soldaten sind ausgeruht, und auch wenn es ihnen möglicherweise ein wenig an Disziplin fehlt, sind sie doch für ihre Hartnäckigkeit bekannt. Wir können den Feind angreifen, bevor er sich richtig aufgestellt hat. Und wenn er zurückschlagen und uns mit seiner schierem Zahl überwältigen sollte, verschanzen wir uns in der Stadt, bis Verstärkung eintrifft.«

Kmakl, Fens Gemahl, nickte. »Dieser Kampf kann gewonnen werden, Fen. Vielleicht schaffen wir es sogar, einige unserer Schiffe zurückzuerobern.«

Der Boden erbehte. Einen Augenblick lang fühlte sich Navani, als stünde sie auf einem schwankenden Boot. Sie schrie auf und hielt sich an der Mauerkrone fest, damit sie nicht hinfiel.

Auf dem Schlachtfeld zwischen den feindlichen Truppen und den Alethi zitterte der Boden und *zerbrach*. Risse und Spalten durchdrangen den Untergrund, und dann erhob sich ein gewaltiger

Steinarm aus dem Grund, dessen Bruchlinien Hand, Unterarm, Ellbogen und Oberarm bildeten.

Ein Ungeheuer, das mindestens dreißig Fuß groß war, zog sich aus dem Stein und warf dabei Splitter und Staub auf die Armee unter ihm. Es hatte einen keilförmigen Kopf, wie ein Skelett aus Fels, und geschmolzene rote Augen lagen in den tiefen Höhlen.



Venli konnte beobachten, wie die Donnerbrocken erwachten.

Unter den wartenden Geistern befanden sich zwei größere Massen aus Energie – es waren Seelen, die so verzerrt und verkrümmt waren, dass sie gar nicht mehr wie Sängern wirkten. Eine kroch in den Steinboden hinein und schien ihn ebenso zu bewohnen, wie ein Sprengsel in einem Edelsteinherzen hauste. Der Stein wurde zur Gestalt dieser Seele.

Dann riss sie sich aus dem Felsen frei. Die Parscher um Venli herum taumelten ehrfürchtig zurück und waren so überrascht, dass sie Sprengsel anlockten. Das Wesen überragte die Menschenarmee, während sein Gefährte zwar auch in den Steinboden gekrochen war, sich aber nicht sofort wieder daraus befreite.

Es gab noch ein weiteres Ungeheuer, das sogar noch mächtiger war als diese beiden. Es befand sich draußen in der Bucht, und als Venli in die andere Welt schaute, wurde ihr Blick unwillkürlich von diesem dritten Wesen angezogen. Wenn die beiden geringeren Seelen bereits so einschüchternde Steinmonstren erschaffen hatten, wozu war dann wohl dieser Berg von Kraft in der Lage?

Im Körperreich knieten die Verschmolzenen nieder und neigten die Köpfe vor Odium. Sie konnten ihn ebenfalls sehen. Rasch kniete sich auch Venli hin, und ihre Knie prallten gegen den Stein. Timbre pulsierte im Rhythmus der Angst, und Venli legte die Hand auf ihre Tasche und drückte gegen sie. *Sei still. Wir können nicht gegen ihn kämpfen.*

»Turasch«, sagte Odium und legte die Finger auf die Schulter des Verschmolzenen, dem sie gefolgt war. »Alter Freund, in diesem neuen Körper siehst du gut aus.«

»Danke, Meister«, sagte Turasch.

»Dein Geist ist beständig, Turasch. Ich bin stolz auf dich.« Odium zeigte auf Thaylen-Stadt. »Für unseren heutigen Sieg habe ich eine großartige Armee zusammengestellt. Was hältst du von unserer Beute?«

»Die Stadt hat eine ausgezeichnete Lage und wird selbst ohne das Eidtor von großer Bedeutung für uns sein«, sagte Turasch. »Aber ich fürchte um unsere Armeen, Meister.«

»Oh. Warum?«, fragte Odium.

»Sie sind schwach, unausgebildet und verängstigt. Viele werden sich zu kämpfen weigern. Sie begehren keine Rache, Meister. Selbst mit den Donnerbrocken könnten wir unterliegen.«

»Diese dort?«, fragte Odium und warf einen Blick über seine Schulter auf die versammelten Sänger. »Turasch, mein Freund, du denkst zu *klein*! Das ist nicht meine Armee. Ich habe sie hergeführt, damit sie zusehen können.«

»Zusehen?«, fragte Venli und schaute auf. Sie wand sich, aber Odium schenkte ihr keine Aufmerksamkeit. Er hielt die Hände an seine Flanken gedrückt, und gelb-goldene Macht strömte hinter seiner Gestalt wie ein sichtbar gewordener Wind. Jenseits von ihm, an jenem anderen Ort, wurde diese brodelnde Macht rot und *war wirklich da*. Sie wurde vollständig zurück in das diesseitige Reich gezogen, und der Ozean kochte.

Etwas drang daraus hervor. Etwas Uranfängliches – etwas, das Venli schon immer gespürt, aber nie wirklich wahrgenommen hatte. Roter Nebel. Flüchtig wie ein Schatten, den man an einem dunklen Tag sah und für etwas Wirkliches hielt. Rennende rote Pferde in wütendem Galopp. Die Gestalten von Menschen, tötend und sterbend, Blut vergießend und sich darin suhlend. Aufgehäufte

Knochen, die einen Berg bildeten, auf dem Menschen miteinander kämpften.

Der rote Nebel stieg aus den brandenden Wellen auf, wogte über einen leeren Felsabschnitt nordwärts entlang des Wassersaums. Für Venli brachte er Gelüste nach dem Schlachtfeld mit. Die Mitreißung bereitete sie auf einen wundervollen Kampf vor.



Das größte der Sprengsel, die wogende Masse aus rotem Licht, verschwand aus Schadesmar.

Kaladin keuchte und ging näher an den Saum der Bäume heran. Er spürte, wie die Macht diesen Ort verließ und ... sich zu dem anderen begab?

»Etwas geschieht gerade«, sagte er zu Adolin und Schallan, die noch immer darüber stritten, was sie tun sollten. »Vielleicht bietet sich uns jetzt eine Gelegenheit!«

Sie gesellten sich zu ihm und beobachteten, wie die seltsame Armee der Sprengsel in den Wellen erlosch und verschwand.

»Das Eidtor?«, fragte Schallan. »Vielleicht benutzen sie es?«

Nach wenigen Augenblicken waren nur noch sechs der Verschmolzenen übrig. Sie bewachten weiterhin die Brücke.

Sechs, dachte Kaladin. *Wäre es mir möglich, sie zu besiegen?*

Musste er das?

»Ich kann sie ablenken«, sagte er zu den anderen. »Vielleicht sollten wir zusätzlich noch einige Illusionen erschaffen. Wir erregen ihre Aufmerksamkeit, während sich Schallan zum Eidtor schleicht und herausfindet, wie es funktioniert.«

»Ich vermute, wir haben keine andere Wahl«, sagte Adolin. »Aber ...«

»Was?«, fragte Kaladin drängend.

»Machst du dir keine Gedanken darüber, wohin diese Armee gezogen ist?«



»Leidenschaft«, sagte Odium. »Hier herrscht große Leidenschaft.«

Venli verspürte eine gewaltige Kälte.

»Ich habe diese Männer seit Jahrzehnten ausgebildet«, bemerkte Odium. »Sie wünschen sich nichts sehnlicher, als etwas zu *zerbrechen* und Rache an denen zu üben, die ihren Großprinzen getötet haben. Die Sänger sollen zusehen und lernen. Für den heutigen Kampf habe ich eine andere Armee aufgestellt.«

Vor ihnen auf dem Schlachtfeld sackten die Reihen der Menschen in sich zusammen, ihr Banner schwankte. Ein Mann in glitzerndem Splitterpanzer, der auf einem weißen Pferd saß, führte sie an.

Tief im Innern seines Helms schimmerte etwas rot.

Die dunklen Sprengsel schwärmten auf die Menschen zu, fanden willkommene Körper und williges Fleisch. Der rote Nebel stachelte ihre Gelüste an und öffnete ihren Geist. Und dann *verbanden* sich die Sprengsel mit den Menschen und schlüpfen in deren offene Seelen.

»Meister, du hast gelernt, Menschen zu bewohnen?«, fragte Turasch im Rhythmus der Unterwürfigkeit.

»Die Sprengsel sind schon immer in der Lage gewesen, ein Band mit ihnen einzugehen, Turasch«, sagte Odium. »Dazu sind nicht mehr als eine passende geistige Verfassung sowie die richtige Umgebung notwendig.«

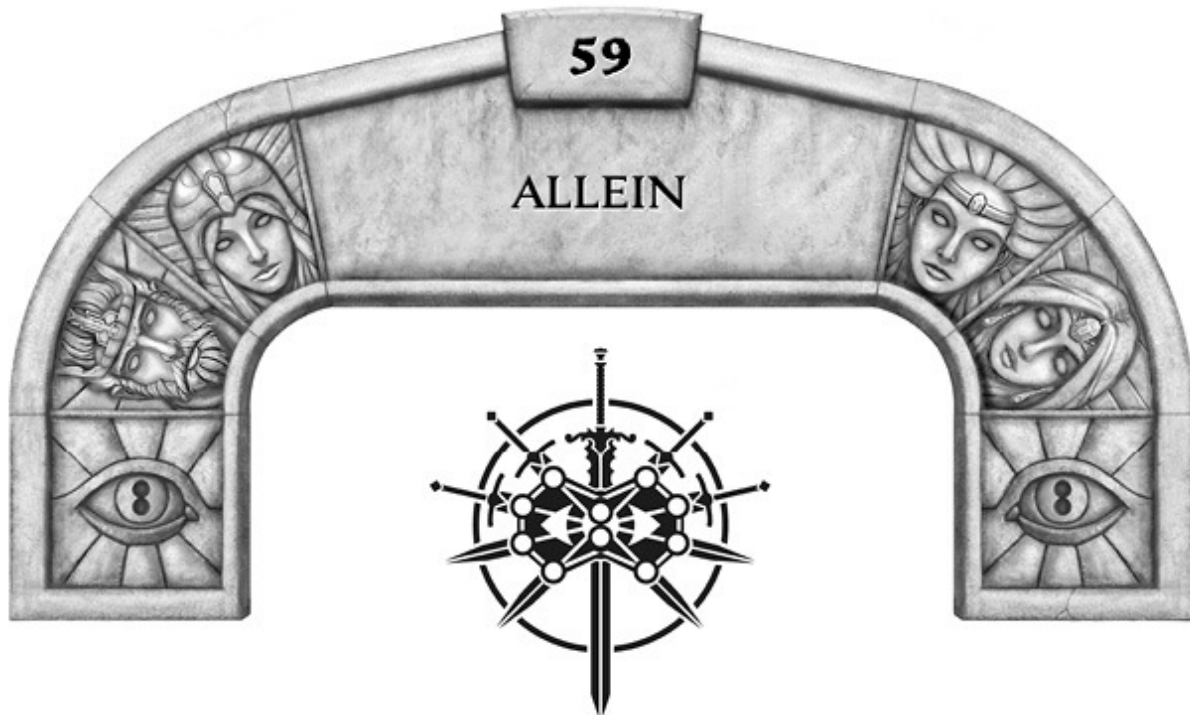
Zehntausend Alethi in grünen Uniformen packten ihre Waffen, und ihre Augen glühten in einem tiefen, gefährlichen Rot.

»Geht«, flüsterte Odium. »Kholin hätte euch geopfert! Macht eure Wut offenbar! Tötet den Schwarzdorn, der euren Großprinzen ermordet hat. Lasst eure Leidenschaft frei! Gebt mir euren Schmerz und erobert die Stadt in meinem Namen!«

Die Armee drehte um und griff Thaylen-Stadt an, angeführt von einem Splitterträger in schimmernder Rüstung.



ZUR KOSTE: 1400 FISS



Wir nahmen sie auf, wie es von den Göttern befohlen ward. Was hätten wir sonst tun können? Es war ein verlorenes Volk ohne Heimat. Unser Mitleid vernichtete uns. Denn ihr Verrat erstreckte sich sogar auf unsere Götter: Sprengsel, Stein und Wind.

Von der Eila-Stele

Kaladin glaubte, den Wind zu hören, als er unter den Obsidianbäumen hervortrat. Syl sagte, an diesem Ort gebe es keinen Wind. Aber war das nicht das Geräusch klirrender, zitternder Glasblätter? War das nicht das Seufzen kühler, frischer Luft um ihn herum?

Im letzten halben Jahr war er weit gekommen. Er schien dem Mann, der Brücken im Pfeilhagel der Parschendi getragen hatte, inzwischen recht fern zu sein. Jener Mann hatte den Tod willkommen geheißen, aber jetzt *trotzte* er dem Tod – selbst an schlechten Tagen, wenn alles in Grau getaucht war. Er begehrte den Tod nicht mehr, denn obwohl das Leben schmerzhaft war, so war es doch auch süß und schön.

Er hatte Syl. Er hatte auch die Männer von Brücke Vier. Und was noch wichtiger war: Er hatte ein Ziel.

Heute würde Kaladin Dalinar Kholin beschützen.

Er schritt auf das Meer der Seelen zu, das die Existenz von Thaylen-Stadt auf der anderen Seite anzeigte. Viele der Seelenflammen, die sich zu Formationen zusammengeschlossen hatten, waren grellrot geworden. Er zitterte, als er darüber nachdachte, was das bedeuten mochte. Er betrat die Brücke, unter der die Kugeln wogten und brodelten, und erreichte die höchste Stelle, noch bevor der Feind ihn bemerkte.

Sechs Verschmolzene drehten sich um und stiegen in die Luft. Sie schlossen zueinander auf, beobachteten ihn, hoben ihre langen Speere, schauten zur Seite und schienen schockiert zu sein.

Ein Mann allein?

Kaladin wich einen Schritt zurück, schabte sanft mit der Stiefelspitze über den weißen Marmor der Brücke und fiel in Kampfstellung. Er steckte sich die Harpune in die Armbeuge und stieß einen langen Seufzer aus.

Dann sog er sein ganzes Sturmlicht ein und erstrahlte.

In der Umarmung dieser Kraft schienen alle Augenblicke seines Lebens zusammenzufließen und ineinanderzugreifen. Gaz warf er im Regen zu Boden. Er schrie trotzig, als er an der Front der Brücke angriff. Und er erwachte während der Weinung auf dem Übungshof. Er kämpfte gegen den Attentäter auf der Sturm-mauer.

Die Verschmolzenen sprangen ihn an; ihre langen Roben und Mäntel flatterten hinter ihnen her. Kaladin peitschte sich senkrecht in die Luft und flog zum ersten Mal seit langer Zeit – seit einer allzu langen Zeit – wieder in den Himmel.



Als der Boden abermals erbebte, geriet Dalinar ins Taumeln. Draußen ertönte eine zweite Folge von krachenden Lauten. Er befand sich im unteren Teil der Stadt, von wo aus er nicht mehr über die Mauer

blicken konnte, aber er befürchtete zu wissen, was dieses Bersten von Stein bedeutete. Einen zweiten Donnerbrocken.

Violette Angstsprenksel sprossen aus den Straßen, als die Zivilisten schrien und kreischten. Dalinar hatte sich in die Mitte der Stadt begeben – in den Teil, der als der Alte Bezirk bezeichnet wurde – und hatte soeben den Unteren Bezirk betreten, den Teil der Stadt, welcher der Mauer am nächsten lag. Die Treppen hinter ihm füllten sich mit Menschen, die nach oben flohen, auf das Eidtor zu.

Als das Beben nachließ, ergriff Dalinar den Arm einer jungen Mutter, die verzweifelt gegen die Tür eines Hauses hämmerte. Er schickte sie mit ihrem Kind in den Armen die Stufen hinauf. Diese Leute mussten von den Straßen verschwinden. Am besten wäre es, wenn sie Schutz in Urithiru suchten, damit sie nicht zwischen die Fronten gerieten.

Dalinar spürte sein Alter, als er an den nächsten Häuserreihen vorbeilief. *Der Weg der Könige* klemmte noch immer unter seinem Arm. Er hatte kaum mehr Kugeln bei sich – das war ein Versehen –, aber genauso wenig besaß er Panzer und Klinge. Dies würde seit vielen, vielen Jahren seine erste Schlacht ohne Splitter sein. Er hatte darauf bestanden, und nun würden Amaram und andere Splitterträger den Befehl auf dem Schlachtfeld haben.

Wie mochte es Amaram ergehen? Als Dalinar den Großprinzen zum letzten Mal gesehen hatte, war dieser damit beschäftigt gewesen, seine Bogenschützen aufzustellen. Von seiner gegenwärtigen Position aus war es Dalinar nicht möglich, die Truppen vor der Mauer zu erkennen.

Ein plötzliches Gefühl prallte gegen ihn.

Es war Leidenschaft, gepaart mit großer Konzentration. Eine begierige Energie, eine Wärme, ein Versprechen der Stärke.

Ruhm.

Leben.

Für Dalinar fühlte sich der Durst nach der Schlacht wie die Aufmerksamkeit einer Geliebten an, die man vor langer Zeit abgewiesen hat. Die Mitreißung war hier. Sein alter, *lieber* Freund.

»Nein«, flüsterte er und sackte gegen eine Mauer. Dieses Gefühl traf ihn härter als das Erdbeben vorhin. »*Nein.*«

Der Geschmack war so verlockend. Ihm wurde eingegeben, er könne die Stadt ganz allein retten. Wenn er die Mitreißung in sich einließ, würde der Schwarzdorn zurückkehren. Er brauchte keine Splitter. Er brauchte lediglich seine Leidenschaft. Süßer als jeder Wein.

Nein.

Er schob die Mitreißung beiseite und stieß sich von der Wand ab. Ein steinernes Ungeheuer, eine der Bestien aus seinen Visionen, ragte etwa zwanzig Fuß über die Stadtmauer hinaus. Der Donnerbrocken schlug die Hände gegeneinander, schwang sie und rammte sie durch die Mauer. Geborstene Steine flogen in alle Richtungen.

Dalinar sprang in Deckung, aber ein niedergehender Stein traf ihn und schmetterte ihn gegen eine Wand.

Schwärze.

Fallen.

Macht.

Er keuchte, und das Sturmlicht flutete in ihn hinein. Er schüttelte sich wach und stellte fest, dass sein Arm von dem Stein zu Boden gedrückt wurde. Stein und Staub stürzten auf die von Trümmern übersäte Straße vor ihm. Und ... es waren nicht nur Trümmer. Als er erkannte, dass es sich bei einigen jener Stücke um Leichen handelte, die mit Staub überzogen waren und reglos auf dem Boden lagen, musste er husten.

Er mühte sich ab, seinen Arm unter dem Steinblock hervorzuziehen. Nicht weit von ihm entfernt hämmerte der Donnerbrocken auf die geborstene Stadtmauer ein und öffnete ein weites Loch in ihr. Dann trat er hindurch und näherte sich dem Riff, das die Front des Alten Bezirks bildete. Seine Schritte brachten den Boden zum Erzittern.

Ein massiver Steinfuß donnerte dicht neben Dalinar auf den Boden. Bei den Stürmen! Dalinar zerrte weiter an seinem Arm, beachtete

weder die Schmerzen noch die Verletzungen, die er sich dabei zuzog, und schaffte es schließlich, sich zu befreien. Das Sturmlicht heilte ihn, während er von der Wand wegkroch und sich duckte, als das Ungeheuer das Dach eines Gebäudes im vorderen Teil des Alten Bezirks abriß und wieder Trümmer herabregneten.

War das nicht die Edelstein-Reserve? Das Ungeheuer warf das Dach beiseite, und mehrere Verschmolzene, die er zuvor nicht bemerkt hatte – sie ritten auf seinen Schultern –, sprangen in das Gebäude hinunter. Dalinar war hin- und hergerissen zwischen einer Teilnahme an der Schlacht draußen und der Erforschung dessen, was hier los war.

Hast du eine Ahnung, was sie vorhaben?, fragte er den Sturmwater.

Nein. Das ist ein seltsames Verhalten.

In einer blitzartigen Entscheidung riss Dalinar sein Buch aus einem Schutthaufen vor sich heraus und rannte die nun leeren Stufen zum Alten Bezirk hinauf, wobei er dem Donnerbrocken gefährlich nahe kam.

Das Ungeheuer stieß ein durchdringendes Gebrüll aus, das einem Donnerschlag ähnelte. Die Druckwelle hätte Dalinar beinahe wieder umgeworfen. In einem Anfall von Wut griff die titanenhafte Kreatur die Edelstein-Reserve an, riss deren Mauern auseinander und warf die Bruchstücke hinter sich. Zahllose glitzernde Gegenstände fingen das Sonnenlicht auf und spiegelten es wider, während sie über die Stadt und die Mauer bis auf die Fläche dahinter flogen.

Kugeln und Edelsteine, erkannte Dalinar. *Der ganze Reichtum Thaylenahs. Verstreut wie Blätter im Wind.*

Das Wesen schien immer wütender zu werden, während es auf die Gegend um den Speicher eindrosch. Dalinar drückte sich mit dem Rücken gegen die Wand, als zwei Verschmolzene vorbeischoßen; sie wurden von einem Wesen angeführt, das wie ein glühendes gelbes Sprengsel wirkte. Diese beiden Verschmolzenen schienen nicht fliegen zu können, aber es lag eine bestürzende Anmut in ihren

Bewegungen. Ohne sichtbare Mühen glitten sie die Steinstraße entlang, als wäre der Boden eingeölt worden.

Dalinar jagte ihnen nach und drückte sich dabei an einer Gruppe von Schreiberinnen vorbei, die sich auf der Straße zusammendrängten. Doch bevor er die Verschmolzenen einholen konnte, griffen sie eine der vielen Sänften an, die sich durch die Menge zu bewegen versuchten. Die Wesen stießen sie um, schoben die Träger beiseite und krochen hinein.

Die Verschmolzenen achteten nicht auf Dalinars Schreie. Bald hasteten sie davon; der eine – ein weibliches Wesen – trug etwas Großes unter dem Arm. Dalinar sog das Sturmlicht einiger fliehender Kaufleute ein und rannte den Rest der Strecke zu der Sänfte. Inmitten der Trümmer fand er eine junge Thaylenerin neben einem ältlichen Mann, der nach seinen Bandagen zu urteilen bereits früher verwundet worden war.

Dalinar half der verwirrten jungen Frau, sich in eine sitzende Position zu bringen. »Was haben sie gewollt?«

»Hellherr?«, fragte sie auf Thaylenisch. Sie blinzelte und ergriff seinen Arm. »Der Königstropfen ... ein Rubin. Sie haben schon einmal versucht, ihn zu stehlen, und jetzt haben sie es geschafft!«

Ein Rubin? Ein einfacher Edelstein? Die Träger kümmerten sich um den alten Mann, der kaum mehr bei Bewusstsein war.

Dalinar warf einen Blick über seine Schulter auf den Donnerbrocken, der sich langsam zurückzog. Der Feind hatte den Reichtum der Edelstein-Reserve überhaupt nicht beachtet. Warum waren sie auf diesen besonderen Rubin so versessen? Er wollte nach weiteren Einzelheiten fragen, als etwas anderes seine Aufmerksamkeit erregte. Von seinem hoch gelegenen Aussichtspunkt konnte er durch das Loch sehen, das der Donnerbrocken in die Stadtmauer gehauen hatte.

Davor sammelten sich Gestalten mit glühend roten Augen auf dem Schlachtfeld – aber es waren keine Parscher.

Sie trugen *Sadeas'* Uniformen.



Jasnah begab sich in den Tempel, packte ihre Splitterklinge und trat auf Füße, die in Pantoffeln steckten. Das rote Sprengsel, das von Renarin aufstieg – wie eine Schneeflocke aus Kristall und Licht –, es schien sie zu spüren, geriet darüber in Panik und verschwand mit einem leisen Knall in Renarin.

Ein Sprengsel ist, sagte Elfenbein. Das falsche Sprengsel ist.

Renarin Kholin war ein Lügner. Er war kein Wahrheitswächter.

Das ist ein Sprengsel von Odium, sagte Elfenbein. Verdorbenes Sprengsel. Aber ... ein Mensch, verbunden mit einem? Dieses Wesen ist nicht.

»Es ist«, flüsterte Jasnah. »Irgendwie.«

Nun war sie Renarin so nahe gekommen, dass sie hören konnte, wie er flüsterte: »Nein ... nicht, Vater. Nein, *bitte* ...«



Schallan webte Licht.

Es war eine einfache Illusion, erschaffen aus den Seiten ihres Skizzenblocks: einige Soldaten aus der Armee, Leute von Urithiru und mehrere Sprengsel, die sie auf ihrer Reise gezeichnet hatte. Insgesamt waren es etwa zwanzig Einzelwesen.

»Bei Talns Nägeln«, sagte Adolin, als Kaladin hoch in die Luft schoss. »Der Brückenjunge legt sich wirklich ins Zeug.«

Kaladin lenkte vier der Verschmolzenen ab, aber zwei blieben zurück. Schallan fügte ihrer Gruppe ein Trugbild Azures und eines der Greifer hinzu, die sie gezeichnet hatte. Sie hasste es, so viel Sturmlicht zu verbrauchen, denn was war, wenn ihr am Ende nicht mehr genug davon für das Eidtor zur Verfügung stand?

»Viel Glück«, flüsterte sie Adolin zu. »Vergiss nicht, dass ich sie nicht unmittelbar kontrollieren kann. Sie werden nur rudimentäre Bewegungen machen.«

»Wir schaffen das schon.« Adolin sah Muster, Syl und das Sprengsel seines Schwertes an. »Nicht wahr, Jungs?«

»Hm«, sagte Muster. »Ich mag es nicht, abgestochen zu werden.«

»Weise Worte, mein Freund. Weise Worte.« Adolin gab Schallan einen Kuss, und dann liefen sie auf die Brücke zu. Syl, Muster und das Totaugen folgten ihnen – ebenso wie die Illusionen, die an Adolin gebunden waren.

Diese kleine Streitmacht erregte die Aufmerksamkeit der letzten beiden Verschmolzenen. Als sie abgelenkt waren, schlich Schallan zum Ausgangspunkt der Brücke hinüber und ließ sich in das Meer der Kugeln hinab. Mit dem kostbaren Sturmlicht sowie mit einer Kugel, die sie auf der *Ehrs Pfad* gefunden hatte, erschuf sie sich eine Plattform, auf der sie unter der Brücke hindurchgehen konnte.

Sie schritt zu der kleinen Insel hinüber, die auf dieser Seite das Eidtor repräsentierte. Zwei gewaltige Sprengsel überragten sie.

Das Rufen und Schreien auf der Brücke deutete an, dass Adolin und die anderen ihre Arbeit gut machten. Aber war Schallan auch in der Lage, die ihre zu tun? Sie trat zwischen die beiden Wächter, die so hoch wie ein Gebäude aufragten und an Statuen in Rüstungen erinnerten.

Der eine wirkte wie aus Perlmutter, und der andere war schwarz und zeigte einen öligen Schimmer, in dem viele Farben schwammen. Bewachten sie das Eidtor, oder ermöglichten sie auf irgendeine Weise dessen Funktionieren?

Schallan wusste nicht recht, was sie tun sollte, und so winkte sie einfach. »Äh, hallo?«

Langsam wandten sich ihr zwei Köpfe zu.



Die Luft um Venli herum, die vorhin noch von den Geistern der Toten erfüllt gewesen war, war nun leer – mit Ausnahme einer einzigen schwarzen Gestalt aus wirbelndem Rauch. Venli hatte sie zunächst nicht bemerkt, denn sie war kaum größer als eine gewöhnliche Person. Sie stand in der Nähe von Odium, und Venli hatte keine Ahnung, um welches Wesen es sich handelte.

Der zweite Donnerbrocken hatte Arme, die genauso lang wie sein Körper waren, und die Hände wirkten wie riesige Haken. Er überquerte das Feld in Richtung Osten, auf die Stadtmauer und die Armee zu, die nur noch dem Äußeren nach menschlich war. Hinter Venli standen die gewöhnlichen Sänger in Reihen vor ihren Schiffen. Sie hielten sich so weit wie möglich von dem roten Nebel des Ungemachten entfernt, der die Nordseite des Schlachtfeldes überzog.

Odium befand sich neben Venli – eine glitzernde Kraft aus brennendem Gold. Der erste Donnerbrocken verließ die Stadt und stellte etwas auf den Boden: zwei Verschmolzene – Götter mit geschmeidigen Körpern und fast ohne Rüstung. Sie umrundeten die verräterische Armee und glitten mit unheimlicher Anmut über den Felsboden.

»Was haben sie da?«, fragte Venli. »Ist das ein Edelstein? Sind wir *deshalb* hier? Um eines Edelsteins willen?«

»Nein«, sagte Odium. »Das ist nur eine Vorsichtsmaßnahme – eine kurzfristige Entscheidung, die ich getroffen habe, weil ich eine mögliche Katastrophe verhindern möchte. Die Beute, die ich heute für mich beanspruche, ist weitaus größer – größer sogar als die Stadt selbst. Es ist der Weg zu meiner Freiheit. Der Fluch Roschars. Vorwärts, Kind. Zu der Bresche in der Mauer. Möglicherweise wirst du für mich sprechen müssen.«

Sie schluckte und ging auf die Stadt zu. Der dunkle Geist folgte ihr – jener aus wirbelndem Nebel. Der Letzte, der noch in einen Körper schlüpfen musste.



Kaladin schwebte durch diesen Ort, der sich aus schwarzem Himmel, geisterhaften Wolken und einer fernen Sonne zusammensetzte. Nur vier der Verschmolzenen hatten beschlossen, ihn zu verfolgen. Um die anderen beiden würde sich Adolin kümmern müssen.

Die vier flogen mit großer Präzision. Sie nutzten das Peitschen ebenso wie Kaladin, aber sie schienen nicht in der Lage zu sein, ihre

Geschwindigkeit so schnell zu ändern wie er. Es dauerte länger, bis sie ein großes Peitschen aufgebaut hatten, und deshalb würde es für ihn ein Leichtes sein, ihnen voraus zu bleiben.

Doch – bei den Stürmen! – wie sie *flogen*! Mit solcher Eleganz! Sie ruckten nicht hierhin und dorthin, sondern glitten geschmeidig von einer Bewegung in die nächste. Sie benutzten den ganzen Körper, um den Wind zu formen und ihren Flug zu kontrollieren. Sogar der Attentäter in Weiß war nicht so anmutig wie sie gewesen – sie wirkten fast wie der Wind selbst.

Kaladin hatte sich den Himmel erobert, aber bei allen Stürmen, es hatte ganz den Anschein, als wäre er in Bereiche vorgedrungen, in denen jemand anders ältere Rechte besaß.

Ich muss nicht gegen sie kämpfen, dachte er. Ich muss sie nur so lange ablenken, bis Schallan weiß, wie sie das Portal aktivieren kann.

Kaladin peitschte sich nach oben, auf jene seltsamen, allzu flachen Wolken zu. Er drehte sich in der Luft und stellte fest, dass sich einer der Verschmolzenen fast unmittelbar über ihm befand. Seine blasse Haut war mit einer einzigen roten Marmorierung durchwirbelt, wie Rauch, der über die Wangen geblasen wird. Die Kreatur stieß mit ihrem langen Speer nach ihm, aber Kaladin konnte sich gerade noch rechtzeitig zur Seite peitschen.

Peitschen war allerdings nicht dasselbe wie Fliegen, und das bedeutete einen Vorteil. Kaladin musste keine bestimmte Richtung einschlagen, wenn er sich durch die Luft bewegen wollte. Er fiel nach oben und ein wenig nach Norden, kämpfte aber mit nach unten gewandtem Gesicht und stieß die feindliche Lanze mit seiner Harpune beiseite. Die Waffe des Verschmolzenen war weitaus länger als seine eigene und hatte statt einer einzelnen Spitze geschärfte Ränder. Kaladins Harpune war ohne Zweifel im Nachteil.

Also gut. Es ist an der Zeit, das zu ändern.

Als der Verschmolzene die Waffe abermals nach oben stieß, packte Kaladin seine Harpune mit beiden Händen und hielt sie seitwärts. Er

ließ zu, dass die feindliche Waffe in die Öffnung zwischen seinen Armen, der Brust und der Harpune drang.

Dann peitschte er seine Waffe mehrfach nach unten und schleuderte sie.

Sie glitt an der Lanze vorbei und prallte gegen die Arme des Verschmolzenen. Die Kreatur schrie vor Schmerz auf und ließ ihre Waffe los. Gleichzeitig tauchte Kaladin unter ihr hinweg, beendete das Peitschen nach oben und schoss stattdessen hinunter.

Sein Magen drehte sich bei der plötzlichen Richtungsänderung um, und ihm wurde schwarz vor Augen. Das war selbst mit Sturmlicht beinahe zu viel für ihn. In seinen Ohren klingelte es, er biss die Zähne zusammen und ertrug den kurzen Verlust seiner Sehkraft, bis sie bald darauf zurückkehrte – glücklicherweise. Er taumelte durch die Luft, zog sich wieder nach oben und packte die Lanze, die an ihm vorbei in die Tiefe fiel.

Die vier Verschmolzenen hasteten hinter ihm her, aber nun waren sie vorsichtiger geworden. Der Flugwind kühlte den Schweiß auf seinem Gesicht, der sich bei dem Ohnmachtsanfall gebildet hatte.

Das ... werde ich nicht wieder versuchen, dachte Kaladin, während er seine neue Waffe festhielt. Er hatte mit Speeren geübt, aber für den Einzelkampf waren sie meist doch zu lang. Dieser Nachteil wurde jedoch durch das Fliegen aufgehoben.

Der Verschmolzene, den er entwaffnet hatte, stieg ab und versuchte die Harpune zu ergreifen. Kaladin winkte ihnen mit den Handflächen nach oben zu und flog in Richtung einiger dunkler Obsidianberge, deren Hänge bewaldet waren – es war die Richtung, aus der er und die anderen gekommen waren. Unten sah er, wie Schallans Illusionen die beiden Verschmolzenen auf der Brücke in Wut brachten.

Schau nach vorn, dachte Kaladin, als die vier anderen ihn jagten. Er gehörte in den Himmel und unter diese Kreaturen.

Es war an der Zeit, das zu beweisen.



Prim Aqasix Yanagawn der Erste, Kaiser von ganz Makabak, lief in der Kajüte seines Schiffes auf und ab.

Allmählich fühlte er sich wirklich wie ein Kaiser. Es war ihm nicht mehr peinlich, mit Wesiren und hohen Würdenträgern zu sprechen. Inzwischen verstand er vieles von dem, was sie besprachen, und er zuckte auch nicht mehr zusammen, wenn ihn jemand »Euer Majestät« nannte. Bemerkenswerterweise hatte er fast vergessen, dass er sich früher wie ein verängstigter Dieb durch den Palast gestohlen hatte.

Aber auch die Herrschergewalt eines Kaisers war beschränkt.

Er lief auf und ab, immer wieder. Die kaiserliche Robe – mit Azisch-Muster – lag schwer auf seinen Schultern, und auch der Yuanazixin drückte: der modische Hut mit hoch aufragenden Seiten. Er hätte ihn ja abgenommen, aber er spürte, dass er seine Autorität benötigte, wenn er mit seinen drei wichtigsten Ratgebern sprach.

»Lift glaubt, wir hätten bleiben sollen«, sagte er. »Der Krieg kommt nach Thaylen-Stadt.«

»Wir beschützen nur unsere Flotte vor dem Sturm«, sagte Noura.

»Verzeihung, Wesirin, aber das ist Chullmist, und das wisst Ihr auch. Wir sind gegangen, weil Ihr befürchtet hattet, Kholin könnte vom Feind gelenkt sein.«

»Das ist nicht der *einzig*e Grund«, sagte Unoqua. Er war ein alter Mann mit großem Bauch. »Wir sind schon immer skeptisch gewesen, was die Verlorenen Strahlenden angeht. Die Kräfte, die Dalinar Kholin beherrschen und einsetzen will, sind außerordentlich gefährlich, wie es jetzt durch die Übersetzung einer alten Aufzeichnung bewiesen wurde.«

»Lift sagt ...«, meinte Yanagawn.

»Lift?«, fragte Noura. »Ihr hört viel zu sehr auf sie, Euer Kaiserliche Hoheit.«

»Sie ist klug.«

»Sie hat einmal versucht, Eure Schärpe zu *essen*.«

»Sie ... hatte geglaubt, es sei eine Art von Nachspeise.« Yanagawn holte tief Luft. »Außerdem ist sie nicht in *dieser* Art klug. Sie ist es

auf die andere Art.«

»Was für eine andere Art, Euer Kaiserliche Hoheit?«, fragte Wesirin Dalksi. Ihre Haare waren schneeweiß und ragten unter ihrer formellen Kopfbekleidung hervor.

»Die Art, die weiß, wann es falsch ist, einen Freund zu betrügen. Ich glaube, wir sollten zurückgehen. Bin ich der Kaiser oder nicht?«

»Ihr *seid* der Kaiser«, sagte Noura. »Aber, Euer Majestät, erinnert Euch an Eure Lektionen. An das, was uns von den Monarchien des Ostens – und dem Chaos, das sie erleiden – unterscheidet. Es ist die Tatsache, dass unser Kaiser kontrolliert wird. Azir kann und wird einen Wechsel der Dynastie überstehen. Eure Macht mag theoretisch absolut sein, aber Ihr übt sie nicht aus. Ihr dürft es nicht.«

»Ihr wurdet erwählt«, sagte Unoqua, »von Yaezir persönlich ...«

»Ich wurde *erwählt*«, unterbrach ihn Yanagawn, »weil mir niemand eine Träne nachweint, wenn der Attentäter in Weiß zu mir kommt! Wir sollten keine Spielchen treiben, in Ordnung?«

»Ihr habt ein Wunder vollbracht«, sagte Unoqua.

»*Lift* hat ein Wunder vollbracht. Sie hat dazu Kräfte benutzt, von denen ihr inzwischen behauptet, sie seien so gefährlich, dass man ihnen nicht trauen kann!«

Die drei Personen – zwei Wesirinnen und ein Ratgeber – sahen einander an. Unoqua war zwar ihr religiöser Anführer, aber Noura war ein Jahr länger als er Meisterin, da sie die Prüfungen bemerkenswerterweise bereits im Alter von zwölf Jahren bestanden hatte.

Yanagawn blieb vor dem Bullauge der Kajüte stehen. Draußen tobten die Wellen, und das kleine Schiff, das sich zu der Hauptflotte gesellt hatte und mit ihr in der Vtlar-Bucht an der thaylenischen Küste vor Anker gegangen war, schaukelte in ihnen. Die Berichte der Spannfedern besagten jedoch, dass der Ewigsturm in der Nähe von Thaylen-Stadt *angehalten* habe.

Es klopfte an der Tür. Yanagawn befahl Dalksi, die trotz ihres Alters den niedrigsten Rang der Anwesenden innehatte, zum Eintreten zu

rufen. Yanagawn setzte sich in seinen kaiserlichen Sessel, als ein Wächter mit hellbrauner Haut eintrat. Yanagawn glaubte, den Mann zu erkennen, der ein Tuch gegen die Seite seines Gesichts presste und zusammenzuckte, als er sich vor dem Kaiser förmlich verneigte.

»Vono?«, fragte Noura. »Was ist mit deinem Schützling geschehen? Du solltest sie doch ablenken und beschäftigen, nicht wahr?«

»Das habe ich auch getan, Euer Gnaden«, antwortete Vono, »bis sie mir in die Kugeln getreten und mich unter das Bett gestopft hat. Äh, Euer Gnaden, ich habe wirklich keine Ahnung, wie sie mich bewegen konnte. Sie ist ja nicht gerade groß ...«

Lift?, dachte Yanagawn. Beinahe hätte er den Namen herausgebrüllt und Antworten verlangt, aber das hätte diesen Mann beschämt. Mit Mühe hielt sich Yanagawn zurück, und Noura nickte ihm anerkennend zu, weil er seine Lektion gelernt hatte.

»Wann war das?«, fragte Noura.

»Kurz bevor wir aufgebrochen sind«, sagte der Wächter. »Es tut mir leid, Euer Gnaden. Ich war außer Gefecht gesetzt und habe mich gerade erst erholt.«

Yanagawn wandte sich an Noura. Sicherlich würde sie *jetzt* die Wichtigkeit einer Rückkehr einsehen. Der Sturm war noch nicht weitergezogen. Sie konnten zurückkehren, sobald ...

Eine weitere Gestalt näherte sich der Tür. Es war eine Frau in der Kleidung einer Schreiberin zweiten Grades aus dem siebten Zirkel. Sie trat ein, verneigte sich förmlich und so hastig vor Yanagawn, dass sie die dritte Geste des unterwürfigen Gehorsams vergaß.

»Wesirinnen«, sagte sie und verneigte sich erst vor ihnen und dann vor Unoqua. »Neuigkeiten aus der Stadt!«

»Gute Neuigkeiten?«, fragte Noura hoffnungsfroh.

»Die Alethi haben sich gegen die Thaylener gewendet und wollen sie nun erobern! Sie waren die ganze Zeit hindurch mit den Parschern verbündet. Euer Gnaden, indem wir geflohen sind, konnten wir der Falle gerade noch entkommen!«

»Wir müssen rasch handeln«, sagte Noura. »Unsere Schiffe müssen von all jenen abgesondert werden, die Alethi-Truppen an Bord haben. Wir dürfen nicht überrascht werden!«

Sie gingen und überließen Yanagawn der Obhut eines Dutzends junger Schreiberinnen, die als Nächste an der Reihe waren, sich in seiner Gegenwart sonnen zu dürfen. Besorgt und verängstigt kroch er in seinem Sessel zusammen und spürte ein übles Gefühl in den Eingeweiden. Die Alethi – Verräter?

Lift hatte sich geirrt. Er hatte sich tatsächlich geirrt.

Er erflachte Yezirs Segen. Damit war das Ende aller Tage wirklich gekommen.



Wir sind die Torwächter, sagten die beiden gewaltigen Sprengsel zu Schallan mit Stimmen, die sich überlagerten, als wäre es nur eine einzige. Obwohl sich ihre Münder nicht bewegten, hallten die Stimmen dröhnend durch Schallan hindurch. *Lichtweberin, du besitzt nicht die Erlaubnis, dieses Tor zu benutzen.*

»Aber ich *muss* hindurchtreten«, rief Schallan ihnen zu. »Ich kann mit Sturmlicht bezahlen!«

Deine Bezahlung wird abgelehnt. Wir sind durch das Wort des Elternteils gebunden.

»Eures Elternteils? Wer ist das?«

Das, welches nun tot ist.

»Also ...«

Wir sind gebunden. Reisen von und nach Schadesmar waren während der letzten Tage des Elternteils verboten. Wir sind verpflichtet zu gehorchen.

Hinter Schallan hatte Adolin auf der Brücke eine kluge Taktik angewandt. Er verhielt sich wie eine Illusion.

Ihre falschen Leute hatten die Anweisung erhalten, sich wie Kämpfende zu benehmen, doch ohne Schallans unmittelbare Anleitung bedeutete das, dass sie nur herumstanden und Löcher in die Luft

schlugen. Damit er sich nicht offenbarte, hatte Adolin beschlossen, das Gleiche zu tun und stieß seine Harpune wahllos hierhin und dorthin. Muster und Syl taten es ihm gleich, während die beiden Verschmolzenen über ihnen schwebten. Der eine, das weibliche Wesen, hielt sich den verletzten Arm fest, der inzwischen bereits zu heilen schien. Sie wussten, dass *jemand* in dieser Masse *wirklich* war, aber sie hatten keine Ahnung, wer es sein mochte.

Schallan blieb nicht viel Zeit. Sie schaute wieder zu den Torwächtern hoch. »Bitte. Das andere Eidtor – das in Kholinar – hat mich durchgelassen.«

Unmöglich, sagten sie. Wir sind durch Ehr gebunden und durch Regeln, die kein Sprengsel brechen kann. Dieses Tor ist geschlossen.

»Warum habt ihr dann die anderen durchgelassen? Die Armee, die vorhin hier gewartet hat?«

Die Seelen der Toten? Sie brauchten unser Tor nicht. Sie wurden vom Feind gerufen und entlang der alten Pfade zu den wartenden Wirten gezogen. Ihr Lebenden könnt nicht das Gleiche tun. Ihr müsst für den Übergang das Lot aufsuchen. Die gewaltigen Sprengsel neigten die Köpfe in vollkommenem Einklang. *Wir bitten um Verzeihung. Aber wir sind ... sehr lange allein gewesen. Wir würden es genießen, den Weg für die Menschen wieder freizugeben. Doch wir können nicht das tun, was uns verboten wurde.*



Szeth von den Himmelsbrechern schwebte hoch über dem Schlachtfeld.

»Die Alethi haben die Seiten gewechselt, Aboschi?«, fragte Szeth.

»Sie haben die Wahrheit gesehen«, sagte Nin, der neben ihm schwebte. Nur diese beiden sahen zu; Szeth wusste nicht, wohin der Rest der Himmelsbrecher verschwunden war.

Nicht weit entfernt grollte der Ewigsturm seine Unzufriedenheit heraus. Rote Blitze zuckten über ihn hinweg und fuhren von der einen Wolke in die nächste.

»Schon immer gehörte diese Welt den Parschern«, sagte Szeth. »Mein Volk hielt nicht Ausschau nach der Rückkehr einer Invasionsarmee, sondern nach den Meistern des Hauses.«

»Ja«, sagte Nin.

»Und du hast versucht, sie aufzuhalten.«

»Ich wusste, was geschehen muss, wenn sie zurückkehren.« Nin drehte sich zu ihm um. »Wer hat die Rechtsgewalt über dieses Land, Szeth-Sohn-Neturo? Ein Mann kann unbehelligt über seine Heimat herrschen, bis der Stadtherr seine Steuern einfordert. Der Stadtherr herrscht über seine Ländereien, bis er vom Großprinzen zur Verantwortung gezogen wird, wenn der Krieg in sein Land kommt. Und der König? Er ... muss sich vor Gott verantworten.«

»Du hast gesagt, dass Gott tot ist.«

»*Ein* Gott ist tot. Aber ein anderer hat den Krieg durch das Recht der Eroberung gewonnen. Die ursprünglichen Herren dieses Landes sind zurückgekehrt, wie du es so treffend ausgedrückt hast, und sie bringen den Schlüssel des Hauses mit. Sage mir also, Szeth-Sohn-Neturo, der bald das Dritte Ideal schwören wird, welchem Gesetz sollten die Himmelsbrecher folgen? Dem der Menschen oder dem der *wahren* Eigentümer dieses Landes?«

Es schien keine Wahl zu geben. Nins Logik war unumstößlich. Überhaupt keine Wahl ...

Sei nicht dumm, sagte das Schwert. *Komm, wir kämpfen gegen diese Kerle.*

»Die Parscher? Sie sind die rechtmäßigen Herrscher des Landes«, sagte Szeth.

Rechtmäßig? Wer kann denn ein Recht an einem Land besitzen? Die Menschen beanspruchen andauernd Dinge für sich. Aber niemand fragt die Dinge, ob ihnen das recht ist, oder? Nun, ich

gehöre niemandem. Vivenna hat mir das gesagt. Ich bin mein eigenes Schwert.

»Ich habe keine Wahl.«

Wirklich? Hast du mir nicht gesagt, du seist mehr als tausend Jahre lang den Anweisungen eines Steins gefolgt?

»Mehr als sieben Jahre, Schwert-Nimi. Und ich bin nicht dem Stein gefolgt, sondern den Worten desjenigen, der den Stein in der Hand gehalten hat. Ich ...«

... hatte keine Wahl?

Aber es war immer wieder nicht mehr als ein Stein gewesen.



Kaladin flog abwärts und schwebte dicht über den Baumwipfeln dahin. Die Glasblätter klirrten, und eine Gischt aus abgebrochenen Splittern trieb hinter ihm her. Er folgte dem Berghang nach oben, peitschte sich abermals und dann noch einmal.

Als er die Baumgrenze passierte, peitschte er sich dichter an den Fels heran, und der Obsidian glitt nur wenige Zoll von seinem Gesicht entfernt unter ihm vorbei. Mit den Armen formte er den Wind um sich herum und hielt auf eine Spalte im schimmernden schwarzen Fels zu, in der sich zwei Berge trafen.

Er war belebt und von Licht und Wind berauscht, und es war ihm gleichgültig, ob die Verschmolzenen zu ihm aufschlossen oder nicht.

Sollten sie ihm doch zusehen.

Er flog im falschen Winkel heran und würde nicht durch den Spalt dringen können. Daher peitschte sich Kaladin vom Berghang zurück, beschrieb eine gewaltige Schleife in der Luft und änderte immer wieder die Richtung seines Peitschens. Er flog einen Kreis, schoss an den Verschmolzenen vorbei und geradewegs in den Spalt hinein. Dabei kam er den Felswänden so nahe, dass er ihre Gegenwart spürte.

Erregt schoss er auf der anderen Seite wieder heraus. Sollte ihm inzwischen nicht längst das Sturmlicht ausgegangen sein? Er

verbrauchte es nicht mehr so schnell wie während der frühen Phase seiner Ausbildung.

Kaladin flog dicht über die Hänge, während die drei Verschmolzenen aus der schmalen Schlucht hervorkamen und ihm folgten. Er führte sie um den Obsidianberg herum, wendete und hielt auf das Eidtor zu, weil er nach Schallan und den anderen sehen wollte. Als er sich ihnen näherte, sackte er bis zwischen die Bäume hinab, wobei er sich noch immer mit unglaublicher Geschwindigkeit bewegte. Er orientierte sich, als befände er sich in den Klüften. Auf diese Weise fiel es ihm leicht, den Bäumen auszuweichen.

Er flog dahin und nutzte eher seinen Körper als das Peitschen zur Bestimmung seiner Flugbahn. Hinter ihm ertönte eine Melodie aus zerbrechendem Glas. Er schoss aus dem Wald heraus und stellte fest, dass der vierte Verschmolzene – jener mit Kaladins Harpune – auf ihn wartete. Die Kreatur griff ihn an, aber Kaladin wich ihr aus und flog dicht über dem Boden dahin, bis er das Meer der Kugeln erreicht hatte.

Ein rascher Blick zeigte ihm Schallan auf der Plattform, wie sie die Hände über den Kopf hielt – das abgesprochene Zeichen dafür, dass sie noch mehr Zeit benötigte.

Kaladin flog weit auf das Meer hinaus, und die Kugeln reagierten auf sein Sturmlicht; sie klapperten und wogten wie eine tosende Welle hinter ihm. Der letzte Verschmolzene wurde langsamer und schwebte schließlich reglos in der Luft, als die anderen drei aus dem Wald hervorkamen.

Kaladin zog eine weitere Schleife, und wie eine Wassersäule stiegen die Kugeln hinter ihm auf. Er beschrieb einen Bogen und raste auf den Verschmolzenen mit der Harpune zu. Kaladin schlug die Waffe des Parschers beiseite, schwang den Schaft seiner eigenen Lanze nach oben, erwischte den Griff der Harpune und trat dem Feind gleichzeitig gegen die Brust.

Die Harpune stieg in die Luft. Der Verschmolzene taumelte rückwärts.

Die Kreatur brachte sich mit einem Peitschen zum Stillstand in der Luft, schaute auf ihre Hände und sah dann verblüfft zu, wie Kaladin die Harpune mit der freien Hand aus der Luft fing. Der entwaffnete Feind brüllte etwas, schüttelte den Kopf und zog sein Schwert. Er glitt rückwärts und gesellte sich zu den anderen dreien, die sich ihm mit flatternden Roben näherten.

Einer von ihnen – der männliche Verschmolzene mit dem weißen Gesicht, das von einem roten Wirbel durchzogen wurde – bewegte sich allein weiter vor, richtete seine Lanze auf Kaladin und sagte etwas.

»Ich spreche eure Sprache nicht«, rief Kaladin zurück. »Aber wenn das eine Herausforderung zum Duell sein sollte – du gegen mich –, dann nehme ich sie an. Besonders gern sogar.«

In diesem Augenblick verließ ihn das Sturmlicht.



Schließlich brachte es Navani fertig, den Felsblock zu lösen, und sie schob ihn von den Überresten der Tür weg. Andere Steine gingen um den Block herum nieder und öffneten einen Weg auf die Mauer.

Oder auf das, was von ihr noch übrig war.

Etwa fünfzehn Fuß von Navani entfernt endete die Mauer in einem zerklüfteten breiten Spalt. Sie hustete und strich sich eine Locke, die ihrem Zopf entkommen war, aus dem Gesicht. Sie hatten Zuflucht in einem der steinernen Wachttürme auf der Mauer gesucht, doch als diese erbebt war, war eine Wand zusammengefallen.

Sie war auf die drei Soldaten gestürzt, die hergekommen waren, weil sie die Königin hatten beschützen wollen. Arme Kerle. Dahinter führte Fen ihren Gemahl, der eine Schnittwunde am Kopf davongetragen hatte, über die Trümmer ins Freie. Zwei weitere Schreiberinnen hatten zusammen mit Navani und der Königin in diesem Gebäude Schutz gesucht, doch die meisten Admiräle waren in die andere Richtung zum nächsten Wachturm gelaufen.

Diesen Turm gab es jetzt nicht mehr. Das Ungeheuer hatte ihn einfach fortgewischt. Nun stapfte es über die Ebene vor der Stadt, aber Navani konnte nicht erkennen, was seine Aufmerksamkeit erregt hatte.

»Die Treppe«, sagte Fen und zeigte dorthin. »Anscheinend existiert sie noch.«

Die Treppe nach unten befand sich in einem steinernen Turm und führte in eine kleine Wächterkammer an ihrem Fuß. Vielleicht fanden sie dort Soldaten, die den Verwundeten helfen und in den Trümmern nach Überlebenden suchen konnten. Navani zog die Tür auf und ließ Fen und Kmaki vor. Navani wollte ihnen folgen, doch sie zögerte.

Bei der Verdammnis, dieser Blick von der Mauer war faszinierend: der rote Gewittersturm. Die beiden Ungeheuer aus Stein. Und dazu der wogende, kochende rote Nebel an der Küste rechts von der Stadt. Er zeigte zwar keine deutlichen Umrisse, vermittelte aber irgendwie den Eindruck preschender Pferde, denen das Fleisch vom Leib gerissen worden war.

Das war gewiss einer der Ungemachten. Ein uraltes Sprengsel Odiums. Ein Wesen jenseits von Zeit und Geschichte. Hier.

Eine Kompanie von Soldaten war soeben durch den Spalt in die Stadt eingedrungen. Eine weitere formierte sich vor ihr und wollte der ersten folgen. Als sie nach unten sah, verspürte Navani eine große Kälte.

Rote Augen.

Sie keuchte leise auf, verließ den Treppenturm, taumelte über den Wehrgang der Mauer und erreichte schließlich den Spalt. *O lieber Allmächtiger, nein ...*

Die Reihen draußen vor der Stadt teilten sich allmählich und machten einer einzelnen Parscherin Platz. Navani blinzelte und versuchte zu erkennen, was so besonders an ihr war. Handelte es sich um eine der Verschmolzenen? Hinter ihr trieb der rote Nebel und streckte Fühler zwischen den Soldaten aus. Einer von ihnen trug einen Splitterpanzer

und ritt auf einem strahlend weißen Hengst. Amaram hatte die Seiten gewechselt.

Er hatte sich einer überwältigenden Streitmacht von Bringern der Leere in allen Gestalten und Größen angeschlossen. Wie konnten sie gegen einen solchen Feind bestehen?

Wie konnte überhaupt *irgendjemand* gegen einen solchen Feind bestehen?

Navani sackte vor der Kante der abgebrochenen Mauer auf die Knie. Und dann bemerkte sie noch etwas. Etwas, das nicht zu passen schien, und das ihr Verstand zunächst nicht anerkennen wollte. Eine einzelne Gestalt hatte irgendwie die Truppen umrundet, die bereits in die Stadt eingedrungen waren. Sie bahnte sich einen Weg durch die Trümmer zu der Mauer, trug eine blaue Uniform, und unter ihrem Arm hielt sie ein *Buch*.

Ungeschützt und wehrlos trat Dalinar Kholin in den Spalt der geborstenen, aufgebrochenen Mauer und stellte sich dem Albtraum entgegen – ganz allein.



Nehmt euch in Acht vor den Andersweltlern. Vor den Verrätern. Vor jenen mit den Zungen voller Süße, doch mit der Gier nach Blut. Nehmt sie nicht auf. Leistet ihnen keinen Beistand. Wahrlich, sie wurden die Bringer der Leere genannt, denn sie brachten die Leere. Die leere Grube, welche alle Gefühle in sich aufsaugt. Einen neuen Gott brachten sie. Ihren Gott.

Von der Eila-Stele

Dalinar stieg auf die Trümmer, und seine Stiefel schabten über den Stein. Hier draußen in der Nähe des roten Sturms fühlte sich die Luft allzu still an. Abgestanden. Wie konnte sie nur so reglos sein?

Amarams Armee zögerte vor dem Spalt in der Mauer. Einige Männer waren schon in die Stadt eingedrungen, aber der größte Teil hatte sich vor ihr formiert und wartete darauf, an die Reihe zu kommen. Wenn man in eine Stadt wie diese einfiel, musste man darauf achten, die eigenen Kräfte nicht zu stark von hinten anzuschieben, um sie nicht gegen den Feind zu drängen und zu zermalmen.

Die Soldaten bildeten unregelmäßige Reihen, und sie hatten rote Augen. Noch verräterischer war der Umstand, dass sie den Reichtum unter ihren Füßen gar nicht beachteten. Sie standen auf einem Meer aus Edelsteinen und Kugeln – allesamt entleert –, die von dem Donnerbrocken, der die Edelstein-Reserve zerstört hatte, hierhergeschleudert worden waren.

Diese Männer gierte es stattdessen nach Blut. Dalinar konnte ihre Lust auf den Kampf *schmecken*. Was hielt sie noch zurück?

Zwei Donnerbrocken stampften auf die Mauer zu. Ein roter Dunst trieb zwischen den Männern umher. Bilder von Krieg und Tod. Ein tödlicher Sturm. Dalinar stand ihm allein gegenüber. Ein einzelner Mann. Das war alles, was von einem zerbrochenen Traum übrig geblieben war.

»Also ...«, sagte plötzlich eine Stimme rechts von ihm. »Wie lautet der Plan?«

Dalinar runzelte die Stirn, schaute nach unten und sah ein Reschi-Mädchen mit langen Haaren, das in ein einfaches Hemd und eine Hose gekleidet war.

»Lift?«, fragte Dalinar auf Azisch. »Du bist nicht geflohen?«

»Natürlich nicht. Was ist denn los mit deiner Armee?«

»Sie gehört jetzt ihm.«

»Hast du etwa vergessen, sie zu füttern?«

Dalinar betrachtete die Soldaten, deren Reihen eher an eine Art Rudel als an richtige Schlachtformationen erinnerten. »Vielleicht habe ich nicht gut genug auf sie aufgepasst.«

»Wolltest du ... ganz allein gegen sie kämpfen?«, fragte Lift. »Mit einem Buch?«

»Hier ist noch jemand, der für mich kämpfen wird.«

»... mit einem Buch?«

»Ja.«

Sie schüttelte den Kopf. »Na gut. Warum nicht? Was soll ich für dich tun?«

Das Mädchen passte nicht zu der üblichen Vorstellung von einer Strahlenden Ritterin. Sie war nicht einmal fünf Fuß groß, dünn und drahtig und wirkte eher wie eine Straßengöre als wie eine Soldatin.

Aber sie war alles, was er hatte.

»Besitzt du eine Waffe?«, fragte er.

»Nein. Ich kann nicht lesen.«

»Kannst nicht ...« Dalinar warf einen Blick auf sein Buch. »Ich meine eine richtige Waffe, Lift.«

»Oh! Ja, ich habe das hier.« Sie streckte die Hand zur Seite aus. Dunst formte sich zu einer kleinen, glitzernden Splitterklinge.

Oder ... nein, es war nur ein Stock. Ein silberner Stock mit einer angedeuteten Parierstange.

Lift zuckte die Achseln. »Wyndel mag es nicht, den Leuten wehzutun.«

Mag es nicht ... Dalinar blinzelte. Was war das für eine Welt, in der Schwerter es nicht *mochten*, Menschen wehzutun?

»Vor kurzem ist eine Verschmolzene mit einem gewaltigen Rubin aus dieser Stadt entkommen«, sagte Dalinar. »Ich weiß nicht, wozu er gebraucht wird, und ich möchte es auch gar nicht herausfinden. Könntest du ihn zurückholen?«

»Klar. Das ist einfach.«

»Du wirst ihn bei einer Verschmolzenen finden, die sich durch eine Macht bewegt, die deiner eigenen gleicht.«

»Wie ich schon sagte. Einfach.«

»Einfach? Ich glaube, du wirst feststellen, dass ...«

»Entspann dich, Großvater. Den Stein stehlen. Das kann ich.« Sie holte tief Luft und explodierte geradezu vor Sturmlicht. Ihre Augen nahmen einen perlenartigen Schimmer an. »Also nur wir beide?«

»Ja.«

»In Ordnung. Viel Glück bei der Armee.«

Dalinar sah wieder die Soldaten an, zwischen denen sich nun eine Gestalt zeigte, die goldene Kleidung trug und ein Zepter wie einen Gehstock in der Hand hielt.

»Es ist nicht die Armee, die mir Sorgen macht«, sagte Dalinar. Aber Lift war schon davongehuscht. Sie drückte sich an der Mauer vorbei und schlug einen weiten Bogen um die Soldaten.

Odium schlenderte auf Dalinar zu, gefolgt von einer Handvoll Verschmolzener sowie der Frau, die Dalinar in seine Vision gesogen hatte. Und einem schattenhaften Sprengsel, das wie aus treibendem Rauch geformt schien. Was war das?

Zunächst sprach Odium Dalinar nicht an, sondern drehte sich zu seinen Verschmolzenen um. »Sagt Yuschah, sie möge hier draußen bleiben und das Gefängnis bewachen. Kai-garnis hat bei der Zerstörung der Mauer gute Arbeit geleistet; sagt ihr, sie soll zu der Stadt zurückkehren und sich einen Weg zum Eidtor bahnen. Wenn es den Tisark nicht gelingen sollte, es zu schützen, muss sie es zerstören und die Edelsteine daraus entfernen. Wir können es später wiederherstellen, solange die Sprengsel nicht gefährdet werden.«

Zwei der Verschmolzenen entfernten sich; jeder rannte auf einen der Donnerbrocken zu. Odium umfasste das Zepter mit beiden Händen und lächelte Dalinar an. »Nun, mein Freund, hier sind wir, und die Zeit ist gekommen. Bist du bereit?«

»Ja«, sagte Dalinar.

»Gut, gut. Dann wollen wir beginnen.«



Die beiden Verschmolzenen schwebten in Adolins Nähe, blieben aber außerhalb seiner Reichweite. Er bewunderte Schallans Illusionskraft, und damit er nicht auffiel, schwang er seine Harpune wie ein Verrückter. Er wusste nicht, wohin Syl gegangen war, aber Muster schien das Spiel zu genießen, denn er summt fröhlich und fuchtelte mit einem Glaszweig herum.

Einer der Verschmolzenen stieß den anderen an und deutete auf Schallan, die sie gerade erst bemerkt hatten. Keiner von beiden schien sich darüber Sorgen zu machen, dass sie das Eidtor öffnen

könnte – und das war ein schlechtes Zeichen. Was wussten sie über diesen Apparat, der Adolins Mannschaft verborgen war?

Die Verschmolzenen wandten sich von Schallan ab und unterhielten sich miteinander in einer Sprache, die Adolin nicht verstand. Einer deutete nacheinander auf jede einzelne Illusion und machte dann mit seinem Speer eine Stoßbewegung. Das andere Wesen – eine weibliche Verschmolzene – schüttelte den Kopf, und Adolin konnte ihre Antwort beinahe erraten. *Wir haben versucht, jeden von ihnen abzustechen. Aber sie mischen sich immer wieder untereinander, und so ist es schwer, den Überblick zu behalten.*

Die Verschmolzene zog ein Messer, brachte sich selbst eine Schnittwunde bei und warf die Waffe dann in Richtung der Illusionen. Orangefarbenes Blut spritzte auf sie und hinterließ nicht den geringsten Fleck, aber Adolins Wange wurde getroffen und eingefärbt. Adolins Herz raste, und verstohlen versuchte er, das Blut abzuwischen, aber die Verschmolzene deutete bereits mit einem zufriedenen Grinsen auf ihn. Das männliche Wesen salutierte vor ihr, indem es einen Finger an den Kopf hielt, dann senkte es seine Lanze und flog auf Adolin zu.

Verdammnis!

Adolin hastete fort und drang dabei durch eine Illusion Kapitän Notums, worauf diese sich auflöste. Hinter ihm floss sie wieder zusammen, wurde aber ein zweites Mal zerfetzt, als der Verschmolzene durch sie hindurchdrang, während er mit seiner Lanze auf Adolins Rücken zielte.

Adolin wirbelte herum und riss seine Harpune hoch. Er konnte die Lanze abwehren, doch der Verschmolzene prallte gegen ihn und warf ihn nach hinten. Adolin traf hart auf die Steinbrücke, schlug sich den Kopf an und sah Sterne.

Sein Blickfeld verschwamm, und er griff nach seiner Harpune, doch der Verschmolzene schob die Waffe mit dem Schaft seiner Lanze beiseite. Dann ließ sich die Kreatur sanft auf der Brücke nieder, und ihre Robe flatterte nicht mehr.

Adolin riss sein Gürtelmesser heraus, zwang sich auf die Beine und geriet ins Wanken. Der Verschmolzene senkte seine Lanze, steckte sie sich unter den Arm und hielt sie mit beiden Händen fest. Dann wartete er.

Messer gegen Speer. Adolin atmete heftig ein und aus und machte sich Gedanken über die andere Verschmolzene, die zu Schallan unterwegs war. Er versuchte sich an Zahels Lektionen zu erinnern und an jene Tage auf dem Übungshof, an denen er in einer solchen Konstellation gekämpft hatte. Jakamav hatte diese Übung abgelehnt und über die Vorstellung gelacht, dass ein Splitterträger jemals gezwungen sein könnte, mit einem bloßen Messer gegen einen Speer zu kämpfen.

Adolin drehte das Messer so herum, dass es mit der Spitze nach unten zeigte, dann hielt er es vor sich, damit er die Speerstöße ablenken konnte. Zahel flüsterte ihm zu. Warte, bis der Feind mit dem Speer zustößt. Lenk ihn ab oder weiche ihm aus, und dann packst du den Speer mit der linken Hand. Zieh dich so nahe an den Feind heran, dass du ihm das Messer in den Hals stechen kannst.

Richtig. Das konnte er tun.

Natürlich war er bei diesen Übungskämpfen gegen Zahel in sieben von zehn Fällen »gestorben«.

Die Winde mögen dich trotzdem segnen, alter Axthund, dachte er. Adolin machte einen Schritt, prüfte seine Balance und wartete auf den Stoß. Als er dann kam, schob Adolin die Spitze der Lanze mit seinem Messer beiseite und griff schließlich nach ...

Der Feind floss in einer unnatürlichen Bewegung rückwärts. Kein gewöhnlicher Mensch hätte so etwas tun können. Adolin stolperte und versuchte sich zu fangen. Mit einer fast beiläufigen Bewegung schwang der Verschmolzene die Lanze herum und rammte sie dann lässig in Adolins Bauch.

Unter dem scharfen Stachel des Schmerzes, der in ihn fuhr, keuchte Adolin auf. Er krümmte sich vor und spürte Blut an seinen Händen. Die Kreatur schien beinahe *gelangweilt* zu sein, als sie die Lanze

wieder herausriss. Die Spitze glitzerte rot von Adolins Blut. Dann ließ der Verschmolzene seine Waffe fallen. Er landete und zog ein böseartig aussehendes Schwert. Schließlich trat er vor, überwand Adolins schwachen Versuch, den Angriff zu parieren, und hob das Schwert.

Jemand sprang von hinten auf den Verschmolzenen.

Eine Gestalt in abgerissener Kleidung, eine wütende Frau mit ausgekratzten Augen und braunen Ranken anstelle der Haut. Adolin keuchte auf, als sein Totauge die langen Fingernägel in das Gesicht des Verschmolzenen schlug. Er taumelte zurück und *summte*. Dann rammte er sein Schwert in die Brust des Sprengsels, doch das störte das Totauge nicht im Geringsten. Es stieß einen Schrei aus – einen wie jenen, den Adolin gehört hatte, als er versucht hatte, seine Klinge herbeizurufen, und griff weiter an.

Adolin schüttelte sich. *Flieh, du Idiot!*

Er hielt sich den verwundeten Bauch – jeder Schritt war ein Schmerzschock für ihn – und taumelte über die Brücke auf Schallan zu.



Der Einsatz einer List wird uns nicht täuschen oder unseren Entschluss ins Wanken bringen, Lichtweberin, sagten die Wächter. Denn dies ist wahrlich keine Frage der Abwägung, sondern eine der Natur. Der Weg bleibt versperrt.

Schallan ließ die Illusion um sich herum schmelzen und sackte erschöpft zusammen. Sie hatte es mit Bitten, Schreien, Schmeicheln und sogar mit Lichtweben versucht. Doch es hatte keinen Sinn gehabt. Sie hatte versagt. Ihre Illusionen auf der Brücke schwankten und lösten sich auf, ihr Sturmlicht verebbte.

Durch die verblassenden Illusionen schoss eine Verschmolzene hindurch, die dunkle Energie hinter sich herzog und ihre Lanze auf Schallan ausgerichtet hatte. Sie duckte sich zur Seite und schaffte es

gerade noch, aus dem Weg zu kommen. Die Kreatur schwirrte an ihr vorbei, wurde langsamer und drehte sich zu einem neuen Angriff um.

Schallan sprang auf die Beine. »Muster!«, schrie sie, streckte instinktiv die Hände aus und versuchte die Klinge herbeizurufen. Ein Teil von ihr war über diese Reaktion erstaunt. Adolin wäre stolz auf sie.

Aber natürlich gelang es nicht. Muster rief eine Entschuldigung von der Brücke und schien in Panik zu geraten. Doch in diesem Augenblick, als sie sah, wie die feindliche Lanze auf ihr Herz zuraste, *spürte* Schallan etwas. Muster – oder etwas, das ihm glich – befand sich knapp außerhalb ihrer geistigen Reichweite. Was auch immer es sein mochte, es war auf der anderen Seite, und wenn sie daran ziehen und es nähren konnte ...

Sie kreischte, als Sturmlicht sie durchströmte, in ihren Adern tobte und nach etwas griff, das sich in ihrer Tasche befand.

Vor ihr erschien eine Mauer.

Schallan keuchte auf. Ein ekelhaftes Krachen und Klatschen auf der anderen Seite der Mauer deutete an, dass die Verschmolzene gegen sie geprallt war.

Eine Mauer. Eine sturmverdamnte Mauer aus behauenen Steinen, an den Seiten abgebrochen. Schallan senkte den Blick und stellte fest, dass ihre Tasche – sie trug noch immer Schleiers Hose – mit der seltsamen Mauer verbunden war.

Was um alles in der Welt war das? Sie zog ihr kleines Messer hervor, schnitt damit die Tasche ab und taumelte zurück. In der Mitte der Mauer steckte eine kleine Kugel, die mit dem Stein verschmolzen schien.

Das ist die Kugel, die ich zum Überqueren des Meeres benutzt habe, dachte Schallan. Was sie getan hatte, hatte sich wie Seelengießen angefühlt, und doch war es anders gewesen.

Muster rannte von der Brücke auf sie zu und summte. Wo waren Adolin und Syl?

»Ich habe die Seele der Mauer genommen«, sagte Schallan, »und es geschafft, sie auf dieser Seite in ihrer physischen Gestalt erscheinen zu lassen.«

»Hm. Ich glaube, diese Kugeln sind eher Geist als Seele, aber du hast sie wirklich hier manifestiert. Sehr schön. Auch wenn deine Berührung ungeübt ist. Hm. Sie wird nicht lange Bestand haben.«

Die Ränder lösten sich bereits allmählich in Rauch auf. Ein kratzendes Geräusch von der anderen Seite deutete an, dass die Verschmolzene noch nicht ganz aufgegeben hatte, sondern lediglich benommen war. Schallan wandte sich von der Mauer ab und taumelte über die Brücke, weg von den hoch aufragenden Wächtern. Sie kam an einigen ihrer Illusionen vorbei und holte ein wenig Sturmlicht zurück. Aber wo war ...

Adolin. Blutend!

Schallan schoss zu ihm hinüber, packte ihn am Arm und versuchte ihn – als er stolperte – aufrecht zu halten.

»Das ist nur ein kleiner Schnitt«, sagte er. Blut quoll zwischen seinen Fingern hervor, die er knapp unter dem Nabel fest gegen seinen Bauch gepresst hielt. Auch der Rücken seiner Uniform war blutverschmiert.

»Nur ein kleiner Schnitt? Adolin! Du ...«

»Keine Zeit«, sagte er und lehnte sich gegen sie. Er deutete mit dem Kopf auf die Verschmolzene, die gegen Schallan gekämpft hatte und sich nun über die Mauer erhob. »Der andere ist irgendwo hinter mir. Er könnte jeden Augenblick hier sein.«

»Kaladin«, sagte Schallan. »Wo ...«

»Hm ...«, sagte Muster und streckte die Hand aus. »Ihm ist das Sturmlicht ausgegangen, und er ist dort hinten ins Kugelmeer gefallen.«

Großartig.

»Atme tief ein«, sagte Schallan zu Adolin. Sie zog ihn mit sich von der Brücke und sprang auf die Kugeln zu.



Lift wurde großartig.

Ihre Kräfte zeigten sich darin, dass sie in der Lage war, an allen möglichen Gegenständen vorbeizugleiten, ohne sie tatsächlich zu berühren. Sie wurde geradezu schlüpfrig, was sehr praktisch war, denn die Soldaten versuchten sie zu packen, als sie um die Alethi-Armee herumlief. Sie griffen nach ihrem ungeknöpften Hemd, ihren Armen und ihren Haaren. Aber sie konnten Lift nicht festhalten. Sie entglitt ihnen einfach. Es war, als würden die Männer versuchen, ein Lied einzufangen.

Lift brach aus ihren Reihen hervor und fiel auf die Knie, die sie erstaunlich glatt gemacht hatte. Das führte dazu, dass sie auf den Knien weiter von den Männern mit den glühenden roten Augen weg rutschte. Wyndel – bei dem sie sich inzwischen fast sicher war, dass er kein Bringer der Leere war – bildete neben ihr eine schmale, geschlängelte Linie aus Grün. Er wirkte wie eine rasch wachsende Ranke und war hier und da mit kleinen Kristallen besetzt.

»Oh, das mag ich nicht«, sagte er.

»Du magst doch gar nichts.«

»Also, das ist *nicht* wahr, Herrin. Ich habe zum Beispiel diesen hübschen Ort gemocht, durch den wir in Azir gekommen sind.«

»Derjenige, der ganz verlassen war?«

»So friedlich.«

Da, dachte Lift, als sie eine *echte* Bringerin der Leere bemerkte – von jener Art, die wie Parscher aussah, aber größer und erschreckender war. Diese hier bewegte sich sanft über den Felsboden, als wäre auch sie großartig.

»Eines habe ich mich schon immer gefragt«, sagte Lift. »Glaubst du, dass sie diese Marmorierungen an *allen* Körperteilen haben?«

»Herrin? Spielt das eine Rolle?«

»Vielleicht nicht gerade jetzt«, gab Lift zu und warf einen Blick auf den roten Sturm. Sie behielt die Glätte ihrer Beine bei, im Gegensatz zu ihren Händen, damit sie mit diesen paddeln und steuern konnte. Auf den Knien zu schlittern sah zwar nicht so lässig aus wie aufrecht

zu gehen, aber wenn sie versuchte, großartig zu sein, während sie stand, endete es oft damit, dass sie gegen einen Felsen knallte und ihr Hintern dabei in die Luft zeigte.

Diese Verschmolzene schien etwas Großes in der Hand zu halten. Etwas wie einen großen Edelstein. Lift paddelte in ihre Richtung, was sie gefährlich nahe an die Parscher-Armee und ihre Schiffe heranbrachte. Aber sie kam der Bringerin der Leere ziemlich nahe, bevor diese sich umdrehte und sie bemerkte.

Lift kam schlitternd zum Stillstand und ließ das Sturmlicht aus sich abfließen. Ihr Magen knurrte, und sie biss in das Dörrfleisch, das sie in der Tasche ihres Bewachers gefunden hatte.

Die Bringerin der Leere sagte etwas mit einer Singsangstimme und hob den gewaltigen Rubin hoch. Er hatte kein Sturmlicht in sich, was gut war, denn sonst wäre er *richtig* hell gewesen. Heller und röter noch als Gawx' Gesicht, nachdem Lift ihm gesagt hatte, wie die Babys gemacht wurden. Er hätte das schon lange wissen müssen. Er war doch ein verdammter Dieb gewesen! Hatte er denn keine Huren oder dergleichen gekannt?

Egal ... wie kam sie an diesen Rubin heran? Die Bringerin der Leere sprach erneut, und auch wenn Lift die Worte nicht verstand, hatte sie den Eindruck, dass die Kreatur amüsiert klang. Die Frau drückte sich mit dem einen Fuß ab, glitt dann auf dem anderen über den Boden, als würde sie über Öl rutschen. Sie schoss dahin, warf einen Blick über die Schulter und grinste, bevor sie nach links abbog. Sie bewegte sich mit einer beiläufigen Anmut, neben der Lift einigermaßen ärmlich wirkte.

»Ja, verflucht nochmal«, sagte Lift. »Sie ist *noch* großartiger als ich.«

»Musst du wirklich immer dieses Wort benutzen?«, fragte Wyndel.

»Ja, sie scheint Zugang zur Woge des ...«

»Halt den Mund«, sagte Lift. »Kannst du ihr folgen?«

»Ich müsste dich vielleicht zurücklassen.«

»Ich werde dich einholen.« Vielleicht. »Du folgst ihr. Und ich folge dir.«

Wyndel seufzte, aber dann gehorchte er und schoss hinter der Bringerin der Leere her. Lift folgte ihm, rutschte weiter auf den Knien und fühlte sich wie ein Schwein, das versuchte, eine professionelle Tänzerin nachzuahmen.



»Du musst wählen, Szeth-Sohn-Neturo«, sagte Nin. »Die Himmelsbrecher werden auf die Dämmerungssänger und ihr Gesetz schwören. Und du? Wirst du zu uns kommen?«

Wind fuhr durch Szeths Kleidung und kräuselte sie. Er hatte recht gehabt – vor all den Jahren. Die Bringer der Leere waren tatsächlich zurückgekehrt.

Und nun ... nun sollte er einfach ihre Herrschaft hinnehmen?

»Ich traue mir selbst nicht, Aboschi«, flüsterte Szeth. »Ich erkenne das Richtige nicht mehr. Meine eigenen Entscheidungen sind nicht wert, ihnen zu vertrauen.«

»Ja«, sagte Nin. Er nickte und verschränkte die Hände hinter dem Rücken. »Unser Verstand ist fehlbar. Aus diesem Grund müssen wir uns etwas suchen, das außerhalb unserer selbst liegt, und diesem folgen. Nur in der strengen Befolgung eines Gesetzes können wir dem Ideal der Gerechtigkeit nahekommen.«

Szeth warf einen Blick auf das Schlachtfeld tief unter sich.

Wann werden wir endlich gegen jemanden richtig kämpfen?, fragte das Schwert auf seinem Rücken. Du redest wirklich gern. Mehr noch als Vascher, und der konnte reden und reden und reden ...

»Aboschi«, sagte Szeth, »kann ich, wenn ich das Dritte Ideal spreche, eine Person als dasjenige auswählen, dem ich gehorchen werde? Anstatt des Gesetzes?«

»Ja. Einige der Himmelsbrecher haben sich entschieden, mir zu folgen, und ich vermute, dass ihnen dies den Übergang zum Gehorsam gegenüber den Dämmerungssängern erleichtert. Aber ich

würde es dir nicht empfehlen. Ich spüre, dass ... es mir ... immer schlechter geht ...«

Ein Mann in Blau versperrte den Zugang zu der Stadt unter ihnen. Er stand ... einem Wesen gegenüber. Einer Kraft, die Szeth nur ganz schwach wahrnehmen konnte. Einem verborgenen Feuer.

»Du bist schon früher Menschen gefolgt«, fuhr Nin fort. »Sie haben dir Schmerzen zugefügt, Szeth-Sohn-Neturo. Du leidest, weil du dich nicht etwas Unwandelbarem und Reinem angeschlossen hast. Statt des Ideals hast du die Menschen gewählt.«

»Oder ich wurde bloß dazu gezwungen, den falschen Menschen zu folgen«, sagte Szeth.



Kaladin fiel mitten in die Kugeln, schlug um sich, rang nach Luft und hustete. Er befand sich nicht tief unter der Oberfläche, aber in welche Richtung ... in welche Richtung sollte er sich wenden? *Wo ging es nach oben?*

Verzweifelt versuchte er an die Oberfläche zu schwimmen, aber die Kugeln bewegten sich nicht wie Wasser, und es gelang ihm nicht, sich vorwärtszustoßen. Kugeln glitten ihm in den Mund und drückten gegen seine Haut. Sie zogen wie eine unsichtbare Hand an ihm. Sie versuchten ihn immer weiter in die Tiefe zu ziehen.

Weg vom Licht. Weg vom Wind.

Zwischen den Kugeln fuhren seine Finger über etwas Warmes und Weiches. Er ruderte mit den Armen, versuchte es wiederzufinden, und dann ergriff eine Hand seinen Arm. Eine andere Hand packte die Vorderseite seines Mantels und zog ihn aus der Finsternis. Er taumelte und fand auf dem Boden des Meeres Halt.

Schritt für Schritt ging er über den sanft ansteigenden Untergrund, während seine Lunge brannte. Schließlich brach er zwischen den Kugeln hervor und stellte fest, dass Syl es war, die ihn an seinem Mantel vorwärtszerrte. Sie führte ihn ans Ufer, wo er zusammenbrach, einige Kugeln ausspuckte und keuchte und

schnaufte. Der Verschmolzene, gegen den er gekämpft hatte, landete auf der Plattform des Eidtores in der Nähe der beiden, die er zurückgelassen hatte.

Während Kaladin allmählich wieder zu Atem kam, zogen sich die Kugeln vom Ufer zurück und enthüllten Schallan, Adolin und Muster, die auf einem freien Weg, den sie sich geschaffen hatten, den Meeresboden überquerten. Ein Tunnel in den Tiefen? Schallan wurde immer geschickter darin, die Kugeln zu beherrschen.

Adolin war verwundet. Kaladin biss die Zähne zusammen, zwang sich auf die Beine und taumelte zu der Gruppe. Er half Schallan, den Prinzen an Land zu ziehen. Schließlich lag dieser auf dem Rücken, fluchte leise und hielt sich den Bauch mit blutigen Händen fest.

»Ich möchte es mir ansehen«, sagte Kaladin und schob Adolins Finger beiseite.

»Das Blut ...«, begann Schallan.

»Das Blut ist die geringste seiner Sorgen«, sagte Kaladin und betastete die Wunde. »An einer Bauchwunde verblutet man nicht, aber sie könnte sich entzünden. Und wenn innere Organe verletzt worden sind ...«

»Lass mich ...«, sagte Adolin und musste husten.

»Was wollt Ihr denn tun?«, fragte Kaladin, dessen Finger sich in der Wunde herumbewegten. Die Eingeweide waren verletzt. »Ich habe kein Sturmlicht mehr.«

Schallans Glimmen versiegte. »Und das war das letzte, was ich noch besessen habe.«

Syl packte Kaladin bei der Schulter und schaute zu den Verschmolzenen hinüber, die sich wieder in die Luft erhoben hatten und mit erhobenen Lanzen auf sie zuflogen. Muster summte leise. Nervös.

»Was sollen wir jetzt tun?«, fragte Schallan.

Nein ..., dachte Kaladin.

»Gib mir dein Messer«, sagte Adolin und versuchte sich aufzurichten.

Das darf nicht das Ende sein.

»Nein, Adolin. Du musst dich ausruhen. Vielleicht sollten wir uns ergeben.«

Ich darf ihn nicht im Stich lassen!

Kaladin schaute über die Schulter auf Syl, die seinen Arm in leichtem Griff hielt.

Sie nickte. »Die Worte, Kaladin.«



Amarams Soldaten teilten sich um Dalinar herum und strömten in die Stadt. Sie beachteten ihn nicht weiter – und leider musste auch er sie unbeachtet lassen.

»So, mein Kind ...« Odium deutete mit dem Kopf auf die Stadt und legte die Hand auf Dalinars Schulter. »Du hast etwas Wunderbares vollbracht, indem du diese Koalition geschmiedet hast. Du solltest stolz auf dich sein. *Ich* bin gewiss stolz.«

Wie konnte Dalinar gegen dieses Wesen kämpfen, das an jede Möglichkeit gedacht und jeden erdenklichen Ausgang vorausgeplant hatte? Wie konnte er sich etwas so Gewaltigem und Unglaublichem widersetzen? Bei der Berührung spürte Dalinar, wie es sich bis in die Unendlichkeit erstreckte. Es durchdrang das Land, seine Bewohner, den Himmel und den Stein.

Er würde brechen, würde verrückt werden, wenn er versuchen sollte, dieses Wesen zu begreifen. Und irgendwie musste er es besiegen ...

Überzeuge ihn, dass er verlieren kann, hatte der Allmächtige in einer Vision gesagt. *Bestimme einen Kampfmeister. Er wird darauf eingehen ... das ist der beste Rat, den ich dir geben kann.*

Ehr war getötet worden, als er sich diesem Wesen in den Weg gestellt hatte.

Dalinar leckte sich über die Lippen. »Ein Wettstreit der Kampfmeister«, sagte er zu Odium. »Ich verlange, dass wir um diese Welt kämpfen.«

»Zu welchem Zweck?«, fragte Odium.

»Es befreit dich nicht, wenn du uns tötest, oder?«, fragte Dalinar.
»Entweder beherrscht du uns, oder du vernichtest uns, aber du wirst immer noch hier gefangen sein.«

In der Nähe kletterte einer der Donnerbrocken über die Mauer und betrat die Stadt. Der andere blieb zurück und stapfte nahe der Nachhut der Armee herum.

»Ein Duell«, sagte Dalinar zu Odium. »Du erhältst deine Freiheit, wenn du gewinnst, und wir erhalten unser Leben, wenn wir gewinnen.«

»Sei vorsichtig mit dem, was du begehrst, Dalinar Kholin. Als Bindeschmied kannst du mir diesen Handel vorschlagen. Aber ist es wirklich das, was du von mir willst?«

»Ich ...«

War es das wirklich?



Wyndel folgte der Bringerin der Leere, und Lift folgte Wyndel. Sie stürzten sich wieder geradewegs zwischen die Soldaten der menschlichen Armee. Die Frontreihen stürmten in die Stadt, aber die Bresche war nicht so breit, dass alle zugleich eindringen konnten. Die meisten warteten vor der Mauer, bis sie an der Reihe waren, und sie fluchten und schimpften über die Verzögerung.

Sie schlugen nach Lift aus, als diese der Spur der Ranken zu folgen versuchte, die Wyndel hinterließ. Da sie so klein war, konnte sie zum Glück meistens ausweichen. Sie mochte es, klein zu sein. Kleine Menschen waren in der Lage, sich an Orte zu begeben, die den anderen verschlossen waren, und sie blieben oft unbemerkt. Lift würde nicht älter werden; die Nachtschauerin hatte ihr das versprochen.

Aber die Nachtschauerin hatte gelogen. So wie auch ein verhungender Mensch gelogen hätte. Lift schüttelte den Kopf und schlüpfte zwischen den Beinen eines Soldaten hindurch. Es war

angenehm, klein zu sein, aber es war *schwer*, nicht andauernd wahrzunehmen, dass jeder andere Mensch wie ein Berg über ihr aufragte. Sie stießen und hieben mit ihren Waffen nach ihr und schleuderten ihr gutturale Alethi-Flüche entgegen.

Ich kann nicht auf den Knien bleiben, dachte sie, als ein Schwert ihr beinahe das Hemd zerfetzt hätte. *Ich muss wie sie sein. Ich muss frei sein.*

Lift glitt über eine kleine Erhebung im Felsboden, und es gelang ihr, an der anderen Seite auf den Beinen zu landen. Sie lief einen Augenblick, dann machte sie ihre Fußsohlen glatt und schlüpfte davon.

Die Bringerin der Leere war ihr nicht mehr weit voraus. Sie glitt nicht und fiel nicht, aber sie vollführte diese seltsame Bewegung des Gehens, das gleichzeitig ein kontrolliertes Gleiten war.

Lift versuchte dasselbe zu tun. Sie vertraute darauf, dass sie großartig war – und dass ihr Sturmlicht sie trug, während sie den Atem anhielt. Die Männer um sie herum fluchten, aber ihre Laute perlten von Lift ab, als sie sich mit Licht überzog.

Sogar der Wind vermochte sie nicht mehr zu berühren. Sie war schon einmal hier gewesen. Einen wunderbaren Augenblick lang glitt sie auf ihren nackten Füßen dahin, vermied jeden Zusammenstoß, bewegte sich frei und unberührt. Als würde sie zwischen zwei Welten hindurchgleiten. Sie konnte es tun. Sie konnte ...

Etwas schmetterte auf den Boden neben ihr, zerquetschte mehrere Soldaten, brachte Lift aus dem Gleichgewicht und warf sie zu Boden. Sie kam zum Stillstand, rollte sich herum und schaute zu einem der gewaltigen steinernen Ungeheuer hinauf. Das skelettartige Wesen hob eine stachlige Hand und rammte sie gegen den Boden.

Lift sprang aus dem Weg, aber die Erschütterungen des Aufpralls warfen sie wieder um. Den Soldaten schien es gleichgültig zu sein, dass ihre Gefährten zerschmettert worden waren. Mit glühenden Augen krochen sie auf Lift zu, als ob sie miteinander wetteiferten, wer sie als Erstes töten durfte.

Es blieb ihr nichts anderes übrig, als auf das Steinungeheuer zuzulaufen. Vielleicht konnte sie ihm so nahe kommen, dass ...

Die Kreatur rammte wieder die Faust gegen den Boden und zerstampfte dadurch drei weitere Soldaten, aber sie traf auch Lift. Der Schlag brach ihr beide Beine in einem einzigen Augenblick und zerquetschte ihre untere Hälfte. Es tat furchtbar weh. Sie schrie auf. Tränen traten ihr in die Augen, und sie rollte sich auf dem Boden zusammen.

Heile. Heile.

Sie musste nur mit den Schmerzen fertigwerden. Sie musste nur ...

Über ihr knirschten Steine gegeneinander. Sie blinzelte die Tränen weg und schaute hoch. Die Kreatur hob die Faust in den Himmel, auf die Sonne zu, die gerade hinter den Wolken eines tödlichen Sturms verschwand.

»Herrin!«, sagte Wyndel. Seine Ranken kletterten über sie hinweg, als wollte er versuchen, sie in seinen fremdartigen Armen zu wiegen.
»O Herrin, ruft mich als Schwert herbei!«

Die Schmerzen in ihren Beinen verblassten allmählich. Jedoch zu langsam. Sie wurde wieder hungrig, und ihr Sturmlicht war fast aufgebraucht. Sie rief Wyndel als Stange, lehnte sich gegen den Schmerz auf und streckte Wyndel dem Ungeheuer entgegen. Unter dieser Mühe tränten ihre Augen erneut.

Eine Explosion aus Licht erschien über ihr – eine Kugel aus Strahlen, die sich rasch ausdehnten. Etwas fiel aus der Mitte herab und zog sowohl schwarzen als auch weißen Rauch hinter sich her. Die Kugel leuchtete wie ein Stern.

»Mutter!«, sagte Wyndel. »Was ist ...«

Als das steinerne Ungeheuer Lift mit seiner Faust zerschmettern wollte, traf der Lichtspeer die Kreatur am Kopf und schnitt geradewegs hindurch. Er teilte das gewaltige Wesen in zwei Hälften, und schwarzer Rauch explodierte daraus hervor. Die Hälften des Ungeheuers fielen zur Seite, schlugen auf den Steinboden und *verbrannten*; sie lösten sich in Schwärze auf.

Die Soldaten fluchten und husteten. Sie wichen zurück, als sich etwas im Mittelpunkt des Aufruhrs bildete. Eine Gestalt erschien in dem Rauch; sie war glühend weiß und hielt eine pechschwarze Splitterklinge in der Hand, die sich von dem Rauch zu *nähren* schien. Sie saugte ihn auf, und er tropfte als flüssige Schwärze an ihr herunter.

Weiß und schwarz. Ein Mann mit kahlgeschorenem Kopf, hellgrau glühenden Augen, Sturmlicht strahlte von ihm ab. Er richtete sich auf, schritt durch den Rauch und ließ ein Nachbild zurück. Lift hatte diesen Mann schon früher einmal gesehen. Es war der Attentäter in Weiß. Der Mörder.

Und anscheinend ihr Retter.

Neben ihr blieb er stehen. »Hat der Schwarzdorn dir eine Aufgabe übertragen?«

»Äh ... ja«, sagte Lift und wackelte mit den Zehen, die ihr wieder zu gehorchen schienen. »Eine Bringerin der Leere hat einen riesigen Rubin gestohlen. Ich soll ihn zurückholen.«

»Dann steh auf«, sagte der Attentäter und hob seine seltsame Splitterklinge vor den feindlichen Soldaten. »Unser Meister hat uns eine Aufgabe erteilt. *Wir werden dafür sorgen, dass sie erfüllt wird.*«



Navani stolperte den Wehrgang der Mauer entlang. Außer zerschmetterten Leichnamen war niemand mehr hier.

Dalinar, wage es bloß nicht, zum Märtyrer zu werden, dachte sie, als sie den Abstieg nach unten erreichte. Sie zog die Tür des Treppenturms auf und kletterte die dunklen Stufen hinunter. Was dachte er sich bloß dabei? Wollte er denn allein einer ganzen Armee gegenüberstehen? Er war doch kein junger Mann mehr, der in der Blüte seiner Kraft stand und in einer Splitterrüstung steckte!

Sie tastete zunächst nach einer Kugel in der Tasche ihrer Schutzhand, löste aber schließlich den Verschluss an ihrem Armfabrial

und ließ sich von dessen Licht die Treppe hinunter und in den Raum am unteren Ende leiten. Wo waren Fen und ...

Eine Hand packte sie, zog sie an die Seite und drückte sie gegen die Wand. Fen und Kmakl lagen hier; sie waren geknebelt und gefesselt. Zwei Männer in waldgrüner Kleidung und mit rot glühenden Augen schwenkten bedrohliche Messer vor ihnen. Ein dritter, der die Abzeichen eines Hauptmanns trug, hatte Navani in seine Gewalt gebracht.

»Was für eine schöne Belohnung ich für euch kassieren werde«, zischte der Mann Navani zu. »Zwei Königinnen. Hellherr Amaram wird dieses Geschenk genießen. Das macht den Umstand fast wieder wett, dass ich Euch nicht persönlich für das töten darf, was Euer Gemahl dem Hellherrn Sadeas angetan hat.«



Asch blieb vor einer Kohlenpfanne stehen. Ihr Rand war mit zarten Metallarabesken verziert. Es war eine feinere Arbeit, als man sie an einem so gewöhnlichen Ort eigentlich vermuten würde.

In diesem behelfsmäßigen Lager hatten die Alethi-Truppen biwakiert, während sie beim Wiederaufbau der Stadt geholfen hatten; es verstopfte zahlreiche Straßen und Plätze im Unteren Bezirk. Die kalte Kohlenpfanne, vor der Asch fasziniert angehalten hatte, stand vor einem Zelt und war vermutlich als Wärmequelle in den kalten thaylenischen Nächten verwendet worden. Zehn metallene Gestalten umfassten die Pfanne. Aschs Finger zuckten. Sie konnte nicht weitergehen, gleichgültig wie wichtig ihre Aufgabe sein mochte, bis sie es dann getan hatte.

Sie ergriff die Kohlenpfanne und drehte sie, bis sie daran die Frau gefunden hatte, die sie selbst darstellte: mit Pinsel und Maske, den Symbolen des Schöpferischen. Eine reine Absurdität. Sie zog ihr Messer hervor und sägte so lange an dem Metall herum, bis es ihr gelungen war, das Gesicht auszukratzen.

Das reicht. Gut genug.

Sie ließ die Kohlenpfanne fallen. Sie sollte jetzt weitergehen. Hoffentlich stimmte das, was dieser Mann – Mraize – ihr erzählt hatte. Wenn er nämlich gelogen hatte ...

Das große Zelt in der Nähe der Stadtmauer war vollständig unbewacht, auch wenn Soldaten noch vor kurzer Zeit an ihr vorbeigelaufen waren. Die Augen der Männer hatten im Schein der verdorbenen Investitur geleuchtet. *Odium hat gelernt, Menschen in Besitz zu nehmen.* Ein dunkler, gefährlicher Tag. Er war schon immer in der Lage gewesen, sie zum Kampf für ihn zu verlocken, aber Sprengsel zu ihnen zu schicken, damit sie sich mit ihnen verbanden ...? Das war schrecklich.

Nun, dieses Land war dem Untergang geweiht. Und Asch ... Asch stellte tief in ihrem Innern fest, dass es ihr gleichgültig geworden war. Sie drängte in das Zelt und hielt sich mit Mühe davon ab, den Teppich auf dem Boden nach weiteren Darstellungen der Herolde abzusuchen. Hier fand sie ihn, allein im Zwielficht, wie er blicklos vor sich hin starrte. Dunkle Haut, dunkler noch als ihre, und ein muskulöser Körperbau. Das war ein König, auch wenn er nie gekrönt worden war. Er war der eine von den Zehnen, der nie ihre Last hätte tragen dürfen.

Und doch hatte gerade er sie am längsten getragen.

»Taln«, flüsterte sie.



Renarin Kholin wusste, dass er kein richtiger Strahlender Ritter war. Glys war eine andere Art von Sprengsel gewesen, aber irgendetwas hatte ihn verändert und verdorben. Glys erinnerte sich nicht besonders deutlich daran; es war geschehen, bevor sie ihre Verbindung eingegangen waren.

Und jetzt wusste keiner von beiden mehr, zu was er geworden war. Renarin spürte, wie das Sprengsel in ihm zitterte, sich verbarg und etwas von Gefahr flüsterte. Jasnah hatte sie gefunden.

Renarin hatte es kommen sehen.

Er kniete in dem alten Tempel von Pailiah, und in seinen Augen war er voller Farben. Tausend getönte Bleiglasfensterscheiben sprossen aus den Wänden hervor, verbanden sich, verschmolzen miteinander und erschufen ein Panorama. Er sah, wie er selbst früher am Tag nach Thaylen-Stadt gekommen war. Er sah, wie Dalinar mit den Monarchen sprach, und dann sah er, wie sie sich gegen ihn wandten.

Sie wird uns wehtun! Sie wird uns wehtun!

»Ich weiß, Gly«, flüsterte er und drehte sich einer besonderen Stelle im Bleiglas zu. Sie zeigte Renarin, wie er auf dem Boden des Tempels kniete. In der Reihe bunter Glasbilder näherte sich Jasnah ihm von hinten und mit erhobenem Schwert.

Und dann ... schlug sie zu.

Renarin konnte nicht kontrollieren, was er sah, oder wann er es sah. Er hatte Lesen gelernt und begriff daher die Zahlen und Worte, die unter einigen Bildern erschienen. Sie hatten ihm gezeigt, wann der Ewigsturm kommen würde. Sie hatten ihm außerdem gezeigt, wie er die verborgenen Schubladen in Urithiru finden konnte. Und jetzt zeigten sie ihm seinen Tod.

Die Zukunft. Renarin vermochte das zu sehen, was verboten war.

Er riss den Blick von der Glasscheibe los, die ihn selbst und Jasnah zeigte, und wandte sich einer zu, die sogar noch schlimmer war. Darin kniete sein Vater vor einem Gott aus Gold und Weiß.

»Nein, Vater«, flüsterte Renarin. »Bitte. Nicht das. Tu es nicht ...«

Ihm kann nicht widerstanden werden, sagte Gly. Mein Bedauern, Renarin. Ich werde dir mein Bedauern äußern.



Zwei Ruhmsprengsel schwangen sich als goldene Kugeln aus dem Himmel herunter. Sie umflossen Dalinar und strahlten wie Tropfen aus schierem Sonnenlicht.

»Ja«, sagte Dalinar, »das möchte ich wirklich.«

»Du wünschst ein Duell der Kampfmeister?«, wiederholte Odium.
»Ist das dein eigener Wunsch, oder wurde er dir aufgezwungen? Du

bist nicht in irgendeiner Weise getäuscht oder überlistet worden?«

»Ein Duell der Kampfmeister – um das Schicksal Roschars.«

»Also gut«, sagte Odium und seufzte leise. »Ich stimme zu.«

»So einfach?«

»Oh, ich versichere dir, dass es gewiss nicht einfach werden wird.«

Odium hob auf eine offene, einladende Art die Brauen. Es war ein *besorgter* Gesichtsausdruck. »Ich habe bereits meinen Kampfmeister ausgewählt. Ich habe ihn lange Zeit vorbereitet.«

»Amaram.«

»Er? Ein leidenschaftlicher Mann, ja, aber für diese Aufgabe ist er kaum geeignet. Nein, ich brauche jemanden, der ein Schlachtfeld beherrscht, so wie die Sonne den Himmel beherrscht.«

Plötzlich kehrte die Mitreißung zu Dalinar zurück. Der rote Nebel – der schon fast völlig verblasst gewesen war – kehrte tobend zurück ins Leben. Bilder erfüllten Dalinars Geist. Erinnerungen an seine Jugend im Kampf.

»Ich brauche jemanden, der stärker ist als Amaram«, flüsterte Odium.

»Nein.«

»Einen Mann, der gewinnen will, was auch immer es ihn kostet.«

Die Mitreißung überwältigte Dalinar und erstickte ihn.

»Einen Mann, der mir schon sein ganzes Leben lang dient. Einen Mann, dem ich vertraue. Ich glaube, ich habe dir gesagt, dass du die richtige Entscheidung treffen wirst. Und jetzt sind wir hier.«

»*Nein*.«

»Atme tief durch, mein Freund«, flüsterte Odium. »Ich fürchte, es wird wehtun.«



Diese Bringer der Leere kennen keine Lieder. Sie können Roschar nicht hören, und wohin sie auch gehen, sie bringen Stille mit. Sanft und glatt sehen sie aus, ohne Schale, aber sie sind hart. Sie haben nur ein Herz, und es vermag in Ewigkeit nicht zu leben.

Von der Eila-Stele

Nein«, flüsterte Dalinar noch einmal mit heiserer Stimme, als gerade die Mitreißung in ihm pulsierte. »Nein. Du irrst dich.«

Odium ergriff Dalinar an der Schulter. »Was sagt sie?«

Sie?

Er hörte Evi weinen. Schreien. Um ihr Leben betteln, als die Flammen sie ergriffen.

»Mach dich nicht selbst dafür verantwortlich«, sagte Odium, als Dalinar zusammenzuckte. »Ich habe dich dazu gebracht, sie zu töten, Dalinar. Ich bin der Grund für all dies. Erinnerst du dich? Ich kann helfen. Hier.«

Erinnerungen durchfluteten Dalinars Geist; es war ein vernichtendes Anbränden von zahllosen Bildern. Er durchlebte sie in allen

Einzelheiten; alles war auf irgendeine Weise in einen einzigen Augenblick gepresst, während die Mitreißung in ihm tobte.

Er sah sich selbst, wie er einem armen Soldaten in den Rücken stach. Einem jungen Mann, der versuchte, in Sicherheit zu kriechen, und der dabei nach seiner Mutter rief ...

»Damals war ich bei dir«, sagte Odium.

Er tötete einen weitaus besseren Mann, als er selbst einer war – einen Großprinzen, der Teleb die Treue gehalten hatte. Dalinar stieß ihn zu Boden und rammte ihm dann die Streitaxt in die Brust.

»Damals bin ich bei dir gewesen.«

Dalinar kämpfte auf einer seltsamen Felsformation und stand einem anderen Mann gegenüber, der ebenfalls die Mitreißung kannte. Dalinar brachte ihn mit brennenden Augen zu Fall und nannte es Gnade.

»Damals war ich bei dir.«

Er tobte vor Gavilar; Wut und Lust erstanden als ein Zwillingsgefühl in ihm. Er zerschmetterte einen Mann in einer Taverne, weil er enttäuscht darüber war, dass ihm der Genuss eines Kampfes verwehrt worden war. Er kämpfte an der Grenze zu Jah Keved und lachte, während die Leichen den Boden übersäten. Er erinnerte sich an jeden Augenblick dieses Gemetzels. Jeden Tod spürte er wie einen Stachel, der ihm in die Seele getrieben wurde. All diese Vernichtung im Sinn, weinte er.

»Du musstest es tun, Dalinar«, sagte Odium. »Du hast ein besseres Reich erschaffen!«

»So ... viel ... *Schmerz*.«

»Mach mich dafür verantwortlich, Dalinar. Du bist es nicht gewesen! Du hast dich erschreckt, als du diese Dinge getan hast! Es war *meine* Schuld. Nimm es hin. Du musst dir nicht selbst wehtun.«

Dalinar blinzelte und sah Odium in die Augen.

»Gib mir deinen Schmerz, Dalinar«, sagte Odium. »Überlass ihn mir und fühl dich nie wieder schuldig.«

»Nein.« Dalinar drückte den *Weg der Könige* an sich. »Nein. Das kann ich nicht.«

»O Dalinar. Was sagt *sie*?«

Nein ...

»Hast du es vergessen? Ich möchte dir helfen.«

Und er war zurück in jenem Tag. In dem Tag, an dem er Evi getötet hatte.



Szeth fand einen Sinn darin, das Schwert zu schwingen.

Es schrie ihn an, das Böse zu vernichten, auch wenn das Böse eine Vorstellung war, die das Schwert selbst nicht begreifen konnte. Sein Blick war getrübt, ebenso wie der von Szeth. Eine Metapher.

Wie konnte eine verzerrte Seele wie die seine entscheiden, wer sterben sollte? Unmöglich. Und so legte er sein Vertrauen in jemand anderen – in jemanden, dessen Licht durch den Schatten hindurch leuchtete.

In Dalinar Kholin. Den Strahlenden Ritter. *Er* würde es wissen.

Es war keine ganz gelungene Wahl. Aber ... bei den Unheiligen Steinen ... es war nun einmal das Beste, was er tun konnte. Es brachte ihm ein kleines Maß an Frieden, während er sich durch die feindliche Armee hackte.

Das Schwert schrie ihn an. **VERNICHTE!**

Jeder, den er auch nur berührte, explodierte zu schwarzem Rauch. Szeth brachte Verwüstung unter die rotäugigen Soldaten, die immer wieder heranrückten und keine Angst zeigten. Sie schrien, als dursteten sie nach Blut.

Und das war ein Getränk, das Szeth ihnen nur allzu gern servierte.

Er schwang Sturmlicht in der einen Hand, peitschte jeden Mann, der ihm zu nahe kam, warf ihn wirbelnd in die Luft oder schmetterte ihn gegen seine Gefährten zurück. Mit der anderen Hand führte er das Schwert durch ihre Reihen. Er bewegte sich auf geschmeidigen Füßen, und sein eigener Körper peitschte sich nur so weit nach oben,

dass er leichter wurde. Die Himmelsbrecher besaßen keinen Zugang zu allen Peitschungen, aber die nützlichsten – und damit die tödlichsten – beherrschte er.

Vergiss nicht den Edelstein.

Ein Phantomsinn rief ihn – ein Verlangen, das Töten fortzusetzen und sich im Schlachten zu suhlen. Szeth wehrte es angeekelt ab. Er hatte es nie genossen. Er *konnte* es nie genießen.

Die Bringerin der Leere mit dem Edelstein war ihm entwischt; sie bewegte sich auf allzu flinken Füßen. Szeth streckte das Schwert aus – ein Teil von ihm war entsetzt, wie leicht es durch sein eigenes Sturmlicht fuhr – und peitschte sich in die Luft und hinter der Bringerin der Leere her. Er pflügte durch die Soldaten, die in Rauch ausbrachen, und suchte nur nach diesem einen – einzelnen – einzigen Geschöpf.

Die Bringerin der Leere drehte sich im letzten Augenblick um und tänzelte von seinem Schwert davon. Szeth peitschte sich nach unten, wirbelte herum und zog einen schwarzen, beinahe flüssigen Rauch hinter seinem Schwert her, als er die Männer in einem großen Kreis vernichtete.

BÖSE!, brüllte das Schwert.

Szeth sprang auf die Bringerin der Leere zu, aber sie ließ sich zu Boden fallen und glitt über den Stein, als wäre er eingeeölt. Sein Schwert schwang über ihren Kopf hinweg, und sie stieß sich ab und glitt rückwärts auf ihn zu, vorbei an seinen Beinen. Hinter ihm sprang sie anmutig auf und riss an der Schwertscheide, die sich Szeth zur Sicherheit an den Rücken gebunden hatte.

Die Riemen rissen. Als sich Szeth umdrehte und angreifen wollte, blockte sie sein Schwert mit seiner eigenen Scheide ab. Wie hatte sie das geschafft? War da etwas an dem silbrigen Metall, von dem Szeth nichts wusste?

Sie wehrte auch seine nächsten Angriffe ab, dann duckte sie sich von seinen Versuchen weg, sie in die Luft zu peitschen.

Das Schwert wurde immer enttäuschter. *VERNICHTEN, VERNICHTEN, VERNICHTEN!* Schwarze Adern wuchsen um Szeths Hand und krochen über seinen Oberarm.

Er schlug wieder zu, doch sie glitt einfach weg und bewegte sich über den Boden, als würden die Naturgesetze für sie nicht gelten. Andere Soldaten drangen herbei, und ein stechender Schmerz setzte in Szeths Arm ein, als er den Tod unter sie brachte.



Jasnah blieb einen Schritt hinter Renarin stehen. Jetzt konnte sie sein Flüstern deutlich hören. »Vater. O Vater ...« Der Kopf des jungen Mannes schnellte zuerst in die eine und dann in die andere Richtung und erblickte Dinge, die nicht da waren.

»Er sieht nicht das, was ist, sondern das, was *kommen wird*«, bemerkte Elfenbein. »Das ist Odiums Macht, Jasnah.«



»Taln«, flüsterte Asch und kniete vor ihm nieder. »O Taln ...«

Der Herold starrte mit dunklen Augen vor sich hin. »Ich bin Talenel'Elin, Herold des Krieges. Die Zeit der Rückkehr, die Wüstwerdung steht bevor ...«

»Taln?« Asch ergriff seine Hand. »Ich bin es. Asch.«

»Wir müssen uns vorbereiten. Ihr werdet vieles vergessen haben ...«

»Bitte, Taln.«

»Kalak wird euch lehren, Bronze zu gießen ...«

Er sprach immer weiter, wiederholte unablässig die gleichen Worte.



Kaladin kniete auf dem kalten Obsidian von Schadesmar.

Verschmolzene landeten um sie herum, sechs Gestalten in strahlender, flatternder Kleidung.

Er hegte eine einzige, schwache Hoffnung. Jedes Ideal, das er gesprochen hatte, war in einen Erguss von Macht und Kraft

gemündet. Er leckte sich die Lippen und versuchte zu sprechen. »Ich ... ich werde ...«

Er dachte an verlorene Freunde. An Malop. Jaks. Beld und Pedin.

Sag es, sturmverdammt!

»Ich ...«

An Rod und Mart. An die Brückenmänner, die er im Stich gelassen hatte. Und an die Sklaven vor ihnen, die er zu retten versucht hatte. Goschel. Nalma, die wie ein Tier in einer Falle gefangen gewesen war.

Ein Windsprengsel erschien neben ihm wie eine Linie aus Licht. Dann noch eines.

Eine einzige Hoffnung.

Die Worte. Sprich die Worte.



»O Mutter. O Bebauerin!«, rief Wyndel, als sie zusahen, wie sich der Attentäter durch das Feld mordete. »Was haben wir getan?«

»Wir haben ihn von uns weggelockt«, sagte Lift, während sie mit großen Augen auf einem Felsbrocken saß. »Fändest du es besser, wenn er in unserer Nähe wäre?«

Wyndel wimmerte weiter, und irgendwie verstand ihn Lift. Der Attentäter mordete wirklich ungemein fleißig. Ja, es waren bloß rotäugige Männer, die ohnehin kein Licht mehr in sich zu haben schienen, aber ... bei den Stürmen!

Sie hatte die Frau mit dem Edelstein aus den Augen verloren, aber wenigstens schien die Armee weg von Szeth zu strömen, sodass es weniger Leute in seiner unmittelbaren Umgebung gab, die er töten musste. Er taumelte, wurde langsamer, und dann fiel er auf die Knie.

»Oh, oh.« Lift rief Wyndel als Stange herbei, nur für den Fall, dass der Attentäter seinen Verstand – oder das, was davon noch übrig war – ganz verlieren und sie angreifen sollte. Sie schlüpfte von dem Felsen und kam auf ihn zugerannt.

Er hielt seine seltsame Splitterklinge vor sich. Noch immer tropfte die schwarze Flüssigkeit von ihr herunter und zerstob, während sie in Richtung Boden fiel. Seine Hand war ganz schwarz geworden.

»Ich ...«, sagte Szeth. »Ich habe die Scheide verloren ...«

»Lass das Schwert fallen!«

»Ich ... kann nicht ...«, sagte Szeth durch seine zusammengebissenen Zähne hindurch. »Es hält mich fest, nährt sich von mir ... von meinem Sturmlicht. Bald wird es mich ganz verzehrt haben.«

Sturmverdammtsturmverdammtsturmverdammt. »Also gut. Also gut. HmMMMM ...« Lift sah sich um. Die Armee drängte in die Stadt. Das zweite Steinungeheuer stapfte durch den Alten Bezirk und trat die Häuser platt. Dalinar Kholin stand noch immer vor der Bresche in der Mauer. Vielleicht ... vielleicht konnte er helfen?

»Komm«, sagte Lift.



»Tötet den Mann«, sagte der Hauptmann, der Navani festhielt. Er zeigte auf den alten Kmakl, Fens Gemahl. »Wir brauchen ihn nicht.«

Fen schrie gegen ihren Knebel an, aber sie wurde in festem Griff gehalten. Vorsichtig schlängelte Navani die Finger ihrer Schutzhand aus dem Ärmel, berührte damit ihren anderen Arm und das Fabrial, das dicht oberhalb des Handgelenks umgebunden war.

Kmakl bemühte sich aufzustehen. Er schien seinem Tod mit Würde entgegentreten zu wollen, aber diese Ehre gestatteten ihm die beiden anderen Soldaten nicht. Sie stießen ihn zurück gegen die Wand, und der eine zog einen Dolch hervor.

Navani packte den Arm des Mannes, der sie festhielt, und presste die Höcker ihres Schmerzrials gegen seine Haut. Er kreischte auf, sackte zusammen und wand sich in Qualen. Einer der anderen lief auf sie zu, und sie drückte ihm das Schmerzrial gegen die erhobene Hand. Natürlich hatte sie das Gerät an sich selbst überprüft, und so wusste sie, wie es sich anfühlte. Es war, als würden tausend Nadeln

gleichzeitig in die Haut gestoßen werden, und unter die Fingernägel, und in die *Augen*.

Der zweite Mann benässte sich, als er auf den Boden fiel.

Dem Letzten gelang es dann, ihr eine Schnittwunde am Arm beizubringen, bevor sie ihn zuckend zu Boden schickte. Elende Kerle! Sie legte den Schalter an dem Schmerzriai um und zog die Pein aus der Schnittwunde. Dann nahm sie das Messer und schnitt Fens Fesseln durch. Während Fen Kmaki befreite, verband Navani ihre schmerzlose Wunde.

»Sie werden sich bald erholt haben«, sagte Navani. »Wir müssen sie erledigen, bevor das geschieht.«

Kmaki trat gegen den Mann, der ihm beinahe die Kehle aufgeschlitzt hätte, dann öffnete er die Tür zur Stadt einen Spaltweit. Ein Trupp Männer mit glühenden roten Augen eilte vorbei. Die ganze Gegend war von ihnen überrannt worden.

»Anscheinend sind sie die geringsten unserer Schwierigkeiten«, sagte der ältere Mann und schloss die Tür wieder.

»Dann sollten wir wieder hoch auf die Mauer klettern«, meinte Fen. »Vielleicht können wir von oben Truppen erkennen, die uns freundlich gesinnt sind.«

Navani nickte, und Fen führte die anderen nach oben. Als sie auf der Mauer angekommen waren, versperrten sie die Tür des Treppenturms. Er hatte Riegel auf beiden Seiten, damit man nicht nur die Feinde aussperren konnte, die bereits die Mauer eingenommen hatten, sondern auch jene, die durch die Tore gebrochen waren und nun von unten auf die Mauer drängten.

Navani überdachte ihre Möglichkeiten. Ein rascher Blick zeigte ihr, dass die Straßen tatsächlich von Amarams Truppen besetzt waren. Einige thaylenische Einheiten hielten weiter oben noch stand, aber sie lösten sich rasch auf.

»Bei Kelek und allen Stürmen und Leidenschaften«, sagte Kmaki, »was ist *das*?«

Er hatte den roten Nebel an der Nordseite des Schlachtfeldes bemerkt. Schreckliche Bilder formten sich und brachen wieder auseinander: Schatten von sterbenden Soldaten, von skelettartigen Umrissen, von angreifenden Pferden. Es war ein geradezu großartiger, einschüchternder Anblick.

Aber Dalinar ... *Dalinar* zog ihren Blick an. Er stand allein da, umzingelt von feindlichen Soldaten, und stand vor etwas, das sie nur sehr schwach spüren konnte. Es war etwas Gewaltiges. Etwas Unvorstellbares.

Etwas Wütendes.



Dalinar lebte an zwei Orten gleichzeitig.

Er sah sich selbst, wie er eine verdunkelte Landschaft durchquerte und seine Splitterklinge hinter sich herzog. Er stand mit Odium auf dem Feld vor Thaylen-Stadt, aber er befand sich auch in der Vergangenheit und näherte sich Rathalas. Angetrieben wurde er von der rot kochenden Wut der Mitreißung. Zur Überraschung seiner Männer kehrte er wie ein Sprengsel des Todes in das Lager zurück. Überzogen von Blut, mit glühenden Augen.

Mit rot glühenden Augen.

Er befahl, dass das Öl herbeigeschafft wurde. Er wandte sich gegen die Stadt, in der Evi eingekerkert war, in der Kinder schliefen und in der sich unschuldige Menschen versteckten und beteten und Bannglyphen verbrannten und weinten.

»Bitte ...«, flüsterte Dalinar in Thaylen-Stadt. »Zwingen mich nicht dazu, all das noch einmal zu durchleben.«

»O Dalinar«, sagte Odium. »Du wirst es wieder und wieder durchleben, bis du es endlich loslässt. Du kannst diese Last nicht tragen. Bitte, gib sie mir. *Ich* habe dich dazu getrieben. *Es war nicht deine Schuld.*«

Dalinar drückte den *Weg der Könige* eng an seine Brust, hielt das Buch so fest wie ein Kind in der Nacht. Ein plötzlicher Lichtblitz zuckte

vor ihm auf, begleitet von einem ohrenbetäubenden Donnerschlag.

Dalinar taumelte rückwärts. Ein Blitz. Das war ein *Blitz* gewesen. Hatte er Dalinar getroffen?

Nein. Irgendwie war er nur in das Buch gefahren. Verbrannte, noch glimmende Seiten flatterten um ihn herum zu Boden. Es war ihm zwischen den Händen versengt worden.

Odium schüttelte den Kopf. »Die Worte eines Mannes, der schon lange tot ist und dessen Versagen schon so tief in der Vergangenheit begraben liegt.«

Über ihm verschwand die Sonne endlich hinter den Sturmwolken, und alles fiel in Finsternis. Allmählich erloschen die Flammen der brennenden Seiten.



Teft versteckte sich an einem dunklen Ort.

Vielleicht würde die Dunkelheit seine Sünden verbergen. Aber aus der Ferne hörte er Rufen. Männer kämpften.

Brücke Vier starb.



Kaladin stotterte, die Worte taumelten aus seinem Mund.

Er dachte an seine Männer aus Amarams Armee. An Dallet und dessen Einheit, die entweder von Schallans Bruder oder von Amaram abgeschlachtet worden waren. So gute Freunde – gefallen.

Und dann dachte er natürlich an Tien.



Dalinar fiel auf die Knie. Einige Ruhmsprengsel umschwirrten ihn, aber Odium schlug nach ihnen, und sie verblassten.

In seinem Hinterkopf weinte der Sturmwater.

Er sah sich selbst, wie er auf Evis Gefängnis zuschritt. Auf jene Gruft im Fels. Dalinar versuchte den Blick abzuwenden, aber die Vision war überall. Er sah sie nicht nur, er *lebte* sie. Er befahl Evis Tod und hörte ihren Schreien zu.

»Bitte ...«

Odium war noch nicht fertig mit ihm. Dalinar musste zusehen, wie die Stadt brannte, und er hörte, wie die Kinder starben. Er biss die Zähne zusammen und ächzte vor Qual. Früher hatten ihn seine Schmerzen in den Alkohol getrieben. Aber im Augenblick gab es keinen Alkohol. Es gab nur noch die Mitreißung.

Er hatte sich schon immer nach ihr verzehrt. Die Mitreißung machte ihn lebendig. Ohne sie ... wäre er ... wäre er tot ...

Er sackte zusammen, senkte den Kopf und lauschte den Tränen einer Frau, die an ihn geglaubt hatte. Er hatte sie *nie* verdient. Das Weinen des Sturmaters verstummte, als es Odium irgendwie gelang, das Sprengsel zu vertreiben und von Dalinar zu trennen.

Nun war er ganz allein.

»So allein ...«

»Du bist *nicht* allein, Dalinar«, sagte Odium und ließ sich neben ihm auf ein Knie nieder. »Ich bin hier. Ich bin immer hier gewesen.«

Die Mitreißung kochte in ihm. Und Dalinar wusste es. Er *wusste*, dass er schon immer ein Betrüger gewesen war. Er war nicht anders als Amaram. Auch wenn er im Ruf der Ehrlichkeit stand, in seinem Innern war er ein Verbrecher. Ein Vernichter. Ein Kindsmörder.

»Lass es los«, flüsterte Odium.

Dalinar kniff die Augen zusammen und zitterte. Er sackte nach vorn und krallte die Finger in die Erde. Es tat so furchtbar weh. Das Wissen, dass er alle im Stich gelassen hatte. Navani, Adolin, Elhokar, Gavilar. Damit konnte er nicht leben.

Er konnte nicht mit Evis *Tränen* leben!

»Gib das alles mir«, bat ihn Odium.

Dalinar riss sich die Fingernägel aus, aber der körperliche Schmerz vermochte ihn nicht abzulenken. Im Vergleich zu den Qualen seiner Seele war er nichts.

Im Vergleich zu dem Wissen um das, was ihn in Wirklichkeit ausmachte.



Szeth versuchte auf Dalinar zuzugehen. Die Dunkelheit war an seinem Arm hochgekrochen, und das Schwert trank den letzten Hauch des Sturmlichts.

Darin lag ... eine Lektion ... nicht wahr? So musste es sein. Nin ... Nin wollte, dass er lernte ...

Er fiel zu Boden und hielt noch immer das Schwert fest, das geistlos schrie.

VERNICHTE DAS BÖSE.

Die kleine Strahlende hastete auf ihn zu. Sie sah gerade zum Himmel hoch, als die Sonne hinter Wolken verschwand. Dann nahm sie Szeths Kopf zwischen ihre Hände.

»Nein ...«, versuchte er zu krächzen. *Es wird auch dich holen ...*

Irgendwie atmete sie ihm Leben ein, und das Schwert trank gierig davon. Ihre Augen wurden groß, als die schwarzen Adern nun auch an ihren Fingern und Händen entlangliefen.



Renarin wollte nicht sterben. Aber seltsamerweise hieß er Jasnahs Schlag trotzdem willkommen.

Es war besser zu sterben, als weiterzuleben und beobachten zu müssen, was mit seinem Vater geschah. Denn er sah die Zukunft. Er sah seinen Vater in schwarzer Rüstung – eine Plage, die sich über das Land legte. Er sah die Rückkehr des Schwarzdorns, einer schrecklichen Geißel mit neun Schatten.

Odiums Kampfmeister.

»Er wird fallen«, flüsterte Renarin. »Er ist schon gefallen. Er gehört jetzt zum Feind. Dalinar Kholin ... ist nicht mehr.«



Venli stand nicht weit von Odium entfernt auf der Ebene und zitterte. Timbre hatte im Rhythmus des Friedens pulsiert, aber nun war sie still. Zwanzig oder dreißig Ellen entfernt brach eine Gestalt in weißer Kleidung auf dem Boden zusammen; neben ihr befand sich ein kleines Mädchen.

In geringerer Entfernung von ihr sackte Dalinar Kholin – der Mann, der Widerstand geleistet hatte – nach vorn, neigte den Kopf, hielt sich mit der einen Hand die Brust fest und zuckte und zitterte.

Odium trat zurück; er hatte die Gestalt eines Parschers mit goldenem Panzer angenommen. »Es ist vollbracht«, sagte er und sah Venli und die Gruppe der versammelten Verschmolzenen an. »Ihr habt einen Anführer.«

»Wir müssen einem von ihnen folgen?«, fragte Turasch. »Einem Menschen?

Venli hielt den Atem an. In dieser Stimme hatte keinerlei Respekt gelegen.

Odium lächelte. »Du wirst mir gehorchen, Turasch, oder ich werde das zurückfordern, was dir beständiges und fortdauerndes Leben verleiht. Mir ist die Gestalt des Werkzeugs gleichgültig. Wichtig ist nur, dass es schneidet.«

Turasch neigte den Kopf.

Stein knirschte, als eine Gestalt in glitzerndem Splitterpanzer auf sie zutrat. In der einen Hand hielt sie eine Splitterklinge und in der anderen – seltsam – eine leere Scheide. Der Mensch hatte das Visier hochgeklappt, und da waren rote Augen zu sehen. Er warf die silbrige Scheide zu Boden. »Ich hatte den Auftrag, dir das hier zu bringen.«

»Gut gemacht, Meridas«, sagte Odium. »Abaray, könntest du diesen Menschen zu einer angemessenen Unterbringung für Yelig-nar machen?«

Einer der Verschmolzenen trat vor und hielt dem Menschen Meridas einen kleinen, ungeschliffenen Rauchstein entgegen.

»Und was ist *das*?«, fragte Meridas.

»Die Erfüllung meines Versprechens an dich«, sagte Odium. »Schluck ihn.«

»Was?«

»Wenn du die versprochene Macht besitzen möchtest, dann musst du das hier in dich aufnehmen – und dann den zu beherrschen

versuchen, der ihm folgt. Aber sei gewarnt, denn die Königin in Kholinar hat es versucht, und die Macht hat sie verzehrt.«

Meridas hielt den Edelstein hoch, betrachtete ihn und schaute dann auf Dalinar Kholin. »Du hast also auch mit ihm die ganze Zeit hindurch gesprochen?«

»Sogar länger, als ich mit dir gesprochen habe.«

»Darf ich ihn töten?«

»Eines Tages, vorausgesetzt allerdings, er tötet nicht dich.« Odium legte die Hand auf die Schulter des zusammengekauerten Dalinar Kholin. »Es ist vollbracht, Dalinar. Der Schmerz ist vergangen. Steh auf und nimm die Position ein, die dir von Geburt an zugestanden hat.«



Und schließlich dachte Kaladin an Dalinar.

Konnte Kaladin es tun? Konnte er wirklich diese Worte sprechen? Konnte er sie ernst meinen?

Die Verschmolzenen schwebten heran. Adolin blutete.

»Ich ...«

Du weißt, was du tun musst.

»Ich ... kann aber nicht«, flüsterte Kaladin schließlich. Tränen strömten an seinen Wagen herunter. »Ich darf ihn nicht im Stich lassen, aber ... o Allmächtiger ... ich kann ihn nicht retten.« Kaladin neigte den Kopf, ließ die Schultern hängen und zitterte.

Er konnte jene Worte nicht sprechen.

Er war nicht stark genug.

Syls Arme umfingen ihn von hinten, und er spürte Weichheit und Sanftheit, als sich ihre Wange gegen seinen Nacken presste. Sie zog ihn an sich, während er über sein Versagen weinte und schluchzte.



Jasnah hob ihre Klinge über Renarins Kopf.

Mach es schnell. Und schmerzlos.

Die meisten Bedrohungen einer Dynastie kamen von innen.

Renarin war offensichtlich verdorben. In dem Augenblick, als sie gelesen hatte, dass er den Ewigsturm vorhergesagt hatte, hatte sie gewusst, dass es ein Problem gab. Nun musste Jasnah stark sein. Sie musste das tun, was *richtig* war, auch wenn es so ungeheuer schwer war.

Sie bereitete sich bereits auf den Schlag vor, doch dann drehte sich Renarin um und sah sie an. Tränen liefen an seinem Gesicht herunter. Er sah ihr in die Augen und *nickte*.

Plötzlich waren sie wieder jung. Er war ein zitterndes Kind, das an ihrer Schulter weinte – um einen Vater, der keine Liebe zu empfinden schien. Der kleine Renarin, der immer so ernst gewesen war. Immer missverstanden, immer ausgelacht und immer wieder verdammt von Menschen, die Ähnliches über Jasnah hinter ihrem Rücken gesagt hatten.

Jasnah erstarrte und fühlte sich, als stünde sie am Rand einer Klippe. Der Wind blies durch den Tempel und brachte zwei Sprengsel in der Gestalt goldener Kugeln mit, die in der Luftströmung bebten.

Jasnah entließ ihr Schwert.

»Jasnah?«, fragte Elfenbein und erschien wieder in den Umrissen eines Mannes, der sich an ihrem Kragen festhielt.

Jasnah fiel auf die Knie und zog Renarin in ihre Umarmung herein. Er brach weinend zusammen, so wie er es als Kind getan hatte, und vergrub den Kopf an ihrer Schulter.

»Was stimmt nicht mit mir?«, fragte Renarin. »Warum sehe ich all diese Dinge? Ich habe geglaubt, mit Glys das Richtige zu tun, aber irgendwie ist alles falsch ...«

»Pst«, flüsterte Jasnah. »Wir werden einen Ausweg finden, Renarin. Was immer es ist, wir werden es richten. Wir werden es überleben – irgendwie.«

Bei den Stürmen. Das, was er über Dalinar gesagt hatte ...

»Jasnah«, sagte Elfenbein. Er ließ ihren Kragen los, wuchs zur vollen Größe eines Menschen heran und beugte sich herunter. »Jasnah, das ist richtig. Aus irgendeinem Grund ist es *richtig*.« Er

schien vollkommen verblüfft zu sein. »Es ergibt keinen Sinn, und doch ist es richtig. Warum? Warum kann das sein?«

Renarin machte sich von ihr los und riss die tränenvollen Augen auf.
»Ich habe gesehen, wie du mich getötet hast.«

»Es ist in Ordnung, Renarin. Ich werde es nicht tun.«

»Aber *verstehst* du denn nicht? Begreifst du nicht, was das bedeutet?«

Jasnah schüttelte den Kopf.

»Jasnah«, sagte Renarin. »Meine Vision von dir war falsch. Was ich sehe ... es *kann falsch sein*.«



Allein.

Dalinar hielt die Faust an seine Brust.

So allein.

Das Atmen tat weh. Das Denken tat weh. Aber etwas regte sich im Innern seiner Faust. Er öffnete sie, und seine Finger bluteten.

Das ... das wichtigste ...

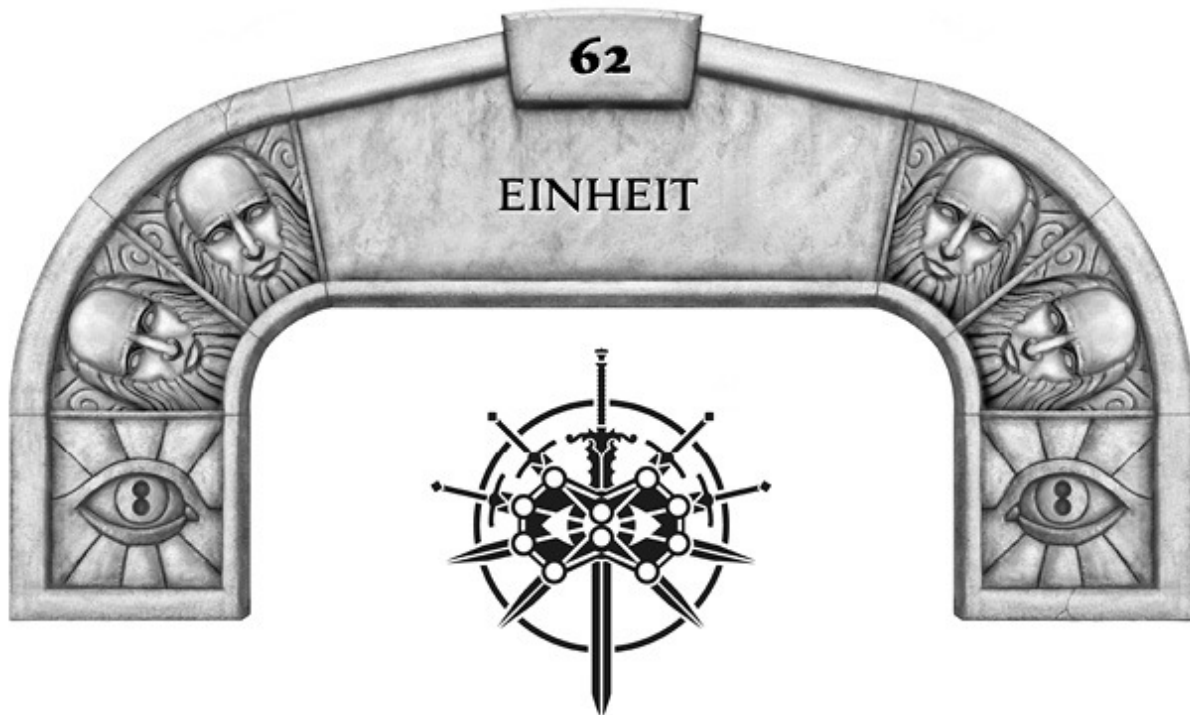
In seiner Faust fand er eine goldene Kugel. Ein einzelnes Ruhmsprengsel.

Der wichtigste Schritt, den ein Mensch tun kann. Es ist nicht der erste, oder?

Es ist der nächste. Es ist immer der nächste Schritt, Dalinar.

Zitternd, blutend, voller Schmerz zwang Dalinar die Luft in seine Lunge und sprach heiser einen einzigen Satz.

»Du kannst meinen Schmerz nicht haben.«



Als ich meine Reise begann, wurde ich aufgefordert zu erklären, warum ich allein reisen wollte. Sie nannten es unverantwortlich. Eine Vermeidung von Pflicht und Schuldigkeit.

Jene, die dieses sagten, begingen mit ihrer Annahme einen gewaltigen Fehler.

Aus Der Weg der Könige, Nachwort

Odium machte einen Schritt zurück. »Dalinar? Was soll das heißen?«

»Du kannst meinen Schmerz nicht haben.«

»Dalinar ...«

Dalinar zwang sich aufzustehen. »Du. Kannst. Meinen. Schmerz. Nicht. Haben.«

»Sei vernünftig.«

»Ich habe jene Kinder getötet«, sagte Dalinar.

»Nein, es ...«

»Ich habe die Einwohner von Rathalas verbrannt.«

»Ich bin da gewesen und habe dich beeinflusst ...«

»DU KANNST MEINEN SCHMERZ NICHT HABEN!«, brüllte Dalinar jetzt und trat auf Odium zu. Der Gott sah ihn finster an. Seine Gefährten, die Verschmolzenen, scheuten zurück, und Amaram hob die Hand vor die Augen und blinzelte.

Waren das etwa Ruhmsprengsel, die Dalinar umschwirrten?

»*Ich* habe die Bewohner von Rathalas getötet«, rief Dalinar. »Du magst da gewesen sein, aber *ich* habe die Wahl getroffen. Ich habe mich dazu entschieden!« Er hielt inne. »Ich habe sie getötet. Es tut so weh, aber *ich* habe es wirklich getan. Das akzeptiere ich jetzt. Du kannst sie nicht haben. Du wirst sie mir nicht noch einmal wegnehmen.«

»Dalinar«, sagte Odium, »was hoffst du zu gewinnen, wenn du diese Last für dich behältst?«

Dalinar sagte höhnisch zu dem Gott: »Wenn ich so tue ... wenn ich vorgebe, ich hätte diese Dinge *nicht* getan, dann bedeutet das, dass ich nicht über mich selbst hinausgewachsen und zu jemand anderem geworden bin.«

»Zu einem Versager.«

Etwas regte sich tief in Dalinar. Es war eine Wärme, die er früher einmal gekannt hatte. Ein warmes, beruhigendes Licht.

Vereinige sie.

»Reise vor Ziel«, sagte Dalinar. »Es kann keine Reise sein, wenn es *keinen Anfang hat*.«

Ein Donnerschlag hallte in seinem Kopf wider. Plötzlich strömte ein Bewusstsein in ihn zurück. Der Sturmwater, fern und verängstigt, aber auch überrascht.

Dalinar?

»Ich werde die Verantwortung für das übernehmen, was ich getan habe«, flüsterte Dalinar. »Wenn ich falle, werde ich jedes Mal als besserer Mensch wieder aufstehen.«



Renarin lief hinter Jasnah durch die Hohen Bezirke der Stadt. Die Einwohner verstopften die Straßen vollständig, aber Jasnah nutzte sie gar nicht. Sie lief über die Dächer und sprang über die Straßen hinweg von einem Haus zum nächsten.

Renarin bemühte sich, ihr zu folgen. Er hatte Angst vor seiner Schwachheit und war verwirrt von den Dingen, die er gesehen hatte. Er sprang auf ein Dach hinunter und verspürte beim Aufprall einen Schmerz – aber das Sturmlicht heilte ihn sofort. Er humpelte weiter hinter ihr her, bis der Schmerz ganz verschwunden war.

»Jasnah!«, rief er. »Jasnah, ich kann nicht mehr mithalten!«

Sie blieb am Rande eines Daches stehen. Er erreichte sie, und sie ergriff seinen Arm. »Du *kannst* mithalten, Renarin. Du bist ein Strahlender Ritter.«

»Ich glaube nicht, dass ich wirklich ein Strahlender bin, Jasnah. Ich weiß überhaupt nicht, was ich bin.«

Ein ganzer *Strom* von Ruhmsprengeln flog an ihnen vorbei; es waren hunderte, die eine fließende Formation bildeten und sich zu den untersten Bereichen der Stadt bogen. Etwas glühte dort unten – ein Leuchtfeuer in dem Zwielight einer überschatteten Stadt.

»Ich weiß aber, was du bist«, sagte Jasnah. »Du bist mein Vetter. Familie, Renarin. Halt meine Hand. Lauf mit mir.«

Er nickte, und sie zerrte ihn hinter sich her und sprang vom Dach, wobei sie die ungeheuerliche Kreatur, die nicht weit von ihr hinaufkletterte, gar nicht beachtete. Jasnah schien ihre ganze Aufmerksamkeit auf einen einzigen Punkt gerichtet zu haben.

Auf jenes Licht.



Vereinige sie!

Ruhmsprengsel flossen um Dalinar herum. Es waren tausende goldener Kugeln – mehr Sprengsel, als er je an einem Ort gesehen hatte. Sie umwirbelten ihn in einer Säule aus goldenem Licht.

Hinter ihnen taumelte Odium zurück.

So klein, dachte Dalinar. Hat er schon immer so klein gewirkt?



Syl sah auf.

Kaladin drehte sich um und wollte feststellen, was ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Sie sah an den Verschmolzenen vorbei, die gelandet und bereit zum Angriff waren. Sie starrte auf den Ozean aus Kugeln und auf die zitternden Lichter der Seelen, die über ihm schwebten.

»Syl?«

Sie zog ihn enger an sich. »Vielleicht musst du niemanden retten, Kaladin. Vielleicht ist es jetzt an der Zeit, dass jemand *dich* rettet.«



VEREINIGE SIE!

Dalinar streckte die linke Hand zur Seite, legte sie zwischen die Reiche und ergriff den Stoff der Existenz. Die Welt des Geistes, das Reich des Gedankens.

Die rechte Hand streckte er zur anderen Seite aus und berührte etwas Gewaltiges. Etwas, das kein Ort war – es war alle Orte in einem. Er hatte es schon einmal gesehen – in dem Augenblick, in dem Odium ihm einen Blick auf das Geistige Reich gewährt hatte.

Heute hielt er es in seiner Hand.

Die Verschmolzenen hasteten von ihm fort. Amaram schob sein Visier herunter, aber das reichte nicht. Er taumelte mit erhobenem Arm zurück. Nur eine einzige Person blieb. Eine junge Parscherin – jene, die Dalinar in seiner Vision besucht hatte.

»Was bist du?«, flüsterte sie, als er mit weit ausgestreckten Armen dastand und sich an den Ländern des Geistes und des Verstandes festhielt.

Er schloss die Augen, atmete aus, lauschte einer plötzlichen Stille. Und darin einer einfachen, leisen Stimme. Der Stimme einer Frau, ihm so vertraut.

Ich vergebe dir.

Dalinar öffnete die Augen und wusste, was die Parscherin in ihm sah. Wirbelnde Wolken, glühendes Licht, Donner und Blitz.

»Ich bin die Einheit.«

Er schlug beide Hände zusammen.

Und verband drei Reiche miteinander.



Schadesmar explodierte vor Licht.

Die Verschmolzenen kreischten, als ein Wind sie davonfegte, obwohl Kaladin nichts spürte. Kugeln klapperten und brüllten.

Kaladin beschattete die Augen mit der Hand. Das Licht verblasste und hinterließ eine strahlende, schimmernde Säule mitten im Meer. Darunter schlossen sich die Kugeln zusammen und bildeten eine breite Straße aus Glas.

Kaladin blinzelte und ergriff Schallans Hand, als sie ihm auf die Beine helfen wollte. Adolin hatte sich aufgerichtet und hielt sich den blutigen Bauch fest. »Was ... was ist das?«

»Ehrs Lot«, flüsterte Syl. »Eine Quelle der Macht, die alle drei Reiche durchbohrt.« Sie sah Kaladin an. »Ein Weg nach Hause.«



Taln ergriff Aschs Hand.

Asch schaute auf seine Finger, die dick und schwielig waren. Tausende Jahre mochten kommen und gehen, und sie konnte ganze Lebensspannen an den Traum verlieren, aber diese Hände ... diese Hände würde sie nie vergessen.

»Asch«, sagte er.

Sie schaute zu ihm hoch, dann keuchte sie auf und legte die Finger vor ihre Lippen.

»Wie lange?«, fragte er.

»Taln.« Sie ergriff seine Hand mit beiden Händen. »Es tut mir leid. Es tut mir so leid.«

»Wie lange?«

»Es heißt, dass es vier Jahrtausende waren. Ich ... kann das Vergehen der Zeit nicht immer bemerken ...«

»Viertausend Jahre?«

Sie hielt seine Hand in festerem Griff. »Es tut mir leid. Es tut mir *leid*.«

Er entzog ihr seine Hand, stand auf und ging quer durch das Zelt. Sie folgte ihm, bat erneut um Entschuldigung – aber was konnten da Worte schon ausrichten? Er war verraten worden.

Taln schob die Zeltklappe beiseite und trat nach draußen. Er schaute zu der Stadt hinauf, die sich über ihnen erstreckte, dann zum Himmel und zu der Stadtmauer. Soldaten in Brustpanzern und Kettenhemden eilten vorbei zu einem Kampf, der weiter entfernt stattfand.

»Viertausend Jahre?«, fragte Taln abermals. »Asch ...«

»Wir konnten nicht fortfahren. Ich ... wir dachten ...«

»Asch.« Er packte wieder ihre Hand. »Was für eine *wunderbare* Sache.«

Wunderbar? »Wir haben dich im Stich gelassen, Taln.«

»Was für ein Geschenk du ihnen gemacht hast! Du hast ihnen Zeit gegeben, sich zwischen den Wüstwerdungen endlich zu erholen. Zeit für den Fortschritt. Vorher hatten sie keine Gelegenheit dazu. Aber diesmal ... ja, vielleicht schaffen sie es.«

»Nein, Taln. Es kann nicht sein, dass du so etwas sagst.«

»Es ist wirklich eine wunderbare Sache, Asch.«

»Das *kann* nicht sein, Taln. Du musst mich hassen! Hasse mich, *bitte*.«

Er wandte sich von ihr ab, hielt noch immer ihre Hand fest, zog sie hinter sich her. »Komm. Er wartet.«

»Wer?«, fragte sie.

»Ich weiß es nicht.«



Teft keuchte in der Finsternis.

»Kannst du es sehen, Teft?«, flüsterte das Sprengsel. »Kannst du die Worte spüren?«

»Ich bin *gebrochen*.«

»Wer wäre das nicht? Das Leben zerbricht uns, Teft. Und dann füllen wir die Risse und Spalten mit etwas Stärkerem.«

»Ich mache mich selbst krank.«

»Teft«, sagte sie – eine glühende Erscheinung in der Finsternis, »darum geht es bei den Worten.«

O Kelek. Die Rufe. Kämpfen. Seine Freunde.

»Ich ...«

Sturmverdammt sollst du sein! Sei einmal in deinem Leben ein Mann!

Teft leckte sich über die Lippen und sprach:

»Ich werde jene beschützen, die ich hasse. Sogar ... sogar wenn derjenige, den ich am meisten hasse ... *ich selbst bin*.«



Renarin gelangte zur letzten Ebene der Stadt hinunter, dem Unteren Bezirk. Hier kam er stolpernd zum Stillstand, und seine Hand glitt aus der von Jasnah. Soldaten marschierten durch diese Straßen – mit Augen, die glühenden Kohlen glichen.

»Jasnah!«, rief er. »Amarams Soldaten haben die Seiten gewechselt! Sie dienen jetzt Odium! Ich habe es in einer Vision gesehen!«

Sie rannte geradewegs auf die Soldaten zu.

»Jasnah!«

Der erste Soldat schlug mit seinem Schwert nach ihr. Jasnah wich der Waffe aus, dann stieß sie mit der Hand gegen ihn und warf ihn nach hinten. Er *kristallisierte* in der Luft, rammte gegen den nächsten Mann, und dieser zog sich die Verwandlung zu, als sei es eine ansteckende Krankheit. Er prallte gegen einen weiteren Mann und warf ihn nach hinten, als hätte sich Jasnahs Stoß bis zu ihm fortgepflanzt. Einen Augenblick später kristallisierte er ebenfalls.

Jasnah wirbelte herum. Eine Splitterklinge bildete sich in ihrer behandschuhten Schutzhand, und ihr Rock kräuselte sich, als sie sechs Männer mit einem einzigen Schwung ihres Schwertes zerteilte. Das Schwert verschwand, als sie mit der Hand gegen eine Hauswand, die hinter ihr stand, schlug und diese Wand sich in Rauch auflöste. Das Dach brach ein und blockierte die Gasse zwischen diesem Gebäude und dem angrenzenden, durch die sich weitere Soldaten genähert hatten.

Sie riss die Hand hoch, und die Luft gerann zu Stein und bildete sich zu einer Treppe aus, auf der sie bis zum Dach des nächsten Hauses hochstieg, ohne dabei aus dem Schritt zu geraten.

Renarin sah mit offenem Mund zu. Das ... wie ...

Es wird ... großartig sein ... gewaltig ... wundervoll!, sagte Glys aus dem Innern von Renarins Herzen. *Es wird wunderschön sein, Renarin! Sieh nur!*

Eine Quelle öffnete sich in ihm. Es war eine Kraft, die er nie zuvor gespürt hatte. Eine beeindruckende, überwältigende *Stärke*. Unendliches Sturmlicht. Eine Quelle, die so ungeheuerlich war, dass sie ihn ganz und gar verblüffte.

»Jasnah?«, rief er und rannte endlich hinter ihr her und die Treppe hinauf, die sie erschaffen hatte. Er fühlte sich so *lebendig*, dass er tanzen wollte. Wäre das kein großartiger Anblick? Renarin Kholin tanzte auf einem Häuserdach, während ...

Er wurde langsamer und keuchte auf, als er durch einen Spalt in der Stadtmauer blickte und dahinter eine Säule aus Licht bemerkte. Sie erhob sich höher und höher und streckte sich den Wolken entgegen.



Fen und ihr Gemahl wichen vor dem Sturm aus Licht zurück.

Navani frohlockte darin. Sie lehnte sich weit über den Rand der Mauer und lachte wie eine Närrin. Ruhmsprengsel umströmten sie, fuhren ihr durch die Haare und trieben auf die bereits ungeheure Zahl

der Wesen zu, die Dalinar in einer Säule umschwirrten, welche sich hunderte von Fuß in die Luft erhob.

Dann entzündeten sich *Lichter* in einer Welle über dem Feld, über der Mauerkrone und der Straße darunter. Edelsteine, die unbeachtet auf dem Boden gelegen hatten, nachdem sie aus dem aufgebrochenen Tresorgebäude in alle Richtungen verstreut worden waren, tranken Dalinars Sturmlicht in sich hinein. Sie erhellten den Boden mit tausend Farbpunkten.



»Nein!«, schrie Odium und trat vor. »Nein, wir haben dich getötet. WIR HABEN DICH GETÖTET!«

Dalinar stand in der Säule aus Licht und wirbelnden Ruhmsprengeln, die Arme ausgestreckt, die Hände in den verschiedenen Reichen verkrallt, die zusammen die Realität bildeten.

Vergeben. Der Schmerz, von dem er vorhin noch gesagt hatte, er wolle ihn behalten, verblasste allmählich von selbst.

Diese Worte ... sind angenommen, sagte der Sturmwater und klang verblüfft. *Wie? Was hast du getan?*

Odium taumelte zurück. »Tötet ihn! *Greift ihn an!*«

Die Parscherin bewegte sich nicht, aber Amaram nahm langsam die Hand vom Gesicht, machte einen Schritt nach vorn und rief seine Splitterklinge.

Dalinar zog die Hand aus der schillernden Säule und streckte sie aus. »Du *kannst* dich ändern«, sagte er. »Du kannst zu einer besseren Person werden. Ich habe es getan. Reise vor Ziel.«

»Nein«, gab Amaram zurück. »Nein, er wird mir nie vergeben.«

»Der Brückenmann?«

»Nicht er.« Amaram klopfte sich gegen die Brust. »Er. Es tut mir leid, Dalinar.«

Er hob eine vertraute Splitterklinge. Es war Eidbringer, Dalinars Waffe. Sie wurde von Tyrann zu Tyrann weitergereicht.

Ein Lichtstreifen löste sich aus Dalinars Säule.

Amaram schwang Eidbringer mit einem lauten Schrei, aber das Licht traf gegen die Splitterklinge, und Funken explodierten und schleuderten Amaram rückwärts, als wäre die Kraft der Splitter nicht größer als die eines Kindes. Das Licht formte sich zu einem Mann mit schulterlangen gewellten Haaren, einer blauen Uniform und einem silbrigen Speer in der Hand.

Eine zweite schimmernde Gestalt löste sich und wurde zu Schallan Davar. Das strahlend rote Haar strömte hinter ihr her, und eine lange, dünne Splitterklinge mit einer leichten Biegung zeigte sich in ihren Händen.

Und dann erschien Adolin. Was für ein Segen!



»Herrin!«, sagte Wyndel. »Oh, Herrin!«

Diesmal hatte Lift keine Lust, ihm den Mund zu verbieten. Sie konzentrierte sich ganz auf die Fortsätze, die wie dunkle Ranken an ihren Armen hochkrochen.

Der Attentäter lag am Boden, starrte nach oben und war von diesen Ranken fast vollkommen bedeckt. Lift hielt sie mit zusammengebissenen Zähnen zurück. Ihr Wille stand gegen die Finsternis, bis ...

Licht.

Licht blitzte wie eine plötzliche Detonation, eine Kraft aus Licht, über das Feld. Edelsteine blinkten am Boden auf und fingen das Sturmlicht ein, während der Attentäter schrie, und dann wurde das Licht wie schimmernder Nebel von ihm aufgesaugt.

Die Ranken verdorrten, als der Durst des Schwertes durch das Sturmlicht gestillt wurde. Lift fiel auf den Felsboden und riss die Hände von Szeths Kopf.

Ich habe gewusst, dass ich dich mag, sagte eine Stimme in Lifts Kopf.

Das Schwert. Also war es ein Sprengsel? »Du hättest ihn beinahe *aufgegessen*«, sagte Lift. »Verdammt, du hättest beinahe *mich*

aufgegessen!«

Oh, das würde ich niemals tun, sagte die Stimme. Sie schien ganz verblüfft zu sein und wurde schleppend, als sei sie schläfrig. *Aber ... vielleicht war ich wirklich ... wirklich hungrig ...*

Nun, das konnte man niemandem vorwerfen, meinte Lift.

Schwankend kämpfte sich der Attentäter auf die Beine. Sein Gesicht war dort mit Linien durchzogen, wo die Ranken ihn überwuchert hatten. An diesen Stellen war die Haut grau wie Stein geworden. Lifts Arme trugen die gleichen Striemen. Uh!

Szeth ging auf die schimmernde Lichtsäule zu und hinterließ ein Nachbild. »Komm«, sagte er.



Elhokar?, dachte Dalinar. Aber niemand sonst trat durch die Säule aus Licht. Und da wusste er es. Er wusste, der König würde nicht kommen.

Er schloss die Augen und nahm diesen Schmerz an. Er hatte den König in vielfacher Hinsicht im Stich gelassen.

Steh auf, dachte er. *Und mach es besser.*

Er öffnete die Augen, und langsam verblasste seine Säule aus Ruhmsprengeln. Die Macht in seinem Innern verschwand allmählich und ließ ihn erschöpft zurück. Zum Glück war das Feld mit glitzernden Edelsteinen übersät. Sie boten ausreichend Sturmlicht.

Eine direkte Verbindung zum Geistigen Reich, sagte der Sturmwater. *Du erneuerst Kugeln?*

»Wir sind verbunden.«

Ich bin schon mehrfach eine Beziehung zu Menschen eingegangen. Aber so etwas ist noch nie geschehen.

»Damals hat Ehr noch gelebt. Jetzt sind wir anders. Seine Überreste – deine Seele, mein Wille.«

Kaladin der Sturmgesegete trat neben Dalinar vor die Trümmer der Stadtmauer, und Schallan Davar stand auf der anderen Seite. Jasnah kam aus der Stadt heraus und betrachtete die Szenerie mit kritischem

Blick, während Renarin hinter ihr erschien, einen kurzen Schrei ausstieß und auf Adolin zurannte. Er umarmte seinen älteren Bruder heftig, und dieser keuchte auf. War Adolin verwundet?

Guter Junge, dachte Dalinar, als sich Renarin sofort daranmachte, seinen Bruder zu heilen.

Zwei weitere Personen überquerten das Schlachtfeld. Lift hatte er bereits erwartet. Aber den Attentäter? Szeth hob die silbrige Scheide vom Boden auf und rammte seine schwarze Splitterklinge hinein, bevor er sich zu Dalinar gesellte.

Himmelsbrecher, dachte Dalinar und zählte sie an seinen Fingern ab. *Grattänzer*. Bisher waren es sieben.

Er hatte drei weitere erwartet.

Da, sagte der Sturmwater. *Hinter deiner Nichte*.

Noch zwei Personen erschienen im Schatten der Mauer: ein großer, mächtiger Mann mit beeindruckender Figur und eine Frau mit langem, dunklem Haar. Die braune Haut der beiden wies sie als Makabaki aus, vielleicht waren sie auch Azisch, aber ihre Augen wirkten falsch.

Ich kenne sie, sagte der Sturmwater und klang überrascht. *Ich kenne sie aus früheren Zeiten. Es ist lange her. Erinnerungen an Tage, an denen ich noch nicht vollständig lebendig war*.

Dalinar, du befindest dich in der Gegenwart von Gottheiten.

»Daran habe ich mich inzwischen schon gewöhnt«, antwortete Dalinar und drehte sich wieder zu dem Feld um. Odium hatte sich ins Nichts zurückgezogen, aber seine Verschmolzenen waren geblieben, so wie der größte Teil der Truppen und ein einzelnes seltsames Sprengsel – jenes, das wie schwarzer Rauch aussah. Dahinter umfasste die Mitreißung natürlich noch immer die Nordseite der Bucht in der Nähe des Wassers.

Amaram verfügte über zehntausend Männer, und etwa die Hälfte von ihnen mochte bisher in die Stadt eingedrungen sein – vor Dalinars Erscheinung geflohen. Aber jetzt ...

Einen Augenblick.

Mit diesen beiden sind es neun, bemerkte er stumm zum Sturmwater. Etwas sagte ihm, dass jemand fehlte.

Ich weiß es nicht. Vielleicht ist er noch nicht gefunden worden. Aber wie dem auch sei, trotz deines Bandes bist du lediglich ein Mensch. Die Strahlenden sind nicht unsterblich. Wie willst du mit dieser Armee fertigwerden?

»Dalinar?«, fragte Kaladin. »Befehle, Herr?«

Die feindlichen Reihen erholten sich und formierten sich neu. Sie hoben ihre Waffen, und ihre Augen glühten in einem tiefen Rot. Auch Amaram regte sich; er befand sich etwa zwanzig Fuß entfernt. Doch die größten Sorgen machte sich Dalinar um die Mitreißung. Er wusste, was sie anrichten konnte.

Und dann schaute er auf seinen Arm hinunter und bemerkte etwas. Der Blitz, der ihn vorhin getroffen und den *Weg der Könige* vernichtet hatte, hatte auch sein Armfabrial zerbrochen. Der Verschluss war aufgesprungen, und Dalinar sah die kleinen Edelsteine, die Navani als Kraftquelle hineingelegt hatte.

»Herr?«, fragte Kaladin noch einmal.

»Der Feind will diese Stadt zermalmen, Hauptmann«, sagte Dalinar und senkte den Arm. »Wir müssen sie gegen seine Streitmacht halten.«

»Mit nur sieben Strahlenden?«, fragte Jasnah misstrauisch. »Onkel, das ist ein bisschen viel verlangt, selbst wenn einer von uns – anscheinend – der sturmverdammte *Attentäter in Weiß* ist.«

»Ich diene Dalinar Kholin«, flüsterte Szeth-Sohn-Sohn-Vallano. Aus irgendeinem Grund war sein Gesicht grau gestreift. »Ich kann die Wahrheit nicht kennen, also folge ich jenem, der sie kennt.«

»Was immer wir tun«, sagte Schallan, »wir sollten es schnell tun. Bevor diese Soldaten ...«

»Renarin!«, brüllte Dalinar.

»Herr!«, sagte Renarin und hastete vor.

»Wir müssen durchhalten, bis Truppen aus Urithiru eintreffen. Fen hat nicht genug Soldaten, um allein gegen den Feind zu kämpfen. Geh

zum Eidtor und halte diesen Donnerbrocken davon ab, es zu zerstören, und dann ... öffne das Portal.«

»Herr!« Renarin salutierte.

»Schallan, wir haben noch keine Armee«, sagte Dalinar. »Erschaffe durch dein Lichtweben eine für uns, damit die gegnerischen Soldaten beschäftigt sind. Sie werden vom Blutdurst verzehrt und werden dadurch vermutlich leicht abzulenken sein. Jasnah, die Stadt, die wir verteidigen müssen, hat leider ein großes sturmverdammtes Loch in der Mauer. Kannst du dieses Loch verteidigen und jeden anhalten, der hindurchzuschlüpfen versucht?«

Sie nickte nachdenklich.

»Und was ist mit mir?«, fragte Kaladin.

Dalinar zeigte auf Amaram, der sich in seinem Splitterpanzer langsam auf die Beine mühte. »Er wird versuchen, mich für das zu töten, was ich als Nächstes tun werde, und aus diesem Grund könnte ich einen Leibwächter gebrauchen. Wenn ich mich recht erinnere, hast du noch eine Rechnung mit dem Großherrs offen.«

»Das könnte man so sagen.«

»Lift, ich glaube, dir habe ich schon einen Befehl gegeben. Nimm den Attentäter und *hole mir diesen Rubin*. Gemeinsam werden wir die Stadt halten, bis Renarin mit Truppen zurückkehrt. Noch Fragen?«

»Äh ...«, sagte Lift. »Könntest du mir vielleicht sagen, wo ich ... etwas zu essen bekomme?«

Dalinar starrte sie an. Etwas zu essen? »Es ... sollte eine Versorgungsstelle unmittelbar hinter der Stadtmauer geben.«

»Danke!«

Dalinar seufzte und machte sich auf den Weg – zum Wasser hin.

»Herr!«, rief Kaladin. »Wohin geht Ihr?«

»Der Feind hat einen ungewöhnlich großen Knüppel zu dieser Schlacht mitgebracht, Hauptmann. Ich werde ihn ihm wegnehmen.«





Wenn nicht das Ziel, sondern die Reise wirklich der wichtigste Teil ist, dann bin ich nicht gereist, um mich der Pflicht zu entziehen, sondern um sie zu erfüllen.

Aus Der Weg der Könige, Nachwort

Kaladin stieg in den Himmel, lebendig vor Sturmlicht.

Unter ihm ging Dalinar auf den roten Nebel zu. Auch wenn sich zahlreiche Fortsätze zwischen den Soldaten von Amarams Armee umherbewegten, wirbelte der größte Teil der Masse doch näher an der Küste, rechts von der Bucht und den zerstörten Kaianlagen.

Bei den Stürmen, Kaladin genoss es, wieder in der realen Welt zu sein. Obwohl der Ewigsturm die Sonne verdeckte, wirkte dieser Ort so viel *heller* als Schadesmar. Eine Gruppe von Windsprengseln umflog ihn, obwohl die Luft recht still war. Vielleicht waren es diejenigen, die auf der anderen Seite zu ihm gekommen waren – diejenigen, die er im Stich gelassen hatte.

Kaladin, sagte Syl. Du brauchst keinen weiteren Grund, um dich selbst auszuschimpfen.

Sie hatte recht. Bei den Stürmen, manchmal war er wirklich zu hart mit sich selbst. War es dieser Fehler, der verhindert hatte, dass er die Worte des Vierten Ideals gesprochen hatte?

Aus irgendeinem Grund seufzte Syl. *O Kaladin.*

»Wir sprechen später darüber«, sagte er.

Zunächst hatte er eine zweite Gelegenheit erhalten, Dalinar Kholin zu beschützen. Das Sturmlicht tobte in ihm, der Sylspeer war ein bequemes und beruhigendes Gewicht in seiner Hand. Er peitschte sich nach unten und prallte in der Nähe von Amaram auf den Stein.

Der Großherr fiel auf die Knie.

Was ist das?, dachte Kaladin. Amaram hustete. Er legte den Kopf in den Nacken, hob das Visier und ächzte.

Hatte er gerade etwas *verschluckt*?



Adolin betastete seinen Bauch. Unter dem blutverschmierten Riss fühlte er nichts als glatte, junge Haut. Er spürte nicht einmal mehr die Spur eines Schmerzes.

Eine Zeitlang war er sicher gewesen, dass er sterben würde.

So war es schon einmal gewesen. Vor einigen Monaten hatte er sich so gefühlt, als Sadeas sich zurückgezogen und die umzingelten Kholin-Truppen auf der Zerbrochenen Ebene im Stich gelassen hatte. Damals hatte er zum schwarzen Himmel und zu jenen befremdlichen Wolken hochgeblickt und war sich plötzlich so *beängstigend* zerbrechlich vorgekommen ...

Und dann – das Licht. Sein Vater – ein großer Mann, an den Adolin nie heranreichen konnte – hatte irgendwie plötzlich den Allmächtigen verkörpert. Adolin hatte das Gefühl gehabt, er sei nicht würdig, in dieses Licht einzutreten.

Aber nun war er hier.

Die Strahlenden zerstreuten sich auf Dalinars Befehl, aber Schallan kniete sich neben Adolin. »Wie fühlst du dich?«

»Weißt du, wie gern ich diese Jacke gehabt habe?«

»Oh, Adolin.«

»Wirklich, Schallan. Die Ärzte sollten mehr Sorgfalt auf die Kleidung verwenden, die sie aufschneiden. Wenn ein Mann überleben soll, dann wird er hinterher ein Hemd brauchen. Und wenn er stirbt ... nun, dann sollte er wenigstens auf seinem Totenbett gut gekleidet sein.«

Sie lächelte und warf einen Blick über die Schulter auf die Truppen mit den roten Augen.

»Geh«, sagte er. »Mit mir ist alles in Ordnung. Rette die Stadt. Sei eine *Strahlende*, Schallan.«

Sie küsste ihn, stand auf und drehte sich um. Ihre weiße Kleidung schien zu glühen, und ihr rotes Haar war ein verblüffender Farbtupfer, als das Sturmlicht von ihr aufstieg. Muster erschien als Splitterklinge mit einer feinen, fast unsichtbaren Gitterzeichnung, die an der gesamten Klinge entlanglief. Schallan wob ihre Macht, und dann erhob sich eine ganze Armee aus dem Boden um sie herum.

In Urithiru hatte sie eine kleine Armee erschaffen, mit der sie die Ungemachte abgelenkt hatte. Aber nun entstanden *hunderte* Illusionen um sie herum: Soldaten, Geschäftsleute, Wäscherinnen, Schreiberinnen, alle waren ihren Zeichnungen entnommen. Sie leuchteten hell, Sturmlicht strömte von ihnen aus, als wäre jeder Einzelne ein Strahlender Ritter oder eine Strahlende Ritterin.

Adolin mühte sich auf die Beine und stand bald vor einer Illusion seiner selbst, die eine Kholin-Uniform trug. Der falsche Adolin schimmerte vor Sturmlicht und schwebte einige Zoll über dem Boden. Sie hatte ihn zu einem Windläufer gemacht.

Ich ... das ertrage ich nicht. Er wandte sich der Stadt zu. Sein Vater hatte sich ganz auf die Strahlenden konzentriert und vergessen, Adolin eine Aufgabe zu erteilen. Vielleicht konnte er den Verteidigern im Innern der Stadt helfen.

Adolin bahnte sich einen Weg durch die Trümmer und die Bresche in der Mauer. Kurz dahinter stand Jasnah. Sie hatte die Hände in die Hüften gestemmt, als betrachte sie ein Durcheinander, das tobende Kinder hinterlassen hatten. Hinter der Bresche lag ein kaum

beachtenswerter Marktplatz, von Kasernen und Lagerhäusern umstanden. Am Boden liegende Soldaten, die entweder thaylenische Uniformen oder jene von Sadeas trugen, zeigten an, dass es hier zu einem Kampf gekommen war, aber der größte Teil der feindlichen Kräfte schien weitergezogen zu sein. Rufe und Klappern und Scheppern tönten aus den Straßen der Umgebung.

Adolin griff nach einem weggeworfenen Schwert, hielt inne und rief dann seine Splitterklinge herbei, während er sich wie ein Narr fühlte. Er machte sich für den Schrei bereit, doch er kam nicht, und nach zehn Herzsschlägen fiel die Klinge in seine Hand.

»Es tut mir leid«, sagte er und hob die glitzernde Waffe. »Und vielen Dank.«

Er machte sich auf den Weg zu einer der Stellen, an denen offensichtlich gekämpft wurde. Dort riefen Männer um Hilfe.



Szeth von den Himmelsbrechern beneidete Kaladin, den sie den Sturmgesegneten nannten, weil er die Ehre hatte, Dalinar Kholin zu beschützen. Aber natürlich würde er sich nicht beschweren. Er hatte seinen Eid gewählt.

Und er würde das tun, was sein Meister von ihm verlangte.

Phantome erschienen, erschaffen aus Sturmlicht von der Frau mit den roten Haaren. Es waren die Schatten in der Dunkelheit – jene, die er über seine Morde hatte tuscheln hören. Wie sie diese Schemen zum Leben geführt hatte, vermochte er nicht zu sagen. Er landete neben Lift, der Reschi-Wogenbinderin.

»Also«, sagte sie zu ihm. »Wie finden wir diesen Rubin?«

Szeth deutete mit seiner Splitterklinge, die in ihrem Futteral steckte, auf die Schiffe, die in der Bucht vor Anker lagen. »Die Kreatur, die ihn bei sich gehabt hat, ist in diese Richtung gelaufen.« Die Parscher drängten sich nach wie vor dort zusammen, tief in den Schatten des Ewigsturms.

»Das passt«, sagte Lift und warf einen Blick zu der Menge hinüber.
»Du wirst nicht noch einmal versuchen, mich zu verspeisen, oder?«

Sei nicht dumm, erwiderte das Schwert in Szeths Hand. *Du bist nicht böse. Du bist freundlich. Und ich verspeise keine Leute.*

»Ich werde das Schwert nicht ziehen«, sagte Szeth, »es sei denn, du bist bereits tot und ich beschließe, meinerseits den Tod ebenfalls willkommen zu heißen.«

»Tooooooll« sagte Lift.

Du solltest mir widersprechen, Szeth, sagte das Schwert, *wenn ich behaupte, dass ich keine Leute verspeise. Vascher hat das immer getan. Ich glaube, er hat gescherzt. Wie dem auch sei, was die Leute angeht, die mich bisher getragen haben, so bist du nicht sehr geschickt darin.*

»Nein«, sagte Szeth. »Ich bin nicht geschickt, wenn es darum geht, eine Person zu sein. Das ist ... einer meiner Fehler.«

Es ist aber in Ordnung! Sei glücklich. Es hat den Anschein, dass es heute noch sehr viel Böses zu töten gilt! Das ist tooooll, nicht wahr?

Dann begann das Schwert zu summen.



Die Brandmale auf Kaladins Kopf schienen frisch zu schmerzen, als er auf Amaram zurannte und auf ihn eindreschen wollte. Aber Amaram hatte sich schnell erholt, schloss sein Visier und wehrte Kaladins Angriff mit dem gepanzerten Unterarm ab.

Die roten Augen warfen Glut durch den Schlitz des Helms. »Du solltest mir dankbar sein, Junge.«

»Dankbar?«, sagte Kaladin. »Für was denn? Etwa dafür, dass Ihr mir gezeigt habt, wie man noch abscheulicher sein kann als die erbärmlichen Hellaugen, die meine Heimatstadt regiert haben?«

»Ich habe dich erschaffen, Speermann. Ich habe dich *geschmiedet*.« Amaram deutete mit der breiten Splitterklinge, die in einem Haken auslief, auf Kaladin. Dann streckte er die linke Hand

seitwärts aus und rief eine *zweite* Splitterklinge herbei. Diese war lang und gebogen, und die hintere Kante kräuselte sich wie fließende Wellen.

Kaladin kannte diese Klinge nur allzu gut. Er hatte sie errungen, indem er Amaram das Leben gerettet hatte. Aber dann hatte er sich geweigert, sie zu tragen. Denn wenn er einen Blick auf seine Widerspiegelung in dem silbrigen Metall geworfen hatte, hatte er dort nichts anderes als all die Freunde erkannt, die durch diese Waffe getötet worden waren. So viel Tod und Schmerz, allein durch diese gekräuselte Klinge verursacht.

Sie schien ein Symbol für all das zu sein, was er verloren hatte, und nun lag sie auch noch in der Hand des Mannes, der Kaladin belogen hatte. Der ihm Tien weggenommen hatte.

Amaram nahm die Schwertstellung ein und hielt die beiden Klingen hoch. Die eine hatte er in entsetzlichem Blutvergießen auf Kosten von Kaladins Mannschaft gewonnen. Die andere war Eidbringer. Das Schwert, mit dem Brücke Vier freigekauft worden war.

Lass dich nicht einschüchtern!, flüsterte Syl in Kaladins Kopf. *Ungeachtet der Vergangenheit ist er nicht mehr als ein Mensch. Und du bist ein Strahlender Ritter.*

Amarams Armschiene *pulsierte* plötzlich, als ob etwas von innen gegen sie drückte. Das rote Glühen, das aus dem Helm drang, wurde dunkler, und Kaladin hatte den Eindruck, als würde Amaram von etwas eingehüllt werden.

Schwarzer Rauch. Der gleiche, den Kaladin am Ende um Königin Aesudan gesehen hatte, als sie aus dem Palast geflohen waren. Weitere Teile von Amarams Rüstung klirrten oder pulsierten nun, und plötzlich bewegte er sich mit ungeheurer Schnelligkeit und schwang zuerst die eine und dann die andere Splitterklinge.



Als er sich dem Kern der Mitreißung näherte, wurde Dalinar langsamer. Hier brodelte und wogte der rote Nebel und wirkte

beinahe fest. Dalinar erkannte vertraute Gesichter darin. Er sah, wie der alte Großprinz Kalanor von einer hohen Felsformation fiel. Er sah sich selbst, wie er nach einem Bergrutsch allein auf einem Geröllfeld kämpfte. Er sah, wie er die Klaue eines Kluftteufels auf der Zerbrochenen Ebene packte.

Er hörte die Mitreißung. Es war ein pochender, beharrlicher, wärmender Pulsschlag. Fast wie das Schlagen einer Trommel.

»Hallo, alter Freund«, flüsterte Dalinar und trat in den roten Nebel.



Schallan stand mit ausgestreckten Armen da. Das Sturmlicht strahlte von ihr aus, wogte über den Boden, ein Teich aus flüssigem Licht, und strahlender Nebel wirbelte darüber hinweg. Er wurde zu einem Tor. Aus ihm kam ihre ganze Sammlung heraus.

Jede Person, die sie je gezeichnet hatte – von den Mägden im Haus ihres Vaters bis zu den Ehrensprengeln, die Syl gefangen gehalten hatten –, wuchs aus dem Sturmlicht hervor. Männer und Frauen, Kinder und Großeltern. Soldaten und Schreiberinnen. Mütter und Späher, Könige und Sklaven.

Hm, sagte Muster als Schwert in ihrer Hand. *Hm*.

»Diese habe ich verloren«, sagte Schallan, als der Seemann Yalb aus dem Nebel stieg und ihr zuwinkte. Er zog einen glühenden Splitterspeer aus der Luft. »Ich habe diese Bilder verloren!«

Du bist ihnen nahe, sagte Muster. *Nahe bist du dem Reich der Gedanken ... und jenseits der Gedanken. All die Personen, mit denen du dich verbunden hast, über all die Jahre hinweg ...*

Ihre Brüder kamen. Inzwischen hatte sie die Sorgen um sie in den tiefsten Winkel ihrer Gedanken verbannt. In der Gewalt der Geisterblüter ... keine Nachricht von irgendeiner Spannfeder ...

Ihr Vater trat aus dem Licht. Und ihre Mutter.

Die Illusionen schwankten sofort und verschmolzen wieder mit dem Licht. Dann ergriff jemand ihre linke Hand.

Schallan keuchte auf. Aus dem Nebel bildete sich ... *Schleier*? Mit langen, glatten schwarzen Haaren, weißer Kleidung und braunen Augen. Weiser als Schallan – und zielgerichteter. Sie war in der Lage, kleinteilig zu arbeiten, während Schallan von dem Ausmaß ihrer Aufgaben leicht überwältigt wurde.

Auch ihre rechte Hand wurde ergriffen. Es war die Strahlende in granatfarben schimmernder Spliterrüstung, groß, mit einem Haarzopf. Reserviert und vorsichtig. Sie nickte Schallan zu und sah sie fest und entschlossen an.

Andere brodelten um Schallans Füße herum auf und versuchten von dem Sturmlicht wegzukriechen; ihre glühenden Hände griffen nach Schallans Beinen.

»... nein«, flüsterte Schallan.

Es reichte. Sie hatte Schleier und die Strahlende erschaffen, damit diese stark waren, wenn Schallan schwach war. Sie drückte ihre Hände zusammen und zischte langsam. Die anderen Versionen Schallans zogen sich in das Sturmlicht zurück.

Weiter draußen erhoben sich hunderte und aberhunderte Gestalten aus dem Boden und streckten ihre Waffen dem Feind entgegen.



Adolin wurde nun von etwa zwei Dutzend Soldaten begleitet und stürmte durch die Straßen des Unteren Bezirks.

»Da!«, rief einer seiner Männer mit einem starken thaylenischen Akzent. »Hellherr!« Er zeigte auf eine Gruppe feindlicher Soldaten, die eine Gasse hinunter in Richtung der Stadtmauer liefen.

»Verdammnis«, sagte Adolin und gab seinen Truppen das Zeichen, ihnen zu folgen. Jasnah war allein bei der Mauer zurückgeblieben und versuchte die Bresche undurchlässig zu machen. Adolin rannte die Gasse entlang ...

Plötzlich schoss ein Soldat mit roten Augen über ihm durch die Luft. Adolin duckte sich und befürchtete schon, die Verschmolzenen könnten hier sein, aber es war ein gewöhnlicher Soldat. Der

unglückliche Mann prallte gegen ein Hausdach. Was um alles in der Welt ...?

Als sie das Ende der Gasse erreichten, wurde gerade ein weiterer Körper gegen die Mauer rechts von der Einmündung geschleudert. Adolin packte seine Splitterklinge fester und spähte um die Ecke. Er erwartete, ein Steinungeheuer wie das zu sehen, das in den Alten Bezirk hochgestiegen war.

Doch stattdessen fand er nur eine völlig verblüfft wirkende Jasnah Kholin an der Mauer vor. Ein Schimmern umgab sie, das ganz anders als der Rauch ihres Sturmlichts aussah. Es machte den Eindruck geometrischer Umrisse, die sie einhüllten ...

Also gut. Jasnah brauchte keine Hilfe. Adolin bedeutete seinen Männern, auf den Schlachtenlärm rechts von ihm zuzulaufen. Er rannte mit ihnen weiter, und gemeinsam trafen sie auf eine kleine Gruppe von belagerten thaylenischen Soldaten, die sich gegen eine Hauswand drängten und einer weitaus größeren Streitmacht von Männern in grünen Uniformen gegenüberstanden.

Gut. Das würde Adolin schaffen.

Er winkte seine eigenen Soldaten zurück, griff den Feind in der Rauchhaltung an und holte mit seiner Splitterklinge weit aus. Der Feind hatte sich vor seiner Beute dicht zusammengedrängt und konnte dem Miniatursturm, der sie von hinten überfiel, nicht rechtzeitig aus dem Weg gehen.

Adolin vollführte eine Reihe von verschiedenen Schwüngen und Hieben und verspürte dabei eine gewaltige Befriedigung darüber, endlich etwas tun zu können. Als er die letzte Gruppe der Feinde fällte und die roten Augen schwarz wurden, während sie ausbrannten, stießen die Thaylener ein Jubelgeheul aus. Seine Befriedigung dauerte an, bis er auf die Leichen herunterschaute und verblüfft feststellte, wie *menschlich* sie wirkten.

Er hatte viele Jahre im Kampf gegen die Parschendi verbracht. Er glaubte nicht, dass er einen Alethi getötet hatte, seit ... na ja, er konnte sich nicht mehr daran erinnern.

Sadeas. Vergiss Sadeas nicht.

Fünzig Mann lagen tot zu seinen Füßen, und etwa drei Dutzend hatte er umgebracht, während er seine übrigen Truppen gesammelt hatte. Bei den Stürmen ... und das, nachdem er sich in Schadesmar so nutzlos vorgekommen war. Wie viel seines Rufes hatte er sich selbst zuzuschreiben, und wie viel hatte er dem Schwert zu verdanken?

»Prinz Adolin?«, rief eine Stimme auf Alethi. »Euer Hoheit!«

»Kdralk?«, fragte Adolin, als eine Gestalt zwischen den Thaylenern vortrat. Der Sohn der Königin hatte schon bessere Tage gesehen. Seine Augenbrauen waren von einer Schnittwunde an der Stirn blutig. Seine Uniform war zerrissen, und um den linken Oberarm trug er einen Verband.

»Meine Mutter und mein Vater«, sagte Kdralk. »Sie sitzen ein wenig weiter hinten auf der Mauer fest. Wir haben versucht, zu ihnen zu kommen, aber wir sind in die Ecke getrieben worden.«

»Gut. Also los.«



Jasnah trat über eine Leiche hinweg. Ihre Klinge verschwand in einem Aufwallen von Sturmlicht, und Elfenbein erschien neben ihr. Seine ölig schwarze Miene wirkte besorgt, während er den Himmel betrachtete. »Dieser Ort ist noch immer dreieinig«, sagte er. »Beinahe drei.«

»Oder drei Orte sind beinahe zu einem geworden«, erwiderte Jasnah. Ein weiterer Trupp von Ruhmsprengseln huschte vorbei, und Jasnah sah sie so, wie sie im Reich des Erkennens aussahen: wie seltsame vogelartige Wesen mit langen Schwingen und einer goldenen Kugel anstelle des Kopfes. Nun, der nicht erbetene Blick in das Reich des Erkennens war eines der am wenigstens beunruhigenden Ereignisse, die heute stattgefunden hatten.

Eine unglaubliche Menge Sturmlicht pulste in ihr – mehr als sie je in sich getragen hatte. Eine weitere Gruppe von Soldaten brach durch Schallans Illusionen und stürmte über die Trümmer hinweg zu der

Bresche in der Mauer. Beiläufig schwenkte Jasnah ihnen die Hand entgegen. Früher hätten ihre Seelen mächtigen Widerstand geleistet. Es war schwer, lebende Dinge seelenzugießen; für gewöhnlich erforderte es Sorgfalt und Konzentration sowie das Wissen um die richtige Vorgehensweise.

Doch heute lösten sich die Männer beim bloßen Gedanken an sie in Rauch auf. Es war so leicht, dass ein Teil von ihr entsetzt war.

Sie fühlte sich unbesiegbar, was schon in sich selbst eine Gefahr darstellte. Der menschliche Körper war nicht dazu bestimmt, so voller Sturmlicht zu sein. Es stieg aus ihr auf wie der Rauch aus einem Freudenfeuer. Inzwischen hatte Dalinar jedoch sein Lot geschlossen. Er selbst war der Sturm gewesen und hatte irgendwie die Kugeln aufgeladen – aber wie bei jedem Sturm gingen die Auswirkungen vorüber.

»Drei Welten«, sagte Elfenbein. »Langsam haben sie sich voneinander entfernt, aber nun sind drei Reiche einander nahe.«

»Also sollten wir uns das zunutze machen, bevor es wieder anders wird, nicht wahr?«

Sie stellte sich vor die Bresche in der Mauer, die so breit wie ein kleiner Häuserblock in der Stadt war.

Dann hob sie die Hände.



Szeth von den Himmelsbrechern ging voraus zu der Armee der Parscher, und die kindliche Grattänzerin folgte ihm.

Szeth fürchtete keinen Schmerz, denn keine körperliche Qual vermochte jenen Qualen gleichzukommen, die er bereits empfand. Er fürchtete nicht den Tod. Dessen süße Belohnung war ihm bisher stets vorenthalten worden. Er fürchtete nur, dass er die falsche Wahl getroffen haben könnte.

Szeth löschte diese Angst aus. Nin hatte recht. Das Leben konnte nicht gelebt werden, wenn man bei jeder Weggabelung grübelte und sich eine Entscheidung zumutete.

Die Parscher, die am Ufer der Bucht standen, hatten keine glühenden Augen. Sie wirkten wie die Parschendi, die ihn zur Ermordung von König Gavilar benutzt hatten. Als er sich ihnen näherte, rannten einige von ihnen davon und begaben sich an Bord eines der Schiffe.

»Da«, sagte er. »Ich vermute, jetzt warnen sie die Person, nach der wir suchen.«

»Ich bin's, die sie sucht, du verrücktes Gesicht«, sagte Lift. »Und du, Schwert, frisst niemanden, der dich nicht vorher zu fressen versucht hat.« Sie entfernte sich auf ihre dümmliche Weise, indem sie kniete und mit den Händen auf den Boden schlug. So glitt sie mitten unter die Parscher. Als sie das Schiff erreicht hatte, gelang es ihr irgendwie, an der Seite hochzuklettern, dann quetschte sie sich durch ein winziges Bullauge.

Die Parscher hier schienen nicht besonders angriffslustig zu sein. Sie scheuten vor Szeth zurück und murmelten untereinander. Szeth schaute zum Himmel hoch und erkannte Nin – nichts als ein winziges Stäubchen –, der ihn noch beobachtete. Szeth konnte dem Herold nichts vorwerfen – das Gesetz dieser Kreaturen war nun zum Gesetz des Landes geworden.

Aber ... dieses Gesetz war von den vielen gemacht worden. Szeth war verbannt worden, indem die vielen einer Meinung gewesen waren. Er hatte einem Herrn nach dem anderen gedient, und die meisten hatten ihn zur Erreichung schrecklicher oder zumindest selbstsüchtiger Ziele benutzt. Man konnte nicht vortrefflich werden, wenn man dem Durchschnitt dieser Leute angehörte. Vortrefflichkeit war das Ergebnis einer individuellen Suche, nicht aber einer gemeinschaftlichen Anstrengung.

Eine fliegende Parschendi – »Verschmolzene« war der Begriff, den Lift auf sie angewendet hatte – schoss aus dem Schiff und trug den großen matten Rubin, nach dem Dalinar suchte. Lift folgte der Verschmolzenen aus dem Schiff heraus, aber sie konnte nicht fliegen. Sie kletterte in den Bug und stieß eine lange Reihe von Flüchen aus.

Hui, sagte das Schwert. Das ist ein beeindruckender Wortschatz für ein Kind. Weiß sie überhaupt, was das letzte bedeutet, das sie gesagt hat?

Szeth peitschte sich in die Luft und flog hinter der Verschmolzenen her.

Wenn sie weiß, was es bedeutet, fügte das Schwert hinzu, würde sie es mir dann wohl erklären?

Die Gegnerin flog dicht über das Schlachtfeld hinweg, und Szeth folgte ihr wenige Zoll über den Felsen. Bald pflügten sie durch die kämpfenden Illusionen. Einige von ihnen wirkten wie feindliche Soldaten, was die Verwirrung noch erhöhte. Ein kluger Zug. Der Feind würde sich weniger bereitwillig zurückziehen, wenn er glaubte, dass die meisten von seinen Gefährten noch kämpften, und so wirkte die Schlacht wesentlich wirklicher. Aber als Szeths Beute mit flatternder Robe durch die Trugbilder flog, zerstörte sie deren Umrisse.

Szeth folgte ihr dichtauf und durchquerte zwei kämpfende Männer, die reine Illusionen gewesen waren. Diese Verschmolzene war ungewöhnlich begabt und viel besser, als es die Himmelsbrecher gewesen waren, auch wenn Szeth gar nicht einmal ihre besten Leistungen hatte beobachten können.

Die Jagd führte ihn in eine langgezogene Schleife und zurück zu der Stelle, wo Dalinar gerade durch den Rand des roten Nebels schritt. Die wispernden Stimmen wurden lauter, und Szeth legte im Flug die Hände vor die Ohren.

Die Verschmolzene war geschmeidig und anmutig, aber sie veränderte ihre Geschwindigkeit weniger schnell, als Szeth dazu in der Lage war. Das nutzte er zu seinem Vorteil, sah den nächsten Zug seiner Gegnerin voraus und warf sich zur Seite, als diese sich drehte. Szeth prallte gegen sie, und sie wirbelten gemeinsam durch die Luft. Die Verschmolzene stach mit einem böartigen Messer auf Szeth ein, während sie in der anderen Hand den Edelstein festhielt.

Zum Glück bewirkte dies wegen Szeths Sturmlicht nichts außer Schmerzen.

Szeth peitschte sie beide nach unten, hielt die Verschmolzene in festem Griff, und danach prallten sie heftig auf den Felsboden. Der Edelstein kullerte aus der Hand der Verschmolzenen, und sie ächzte. Elegant peitschte sich Szeth auf die Beine und schlüpfte in einem aufrechten Gleiten neben dem rollenden Rubin her. Mit der freien Hand hob er den Edelstein auf; in der anderen Hand trug er noch das Futteral samt dem Schwert.

Hui, sagte das Schwert.

»Danke, Schwert-Nimi«, sagte Szeth. Er füllte sein Sturmlicht aus den Kugeln und Edelsteinen auf, die um ihn herum auf der Erde lagen.

Ich habe das da gemeint. Rechts von dir.

Drei weitere Verschmolzene stießen auf ihn herab. Er schien die Aufmerksamkeit des Feindes erregt zu haben.



Adolin und seine Männer erreichten den Treppenturm, der an der Mauer hochführte. Tante Navani winkte von oben herab und bedeutete ihnen mit einer drängenden Geste, sich zu beeilen. Adolin rannte die Treppe hoch, und oben traf er auf einige von Sadeas' Soldaten, die mit ihren Handäxten auf die verschlossene Tür einhackten.

»Ich komme vermutlich leichter durch«, sagte Adolin hinter ihnen.

Kurze Zeit später betrat er den Wehrgang und hinterließ fünf weitere Leichen auf der Treppe. Sie erregten kein Gefühl der Melancholie in ihm, denn sie waren nur noch wenige Minuten davon entfernt gewesen, Tante Navani zu erreichen.

Navani umarmte ihn. »Was ist mit Elhokar?«, fragte sie angespannt.

Adolin schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid.«

Sie zog ihn an sich, und er entließ seine Klinge und hielt Navani fest, als sie erbebte und stille Tränen weinte. Bei den Stürmen, er wusste, wie sich das anfühlte. Seit Elhokars Tod hatte er keine Zeit zum

Nachdenken gehabt. Er hatte die bedrückende Hand der Verantwortung gespürt, aber hatte er auch um seinen Vetter getrauert?

Er zog seine Tante enger an sich heran und spürte ihren Schmerz, der den seinen spiegelte. Das steinerne Ungeheuer brach weiterhin durch die Stadt, und überall schrien Soldaten, aber in jenem einen Augenblick wollte Adolin nichts anderes tun als eine Mutter trösten, die ihren Sohn verloren hatte.

Schließlich machten sie sich voneinander frei, und Navani trocknete sich die Augen mit einem Taschentuch. Sie keuchte auf, als sie dessen blutige Seite bemerkte.

»Es geht mir gut«, erklärte er. »Renarin hat mich geheilt.«

»Ich habe deine Verlobte und den Brückenmann dort unten gesehen«, sagte Navani. »Also hat jeder überlebt – außer ihm?«

»Es tut mir so leid, Tante. Ich ... wir konnten ihn nicht beschützen. Wir haben weder ihn noch Kholinar gerettet.«

Sie rieb sich die Augen und richtete sich entschlossen auf. »Komm. Jetzt müssen wir versuchen, dieser Stadt das gleiche Schicksal zu ersparen.«

Sie gesellten sich zu Königin Fen, die von der Brustwehr aus die Schlacht beobachtete. »Estnatil war bei uns auf der Mauer, als dieses Wesen zugeschlagen hat«, sagte sie gerade zu ihrem Sohn. »Er ist in die Tiefe geschleudert worden und vermutlich tot, aber dort unten in den Trümmern liegt irgendwo eine Splitterklinge. Tshadr habe ich nirgendwo gesehen. Vielleicht ist er in seinem Haus? Es würde mich nicht überraschen, wenn er gerade damit beschäftigt wäre, Truppen in den unteren Schichten der Stadt zusammenzutrommeln.«

Sie zählte die Splitterträger. Thaylenah besaß drei Panzer und fünf Klingen – eine gute Zahl für ein Königreich dieser Größe. Acht Häuser gaben sie vom Vater an den Sohn weiter, und jeder diente dem Thron als Großwächter.

Adolin warf einen Blick über die Stadt und versuchte die Verteidigungsmöglichkeiten einzuschätzen. Es war stets schwierig, in

den Straßen zu kämpfen, denn wenn die Männer voneinander getrennt wurden, konnten sie rasch flankiert und umzingelt werden. Zum Glück schienen die Sadeas-Truppen ihre Ausbildung vergessen zu haben. Sie blieben nicht gerade lange eine Einheit, sondern hatten sich in herumziehende Banden aufgeteilt, die wie Axthund-Rudel wirkten. So hasteten sie durch die Stadt und suchten nach Streit.

»Ihr müsst eure Truppen zusammenführen«, sagte Adolin zu den Thaylenern. »Blockiert eine der Straßen und organisiert den Widerstand. Dann ...«

Ein plötzliches Geräusch schnitt ihm zischend das Wort ab.

Er taumelte rückwärts, als die Mauer erbebte, und dann wurde die Bresche in ihr *geschlossen*. Metall wuchs wie eine Ansammlung von Kristallen und füllte das Loch auf; es formte sich in einem Sturm aus rauschender, heulender Luft.

Das Ergebnis war ein beeindruckender, schimmernder Abschnitt aus polierter Bronze, der mit dem Stein zu beiden Seiten verschmolz und die Bresche vollkommen versiegelte.

»Bei Talns Handflächen«, staunte Fen. Sie und ihr Gemahl traten näher an den Rand heran und schauten auf Jasnah hinunter, die sich gerade die Hände abwischte und zufrieden in die Hüften stemmte.

»Also ... Änderung der Taktik«, sagte Adolin. »Da die Bresche nun geschlossen ist, sollen die Bogenschützen in Position gebracht werden und sowohl die Armee draußen beschießen als auch den Platz unter ihnen in der Stadt halten. Richtet hier oben eure Kommandoposten ein, säubert die Straße unten und haltet diese Mauer *um jeden Preis*.«

Tief unter ihm schritt Jasnah von dem Wunder weg, das sie erschaffen hatte. Dann kniete sie sich neben einige Trümmer, hielt den Kopf schräg und schien auf etwas zu lauschen. Sie legte die Hand auf die Trümmer, und sie lösten sich in Rauch auf und enthüllten einen Leichnam darunter – sowie eine strahlende Splitterklinge neben ihm.

»Kdralk«, sagte Adolin, »wie gut könnt Ihr mit dem Schwert umgehen?«

»Ich ... ich habe geübt, so wie die anderen Offiziere, und ... ich meine ...«

»Großartig. Nehmt Euch zehn Soldaten, holt diese Klinge und rettet dann die Einheit dort hinten im unteren Teil des Alten Bezirks. Und danach versucht Ihr, die Gruppe in Sicherheit zu bringen, die auf der Treppe kämpft. Postiert jeden Bogenschützen, den Ihr habt, hier auf der Mauer, und der Rest der Soldaten soll die Straßen bewachen.« Adolin warf einen Blick über die Schulter. Bisher funktionierte Schallans Ablenkungsmanöver gut. »Breitet Euch nicht zu weit aus, aber wenn es Euch gelingt, noch weitere Männer zu retten, solltet Ihr versuchen, den gesamten Unteren Bezirk zu halten.«

»Aber, Prinz Adolin«, sagte Fen, »was werdet *Ihr* tun?«

Adolin rief seine Splitterklinge herbei und zeigte mit ihr auf den hinteren Teil des Alten Bezirks, in dem eine der gigantischen Steinmonstrositäten gerade etliche Soldaten von einem Häuserdach herunterfegte. Andere versuchten erfolglos, es mit Seilen zu Fall zu bringen.

»Diese Männer sehen so aus, als könnten sie die Hilfe einer Waffe gebrauchen, die *eigens* dazu erschaffen wurde, um durch Stein zu schneiden.«



Amaram kämpfte mit erstaunlicher Wut. Dabei zeigte er eine frenetische Art von Harmonie und vollführte eine endlose Reihe von Angriffen mit den schwingenden Splitterklingen in wundervoll wechselnden Haltungen. Kaladin fing die eine Klinge mit dem Sylspeer ab, und so blieben sie einen Augenblick lang, aneinandergedrückt.

Ein scharfer violetter *Kristall* brach aus Amarams Ellbogen hervor und durchbohrte den Splitterpanzer von innen, während er in einem sanften Licht schimmerte. Bei den Stürmen! Kaladin warf sich

rückwärts, als Amaram seine andere Klinge schwang und ihn beinahe erwischte hätte.

Kaladin tänzelte fort. Seine Ausbildung mit dem Schwert war kurz gewesen, und er war noch nie jemandem begegnet, der zwei Splitterklingen gleichzeitig benutzte. Er selbst hätte dies auch als unpraktisch eingeschätzt. Aber bei Amaram wirkte es elegant und geradezu hypnotisch.

Das tiefe rote Glimmen in Amarams Helm wurde dunkler, blutiger und irgendwie noch unheimlicher. Kaladin parierte einen weiteren Schlag, aber dessen Kraft warf ihn nach hinten auf den Steinboden. Er hatte sich für den Kampf leichter gemacht, aber das barg Nachteile, wenn er gegen jemanden kämpfte, der Splitter besaß.

Kaladin stieß sich in die Luft ab, damit er ein wenig Abstand zwischen sich und Amaram bringen konnte. Dessen Splitterpanzer verhinderte, dass Kaladin gegen ihn zu peitschen vermochte, und er fing die Stöße des Sylspeers ohne Schwierigkeiten ab. Aber wenn Amaram auch nur einen einzigen Treffer landete, wäre Kaladin bewegungsunfähig. Zwar war es möglich, die Wunde, die durch eine Splitterklinge zugefügt worden war, zu heilen, aber es dauerte lange und würde ihn schrecklich schwächen.

Und alles wurde noch schwieriger durch die Tatsache, dass sich Amaram ganz auf das Duell konzentrieren konnte, während Kaladin zusätzlich Dalinar im Auge behalten musste, falls ...

Verdammnis!

Kaladin peitschte sich zur Seite und schoss durch die Luft auf eine Verschmolzene zu, die sich nicht mehr weit von Dalinar entfernt befand. Sie schlug nach Kaladin aus, aber mitten im Schwung befahl er Syl, vom Speer zur Klinge zu werden und hieb die Lanze seiner Gegnerin in der Mitte durch. Sie summte ein wütendes Lied und schwebte zurück, während sie ihr Schwert aus der Scheide zog. Unter ihm war Dalinar ein bloßer Schatten in der scharlachroten Wolke. Gesichter erschienen darin und schrien vor Wut, Wildheit und Blutdurst. Es wirkte wie die wogende Front einer Gewitterwolke.

So – in der Nähe des Nebels – wurde Kaladin übel. Glücklicherweise schienen sich die feindlichen Soldaten am Boden ebenfalls nicht in ihn hineinwagen zu wollen. Die Männer tänzelten vor ihm herum und beobachteten Dalinar. Einige näherten sich, aber Kaladin gelang es, sie zurückzutreiben.

Er benutzte Syl wieder als Speer und griff seine Gegnerin an. Die Verschmolzene war geschmeidig, doch Kaladin floss vor Sturmlicht geradezu über. Das Feld unter ihm war noch immer mit einem Vermögen an schimmernden Kugeln übersät.

Nachdem er ihr nahe genug gekommen war und einen guten Schlag hatte führen können – immerhin hatte er ihre Robe durchgeschnitten –, schwirrte die Verschmolzene davon und gesellte sich zu einer Gruppe, die sich ganz auf Szeth konzentrierte. Hoffentlich konnte sich der Attentäter von ihnen fernhalten.

Wo war Amaram jetzt ...? Kaladin warf einen Blick über die Schulter, dann schrie er auf und peitschte sich rückwärts. Das Sturmlicht bildete Wolken ... vor ihm. Ein dicker schwarzer Pfeil schoss geradewegs hindurch und zerstreute das Licht.

Amaram stand neben seinem Pferd, von dem er einen gewaltigen Splitterbogen heruntergenommen hatte, mit dem Pfeile verschossen werden konnten, die so dick wie ein Speerschaft waren. Gerade hob ihn Amaram und wollte wieder feuern, doch da stach eine Reihe von Kristallen aus seinem Arm hervor und durchbrach den Splitterpanzer. Bei allen Stürmen, was geschah mit diesem Mann?

Kaladin flog dem Pfeil aus dem Weg. Er wäre durchaus in der Lage gewesen, einen solchen Treffer zu heilen, aber das hätte ihn nur abgelenkt, und vermutlich würden einige Verschmolzene das ausnutzen und ihn ergreifen. Alles Sturmlicht der Welt würde ihn nicht mehr retten, wenn sie ihn einfach fesselten und dann auf ihn einhackten, bis er sich nicht mehr heilen konnte.

Amaram schoss einen weiteren Pfeil ab, und Kaladin parierte ihn mit Syl, die in seinem Griff zum Schild wurde. Dann peitschte sich Kaladin nach unten und rief Syl als Lanze herbei. Mit ihr flog er auf Amaram

zu, der seinen Bogen wieder an die Flanke des Pferdes gebunden hatte und mit unglaublicher Geschwindigkeit gerade noch rechtzeitig zur Seite sprang.

Amaram packte die Syllanze, als Kaladin an ihm vorbeiflog, und warf ihn zur Seite. Kaladin war gezwungen, Syl loszulassen und langsamer zu werden. Er drehte sich um und schlitterte über den Boden, bis sein Peitschen aufhörte und er zum Stehen kam.

Mit zusammengebißenen Zähnen rief Kaladin Syl als Kurzspeer herbei, dann stürmte er wieder auf Amaram zu. Er war entschlossen, den Großherrs zu Fall zu bringen, bevor die Verschmolzenen zurückkehrten und Dalinar angriffen.



Die Mitreißung freute sich, Dalinar zu sehen.

Er hatte sie sich als eine böse Kraft vorgestellt, so heimtückisch und hinterlistig wie Odium oder Sadeas. Wie sehr er sich doch geirrt hatte.

Dalinar ging durch den Nebel, und jeder Schritt glich einer Schlacht, die er nun wieder neu erlebte. Es waren die Kriege seiner Jugend, die er zur Sicherung Alethkars ausgefochten hatte. Es waren die Kriege seiner mittleren Jahre, mit denen er seinen Ruf gefestigt und seine Lust nach dem Kampf gestillt hatte. Und ... er begegnete den Zeiten, zu denen sich die Mitreißung zurückgezogen hatte. Als Dalinar zum ersten Mal Adolin im Arm gehalten hatte. Oder als er zusammen mit Elhokar grinsend auf einer Felsnadel über der Zerbrochenen Ebene gestanden hatte.

Die Mitreißung betrachtete diese Ereignisse mit einem traurigen Gefühl der Verlassenheit und Verwirrung. Die Mitreißung hasste nicht. Obwohl manche Sprengsel Entscheidungen treffen konnten, waren andere wie Tiere – urweltlich und von einem einzigen überwältigenden Drang getrieben. Leben. Brennen. Lachen.

Oder, in diesem Fall, *kämpfen*.



Jasnah existierte zur Hälfte im Reich des Erkennens, wodurch alles zu einem undeutlichen Labyrinth aus Schatten, fließenden Seelen aus Licht und Kugeln aus Glas wurde. Tausend Arten von Sprengseln wogten und kletterten übereinander in Schadesmars Meer. Die meisten von ihnen manifestierten sich nicht in der körperlichen Welt.

Durch ihren Willen schuf sie Stufen unter sich. Einzelne Lichtachsen entstanden und lehnten sich aneinander, dann wurden sie in Stein seelengegossen. Aber obwohl die Reiche miteinander verbunden waren, stellte sich dies als schwierig heraus. Luft war selbst in ihrem reinen Konzept amorph. Die Menschen stellten sie sich als Himmel vor, oder als Atem, oder als Windstoß oder Sturm, oder einfach nur als »die Luft«. Sie *liebte* es, frei zu sein, und sie war schwer zu beschreiben.

Doch mit festem Willen und einer genauen Vorstellung dessen, was sie beabsichtigte, schaffte Jasnah es, Stufen unter ihren Füßen zu bilden. Sie stieg nach oben, erreichte die Krone der Stadtmauer und fand dort ihre Mutter zusammen mit Königin Fen und einigen Soldaten. In einem der alten Wachtposten hatten sie eine Kommandostation eingerichtet. Vor ihr drängten sich Soldaten mit Piken, deren Spitzen auf zwei Verschmolzene in der Luft gerichtet waren.

Mist. Jasnah schritt den Wehrgang entlang und betrachtete die Mischung aus Illusionen und Menschen draußen vor der Stadt. Schallan stand mit dem Rücken zur Mauer, die meisten Kugeln um sie herum waren bereits ausgebrannt. Sie verbrauchte das Sturmlicht in einer entsetzlichen Geschwindigkeit.

»Schlimm?«, fragte Jasnah Elfenbein.

»Das ist es«, sagte er von ihrem Kragen aus. »Das ist es.«

»Mutter«, rief Jasnah und näherte sich Fen und Navani, die vor dem Wachtposten standen. »Ihr müsst die Truppen in der Stadt zusammenrufen und den Feind aus ihr vertreiben.«

»Daran arbeiten wir«, sagte Navani. »Aber ... Jasnah! In der Luft ...«

Geistesabwesend hob Jasnah – ohne hinzuschauen – die Hand und erschuf so eine Wand aus schwarzem Teer. Ein Verschmolzener brach hindurch, und Jasnah brachte einen Funken hervor. Das Wesen fing sofort Feuer, schlug um sich und verbrannte zu schrecklichem Rauch.

Jasnah brachte auch den Rest des Teers zum Brennen und ging weiter. »Wir müssen uns die Ablenkung, die die Strahlende Schallan zur Verfügung stellt, unbedingt zunutze machen und Thaylen-Stadt säubern. Wenn dann wieder ein Angriff von außen erfolgt, wird unsere Aufmerksamkeit abgelenkt sein.«

»Von außen?«, fragte Fen. »Aber die Mauer wurde doch wiederhergestellt und ... Bei den Stürmen!, Hellheit!«

Jasnah trat zur Seite, ohne den Blick abzuwenden, als der zweite Verschmolzene niederschoss. Die Reaktionen der Sprengsel in Schadesmar erlaubten es ihr zu erkennen, wo genau er sich befand. Sie drehte sich um und streckte die Hand gegen die Kreatur aus. Elfenbein bildete sich zur Klinge um und schnitt durch den Kopf des Verschmolzenen. Er fiel mit brennenden Augen auf den Wehrgang und rollte ihn entlang.

»Der Feind«, sagte Jasnah, »lässt sich von keiner Mauer aufhalten, und Hellheit Schallan hat beinahe alle Kugeln geleert, die Onkel Dalinar aufgeladen hat. Mein eigenes Sturmlicht ist fast völlig verschwunden. Wir müssen uns darauf vorbereiten, diese Position durch konventionelle Mittel zu verteidigen, sobald uns die Kraft nicht mehr zur Verfügung steht.«

»Sicherlich haben wir nicht genug Truppen, um ...«, sagte Fens Gemahl, aber als Jasnah mit Elfenbein – der sich gehorsam neu ausformte – auf die wartenden Parscher-Armeen zeigte, verstummte er. Weder der schwebende rote Nebel noch die grellen Blitze des Sturms reichten aus, um das rote Glühen zu überdecken, das nun in den Augen der Parscher erschien.

»Wir müssen bereit sein, die Mauer zu halten, bis die Truppen von Urithiru eintreffen«, sagte Jasnah. »Wo ist Renarin? Sollte er sich

nicht um diesen Donnerbrocken kümmern?«

»Einer meiner Soldaten hat berichtet, ihn gesehen zu haben«, sagte Fen. »Er ist wegen der Menschenmassen nicht so schnell vorangekommen, wie er geplant hatte. Prinz Adolin hat seine Absicht ausgedrückt, ihm zu helfen.«

»Ausgezeichnet. Ich überlasse diese Aufgabe meinen Vettern, und stattdessen werde ich versuchen, mein Mündel davon abzuhalten, sich umbringen zu lassen.«



Szeth wich den Angriffen von fünf Verschmolzenen aus und trug den großen matten Rubin in der linken Hand, während er die Scheide mit dem schwarzen Schwert darin in der rechten Hand hielt. Er versuchte sich Dalinar in dem roten Nebel zu nähern, aber der Feind schnitt ihm den Weg ab, und so war er gezwungen, nach Osten auszuweichen.

Er flog dicht über die wiederhergestellte Mauer und die Stadt und kam schließlich an dem steinernen Ungeheuer vorbei. Es schleuderte gerade mehrere Soldaten in die Luft, und einen Augenblick lang flogen sie gemeinsam mit Szeth.

Szeth peitschte sich nach unten und tauchte ab, weg in die Straßen der Stadt. Hinter ihm umrundeten einige Verschmolzene das Ungeheuer und schwärmten nach ihm aus. Er flog durch eine Tür in ein kleines Haus – und hörte über sich einen dumpfen Laut, als einer der Soldaten auf das Dach fiel. Dann schoss er aus der Hintertür hervor und peitschte sich wieder nach oben. Nur knapp vermied er einen Zusammenprall mit dem nächsten Gebäude.

»Sollte ich diese Soldaten retten, Schwert-Nimi?«, fragte Szeth.
»Ich bin jetzt ein Strahlender.«

Ich glaube, wenn sie hätten gerettet werden wollen, dann wären sie geflogen wie du, anstatt herunterzufallen.

In diesen Worten steckte ein tiefes Rätsel, über das Szeth jetzt nicht nachdenken konnte. Die Verschmolzenen waren geschickter als er. Zwar flog er in den Straßen hin und her, aber er vermochte sie nicht

abzuschütteln. Er wirbelte herum, verließ den Alten Bezirk und flog wieder zur Mauer – und versuchte, zurück zu Dalinar zu kommen. Doch leider schnitt ihm ein feindlicher Schwarm den Weg ab. Der Rest umzingelte ihn.

Wir scheinen in die Ecke gedrängt worden zu sein, sagte das Schwert. Zeit zum Kämpfen, nicht wahr? Willst du den Tod hinnehmen und vorher so viele wie möglich umbringen? Ich bin bereit. Wir machen es. Ich bin zu einem edlen Opfer bereit.

Nein. Er konnte nicht gewinnen, wenn er starb.

Szeth schleuderte den Edelstein so weit fort wie möglich.

Die Verschmolzenen flogen sofort hinter ihm her und eröffneten ihm dadurch einen Fluchtweg. Er sank auf den Boden, wo die Kugeln wie Sterne glitzerten. Tief atmete er das Sturmlicht ein, und dann bemerkte er Lift, die auf dem Feld zwischen den kämpfenden Trugbildern und den wartenden Parschern ausharrte.

Szeth ließ sich sanft neben ihr nieder. »Ich habe es nicht geschafft, diese Bürde zu tragen.«

»Ist schon in Ordnung. Dein unheimliches Gesicht ist für einen einzigen Mann Bürde genug.«

»Deine Worte sind weise«, sagte er und nickte.

Lift rollte mit den Augen. »Du hast recht, Schwert. Er ist nicht besonders lustig, oder?«

Ich glaube trotzdem, dass er knorke ist.

Szeth kannte dieses Wort nicht, aber es brachte Lift zum Kichern, was das Schwert nachahmte.

»Wir haben die Aufgabe des Schwarzdorns nicht erfüllt«, fuhr Szeth die beiden an, während Sturmlicht vor seinen Lippen trieb. »Ich konnte nicht lange genug vor diesen Verschmolzenen herfliegen, um den Stein an unseren Meister auszuhändigen.«

»Ja, hab ich gesehen«, sagte Lift. »Aber ich habe eine *Idee*. Die Leute sind immer hinter irgendwelchem Zeug her, aber eigentlich mögen sie dieses *Zeug* gar nicht. Sie wollen es bloß *haben*.«

»Diese Worte sind ... nicht so weise. Was meinst du damit?«

»Ganz einfach. Die beste Art, jemanden auszurauben, besteht darin, ihn glauben zu lassen, dass alles in Ordnung ist ...«



Schallan hielt sich an der Hand der Strahlenden und gleichzeitig auch an Schleiers Hand fest.

Vor einiger Zeit war sie auf die Knie gefallen und starrte nun vor sich, während aus ihren Augen Tränen traten. Sie knirschte mit den Zähnen. Sie hatte *tausende* von Illusionen erschaffen. Und jede einzelne war ... sie selbst.

Ein Teil ihres Geistes.

Ein Teil ihrer Seele.

Odium hatte einen Fehler begangen, indem er diesen Soldaten einen solchen Blutdurst eingegeben hatte. Es war ihnen gleichgültig, dass Schallan sie mit Trugbildern fütterte – sie gierten ausschließlich nach einer Schlacht. Also erhielten sie eine solche, und irgendwie leisteten die Illusionen sogar *Widerstand*, wenn der Feind sie traf. Vermutlich hatte Schallan das Seelengießen mit ihrem Lichtweben verbunden.

Der Feind sang und heulte und suhlte sich in dem Gemenge. Sie malte den Boden rot an und bespritzte den Feind mit Blut, das sich echt anfühlte. Sie brachte den Gegnern ein Ständchen, das sich aus dem Schreien der Trugbilder, aus den Lauten ihres Sterbens, dem Klirren der Schwerter und dem Brechen der Knochen zusammensetzte.

Schallan schenkte ihnen eine falsche Wirklichkeit, und sie tranken sie gierig. Sie *nährten* sich daran.

Jede Illusion, die starb, versetzte Schallan einen kleinen *Schock*. Ein Splitter, der zu ihr selbst gehörte, starb dann.

Sie wurden wiedergeboren, als Schallan sie erneut hinaus in den Tanz schickte. Die Verschmolzenen riefen nach Ordnung und versuchten ihre Truppen zu sammeln, aber Schallan übertönte ihre Stimmen mit dem Kreischen von Metall gegen Metall und mit den Schreien der Trugbilder.

Dies nahm sie vollkommen in Anspruch, und damit verlor sie alles andere aus dem Blickfeld. Es war wie beim Zeichnen. Schöpfungssprengsel blühten zu hunderten um sie herum auf, geformt wie weggeworfene und verworfene Objekte.

Bei den Stürmen. Es war wunderschön. Sie griff nach Schleiers Hand und hielt die der Strahlenden fester. Die beiden knieten neben ihr und hatten die Köpfe innerhalb ihres Webteppichs der Gewalt gesenkt ...

»He«, sagte die Stimme eines Mädchens. »Könntest du vielleicht für eine Minute aufhören, dich selbst zu umarmen? Ich brauch ein wenig Hilfe.«



Kaladin stürmte Amaram in geduckter Haltung entgegen und stieß einhändig mit seinem Speer zu. Bei einem gerüsteten Mann mit einem Schwert galt das für gewöhnlich als eine gute Taktik. Sein Speer traf mitten ins Ziel; bei einem gewöhnlichen Gegner hätte er sich sofort in die Armbeuge gebohrt. Doch hier glitt der Speer einfach beiseite. Ein Splitterpanzer besaß außer dem Augenschlitz keine der sonst üblichen Schwachpunkte. Man musste ihn mit wiederholten Stößen aufbrechen, als würde man eine Krabbenschale öffnen.

Amaram lachte – was verblüffend echt klang. »Du bist sehr gut in Form, Speermann! Erinnerst du dich daran, wie du zum ersten Mal zu mir gekommen bist? Damals in jenem Dorf, wo du mich gebeten hast, dich aufzunehmen? Du warst bloß ein plärrendes Kind, das unbedingt ein Soldat sein wollte. Der Ruhm der Schlacht! Ich konnte es in deinen Augen erkennen, Junge.«

Kaladin warf einen Blick auf die Verschmolzenen, die die Wolke furchtsam umrundeten und nach Dalinar suchten.

Amaram kicherte. Trotz der dunkelroten Augen und der seltsamen Kristalle, die aus seinem Körper wuchsen, hörte er sich noch immer ganz wie er selbst an, was Kaladin verblüffte. Um welches hybride

Ungeheuer es sich bei ihm inzwischen auch handeln mochte, er hatte noch immer den Geist und Verstand von Meridas Amaram.

Kaladin trat zurück und verwandelte Syl widerstrebend in eine Klinge, die besser dazu geeignet war, einen Splitterpanzer aufzubrechen. Er fiel in die Windhaltung, die ihm die günstigste zu sein schien. Amaram lachte erneut und sprang vor. Die zweite Splitterklinge erschien in seiner wartenden Hand. Kaladin wich zur Seite aus, duckte sich unter der einen Klinge hinweg und fiel Amaram in den Rücken. Er traf den Panzer, und Risse bildeten sich darin. Kaladin hob die Klinge und wollte abermals angreifen.

Amaram stampfte mit dem Fuß auf, und der Splitterpanzer um seinen Stiefel zersprang; er explodierte nach außen in Bruchstücken aus geschmolzenem Metall. Darunter zeigte sich eine zerrissene Socke, die einen mit einem Panzer überwachsenen Fuß und dunkelviolette Kristalle darauf enthüllte.

Als Kaladin wieder angreifen wollte, stieß Amaram noch einmal mit dem Fuß gegen den Boden, und der Stein wurde für einen Augenblick *flüssig*. Kaladin stolperte und versank mehrere Zoll tief, als wäre der Fels nichts anderes als Kremschlamm. Er härtete sofort aus und zementierte Kaladins Stiefel ein.

Kaladin!, rief Syl in seinem Kopf, als Amaram mit beiden Splitterklingen zuschlug, die er parallel zueinander hielt. Syl wurde in Kaladins Händen zu einer Hellebarde, und er parierte die Schläge, aber ihre Gewalt warf ihn zu Boden, und seine einzementierten Fußgelenke brachen.

Kaladin biss die Zähne zusammen und riss die schrecklich schmerzenden Füße aus den Stiefeln. Dann drehte er sich rasch um und wich zurück. Amarams Waffen drangen in den Boden hinter ihm und verfehlten ihn nur knapp. Amarams zweiter Fußpanzer explodierte geradezu; die Kristalle in seinem Innern hatten ihn gesprengt. Der Großherr drückte sich mit dem einen Fuß ab und *glitt* unglaublich schnell über den Boden. Er näherte sich Kaladin und schwang wieder seine Waffen.

Syl wurde zu einem großen Schild; trotzdem konnte Kaladin den Angriff kaum abwehren. Er peitschte sich nach hinten und brachte sich aus Amarams Reichweite, während das Sturmlicht seine Fußgelenke heilte. Bei den Stürmen. Bei den *Stürmen!*

Diese Verschmolzene!, sagte Syl. *Sie kommt Dalinar sehr nahe.*

Kaladin fluchte und hob einen großen Stein auf. Er schleuderte ihn durch mehrere miteinander verbundene Peitschungen in die Luft, sodass er geradewegs gegen den Kopf der Verschmolzenen flog. Sie schrie vor Schmerz auf und zog sich zurück.

Kaladin hob einen weiteren Stein auf und warf ihn auf Amarams Pferd.

»Schlägst du das Pferd, weil du den Reiter nicht besiegen kannst?«, fragte Amaram. Er schien nicht zu bemerken, dass das scheuende und fliehende Pferd den Splitterbogen mitnahm.

Ich habe schon einmal einen Mann getötet, der einen solchen Splitterpanzer getragen hat, dachte Kaladin. *Ich kann es wieder schaffen.*

Aber er sah sich nicht bloß einem Splitterträger gegenüber. Amethystkristalle brachen Amarams Schutz an den Armen entlang auf. Wie sollte Kaladin ... wie sollte er dieses *Wesen* besiegen?

Stich ihm ins Gesicht, schlug Syl vor.

Einen Versuch war es wert. Er und Amaram kämpften auf dem Schlachtfeld in der Nähe des roten Nebels. Sie befanden sich am westlichen Ufer, aber zwischen dem Hauptteil der Truppen und den wartenden Parschern. Das Gelände war fast vollständig flach, mit Ausnahme einiger aus dem Boden herausragender Grundmauern. Kaladin peitschte sich einige Zoll in die Luft, damit er nicht wieder im Boden versank, falls Amaram das, was er vorhin getan hatte, noch einmal versuchen sollte. Dann bewegte er sich vorsichtig rückwärts und positionierte sich so, dass Amaram über ein Fundament springen musste, wenn er Kaladin erreichen wollte.

Amaram kam auf ihn zu und kicherte leise. Kaladin hob Syl als Splitterklinge, verlagerte sein Gewicht und bereitete sich auf den

Augenblick vor, in dem sie zu einem dünnen Speer werden sollte, den er geradewegs durch das Visier rammen konnte ...

Kaladin!, rief Syl.

Etwas traf Kaladin mit der Wucht eines niedergehenden Felsbrockens und warf ihn zur Seite. Sein Körper brach, und die Welt geriet ins Taumeln.

Instinktiv peitschte sich Kaladin nach oben und gleichzeitig nach vorn – der Richtung entgegengesetzt, in die er geschleudert worden war. Er wurde langsamer, stellte das Peitschen ein, als sein Schwung verebbte, traf auf die Erde und kam zum Stillstand. Der Schmerz in Schulter und Seite ließ nach.

Der muskulöse Verschmolzene – größer sogar als Amaram in seiner Splitterrüstung – ließ die Keule fallen, mit der er Kaladin geschlagen hatte. Seine Panzerung hatte die Farbe von Stein; er musste neben den Grundmauern gekauert haben, sodass Kaladin ihn lediglich für einen Teil des steinigen Geländes gehalten hatte.

Während Kaladin ihn beobachtete, verkrustete der braune Panzer der Kreatur bis zu den Armen, bedeckte sein Gesicht wie ein Helm und wurde innerhalb weniger Augenblicke zu einer dicken Rüstung. Das Wesen hob die Arme, und Panzersporne wuchsen über und unter den Händen.

Entzückend.



Adolin wuchtete sich über den Rand eines zerbrochenen Daches und ließ sich in die schmale Gasse zwischen zwei Gebäuden nieder. Er hatte es bis zu den Hohen Bezirken der Stadt geschafft, dicht oberhalb des Alten Bezirks. Hier waren die Häuser gleichsam in Lagen übereinander gestapelt worden.

Das Haus links von ihm war dem Erdboden gleichgemacht worden. Adolin kroch über die Trümmer. Zu seiner Rechten führte eine breite Straße den Berg hinauf zum Herrscherbezirk und dem Eidtor, aber sie war mit Menschen verstopft, die vor den feindlichen Truppen unten in

der Stadt flohen. Diese Lage wurde noch durch die örtlichen Kaufmannswachen und Einheiten des thaylenischen Militärs erschwert, die gegen den Strom ankämpften.

Es war sehr schwer, auf den Straßen voranzukommen, aber Adolin hatte einen Durchgang entdeckt, der leer war. Der Donnerbrocken hatte den Alten Bezirk durchquert, Gebäude umgestürzt, war auf Dächer getreten und hatte sich dann in die Höheren Bezirke begeben. Seine Spur der Zerstörung bildete beinahe eine Straße. Adolin folgte ihr und benutzte die Trümmerteile als Treppenstufen.

Nun befand er sich bereits im Schatten des Wesens. Der Leichnam eines thaylenischen Soldaten hing verfangen in Seilen von einem Dach neben ihm. Die Augenbrauen des Toten erreichten den Boden. Adolin lief an ihm vorbei und spähte zwischen zwei Gebäuden auf eine größere Straße.

Dort kämpfte eine Handvoll Thayerner; sie versuchten den Donnerbrocken zu Fall zu bringen. Die Seile mochten zwar eine gute Idee gewesen sein, aber dieses Wesen war offensichtlich so stark, dass es sie einfach zerriss. In der Straße jenseits von Adolin kam ihm ein Soldat so nahe, dass er mit einem Hammer auf das steinerne Bein eindreschen konnte. Doch die Waffe prallte einfach ab. Das war alter, gehärteter Krimstein. Der Soldat starb noch unter dem Fuß des Donnerbrockens.

Adolin biss die Zähne zusammen und rief seine Splitterklinge herbei. Ohne Panzer war er ebenso verwundbar wie jeder andere. Er musste behutsam sein und taktisch vorgehen.

»Dazu bist du geschaffen worden, nicht wahr?«, fragte Adolin leise, als ihm seine Klinge in die Hand fiel. »Zum Kampf gegen Wesen wie dieses. Splitterklingen sind unpraktisch lang für ein Duell, und der Panzer ist sogar auf dem Schlachtfeld des Guten zu viel. Aber gegen ein Ungeheuer aus Stein ...«

Er spürte etwas. Etwas regte sich im Wind.

»Du willst gegen es kämpfen, nicht wahr?«, fragte Adolin. »Es erinnert dich an die Zeit, als du lebendig warst.«

Etwas prickelte in seinem Geist, sehr schwach nur, wie ein Seufzen. Ein einzelnes Wort fiel: *Mayalaran*. War das ein ... Name?

»Also gut, Maya«, sagte Adolin. »Komm, wir bringen dieses Wesen zu Fall.«

Adolin wartete, bis es sich der kleinen Gruppe von Verteidigern zuwandte, dann schoss er über die mit Trümmern übersäte Straße auf den Donnerbrocken zu. Adolin reichte ihm kaum bis zu den Waden.

Er nahm keine besondere Schwerthaltung ein, sondern hackte nur auf den Stein ein, als würde er eine Mauer angreifen, und brachte dem Wesen einen tiefen Schnitt oberhalb des Fußgelenkes bei.

Über ihm ertönte ein plötzliches Krachen, als würden zwei Steine gegeneinanderprallen. Es war der Schrei des Wesens. Eine Schockwelle überspülte Adolin, und das Ungeheuer drehte sich um und schlug mit der Hand nach ihm. Adolin wich zur Seite aus, aber die Handfläche des Monstrums prallte mit einer solchen Gewalt auf den Boden, dass Adolins Stiefel sofort in die Luft hüpfen. Er entließ Maya, als er fiel und über den Stein rollte.

Er stieß sich mit dem einen Knie ab, streckte die Hand aus und rief Maya wieder herbei. Bei den Stürmen, er war wie eine Ratte, die an den Zehen eines Chulls knabberte.

Die Bestie betrachtete ihn mit Augenpunkten, die – wie geschmolzener Fels – dicht unter der Oberfläche lagen. Er kannte bereits Beschreibungen dieser Wesen aus den Visionen seines Vaters, aber als er nun aufschaute, war er von den Umrissen des Gesichtes und des Kopfes doch verblüfft.

Ein Kluffteufel, dachte er. *Es sieht wie ein Kluffteufel aus*. Das galt zumindest für den Kopf. Der Körper wirkte eher wie ein dickes menschliches Skelett.

»Prinz Adolin!«, rief einer der wenigen noch lebenden Soldaten. »Das ist der Sohn des Schwarzdorns!«

»Beschützt den Prinzen! Lenkt das Ungeheuer von dem Splitterträger ab. Das ist unsere einzige Hoffnung auf ...«

Den Rest hörte Adolin schon nicht mehr, denn nun fegte das Monstrum mit der Hand über den Boden. Er konnte nur knapp ausweichen und warf sich durch die Tür eines niedrigen Hauses. Drinnen sprang er über einige Pritschen, drängte in den angrenzenden Raum und griff die Ziegelwand mit Maya an. Schnell hackte er ein Geviert aus Schlitzern hinein. Mit der Schulter presste er dagegen und brach durch die Mauer.

Dabei hörte er hinter sich ein Wimmern.

Adolin biss die Zähne zusammen. *Jetzt könnte ich einen dieser sturmverdammt Strahlenden gebrauchen.*

Er schoss in das Haus zurück, stieß einen Tisch um und fand einen Jungen, der sich darunter verkrochen hatte. Er war die einzige Person, die Adolin in diesem Gebäude bemerkte. Sofort zog er den Jungen hervor, dann hämmerte der Donnerbrocken mit der Faust durch das Dach. Staub wogte hinter Adolin her, als er das Kind einem Soldaten in die Arme drückte und beide auf die Straße nach Süden schickte. Adolin hingegen lief ostwärts und umrundete diese entsprechende Seite des Hauses. Vielleicht konnte er zur nächsten Ebene der Hohen Bezirke hinaufsteigen und die Kreatur umkreisen.

Obwohl alle Truppen versuchten, das Wesen abzulenken, wusste es offensichtlich genau, worauf es sich konzentrieren musste. Es trat über das zertrümmerte Haus und hieb mit der Faust in Adolins Richtung. Dieser sprang durch das Fenster eines anderen Hauses, setzte über einen Tisch hinweg und verließ es wieder durch das Fenster auf der gegenüberliegenden Seite.

Ein schrecklicher Lärm ertönte.

Hinter ihm stürzte das Haus ein. Das Wesen verletzte sich die eigenen Hände durch diese Angriffe immer stärker; Handgelenke und Finger waren mit weißen Kratzern übersät. Es schien ihm nichts auszumachen – warum auch? Es hatte seinen Körper geschaffen, indem es sich mit großer Wucht aus dem Erdboden freigerissen hatte.

Abgesehen von Adolins Klinge bestand sein einziger Vorteil in seiner Fähigkeit, schneller reagieren zu können als das Ungeheuer. Es drosch auf das Gebäude unmittelbar vor Adolin ein und versuchte es zu zerstören, bevor er hineinschlüpfen konnte – aber da war er bereits zurückgewichen. Er rannte unter dem Schwinger des Wesens hinweg und glitt über Steinsplitter und Staub, als die Faust dicht über seinen Kopf hinwegflog.

Das verschaffte ihm die Möglichkeit, zwischen die Beine des Donnerbrockens zu laufen. Er hieb auf das Gelenk ein, das er schon einmal getroffen hatte, und trieb seine Klinge tief in den Stein. Dann zog er sie an der anderen Seite wieder heraus. *Wie bei einem Kluftteufel*, dachte er. *Die Beine zuerst.*

Als das Wesen einen weiteren Schritt machte, brach das Gelenk mit einem lauten Knall, und der Fuß riss ab.

Adolin bereitete sich auf den schmerzhaften Donnerschrei vor, aber als er dann kam, zuckte er doch unter der Schockwelle zusammen. Leider konnte das Ungeheuer auf dem Stumpf des einen Beines recht gut balancieren. Zwar war es nun unbeholfener als zuvor, aber es geriet nicht in die Gefahr zu stürzen. Die thaylenischen Soldaten hatten sich neu formiert und ihre Seile aufgehoben, und vielleicht ...

Eine Hand, die von einem Splitterpanzer umhüllt war, schoss plötzlich aus dem Gebäude neben Adolin, packte ihn und zerrte ihn nach drinnen.



Dalinar streckte die Hände seitwärts aus, eingehüllt von der Mitreißung. Sie brachte ihm jede Erinnerung an sich selbst zurück, die er so hasste. Krieg und Streit. Zeiten, in denen er Evi angebrüllt und unterdrückt hatte. Wut, die ihn an den Rand des Wahnsinns getrieben hatte. Seine Schande.

Obwohl er einmal vor der Nachtschauerin im Staub gekrochen war und um Erlösung gefleht hatte, wollte er nicht länger vergessen. »Ich

umarme dich«, sagte er. »Und erkenne das an, was ich gewesen bin.«

Die Mitreißung färbte sein Blickfeld rot und belegte ihn mit einem starken Verlangen nach Kampf, Streit und Herausforderung. Wenn er all das ablehnte, würde er die Mitreißung vertreiben.

»Danke«, sagte Dalinar, »dafür, dass du mir Kraft gegeben hast, als ich sie so dringend gebraucht habe.«

Die Mitreißung summt; es klang zufrieden. Sie wogte näher an ihn heran, die Gesichter aus rotem Nebel grinsten vor Aufregung und Freude. Trabende Pferde wieherten und starben. Männer lachten, als sie niedergemäht wurden.

Dalinar ging wieder einmal über den Felsboden auf den Graben zu und war fest entschlossen, jedes Lebewesen darin zu ermorden. Er spürte die Hitze des Zorns. Sein Verlangen war so machtvoll, dass es ihm Schmerzen bereitete.

»Ich *war* dieser Mann«, sagte Dalinar. »Ich *verstehe* dich.«



Venli kroch vom Schlachtfeld. Sie überließ es den Menschen, in einer Melange aus Wut und Lust gegen Schatten zu kämpfen. Sie ging tiefer in die Finsternis unter Odiums Sturm hinein, und sie fühlte sich merkwürdig krank.

Die Rhythmen wurden *verrückt* in ihr; sie flossen zusammen und kämpften miteinander. Ein Fragment des Verlangens verwandelte sich zuerst in rasende Wut und dann in Spott.

Sie kam an Verschmolzenen vorbei, die darüber stritten, was nun zu tun sei, da Odium sich zurückgezogen hatte. Schickten sie die Parscher in den Kampf? Sie konnten die Menschen nicht kontrollieren, da sie von einem der Ungemachten verzehrt worden waren.

Rhythmus türmte sich auf Rhythmus.

Schmerz. Verrat. Vernichtung. Verlorenheit ...

Da!, dachte Venli. *Pack es und halt es fest.*

Sie stimmte sich in den Rhythmus der Verlorenen ein. Verzweifelt klammerte sie sich an den feierlichen Schlag – an einen Rhythmus, der die Erinnerung an jene mit sich brachte, die man verloren hatte. An jene, die vorangegangen waren.

Timbre summte in dem gleichen Rhythmus. Warum fühlte es sich so anders an als zuvor? Timbre vibrierte durch Venlis ganzes Wesen.

Verlorenheit. Was hatte Venli verloren?

Venli wäre gern jemand gewesen, dem neben der Macht noch andere Dinge wichtig waren. Wissen, eine herausgehobene Stellung, Reichtum – das alles war ihr gleichgültig. Wo war sie vom Weg abgekommen?

Timbre pulsierte. Venli fiel auf die Knie. Der kalte Steinboden spiegelte die grellroten Blitze über ihr wider.

Aber ihre eigenen Augen ... sie konnte ihre Augen in dem glatten nassen Fels sehen.

Keine Spur von Rot lag in ihnen.

»Leben ...«, flüsterte sie.

Der König der Alethi hatte ihr die Hand gereicht. Dalinar Kholin – der Mann, dessen Bruder sie getötet hatten. Aber er hatte von der Säule der Ruhmsprengsel aus trotzdem mit ihr gesprochen.

Du kannst dich ändern.

»Leben vor Tod.«

Du kannst zu einer besseren Person werden.

»Stärke vor ... vor Schwäche ...«

Ich habe es getan.

»Rei...«

Jemand packte Venli grob, wirbelte sie herum und warf sie auf den Boden. Es war ein Verschmolzener in der Gestalt, in der der Schildpanzer wie eine Spliterrüstung wuchs. Er sah Venli von oben bis unten an, und einen entsetzlichen Augenblick lang war sie sich sicher, dass er sie töten würde.

Der Verschmolzene ergriff ihren Beutel, in dem sich Timbre versteckt hatte. Sie schrie und krallte nach seinen Händen, aber er stieß sie

zurück und riss den Beutel auf.

Und drehte ihn von innen nach außen.

»Ich hätte schwören können ...«, sagte er in Venlis Sprache und warf den Beutel beiseite. »Du hast dem Wort der Leidenschaft nicht gehorcht. Du hast den Feind nicht angegriffen, als es befohlen wurde.«

»Ich ... ich hatte Angst«, sagte Venli. »Ich bin schwach gewesen.«

»In seinen Diensten darfst du nicht schwach sein. Du musst wählen, wem du dienen möchtest.«

»Ich habe mich entschieden«, sagte sie, dann brüllte sie: »*Ich habe mich entschieden!*«

Er nickte, schien von ihrer Leidenschaft beeindruckt zu sein und stapfte zum Schlachtfeld zurück.

Venli mühte sich auf die Beine und begab sich zu einem der Schiffe. Sie taumelte die Landungsplanke hoch, aber nun fühlte sie sich wacher und frischer als seit einer sehr langen Zeit.

In ihrem Geist spielte der Rhythmus der Freude. Es war einer der alten Rhythmen, die ihr Volk in tiefer Vergangenheit gelernt hatte – nachdem es seine Götter verworfen hatte.

Timbre pulsierte in ihrem *Inneren*. In ihrem Edelsteinherzen.

»Ich trage noch immer eine ihrer Formen«, sagte Venli. »In meinem Edelsteinherzen befand sich ein Leersprengsel. Warum?«

Timbre pulsierte im Rhythmus der Entschlossenheit.

»Du hast *was* getan?«, zischte Venli und blieb an Deck stehen.

Wieder: Entschlossenheit.

»Aber wie kannst du ...« Sie verstummte, beugte sich vor und fuhr leiser fort: »Wie kannst du ein Leersprengsel *gefangen* halten?«

Timbre pulsierte im Rhythmus des Sieges in ihr. Venli lief auf die Kajüte des Schiffes zu. Ein Parscher versuchte es ihr zu verbieten, aber sie sah ihn finster an und zwang ihn zum Gehorsam. Sie nahm die Rubinkugel aus seiner Laterne, ging nach drinnen, warf die Tür hinter sich zu und verriegelte sie.

Sie hielt die Kugel hoch, und dann, mit flatterndem Herzen, saugte Venli sie ein. Ihre Haut erglühte in einem sanften weißen Licht.

»Reise vor Ziel.«



Adolin stand vor einer Gestalt in einem glitzernden schwarzen Splitterpanzer; ein großer Hammer war auf ihren Rücken gebunden worden. Der Helm zeigte stilisierte Augenbrauen, die scharf wie Messer nach hinten wiesen, und der Panzer war mit einem dreieckigen Muster aus ineinandergreifenden Schuppen umrahmt. *CvaderIn*, dachte er, als er sich an seine Listen thaylenischer Splitter erinnerte. Das bedeutete grob übersetzt: »Schale des Cva.«

»Bist du Tshadr?«, vermutete Adolin.

»Nein, Hrdalm«, sagte der Splitterträger mit einem starken thaylenischen Akzent. »Tshadr hält Hofplatz. Ich kommen, halten Monster auf.«

Adolin nickte. Draußen stieß das Wesen seinen Wutschrei aus und wandte sich den verbliebenen thaylenischen Truppen zu.

»Wir müssen nach draußen gehen und diesen Männern helfen«, sagte Adolin. »Kannst du das Ungeheuer ablenken? Meine Klinge ist in der Lage, es zu verletzen, und du kannst Treffer aushalten.«

»Ja«, sagte Hrdalm. »Ja, gut.«

Adolin half Hrdalm rasch dabei, den Hammer loszuschnallen. Hrdalm packte ihn und zeigte auf das Fenster. »Geh da.«

Adolin nickte und wartete neben dem Fenster, während Hrdalm aus der Tür und auf den Donnerbrocken zulief, wobei er einen thaylenischen Schlachtruf ausstieß. Als sich das Wesen zu Hrdalm umdrehte, sprang Adolin aus dem Fenster und griff von der anderen Seite an.

Zwei fliegende Verschmolzene stießen hinter Hrdalm aus der Luft und warfen ihn nach vorn. Sein Panzer kratzte über den Stein, als er mit dem Gesicht nach unten hinfiel. Adolin rannte auf das Bein des Donnerbrockens zu – aber die Kreatur beachtete Hrdalm nicht weiter,

sondern konzentrierte sich ganz auf Adolin. Sie schmetterte eine Faust nicht weit von Adolin auf den Boden und zwang Adolin dadurch, rückwärts auszuweichen.

Hrdalm erhob sich, aber ein Verschmolzener stieg auf ihn nieder und warf ihn auf den Rücken. Der andere – ein weibliches Wesen – landete auf seiner Brust und machte sich daran, mit einem Hammer gegen den Helm zu schlagen. Bald brach er. Als Hrdalm die Verschmolzene zu packen und von sich abzuwerfen versuchte, schoss der andere auf ihn herunter und stieß seine Hand mit einem Speer beiseite. Verdammnis!

»In Ordnung, Maya«, sagte Adolin. »So etwas haben wir schon geübt.«

Er holte aus und schleuderte seine Splitterklinge, die einen schimmernden Bogen beschrieb, bevor sie in die Verschmolzene auf Hrdalms Brust eindrang und sie glatt durchbohrte. Dunkler Rauch stieg aus ihren Augen auf, als diese verbrannten.

Hrdalm setzte sich auf und drückte den anderen Verschmolzenen mit einem splitterverstärkten Schlag beiseite. Dann wandte er sich der Toten zu und sah Adolin mit einer Miene an, die Verwunderung auszudrücken schien.

Der Donnerbrocken rief und sandte eine Welle aus Lärm durch die Straße, unter der sich etliche Splitter aus den Steinen lösten. Adolin schluckte und zählte seine Herzschläge, während er davonestürmte. Das Ungeheuer polterte die Straße hinter ihm her – und Adolin hielt bald vor einem großen Trümmerhaufen an, der ihm den Weg versperrte. Bei den Stürmen, er war in die falsche Richtung gelaufen.

Er brüllte, wirbelte herum und zählte bis zehn. Maya kehrte zu ihm zurück.

Der Donnerbrocken ragte hoch über ihm auf. Er senkte die Hände, und Adolin gelang es, anhand der Schatten vorherzusehen, wo die Finger niedergehen würden. Er stellte sich exakt zwischen zwei Finger. Als die Handfläche auf den Boden traf, sprang er hoch, um von der Wucht der Erschütterung nicht umgeworfen zu werden. Er

umschlang einen der massiven Finger mit seinem linken Arm und hielt Maya verzweifelt in der rechten Hand seitwärts.

Wie zuvor rieb der Donnerbrocken mit der Handfläche über den Boden und versuchte, Adolin zu zermahlen. Dieser hing an dem Finger, und seine Füße schwebten einige Zoll über der Erde. Schreckliche Geräusche ertönten, wie von einem Felsrutsch.

Sobald der Donnerbrocken seine Handbewegung einstellte, sprang Adolin herunter, hob Maya mit beiden Händen und hieb den Finger ab. Das Untier stieß einen Donnerhall der Wut aus und zog die Hand zurück. Die Spitze eines ungebrochenen Fingers traf gegen Adolin und warf ihn zurück.

Schmerz.

Er durchzuckte Adolin wie ein Lichtblitz. Danach fiel er zu Boden und rollte herum, aber der Schmerz war so stark, dass er es kaum bemerkte. Als sein Körper zur Ruhe kam, hustete und zitterte er und wurde von einem Krampfanfall erfasst.

Bei den Stürmen! Bei den Stürmenstürmenstürmen! ... Er kniff die Augen gegen den Schmerz zusammen. Er ... er hatte sich zu sehr an die Unverwundbarkeit des Splitterpanzers gewöhnt. Aber seine Rüstung befand sich in Urithiru. Hoffentlich kam Gaval, sein Ersatzträger, bald damit her.

Irgendwie gelang es Adolin, auf die Beine zu springen. Jede Bewegung sandte einen Schmerzspeer durch seine Brust. Gebrochene Rippen? Nun, wenigstens waren Arme und Beine noch einsatzbereit.

Er musste in Bewegung bleiben. Das Wesen befand sich noch immer hinter ihm.

Eins.

Die Straße vor ihm war mit den Trümmern eines eingestürzten Hauses übersät.

Zwei.

Er humpelte nach rechts auf den Rand des Abstiegs zur nächsttieferen Ebene der Häuser zu.

Drei. Vier.

Der Donnerbrocken brüllte und folgte ihm; unter seinen Schritten erbebte der Boden.

Fünf. Sechs.

Dicht hinter sich hörte er das Knirschen von Stein.

Er fiel auf die Knie.

Sieben.

Maya!, dachte er und war wirklich verzweifelt. *Bitte!*

Als er die Hände hob, materialisierte sich die Klinge. Er rammte sie unter sich in die Felswand – die Klinge zeigte nicht nach unten, sondern zur Seite –, rollte von dem Vorsprung und hielt sich am Griff der Waffe fest. Die Faust des Donnerbrockens senkte sich abermals und prallte auf den Felsboden. Adolin hing an Mayas Griff über dem Abgrund. Bis zum nächsten Hausdach unter ihm mochten es etwa zehn Fuß sein.

Adolin biss die Zähne zusammen. Sein Ellbogen schmerzte inzwischen so sehr, dass ihm die Tränen in die Augen traten. Sobald der Donnerbrocken mit seiner Hand über den Boden wischte, packte Adolin den Rand des Vorsprungs und zog mit der anderen Hand Maya aus dem Stein. Dann streckte er den Arm aus und stieß die Klinge in den Stein unter sich. Er ließ die Klippe los und baumelte kurz in seiner neuen Position, bevor er die Klinge entließ und auf das Hausdach sprang.

Sein Bein brüllte vor Schmerz. Er brach auf dem Dach zusammen; Wasser sammelte sich in seinen Augen. Als er dort unter Schmerzen lag, spürte er etwas – eine schwache *Panik* im Wind. Er zwang sich, sich auf die Seite zu rollen, und dann flog ein Verschmolzener an ihm vorbei. Seine Lanze verfehlte Adolin um Haaresbreite.

Brauche ... eine Waffe ...

Er begann wieder zu zählen und mühte sich zitternd auf die Knie. Aber der Donnerbrocken stand am Rand des Abgrunds und trat mit seinem Beinstumpf mitten in das Steindach, auf dem sich Adolin befand.

Adolin fiel zwischen geborstenen Steinen und Staub herunter, traf hart auf den Fußboden des Hauses, und dann regneten Steinsplitter um ihn herab.

Alles wurde schwarz. Er versuchte nach Luft zu ringen, aber seine Muskeln konnten nicht mehr arbeiten. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als still zu liegen und leise zu ächzen. Ein Teil von ihm nahm die Geräusche wahr, die der Donnerbrocken machte, als er seinen Beinstumpf aus dem zertrümmerten Haus zog. Adolin wartete darauf, zerstampft zu werden, als er jedoch allmählich wieder klarer blicken konnte, sah er, dass das Wesen von der oberen Ebene auf die Straße vor der Hausruine trat.

Wenigstens ... wenigstens marschierte es nicht weiter auf das Eidtor zu.

Adolin regte sich. Steinsplitter aus dem zerstörten Dach fielen von ihm ab. Gesicht und Hände bluteten aus hundert Wunden. Er fand den Atem wieder, keuchte vor Schmerz auf und versuchte sich zu bewegen, aber sein Bein ... *Verdammnis*, wie sehr es schmerzte.

Maya berührte seinen Geist.

»Ich versuche aufzustehen«, sagte er mit zusammengebißenem Zähnen. »Gib mir noch einen Augenblick. Sturmverdammtes Schwert.« Er erlitt einen neuen Hustenanfall und rollte schließlich von dem Schutt herunter. Dann kroch er hinaus auf die Straße und erwartete fast, dass Narb und Drehy dort waren und ihn wieder auf die Beine zogen. Bei den Stürmen, wie er diese Brückenmänner vermisste!

In seiner unmittelbaren Umgebung war die Straße leer, aber etwa zwanzig Fuß von ihm entfernt drängten sich die Menschen zusammen und versuchten, über die breite Straße in Sicherheit zu gelangen. Sie riefen und brüllten, waren verängstigt und nervös. Wenn Adolin dorthin lief, würde ihm der Donnerbrocken folgen. Das Wesen schien fest entschlossen, ihn zur Strecke zu bringen.

Er grinste das gewaltige Ungetüm an und drückte sich von der Mauer des kleinen Hauses ab, in das er vorhin gestürzt war. Maya

fiel in seine Hand. Obwohl er ganz mit Staub bedeckt war, glitzerte sie hell und rein.

Er riss sich zusammen und nahm Maya in beide Hände. Sie waren glitschig vom Blut, und er nahm die Steinhaltung ein. Die Haltung der Reglosigkeit.

»Komm doch und hol mich, du Bastard«, flüsterte er.

»Adolin?«, rief eine vertraute Stimme hinter ihm. »Bei den Stürmen, Adolin, was tust du da?«

Adolin fuhr zusammen und warf rasch einen Blick über die Schulter. Eine schimmernde Gestalt drängte sich durch die Menge auf der Straße. Renarin trug eine Splitterklinge, und seine blaue Brücke-Vier-Uniform machte einen makellosen Eindruck.

Das hat ja lange genug gedauert.

Als sich Renarin ihm näherte, machte der Donnerbrocken tatsächlich einen Schritt nach hinten, als hätte er *Angst*. Nun, das mochte hilfreich sein. Adolin biss die Zähne zusammen und versuchte seinen Schmerz zu unterdrücken. Er schwankte noch, aber dann fing er sich wieder. »Also gut, wir sollten jetzt ...«

»Adolin, sei nicht töricht!« Renarin packte ihn am Arm. Eine Welle der Heilkraft schwappte durch Adolins Adern wie kaltes Wasser, und seine Schmerzen zogen sich zurück.

»Aber ...«

»Geh weg«, sagte Renarin. »Du hast keine Rüstung. Du wirst im Kampf gegen diese Kreatur sterben!«

»Aber ...«

»Ich komme schon zurecht, Adolin. Geh einfach! Bitte.«

Adolin taumelte rückwärts. Er hatte noch nie zuvor so starke Worte von Renarin gehört – das war beinahe noch verblüffender als das Ungeheuer. Und unbegreiflicherweise griff Renarin das Wesen an.

Ein Klappern und Knirschen deutete an, dass Hrdalm herabkletterte. Sein Splitterhelm war geborsten, ansonsten aber befand er sich in gutem Zustand. Zwar hatte er seinen Hammer verloren, aber er trug

die Lanze eines der Verschmolzenen, und seine gepanzerte Faust war blutbeschmiert.

Renarin! Er steckte nicht in einem Splitterpanzer! Wie ...

Die Faust des Donnerbrockens flog auf Renarin hernieder und umhüllte ihn. Adolin kreischte auf, aber dann drang die Splitterklinge seines Bruders aus dem steinernen Handrücken und trennte schließlich die ganze Faust vom Gelenk.

Der Donnerbrocken trompetete vor Wut, als Renarin aus den steinernen Trümmern hervorkroch. Er schien noch rascher zu heilen als Kaladin oder Schallan – als hätte es ihm gar nichts ausgemacht, zerquetscht zu werden.

»Ausgezeichnet!«, sagte Hrdalm und lachte in seinem Helm. »Du – ausruhen, ja?«

Adolin nickte und unterdrückte ein Schmerzesstöhnen. Renarins Heilkunst hatte dazu geführt, dass Adolins Innereien nicht mehr schmerzten, und es tat nicht länger weh, das Bein zu belasten, aber sein Arm war noch immer verletzt, und eine große Anzahl von Schnitten hatte sich bisher nicht geschlossen.

Als Hrdalm auf den Kampf zuschritt, ergriff Adolin den Arm des Mannes und streckte ihm Maya entgegen.

Begleite ihn, Maya, dachte Adolin.

Er hätte sich fast gewünscht, sie möge Einwände machen, aber das undeutliche Gefühl, das er wahrnahm, zeugte eher von gleichgültiger Zustimmung.

Hrdalm ließ seine Lanze fallen und nahm die Klinge ehrerbietig an. »Große Ehre in dir, Prinz Adolin«, sagte er. »Große Leidenschaft in mir für diese Hilfe.«

»Geh«, sagte Adolin. »Ich werde den anderen dabei helfen, die Straßen zu halten.«

Hrdalm stürmte los. Adolin nahm sich einen Infanteriespeer aus den Trümmern, drehte sich um und ging die Straße entlang.



Szeth von den Himmelsbrechern hatte glücklicherweise mit allen Wogen geübt.

Die Verschmolzenen übergaben den Rubin an eine der ihren, die die Woge der Reibung beherrschte. Es war eine Frau, die es wie Lift verstand, über den Boden zu gleiten. Sie lud den Rubin auf und brachte ihn mit ihrer Art des Peitschens zum Glühen. Nun war er unglaublich glitschig, und keiner außer der Verschmolzenen selbst würde ihn tragen und in der Hand halten können.

Sie schien der Meinung zu sein, dass ihre Feinde keine Erfahrung mit solchen Wogen besaßen. Doch zu ihrem Pech hatte Szeth nicht nur eine Ehrenklinge getragen, die ihm diese Kraft verliehen hatte, sondern er hatte sogar mit Schlittschuhen auf dem Eis praktiziert. Es war eine Übung gewesen, die in gewisser Weise den Bewegungen eines Grattänzers ähnelte.

Und so gab es bei seiner Jagd nach dem Edelstein der Verschmolzenen zahlreiche Möglichkeiten, ihn zu unterschätzen. Er ließ sie ausweichen, orientierte sich absichtlich langsam und tat überrascht, wenn sie zuerst hierhin und dann dorthin glitt.

Sobald sich die Verschmolzene sicher war, dass sie das Rennen beherrschte, schlug Szeth zu. Als sie von einer Felsklippe sprang und für kurze Zeit durch die Luft schwebte, näherte sich Szeth ihr mit einer raschen Folge von Peitschungen. Er prallte gegen sie, als sie gerade landete. Sein Gesicht berührte ihren Panzer, und dann peitschte er sie aufwärts.

Mit einem Schrei flog sie in die Luft. Szeth landete und machte sich bereit, ihr zu folgen, dann fluchte er, als die Verschmolzene den Edelstein fallen ließ. Rasch zog er seine Jacke aus. Einer der Verschmolzenen kam herbeigeflogen und wollte nach dem Rubin greifen, aber er rutschte ihm durch die Finger.

Szeth fing ihn mit seiner Jacke auf, die er wie einen weit geöffneten Beutel gehalten hatte. Das war reines Glück gewesen; er hatte vermutet, sie noch einmal angreifen zu müssen.

Nun stand ihm erst die wahre Aufgabe bevor. Er peitschte sich nach Osten, auf die Stadt zu. Hier kämpfte eine chaotische Mischung von Soldaten auf einem Schlachtfeld, das aussah wie gemalt. Die Lichtweberin war gut, sogar die Leichen sahen echt aus.

Ein Verschmolzener hatte damit begonnen, wirkliche Soldaten mit glühenden Augen mit dem Rücken zur Staumauer aufzustellen. Ihre erhobenen Speere bildeten lange Reihen, und sie riefen den anderen Soldaten zu, zu ihnen zu kommen, aber sie berührten jeden, der sich ihnen näherte. Trugbilder wurden sofort zerfetzt. Bald würde der Feind in der Lage sein, diese Ablenkung zu ignorieren, sich neu zu formieren und abermals den Versuch zu unternehmen, die Stadtmauer zu überwinden.

Gehorche Dalinars Befehl. Bring ihm diesen Edelstein.

Inzwischen glühte der Rubin nicht mehr, daher war er auch nicht mehr glitschig. Etliche Verschmolzene stiegen aus dem Himmel herab und wollten Szeth abfangen. Es schien ihnen zu genügen, dieses Spiel zu spielen, denn solange der Edelstein andauernd die Hände wechselte, konnte er Dalinar nicht übergeben werden.

Als der erste Verschmolzene auf ihn zuflog, rollte Szeth in der Luft herum und beendete sein nach oben gerichtetes Peitschen. Er stieß mit einem Fels zusammen und tat so, als wäre er benommen. Dann schüttelte er den Kopf, packte seine Jacke, in die er den Rubin eingewickelt hatte, fester und sprang wieder in die Luft.

Acht Verschmolzene jagten hinter ihm her, und obwohl Szeth zwischen ihnen hin und her schwirrte, kam ihm einer der Feinde so nahe, dass er Szeth das Jackenbündel aus den Fingern riss. Das Rudel stob davon, und Szeth erhob sich langsam und landete neben Lift, die aus dem Trugbild des Felsens stieg. Sie hielt ein Stoffbündel hoch: den richtigen Edelstein, den sie während des gespielten Zusammenstoßes aus seiner Jacke genommen hatte. Die Verschmolzenen besaßen nun einen falschen Rubin – ein Stück Stein, das mit einer Splitterklinge in eine ähnliche Form geschnitten und dann mit einer Illusion überzogen worden war.

»Komm«, sagte Szeth, ergriff das Mädchen und peitschte sie aufwärts; dann zog er sie hinter sich her, während er zum nördlichen Rand der Ebene flog. Dieses Gebiet in der Nähe des roten Nebels war in Dunkelheit gefallen – der Windläufer hatte das gesamte Sturmlicht aus den Edelsteinen am Boden gezogen. Er kämpfte nicht weit entfernt gegen mehrere Feinde gleichzeitig.

Verschattete Finsternis. Gewisperte Worte. Szeth wurde langsamer, hielt an.

»Was ist los, verrücktes Gesicht?«, fragte Lift.

»Ich ...« Szeth zitterte; Angstsprengsel sprudelten aus dem Boden herauf. »Ich kann diesen Nebel nicht betreten. Ich muss mich von diesem Ort entfernen.«

Das *Wispern*.

»Hab verstanden«, sagte sie. »Geh zurück und hilf dem Rotschopf.«

Er setzte Lift auf dem Boden ab und flog davon. Dieser brodelnde rote Nebel, diese Gesichter, die zerflossen und sich neu zusammensetzten und schrien ... War Dalinar noch immer irgendwo dort drinnen?

Das kleine Mädchen mit den langen Haaren trat an die Grenze des Nebels, dann glitt sie in ihn hinein.



Amaram schrie vor Schmerzen auf.

Kaladin kämpfte mit dem Verschmolzenen, der in jenem seltsamen, überwachsenen Panzer steckte, und er hatte keine Zeit, einen Blick zur Seite zu werfen. Er nutzte die Schreie als Orientierung und Vergewisserung, dass er sich weit genug von Amaram entfernt befand und keinen unmittelbaren Angriff zu befürchten hatte.

Aber bei den Stürmen, diese Schreie wirkten trotzdem wie eine gefährliche Ablenkung.

Kaladin schlug mit der Sylklinge zu und hieb auf die Unterarme des Verschmolzenen ein. Die Stacheln wurden abgeschoren, die Arme

durchtrennt, und so waren die Hände gelähmt. Die Kreatur wich zurück und knurrte in einem leisen, aber wütenden Rhythmus.

Amarams kreischende Stimme näherte sich. Syl wurde zu einem Schild, als er sie an seine Seite hob – sie hatte Kaladins Bedürfnisse vorhergesehen –, und fing einige Schläge des schreienden Großherrn ab.

Sturmwater. Amarams Helm war durch die böartigen, scharfen Amethyste geborsten, die aus den Seiten seines Gesichts wuchsen. Die Augen glühten noch immer heftig, und der Steinboden *brannte* irgendwie unter seinen Füßen, die ebenfalls mit Kristallen bedeckt waren. Er hinterließ flammende Spuren im Boden.

Der Großprinz schlug mit zwei Splitterklingen gleichzeitig gegen den Sylschild. Syl wiederum erschuf ein Gitterwerk auf dem Schild, aus dem einzelne Teile wie die Zinken eines Dreizacks hervorragten.

»Was tust du da?«, fragte Kaladin.

Ich improvisiere.

Amaram schlug wieder zu, und Helarans Schwert verding sich in den Zinken. Kaladin drehte den Schild herum und riss das Schwert aus Amarams Griff. Es löste sich in Rauch auf.

Jetzt musste er seinen Vorteil nutzen.

Kaladin!

Der Verschmolzene griff wieder an. Die abgeschnittenen Arme der Kreatur waren nachgewachsen, und als sie die Hände schwang, bildete sich eine große Keule aus dem Panzer heraus. Kaladin konnte Syl gerade noch rechtzeitig hochreißen und den Schlag abfangen.

Aber es nützte ihm nicht viel.

Die Kraft des seitlichen Keulenschlags schleuderte Kaladin gegen die Überreste einer Mauer. Er knurrte, dann peitschte er sich in den Himmel hinauf, während ihn das Sturmlicht heilte. Verdammnis! Das Gebiet, in dem sie kämpften, war inzwischen dunkel und verschattet; die Edelsteine waren leer und matt. Hatte er wirklich so viel verbraucht?

Oh, oh, sagte Syl und umflog ihn als Band aus Licht. *Dalinar!*

Der rote Nebel wogte unheilverkündend in dem Zwielflicht. Rot vor Schwarz. Darin war Dalinar nichts als ein Schatten, der von zwei Verschmolzenen bedrängt wurde.

Kaladin knurrte erneut. Amaram lief zu seinem Bogen, der in einiger Entfernung vom Sattel seines Pferdes gefallen war. Verdammnis. Kaladin konnte nicht alle gleichzeitig besiegen.

Er schoss auf den Erdboden nieder. Der große Verschmolzene schnellte ihm entgegen, und anstatt ihm auszuweichen, ließ Kaladin zu, dass ihm die Kreatur einen messerartigen Stachel in den Bauch ramnte.

Er ächzte, schmeckte Blut, zuckte aber nicht zusammen. Er packte die Hand der Kreatur und peitschte sie hoch und auf den Nebel zu. Der Verschmolzene flog an seinen Gefährten vorbei und rief etwas, das wie ein Hilferuf klang. Sie schwirrten hinter ihm her.

Kaladin folgte Amaram. Zuerst taumelte er noch, aber dann heilte er bald, und seine Schritte wurden fester. Er zog ein wenig Sturmlicht aus den Edelsteinen, die ihm vorhin entgangen waren, dann stieg er in den Himmel auf. Syl wurde zu einer Lanze, und Kaladin sank wieder herab. Amaram wandte sich von seinem Bogen ab, der noch ein wenig entfernt von ihm lag, und hielt auf Kaladin zu. Überall an seinen Armen und auch am Rücken waren Kristalle durch seine Rüstung gebrochen.

Kaladin griff ihn aus der Luft an. Er war allerdings nicht daran gewöhnt, mit einer Lanze zu fliegen, und so gelang es Amaram, die Syllanze mit seiner Splitterklinge beiseitezustoßen. Kaladin stieg auf der anderen Seite wieder hoch und überdachte seinen nächsten Zug.

Amaram flog ebenfalls in die Luft.

Er erhob sich mit einem unglaublichen Sprung, der ihn viel höher und weiter brachte, als es ihm in seinem Splitterpanzer hätte möglich sein dürfen. Und dann *hing* er eine Weile in der Luft und schwebte auf Kaladin zu, der nach hinten auswich.

»Syl«, zischte er, als Amaram wieder landete. »Syl, das war ein *Peitschen*. Was ist er?«

Ich weiß es nicht. Aber uns wird nicht mehr viel Zeit bleiben, bis die Verschmolzenen zurückkehren.

Kaladin stieg ab und landete, dann verkürzte er Syl zu einer Hellebarde. Amaram wirbelte auf ihn zu; seine Augen zogen innerhalb des Helms rote Lichtspuren hinter sich her. »Spürst du es?«, wollte er von Kaladin wissen. »Die Schönheit des Kampfes?«

Kaladin duckte sich und stieß Syl auf Amarams geborstenen Brustpanzer zu.

»Es hätte so glorreich sein können«, sagte Amaram und wehrte den Angriff ab. »Du, ich, Dalinar. Gemeinsam auf derselben Seite.«

»Auf der falschen Seite.«

»Ist es falsch, denjenigen helfen zu wollen, die die wahren Eigentümer dieses Landes sind? Ist es nicht vielmehr *ehrenhaft*?«

»Es ist nicht mehr Amaram, mit dem ich spreche, oder? Wer oder was bist du?«

»Oh, ich bin es durchaus«, erwiderte Amaram. Er entließ eine seiner Klingen und ergriff seinen Helm. Unter einer sanften Berührung zerbrach er schließlich; barst und enthüllte das Gesicht von Meridas Amaram – umgeben von Amethyst-Kristallen und in einem sanften und seltsam dunklen Licht schimmernd.

Er grinste. »Odium hat mir etwas Großartiges versprochen, und dieses Versprechen wurde gehalten. Ehrentoll.«

»Du sprichst von Ehre?«

»Alles, was ich unternehme, geschieht der Ehre wegen.« Amaram schwang seine verbliebene Klinge, und Kaladin duckte sich unter ihr hinweg. »Es war die Ehre, die mich dazu getrieben hat, die Rückkehr der Herolde, der Mächte und unseres Gottes zu ersehnen.«

»Damit du dich auf die *andere Seite* schlagen kannst?«

Blitze zuckten hinter Amaram, verbreiteten rotes Licht und warfen lange Schatten, als er seine zweite Klinge zurückrief. »Odium hat mir gezeigt, was aus den Herolden geworden ist. Wir haben viele Jahre mit dem Versuch verbracht, sie zur Rückkehr zu bewegen. Aber sie

waren *die ganze Zeit hindurch hier*. Sie haben uns im Stich gelassen, Speermann.«

Vorsichtig umkreiste Amaram Kaladin mit seinen beiden Splitterklingen.

Er wartet darauf, dass ihm die Verschmolzenen zu Hilfe kommen, dachte Kaladin. *Deswegen ist er jetzt so vorsichtig*.

»Ich habe einmal Schmerzen gelitten«, sagte Amaram. »Hast du das gewusst? Nachdem ich gezwungen war, deine Einheit zu töten, habe ich ... Schmerzen gelitten. Bis ich es schließlich begriffen hatte. Es war nicht meine Schuld.« Die Farbe seiner glühenden Augen verwandelte sich zu einem tiefen Scharlachrot. »Nichts von alledem ist meine Schuld.«

Kaladin griff an – leider wusste er kaum, was er da angriff. Der Boden kräuselte sich, wurde flüssig und hätte ihn beinahe wieder festgesetzt. Feuer trieb hinter Amarams Armen her, als er beide Waffen schwang. Offenbar hatte er für kurze Zeit *die Luft selbst entzündet*.

Kaladin parierte zuerst die eine Klinge, dann die andere, aber er konnte keinen eigenen Angriff führen. Amaram war schnell und brutal, und Kaladin wagte es nicht, den Boden zu berühren, damit seine Füße nicht wieder in dem verflüssigten Stein gefangen wurden. Nach einem weiteren Schlagabtausch war Kaladin dann gezwungen, sich zurückzuziehen.

»Du bist besiegt, Speermann«, sagte Amaram. »Gib auf und überzeuge die Stadt davon, dass es das Beste ist, sich zu ergeben. Heute muss niemand mehr sterben. Ich will gnädig sein.«

»So gnädig, wie du zu meinen Freunden warst? So gnädig, wie du zu mir warst, als du mich mit diesen Brandzeichen versehen hast?«

»Ich habe dich am Leben gelassen. Ich habe dich *verschont*.«

»Das war bloß ein Versuch, dein Gewissen zu beruhigen.« Kaladin prallte gegen den Großprinzen. »Ein fehlgeschlagener Versuch.«

»*Ich* habe dich erschaffen, Kaladin!« Amarams rote Augen beleuchteten die Kristalle, die sein Gesicht einrahmten. »*Ich* habe dir

diesen granitenen Willen und diese Haltung eines Kriegers gegeben. Das – die Person, zu der du geworden bist – ist mein *Geschenk* an dich!«

»Ein Geschenk auf Kosten aller, die ich je geliebt habe?«

»Was kümmert es dich? Es hat dich erst stark gemacht! Deine Männer sind im Namen der Schlacht gestorben, damit der Stärkste die Waffe erhält. Jeder hätte das getan, was ich getan habe – sogar Dalinar selbst.«

»Hast du nicht gesagt, dass du Trauer und Leid aufgegeben hast?«

»Ja! Ich bin jenseits aller Schuld!«

»Und warum leidest du dann noch?«

Amaram *zuckte zusammen*.

»Mörder«, sagte Kaladin. »Du hast die Seiten gewechselt, weil du Frieden finden wolltest, Amaram. Aber du wirst ihn nie finden. Er wird ihn dir *niemals* geben.«

Amaram brüllte auf und schwang seine Splitterklingen. Kaladin peitschte sich in die Luft, und als Amaram unter ihm hindurchschoss, drehte er sich um, stieg wieder ab und schwang seine Waffe. In Erwiderung eines unausgesprochenen Befehls wurde Syl zu einem Hammer, der nun gegen Amarams Rückenpanzerung donnerte.

Der Panzer im Stil eines Harnischs, der aus einem einzigen Teil bestand, explodierte mit unerwarteter Gewalt und stieß Kaladin rückwärts über den Stein. Über ihm grollte der Donner, und die Blitze flackerten. Sie befanden sich inzwischen ganz im Schatten des Ewigsturms, der das, was nun mit Amaram geschah, noch unheimlicher erscheinen ließ.

Der gesamte Brustkorb des Großprinzen war nach innen eingesackt. Es gab keinerlei Anzeichen von Rippen oder inneren Organen. Stattdessen pulsierte in seiner Brusthöhle ein großer violetter Kristall, der von dunklen Adern überwuchert war. Falls er unter der Rüstung eine Uniform oder eine Polsterung getragen hatte, war sie ganz und gar überwuchert und verschlungen worden.

Er wandte sich Kaladin zu. Herz und Lunge waren von einem Edelstein ersetzt worden, der in Odiums dunklem Licht erstrahlte.

»Alles, was ich je getan habe«, sagte Amaram und blinzelte mit seinen roten Augen, »habe ich für Alethkar getan. Ich bin ein Patriot!«

»Wenn das wahr ist«, flüsterte Kaladin, »*warum leidest du dann immer noch?*«

Amaram schrie auf und griff ihn an.

Kaladin hob Syl, die nun zu einer Splitterklinge geworden war. »Was ich heute tue, tue ich für die Männer, die du getötet hast. Wegen *ihnen* bin ich zu dem geworden, der ich nun bin.«

»*Ich* habe dich geschaffen! *Ich* habe dich geschmiedet!« Er sprang Kaladin an, stieß sich vom Boden ab und hing in der Luft.

Und dadurch betrat er Kaladins Reich.

Kaladin schoss auf Amaram zu. Der Großprinz schwang seine Waffen, aber der Wind selbst kräuselte sich um Kaladin herum, und so sah er den Angriff voraus. Er peitschte sich zur Seite und entging knapp der einen Klinge. Windsprengsel strömten an ihm vorbei, als er auch der anderen um Haaresbreite entkam.

In seiner Hand wurde Syl zum Speer und passte sich seinen Bewegungen vollkommen an. Er wirbelte herum und rammte sie gegen den Edelstein, den Amaram nun als Herz trug. Der Amethyst zerbrach dabei, Amaram schwankte in der Luft – und fiel.

Zwei Splitterklingen lösten sich in Dunst auf, als der Großprinz etwa zwanzig Fuß tief stürzte und auf den Erdboden prallte.

Kaladin stieg zu ihm ab. »Zehn Speere ziehen in die Schlacht«, flüsterte er, »und neun zerbrechen. Hat dieser Krieg den einen *geschmiedet*, der übrig bleibt? Nein, Amaram. Dieser Krieg hat bloß denjenigen *bestimmt, der nicht brechen wird.*«

Amaram mühte sich auf die Knie, stieß ein tierhaft wütiges Heulen aus und griff nach dem flackernden Edelstein in seiner Brust, der schließlich erlosch und das Gebiet in Dunkelheit tauchte.

Kaladin!, rief Syl in seinem Kopf.

Er konnte kaum mehr ausweichen, als zwei Verschmolzene an ihm vorbeiflogen. Ihre Lanzen verfehlten seine Brust nur knapp. Zwei weitere kamen von links und einer von rechts herbei. Ein sechster trug den massigen Verschmolzenen, der vor Kaladins Peitschen gerettet worden war.

Sie hatten Freunde geholt. Anscheinend hatten die Verschmolzenen erkannt, dass die beste Möglichkeit, Dalinar aufzuhalten, darin bestand, Kaladin vom Schlachtfeld zu entfernen.



Renarin rannte hin und her, als der Donnerbrocken zusammenbrach. Bei seinem Sturz zerschmetterte er Häuser, aber auch ein Arm brach ab. Den verbliebenen Arm reckte das Ungeheuer in die Höhe und stieß einen wehleidigen Schrei aus. Renarin und sein Gefährte – der thaylenische Splitterträger – hatte beide Beine an den Knien durchtrennt.

Der Thaylener stampfte auf und schlug Renarin vorsichtig mit der gepanzerten Hand auf den Rücken. »Ausgezeichneter Kampf.«

»Ich habe ihn bloß abgelenkt, während du Stücke aus seinen Beinen herausgehauen hast.«

»Hast du gut gemacht«, sagte der Thaylener und deutete mit dem Kopf auf den Donnerbrocken, der in die Knie ging und ausrutschte. »Wie beenden?«

Das Wesen wird dich fürchten!, sagte Glys in Renarins Kopf. *Es wird verschwinden. Bringe es dazu, dass es verschwindet.*

»Ich werde sehen, was ich tun kann«, sagte Renarin zu dem Thaylener. Dann bahnte er sich behutsam einen Weg über die Straße bis zu einer Stelle, von der aus er einen besseren Blick auf den Kopf des Donnerbrockens hatte.

»Also ... Glys?«, fragte er. »Was soll ich tun?«

Licht. Du kannst ihn mit Licht vertreiben.

Das Wesen zog sich durch die Trümmer eines zerstörten Gebäudes. Stein schabte gegen Stein, als sich der gewaltige keilförmige Kopf

Renarin zuwandte. Wie ein erlöschendes Feuer flackerten die geschmolzenen Augen in ihren Höhlen.

Das war Schmerz. Also konnte es Schmerz empfinden.

Es wird gehen!, versprach Glys, erregt wie immer.

Renarin hob die Faust und rief Sturmlicht herbei. Es strahlte wie ein mächtiges Leuchtfeuer. Und ...

Die roten, geschmolzenen Augen verblassten vor diesem Licht, und das Wesen ließ sich mit einem letzten erstickten Seufzen nieder.

Sein thaylenischer Gefährte näherte sich unter dem leisen Klappern seiner Rüstung. »Gut. Ausgezeichnet!«

»Geh und hilf jetzt den anderen im Kampf«, sagte Renarin. »Ich muss das Eidtor persönlich öffnen.« Der Mann gehorchte ohne eine Nachfrage und lief über die breite Straße zum Alten Bezirk hinunter.

Besorgt blieb Renarin noch eine Weile bei dem steinernen Leichnam. *Ich hätte sterben sollen. Ich habe gesehen, wie ich sterbe ...*

Er schüttelte den Kopf, dann begab er sich in die höher gelegenen Bereiche der Stadt.



Schallan, Schleier und die Strahlende hielten sich im Kreis an den Händen fest. Die drei zerflossen, ihre Gesichter verwandelten sich, ihre Identitäten verschmolzen. Gemeinsam hatten sie eine ganze Armee aufgestellt.

Und jetzt starb sie.

Eine mächtige Gruppe von verschiedenartigen Verschmolzenen hatte den Feind neu formiert. Und diese Kämpfer ließen sich nun nicht mehr ablenken. Obwohl Schleier, Schallan und die Strahlende Kopien ihrer selbst erschaffen hatten – damit die Originale nicht angegriffen wurden –, starben auch diese.

Sie schwankten. Das Sturmlicht schwand.

Wir haben uns zu sehr verausgabt, dachten sie.

Drei Verschmolzene näherten sich ihnen, pflügten durch die sterbenden Trugbilder und marschierten durch das ausfließende

Sturmlicht. Illusionen fielen auf die Knie und lösten sich auf.

»Hm ...«, sagte Muster.

»Müde«, sagte Schallan. Ihre Lider waren schwer geworden.

»Zufrieden«, sagte die Strahlende stolz.

»Besorgt«, sagte Schleier und betrachtete die Verschmolzenen.

Sie wollten sich bewegen. Sie mussten sich bewegen. Aber es tat so weh, ihrer Armee dabei zuzusehen, wie sie starb und sich in Nichts auflöste.

Eine Gestalt schmolz nicht genauso wie die übrigen dahin. Es war eine Frau mit pechschwarzen Haaren, die den üblichen Zöpfen entkommen waren. Sie flatterten im Wind, als die Frau zwischen den Feind und Schallan, Schleier und die Strahlende trat. Der Boden wurde glatt und glänzend; die Oberfläche des Steins verwandelte sich durch Seelengießen in Öl. Schleier, Schallan und die Strahlende konnten einen Blick in das Reich des Erkennens werfen. Die Veränderung war so leicht vor sich gegangen. Wie hatte Jasnah das fertiggebracht?

Durch ihr Seelengießen entzündete sie einen Funken in der Luft, setzte das Öl in Brand und schuf ein Feld aus Flammen. Die Verschmolzenen hoben die Hände vor ihre Gesichter und taumelten zurück.

»Das sollte uns einige Augenblicke erkaufen.« Jasnah wandte sich an Schleier, Schallan und die Strahlende. Sie packte Schallans Arm – aber Schallan schwankte und zerstob. Jasnah erstarrte und drehte sich zu Schleier um.

»Hier«, sagte die Strahlende müde und taumelte auf Jasnah zu. Sie war diejenige, die Jasnah spüren konnte. Sie blinzelte die Tränen weg. »Bist du ... wirklich da?«

»Ja, Schallan. Du hast dich hier draußen sehr gut geschlagen.« Sie berührte den Arm der Strahlenden, dann schaute sie zu den Verschmolzenen hinüber, die es trotz der Hitze wagten, in das Feuer zu gehen. »Verdammnis! Vielleicht hätte ich lieber eine Grube unter ihnen öffnen sollen.«

Schallan zuckte zusammen, als der Letzte ihrer Armee wie das zerfetzte Licht einer untergehenden Sonne verschwand. Jasnah hielt ihr einen Edelstein hin, und gierig trank die Strahlende den Glanz.

Amarams Truppen formierten sich neu.

»Komm«, sagte Jasnah und zog Schleier zur Mauer zurück, aus deren Stein eine Treppe gewachsen war.

»Seelengegossen?«, fragte Schallan.

»Ja.« Jasnah trat auf die erste Stufe, aber Schallan folgte ihr nicht.

»Wir hätten es nicht unbeachtet lassen sollen«, sagte die Strahlende. »Wir hätten es stärker einsetzen sollen.« Einen Augenblick lang glitt sie nach Schadesmar hinüber. Kugeln kullerten und wogten unter ihr.

»Nicht zu weit«, warnte Jasnah sie. »Du kannst dein körperliches Ich nicht in dieses Reich mitnehmen, wie ich es früher angenommen hatte, denn es gibt dort Dinge, die sich von deinem Geist nähren.«

»Wie kann ich die Luft seelengießen?«

»Vermeide die Luft, bis du mehr Übung hast«, sagte Jasnah. »Sie mag zwar praktisch sein, ist aber schwer zu beherrschen. Warum versuchst du nicht, Stein in Öl zu verwandeln, so wie ich es vorhin getan habe? Wir können es in Brand setzen, während wir die Treppe hochsteigen, und den Feind noch mehr behindern.«

»Ich ...« So viele Kugeln, so viele *Sprengsel*, die in dem See wogten, der Thaylen-Stadt anzeigte. Es war überwältigend.

»Die Trümmer vor der Mauer werden leichter sein als der Boden selbst«, sagte Jasnah, »denn du kannst diese Steine als getrennte Einheiten behandeln, während sich der Boden als ein Ganzes betrachtet.«

»Das ist zu viel«, sagte Schallan. Erschöpfungssprengsel drehten sich um sie herum. »Ich kann es nicht, Jasnah. Es tut mir leid.«

»Es ist in Ordnung, Schallan«, sagte Jasnah. »Ich hätte es nur gern einmal gesehen, denn mir scheint, dass du deinen Trugbildern Gewicht und Substanz verleihen konntest, indem du Seelengießen eingesetzt hast. Aber auch konzentriertes Sturmlicht besitzt eine

gewisse, wenn auch schwache Masse. Wie dem auch sei, du solltest jetzt schnell die Stufen hochlaufen, Kind.«

Die Strahlende betrat die Treppe und hastete an Jasnah vorbei. Diese drehte sich zu den Verschmolzenen um, die sich inzwischen der Mauer näherten, und machte eine Handbewegung. Stein formte sich in der Luft und hüllte die Feinde vollkommen ein.

Es war wundervoll. Jeder, der es nur im Körperreich sah, wäre bereits beeindruckt gewesen, aber die Strahlende sah so viel mehr. Jasnahs vollkommene Beherrschung und Zuversicht. Das Sturmlicht, das herbeiströmte und ihr gehorchte. Die Luft selbst, die sich verhielt, als hätte sie die Stimme von Gott persönlich vernommen.

Schallan keuchte vor Erstaunen auf. »Sie gehorcht. Die Luft gehorcht deinem Befehl, sich zu verwandeln. Als ich versucht habe, einen einzelnen kleinen Stab zu verändern, hat sie sich geweigert.«

»Das Seelengießen ist eine hohe Kunst«, sagte Jasnah. »Los. Lauf weiter.« Sie schnitt die Stufen hinter sich ab. »Vergiss nicht, dass du den Steinen nicht befehlen darfst, denn sie sind sturer als die Menschen. Verwende Zwang und Nötigung. Sprich von Freiheit und von Bewegung. Wenn ein Gas zu etwas Festem werden soll, braucht es dazu Disziplin und einen eisernen Willen. Jede Essenz ist anders, und jede bietet Vorteile und Nachteile, wenn sie als Substrat für das Seelengießen benutzt wird.«

Jasnah warf einen Blick über die Schulter auf die Armee, die sich gerade sammelte. »Und vielleicht ... ist jetzt nicht die richtige Zeit für eine Lektion. Ich beschwere mich andauernd, keine Mündel haben zu wollen, und da sollte man doch annehmen, dass ich mich zurückhalten kann, Unterricht zu erteilen, wenn die Umstände gerade ungünstig sind. Lauf weiter.«

Schleier, Schallan und die Strahlende fühlten sich völlig erschöpft, aber sie stiegen höher und höher und erreichten schließlich die Mauerkrone.



Da es so hart für Renarin gewesen war, wegen der vielen Menschen auf der Straße an den Donnerbrocken heranzukommen, hatte er erwartet, dass es gleichermaßen schwierig sein würde, die letzte Strecke bis zum Eidtor zurückzulegen. Doch nun bewegten sich die Menschen schneller. Diejenigen, die sich vorhin noch oberhalb von ihm befunden hatten, schienen sich jetzt in den vielen Tempeln und Gebäuden des Herrscherbezirks zu verstecken.

Nun konnte er mit dem Strom der Passanten schwimmen. Als er den obersten Bezirk fast erreicht hatte, huschte er in ein Haus und drückte sich an einigen zusammengedrängten Kaufleuten vorbei in den hinteren Teil. Die meisten Gebäude in diesem Viertel verfügten nur über ein einziges Stockwerk, und so schnitt er mit Glys' Hilfe ein Loch ins Dach. Dann fräste er einige Haltelöcher in die Felsmauer und kletterte hoch.

Vom Dach aus erreichte er die Straße, die zur Plattform des Eidtores führte. Es war ... ungewohnt, solche Dinge zu tun. Nicht nur eine Splitterklinge zu benutzen, sondern sich auch körperlich anzustrengen. Er hatte immer Angst vor seinen Anfällen und davor gehabt, dass sich ein Augenblick der Stärke sofort in einen Augenblick der Hinfälligkeit wandeln könnte.

Wenn man ein solches Leben führte, lernte man, sich zurückzuhalten, sicherheitshalber. Er hatte schon lange keinen Anfall mehr durchlitten. Er wusste nicht, ob das reiner Zufall war – diese Anfälle kamen in unregelmäßigen Zeiträumen – oder ob er geheilt war, so wie auch seine schlechten Augen geheilt worden waren. Aber er sah die Welt noch immer anders als alle anderen. Es machte ihn nach wie vor nervös, mit anderen Menschen zu sprechen, und er mochte es nicht, berührt zu werden. Jeder andere sah in jedem anderen Dinge, die er nicht begriff. So viel Lärm und Zerstörung und Reden und Schreien um Hilfe und Schluchzen und Gemurmel und Gewisper, Gesumme und Gebrumme.

Wenigstens hier, in dieser Straße in der Nähe des Eidtores, waren nicht mehr so viele Menschen unterwegs. Warum nicht? Warum

drängten sie nicht alle hierher in der Hoffnung auf ein Entkommen?
Warum ...

Oh.

Ein Dutzend Verschmolzene schwebten in der Luft über dem Eidtor und hielten die Lanzen vor sich ausgestreckt. Ihre Roben umflatterten sie.

Zwölf. Zwölf.

Eine Bewegung erregte seine Aufmerksamkeit: Ein junges Mädchen stand in einer Tür und winkte ihm zu. Er ging zu ihr und befürchtete dabei, die Verschmolzenen könnten ihn angreifen. Hoffentlich war sein Sturmlicht – das er größtenteils bei seinem Kampf mit dem Donnerbrocken aufgebraucht hatte – nicht mehr so hell, dass es ihren Zorn erregte.

Er betrat das Gebäude. Es war ebenfalls nur ein Stockwerk hoch und hatte einen großen offenen Raum im vorderen Teil. Dutzende Schreiberinnen und Feuerer befanden sich hier; viele drängten sich um eine Spannfeder. Kinder, die er nicht sehen konnte, befanden sich in den hinteren Zimmern; er hörte ihr Jammern. Und er hörte Kratzen – immer wieder Kratzen – das Kratzen der Feder auf dem Papier.

»O gesegnet sei der Allmächtige«, sagte Hellheit Teschav, die sich aus der Masse der Menschen löste. Sie zog Renarin tiefer in den Raum hinein. »Habt Ihr Neuigkeiten?«

»Mein Vater hat mich hierhergeschickt, damit ich helfen kann«, sagte Renarin, »Hellheit, wo sind General Khal und Euer Sohn?«

»In Urithiru«, sagte sie. »Sie wurden zurückgeschickt, damit sie die Truppen sammeln, aber dann ... Hellherr, es hat einen Angriff auf Urithiru gegeben. Wir haben versucht, durch die Spannfeder Informationen zu bekommen. Anscheinend ist gleichzeitig mit dem Ewigsturm ein Sturmtrupp dort erschienen.«

»Hellheit!«, rief Kadasch. »Die Spannfeder von Sebarials Schreiberinnen antwortet wieder. Sie entschuldigen sich für die große Verspätung. Sebarial hat sich auf Aladars Befehl in die oberen

Ebenen zurückgezogen. Er bestätigt, dass es sich bei den Angreifern um Parscher handelt.«

»Die Eidtore?«, fragte Renarin hoffnungsvoll. »Können unsere Leute die Eidtore erreichen und den Weg hierher öffnen?«

»Das ist unwahrscheinlich. Der Feind hält die Plattform besetzt.«

»Unsere Armeen sind in Urithiru im Vorteil, Prinz Renarin«, sagte Teschav. »Die Berichte stimmen darin überein, dass der feindliche Stoßtrupp zu klein ist, um uns dort zu besiegen. Es handelt sich offenbar um eine Hinhaltetaktik, die uns davon abhalten soll, das Eidtor zu öffnen und Hilfe nach Thaylen-Stadt zu bringen.«

Kadasch nickte. »Die Verschmolzenen über dem Eidtor sind nicht einmal gewichen, als das Steinungeheuer draußen gestorben ist. Sie kennen ihre Befehle und sollen dafür sorgen, dass der Mechanismus nicht aktiviert wird.«

»Die Strahlende Malata ist das einzige Mittel für unsere Armeen, uns durch das Eidtor zu erreichen«, sagte Teschav. »Aber wir können weder zu ihr noch zu dem Kharbranth-Kontingent einen Kontakt herstellen. Der Feind hat rechtzeitig zugeschlagen. Sie haben genau gewusst, wie sie uns lähmen können.«

Renarin holte tief Luft und sog das Sturmlicht ein, das Teschav bei sich trug. Sein Leuchten erhellte den Raum, und alle Augen im Zimmer rissen sich von der Spannfeder los und sahen ihn an.

»Das Portal muss geöffnet werden«, sagte Renarin.

»Euer Hoheit ...«, sagte Teschav. »Ihr könnt nicht allein gegen sie alle kämpfen.«

»Aber niemand sonst ist hier.« Er drehte sich um und ging.

Es war schockierend, dass keiner ihm zurief, er möge stehen bleiben.

Sein ganzes Leben hindurch hatten sie das getan. Nein, Renarin. Das ist nichts für dich. Das darfst du nicht. Es geht dir nicht gut, Renarin. Sei *vernünftig*, Renarin.

Er war immer vernünftig gewesen. Er war immer folgsam gewesen. Es fühlte sich wunderbar und erschreckend zugleich an, dass er

heute nicht aufgehalten wurde. Die Spannfeder kratzte weiter, bewegte sich aus eigener Kraft und ahnte nichts von dem, was hier geschah.

Renarin trat nach draußen.

Entsetzt schritt er die Straße entlang und rief Glys als Splitterklinge herbei. Als er sich der Rampe zum Eidtor näherte, stiegen die Verschmolzenen herab. Vier landeten auf der Rampe vor ihm und machten eine Geste, die einem Salut nicht unähnlich war. Dabei summten sie wie rasend eine Melodie, die er nicht kannte.

Renarin hatte so große Angst, dass er fürchtete, sich zu benässen. Das war nicht besonders edel und tapfer, oder?

Ah ... was kommt jetzt?, fragte Glys, deren Stimme durch Renarin hallte. *Was kommt zum Vorschein?*

Einer seiner Anfälle überwältigte ihn.

Es war keiner der alten Anfälle, bei denen er schwach wurde. Er hatte jetzt andere, die weder er noch Glys beherrschen konnten. Dabei schien es ihm, als würde Glas über den Boden wachsen. Es breitete sich aus wie Kristalle, formte Gitterwerke ... Bilder ... Bedeutungen und ... Wege. Bilder aus dunklem Bleiglas, Scheibe für Scheibe.

Sie hatten immer recht gehabt. Bis heute – bis sie ihm verkündet hatten, dass Jasnah Kholins Liebe versiegen würde.

Er betrachtete diese neuen bunten Glasbilder und spürte, wie seine Angst allmählich versickerte. Er lächelte. Das schien die Verschmolzenen zu verwirren; sie beendeten ihren Salut.

»Ihr fragt euch, warum ich gelächelt habe«, sagte Renarin.

Darauf sagten sie nichts.

»Macht euch keine Sorgen«, sagte Renarin. »Es ist nicht so, dass ihr gerade etwas Lustiges verpassen würdet. Ich ... nun, ich bezweifle, dass ihr es lustig finden werdet.«

Licht explodierte wellenartig auf der Plattform des Eidtores. Die Verschmolzenen riefen etwas in einer seltsamen Sprache und schwirrten in die Luft hinauf. Eine leuchtende Mauer legte sich in

einem Ring um die Plattform und verging wieder in einem gleißenden Nachbild.

Eine ganze Division von Alethi-Truppen in Kholin-Blau stand nun auf der Plattform.

Dann erhob sich ein Mann wie ein Herold aus den alten Geschichten zwischen ihnen in den Himmel. Der bärtige Mann glühte weiß vor Sturmlicht und trug einen langen silbernen Splitterspeer mit einer seltsamen Parierstange hinter der Spitze.

Teft.

Ein Strahlender Ritter.



Schallan saß mit dem Rücken gegen eine Zinne gelehnt und hörte zu, wie einige Soldaten Befehle brüllten. Navani hatte ihr Sturmlicht und Wasser gegeben, war aber gegenwärtig von den Berichten aus Urithiru abgelenkt.

Muster summte an der Seite von Schleiers Jacke. »Schallan? Das hast du gut gemacht, Schallan. Wunderbar.«

»Ein ehrenhafter Widerstand«, stimmte die Strahlende zu. »Einer gegen viele, und wir haben unsere Position gehalten.«

»Länger, als wir es hätten tun sollen«, sagte Schleier. »Wir waren schon vorher erschöpft.«

»Wir lassen noch immer zu vieles unbeachtet«, sagte Schallan. »Wir werden zu gut darin, uns und anderen etwas vorzuspielen.« Damals hatte sie beschlossen, bei Jasnah zu bleiben, weil sie hatte *lernen* wollen. Aber als die Frau von den Toten zurückgekehrt war, hatte Schallan – anstatt ihre Ausbildung wieder aufzunehmen – sofort die Flucht ergriffen. Was hatte sie sich dabei bloß gedacht?

Nichts. Sie hatte versucht, vor Dingen zu fliehen, denen sie sich nicht hatte stellen wollen. Wie immer.

»Hm ...«, sagte Muster mit einem besorgten Summen.

»Ich bin müde«, flüsterte Schallan. »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Wenn ich geschlafen und mich ausgeruht habe, werde ich

nur wieder eine einzige Person sein. Ich ... ich glaube wirklich, dass ich nicht mehr so verloren bin wie vorher.«

Jasnah, Navani und Königin Fen standen ein wenig abseits auf dem Wehrgang und flüsterten miteinander. Thaylenische Generäle gesellten sich zu ihnen, und Angstsprengsel sammelten sich um sie herum. Ihrer Meinung nach lief die Verteidigung schlecht. Widerstrebend mühte sich Schleier auf die Beine und betrachtete das Schlachtfeld. Amarams Streitkräfte sammelten sich außerhalb der Bogenschussweite.

»Wir haben den Feind zwar aufgehalten«, sagte die Strahlende, »aber wir haben ihn nicht besiegt. Wir stehen noch immer einer überwältigenden Armee gegenüber ...«

»Hm ...«, sagte Muster mit hoher, besorgter Stimme. »Schallan, sieh nur. Dort hinten.«

Weiter draußen, in der Bucht, hatten tausende und abertausende frischer Parscher damit begonnen, Leitern aus den Schiffen zu laden, wie sie bei einem Frontalangriff zum Einsatz kamen.



»Sag den Männern, sie sollen nicht hinter diesen Verschmolzenen herjagen«, sagte Renarin zu Lopen. »Unsere erste und wichtigste Aufgabe besteht darin, das Eidtor zu halten.«

»In Ordnung, klar«, sagte Lopen, sprang in die Luft und trug den Befehl zu Teft.

Die Verschmolzenen stießen im Luftraum über der Stadt mit Brücke Vier zusammen. Diese Gruppe von Feinden schien geschickter zu sein als jene, die Renarin unten gesehen hatte, aber sie *verteidigten* sich eher, als dass sie *kämpften*. Sie trugen das Scharmützel immer weiter von der Stadt weg, und Renarin befürchtete schon, dass sie Brücke Vier absichtlich vom Eidtor weglockten.

Die Alethi-Division marschierte unter dem Jubel und Freudengeschrei der Menschen in die Stadt ein. Zweitausend Männer würden nicht viel ausrichten, wenn sich die Parscher draußen vor der Mauer in die

Schlacht stürzten, aber immerhin war es ein Anfang. Außerdem hatte General Khal nicht einen, sondern gleich *drei* Splitterträger mitgebracht. Renarin bemühte sich, die Lage in der Stadt so gut wie möglich darzulegen, aber es war ihm peinlich, den Khals mitteilen zu müssen, dass er nicht wusste, wie es um seinen Vater stand.

Während sie sich zu Teschav begaben – die ihren Schreiberposten in eine Kommandostation umgewandelt hatte –, landeten Fels und Lyn neben Renarin.

»Ha!«, sagte Fels. »Was ist mit deiner Uniform geschehen? Sie braucht wohl meine Nadel.«

Renarin sah an seiner abgerissenen Kleidung herunter. »Ich wurde von einem großen Steinbrocken getroffen. Ungefähr zwanzig Mal ... Aber gerade du solltest dich nicht beschweren. Ist das etwa *Blut* an deiner Uniform?«

»Ist gar nichts!«

»Wir mussten ihn den ganzen Weg bis zum Eidtor tragen«, sagte Lyn. »Wir wollten ihn zu Euch bringen, aber er hat Sturmlicht in sich aufgenommen, sobald er hier eingetroffen ist.«

»Kaladin ist in der Nähe«, meinte Fels. »Ha! Ich füttere ihn. Aber hier und heute hat er mich gefüttert. Mit Licht!«

Lyn sah Fels an. »Der sturmverdamnte Hornesser wiegt so viel wie ein Chull ...« Sie schüttelte den Kopf. »Kara wird zusammen mit den anderen kämpfen. Verratet es niemandem, aber sie übt seit ihrer Kindheit mit dem Speer – dieser kleine Schlingel. Doch Fels wird nicht kämpfen können, und ich selbst habe erst wenige Wochen Erfahrung mit dem Speer. Habt Ihr eine Vorstellung davon, wo Ihr uns einsetzen wollt?«

»Ich ... äh ... bin hier nicht der Kommandant oder so etwas ...«

»Wirklich nicht?«, fragte Lyn. »Ist das Eure beste Strahlender-Ritter-Stimme?«

»Ha!«, sagte Fels.

»Ich glaube, ich habe mein ganzes Strahlen für heute aufgebraucht«, sagte Renarin. »Äh, ich werde jetzt das Eidtor betätigen und weitere

Truppen herbringen. Vielleicht könntet ihr beiden bei der Stadtmauer aushelfen und Verwundete von den Frontlinien wegziehen?»

»Gute Idee«, sagte Fels. Lyn nickte und flog davon, aber Fels blieb und zog Renarin plötzlich in eine sehr warme, erstickende und *unerwartete* Umarmung.

Renarin tat sein Bestes, sich nicht zu winden. Es war nicht die erste Umarmung, die er von Fels ertrug. Aber ... bei den Stürmen! Man konnte doch nicht einfach jemanden so umschlingen.

»Warum?«, fragte Renarin nach der Umarmung.

»Ihr habt ausgesehen wie eine Person, die einfach mal in den Arm genommen werden muss.«

»Ich versichere dir, dass ich *nie* so aussehe. Aber, äh, ich bin froh, dass ihr hier seid. Wirklich und *richtig* froh.«

»Brücke Vier«, sagte Fels und hob in den Himmel ab.

Renarin setzte sich auf eine Treppe in der Nähe, zitterte und grinste gleichzeitig.



Dalinar trieb in der Umarmung der Mitreißung umher.

Er hatte einmal geglaubt, er sei in seinem Leben vier verschiedene Männer zugleich gewesen. Aber nun begriff er, dass er die Anzahl stark unterschätzt hatte. Er hatte nicht zwei, vier oder sechs, sondern tausende Leben geführt, denn jeden Tag wurde er zu einer etwas anderen Person.

Er hatte sich nicht in einem gewaltigen Sprung verändert, sondern in unzähligen kleinen Schritten.

Und der wichtigste ist immer der nächste, dachte er, als er durch den roten Nebel trieb. Die Mitreißung drohte ihn zu verschlingen, zu beherrschen und seine Seele zu zerreißen, nur um ihm zu gefallen. Sie wollte ihm etwas geben, und sie verstand nicht, dass es für ihn gefährlich war.

Eine kleine Hand ergriff die von Dalinar.

Er zuckte und blickte nach unten. »L... Lift? Du hättest nicht hierherkommen sollen.«

»Aber ich bin die *Beste* darin, an Orte zu gehen, an denen ich nicht sein sollte.« Sie drückte ihm etwas in die Hand.

Einen großen Rubin.

Gesegnet sollst du sein.

»Was ist das?«, fragte sie. »Warum brauchst du diesen Stein?«

Dalinar blinzelte in den Nebel. *Wisst Ihr, wie wir Sprengsel einfangen, Dalinar?,* hatte Taravangian gesagt. *Man lockt das Sprengsel mit etwas an, das es mag. Man gibt ihm etwas Vertrautes, das es in sich aufnimmt ...*

Etwas, das es besonders gut kennt.

»Schallan ist einer von den Ungemachten im Turm begegnet«, flüsterte er. »Als sie dem Wesen nahe gekommen ist, hat es Angst bekommen, aber ich glaube nicht, dass die Mitreißung ähnliche Verstandeskräfte besitzt. Weißt du, sie kann nur von jemandem geschlagen werden, der sie zutiefst und aufrichtig *versteht*.«

Er hob den Edelstein über seinen Kopf und umarmte die Mitreißung – zum letzten Mal.

Krieg.

Sieg.

Wettkampf.

Dalinars ganzes Leben war wie eine Reihe von Wettkämpfen gewesen: von einer Eroberung zur nächsten. Er akzeptierte das, was er getan hatte. Es würde immer ein Teil von ihm sein und bleiben. Und obwohl er entschlossen war zu widerstehen, würde er das, was er gelernt hatte, nicht verwerfen. Dieser Durst nach dem Kampf – nach dem *Sieg* – hatte ihn auch darauf vorbereitet, Odium zu widersagen.

»Danke«, flüsterte er abermals der Mitreißung zu, »dafür, dass du mir Kraft und Stärke gegeben hast, wenn ich sie gebraucht habe.«

Die Mitreißung umwirbelte ihn, gurrte und sang seinen Lobpreis.

»Jetzt, alter Freund, ist es an der Zeit, sich zur Ruhe zu begeben.«



Bleib in Bewegung.

Kaladin wich aus, duckte sich, entging einigen Schlägen und heilte die Wunden, die andere verursachten.

Lenk sie ab.

Er versuchte, höher in den Himmel zu steigen, aber die acht Verschmolzenen umschwärmten ihn und stießen ihn immer wieder nach unten. Er traf auf den Steinboden, peitschte sich seitwärts, weg von den zustechenden Lanzen und den zerschmetternden Keulen.

Kann nicht entkommen.

Er musste ihre Aufmerksamkeit weiterhin auf sich lenken. Wenn er ihnen entwich, würden sie sich Dalinar vornehmen.

Du musst sie nicht besiegen. Du brauchst bloß lange genug durchzuhalten.

Er wich nach rechts aus und flog nur wenige Zoll über dem Boden dahin. Aber eine der massigen Verschmolzenen – nun kämpften gleichzeitig vier gegen ihn – packte ihn am Fuß und schleuderte ihn zu Boden. Panzerteile wuchsen aus ihren Armen hervor und drohten Kaladin gegen den Stein zu nageln.

Er stieß sie von sich, aber ein anderer ergriff seinen Arm und schwang ihn zur Seite. Weitere stiegen ab, und während er ihre Lanzen mit seinem Sylspeer abwehrte, pochte seine Flanke vor Schmerz. Sein Körper heilte inzwischen langsamer.

Zwei weitere Verschmolzene flogen herbei, hoben etliche Edelsteine vom Boden auf und ließen Kaladin in einem immer größer werdenden Kreis aus Dunkelheit zurück.

Schinde Zeit. Dalinar braucht Zeit.

Syl sang in seinem Kopf, als er herumwirbelte. Sie bildete einen Speer, den er einer der mächtigen Verschmolzenen in die Brust ramnte. Die Wunden dieser Wesen heilten schnell, es sei denn, sie wurden an der richtigen Stelle des Brustbeins getroffen. Er hatte diese Stelle knapp verfehlt. Also wandelte er Syl in ein Schwert um, das nach wie vor in der Brust der Verschmolzenen steckte, und riss es nach oben bis durch den Kopf. Ihre Augen verbrannten. Ein

weiterer Verschmolzener flog herbei und traf Kaladin mit seiner Keule, die nichts anderes als ein Auswuchs seines Körpers war. Kaladin nutzte einen großen Teil des ihm verbliebenen Sturmlichts, um den Verschmolzenen in die Luft zu werfen, wo er mit einem anderen zusammenstieß.

Ein weiterer drosch von der Seite auf ihn ein, und er rollte über den Boden. Rote Blitze zuckten hoch über ihm auf, nachdem er auf den Rücken geworfen wurde und still liegen blieb. Sofort rief er Syl als Speer und richtete sie senkrecht auf. Dadurch pfähelte er den Verschmolzenen, der gerade auf ihn niederstieg. Sein Brustbein brach, und die Augen verbrannten.

Ein anderer packte ihn am Fuß und hob ihn in die Luft, dann schleuderte er Kaladin mit dem Gesicht voran auf den Boden. Die Luft entwich aus Kaladins Körper. Dann trat der monströse Verschmolzene mit einem Panzerfuß auf Kaladins Rücken und brach ihm die Rippen. Kaladin kreischte auf, und obwohl das Sturmlicht heilte, soviel es vermochte, flackerte es bald nur noch.

Und erlosch schließlich ganz.

Plötzlich hörte Kaladin hinter sich etwas, das wie rauschende Luft klang, begleitet von Schmerzesjammern. Der Verschmolzene taumelte zurück und murmelte etwas in einem schnellen, sorgenvollen Rhythmus. Dann drehte er sich erstaunlicherweise um und *rannte fort*.

Kaladin zuckte und wand sich und warf einen Blick hinter sich. Er konnte Dalinar zwar nicht mehr sehen, aber der Nebel brodelte und zuckte. Er wogte und pulsierte und peitschte umher, als würde ihn ein mächtiger Wind verwirbeln.

Weitere Verschmolzene flohen. Das Jammern wurde lauter, und der Nebel schien zu brüllen. Tausend Gesichter steckten in ihm, wollten entkommen, die Münder waren vor Schmerz geöffnet. Sie wurden zurückgesaugt wie Ratten, die man am Schwanz zog.

Der rote Nebel fiel in sich zusammen und verschwand. Alles wurde dunkel, und der Sturm hoch droben verstummte.

Kaladin lag zerschmettert am Boden. Das Sturmlicht hatte seine lebenswichtigen Organe geheilt, aber die gebrochenen Knochen verursachten ihm schreckliche Schmerzen, als er sich aufzusetzen versuchte. Die Kugeln, die um ihn herum lagen, waren matt, und die Dunkelheit verhinderte, dass er erkennen konnte, was mit Dalinar geschah und ob er noch lebte.

Der Nebel hatte sich inzwischen vollkommen verzogen. Das schien ihm ein gutes Zeichen zu sein. Und in der Dunkelheit sah Kaladin etwas in Richtung der Stadt aufblitzen. Es waren grellweiße Lichter, die durch die Luft flogen.

Ein kratzendes Geräusch ertönte in seiner Nähe, dann flackerte violettes Licht in der Finsternis auf. Ein Schatten mühte sich auf die Beine, purpurnes Licht pulsierte lebendig in seiner Bruthöhle, die mit Ausnahme jenes Edelsteins leer war.

Amarams glühende rote Augen erhellten ein verzerrtes Antlitz. Sein Kiefer war gebrochen, als er gestürzt war, und jetzt drückten sich Edelsteine in seltsamen Winkeln aus seinem Gesicht. Der Unterkiefer hing schlaff herab, und Speichel tropfte an der Seite heraus. Er stolperte auf Kaladin zu, während das Edelsteinherz hell pulsierte. Eine Splitterklinge bildete sich in seiner Hand. Es war jene, die Kaladins Freunde vor so langer Zeit getötet hatte.

»Amaram«, flüsterte Kaladin. »Ich sehe, was du bist. Was du schon immer gewesen bist.«

Amaram versuchte zu sprechen, aber sein herabhängender Kiefer brachte nur Grunzen und Speichel hervor. Kaladin wurde von der Erinnerung an seine erste Begegnung mit dem Großherrs in Herdstein gestreift. Damals war er so stark und tapfer erschienen. Scheinbar vollkommen.

»Ich habe es in deinen Augen gesehen, Amaram«, flüsterte Kaladin, als diese Hülle eines Menschen auf ihn zutaumelte. »Als du Coreb und Hab und meine anderen Freunde getötet hast. Ich habe die Schuld *gesehen*, die du dabei empfunden hast.« Er leckte sich die

Lippen. »Du hast versucht, einen Sklaven aus mir zu machen. Aber das ist dir nicht gelungen. Sie haben mich gerettet.«

Vielleicht ist es an der Zeit, dass jemand dich rettet, hatte Syl in Schadesmar gesagt. Aber das hatte schon jemand getan.

Amaram hob die Splitterklinge.

»Brücke Vier«, flüsterte Kaladin.

Ein Pfeil traf von hinten in Amarams Kopf, durchschlug den Schädel und drang aus seinem nichtmenschlichen Mund wieder heraus. Amaram stolperte vorwärts, ließ seine Splitterklinge fallen. Der Pfeil steckte im Kopf fest. Amaram gab ein ersticktes Geräusch von sich, drehte sich um und erhielt einen zweiten Pfeil mitten in die Brust – und in das flackernde Edelsteinherz.

Der Amethyst explodierte, und Amaram sackte neben Kaladin zusammen.

Eine leuchtende Gestalt stand auf einigen Trümmern und hielt Amarams gewaltigen Splitterbogen in der Hand. Die Waffe schien zu Fels zu passen – groß und strahlend, ein Leuchtfeuer in der Finsternis.

Amarams rote Augen verblassten, als er starb, und Kaladin hatte den Eindruck, als quelle dunkler Rauch aus seinem Körper. Zwei Splitterklingen formten sich neben ihm und fielen klappernd auf den Steinboden.



Auf der Mauer machten die Soldaten Platz für die Strahlende, während sie sich auf den feindlichen Angriff vorbereiteten. Amarams Armee bildete Schlachtreihen, während die Parscher die Leitern trugen und zum Losmarschieren bereit waren.

Es war schwer, sich auf der Mauer zu bewegen, ohne ein Angstsprengsel zu zerquetschen. Die Thaylener flüsterten von der Tapferkeit der Alethi in der Schlacht und erzählten Geschichten wie die von Hamadin und seinen fünfzig Männern, die zehntausend Veden widerstanden hatten. Das hier war die erste Schlacht, die die

Thaylener seit einer Generation sahen, aber Amarams Truppen hatten sich durch den andauernden Kampf auf der Zerbrochenen Ebene gestählt.

Sie sahen Schallan an, als wäre sie in der Lage, sie zu retten. Die Strahlenden Ritter waren der kleine Vorteil, den diese Stadt besaß. Sie waren ihre einzige Hoffnung auf ein Überleben.

Und das ängstigte sie.

Die Armeen setzten sich in Bewegung. Keine Pause, kein Halt. Auf die Mauer zu. Odium würde seine Streitkräfte gegen sie schicken, bis Thaylen-Stadt zerbrach. Blutrünstige Männer, beherrscht von ...

Die Lichter in ihren Augen erloschen.

Unter dem bewölkten Himmel war es ohne Zweifel zu erkennen. Überall auf dem Fels verblasste das Rot in den Augen von Amarams Soldaten. Viele fielen sofort auf die Knie und übergaben sich. Andere taumelten und stützten sich auf ihre Speere, als würde ihnen das Leben ausgesaugt. Es geschah so plötzlich und unerwartet, dass Schallan mehrmals blinzeln musste, bis ihr Verstand zugab, dass es ... ja, dass es wirklich geschah.

Jubel erhob sich auf der Mauer, als sich die Verschmolzenen rätselhafterweise zu den Schiffen zurückzogen. Die Parscher beeilten sich, ihnen zu folgen, ebenso wie große Teile von Amarams Truppen – aber viele blieben einfach auf den zerbrochenen Steinen liegen.

Der schwarze Sturm zog langsam ab, bis er nur noch ein verschwommener Fleck war, durchzogen von schläfrigem rotem Licht. Schließlich rollte er über die Insel – machtlos, ohne Wind – und verschwand im Osten.



Kaladin trank das Sturmlicht aus Lopens Edelsteinen.

»Du kannst froh sein, dass der Hornesser nach dir gesucht hat, Junge«, sagte Lopen. »Der Rest von uns wollte sich nämlich bloß in den Kampf stürzen.«

Kaladin blickte zu Fels hinüber, der über Amarams Leichnam stand. Er schaute hinunter und hielt den gewaltigen Bogen schlaff in der einen Hand. Wie hatte er ihn spannen können? Sturmlicht verhalf zu großer Ausdauer, aber es machte nicht besonders stark.

»Hui«, sagte Lopen. »Haken, sieh nur!«

Die Wolken waren dünner geworden, und das Sonnenlicht spähte hindurch und beleuchtete das Steinfeld. Dalinar Kholin kniete nicht weit entfernt und hielt einen großen Rubin in der Hand, der in dem gleichen seltsamen Phantomlicht leuchtete wie die Verschmolzenen. Das Reschi-Mädchen hatte ihm eine kleine Hand auf die Schulter gelegt.

Der Schwarzdorn weinte, während er den Edelstein beinahe zärtlich an sich drückte.

»Dalinar?«, fragte Kaladin besorgt und lief zu ihm hinüber. »Was ist passiert?«

»Es ist vorbei, Hauptmann«, sagte Dalinar und lächelte. Waren es etwa Freudentränen? Warum hatte er dann so voller Trauer gewirkt?

»Es ist vorbei.«



Es wird zur Verantwortung eines jeden Menschen, nach der Wahrheit zu suchen, sollte er feststellen, dass es an ihr mangelt.

Aus Der Weg der Könige, Nachwort

Für Moasch war es nicht schwierig, vom Töten der Menschen zum Wegräumen von Trümmern überzugehen.

Mit einer Spitzhacke schlug er auf Stücke ein, die aus dem früheren Ostflügel des Palastes von Kholinar herausgebrochen waren. Er zerhackte umgekippte Säulen, damit sie von anderen Arbeitern einfacher wegzutragen waren. In der Nähe war der Boden noch immer rot von getrocknetem Blut. Dort hatte er Elhokar getötet, und seine neuen Herren hatten angeordnet, dass das Blut nicht abgewischt werden sollte. Sie behaupteten, dem Tod eines Königs sei mit Ehrerbietung zu begegnen.

Hätte Moasch nicht Freude empfinden sollen? Oder zumindest Befriedigung? Stattdessen hatte ihm die Ermordung Elhokars nur eine Empfindung der ... Kälte verschafft. Er fühlte sich wie ein Mann, der mit einer Karawane sturer Chulle durch halb Roschar gezogen war. Auf dem Kamm des letzten Hügels vor dem Ziel verspürte man keine

Befriedigung. Man verspürte nur Müdigkeit. Und vielleicht einen Schimmer von Erleichterung darüber, ans Ende der Reise gekommen zu sein.

Er hieb mit seiner Spitzhacke auf eine umgestürzte Säule ein. Gegen Ende der Schlacht um Kholinar hatte der Donnerbrocken einen großen Teil der östlichen Galerie des Palastes zum Einsturz gebracht. Nun arbeiteten Menschenglaven daran, die Trümmer fortzuschaffen. Die anderen brachen oft weinend zusammen oder arbeiteten mit eingezogenen Schultern.

Moasch schüttelte den Kopf und genoss den friedlichen Rhythmus, mit dem seine Hacke in den Stein fuhr.

Ein Verschmolzener schlenderte vorbei. Seine Panzerschale wirkte so hell und erschreckend wie eine Spliterrüstung. Es gab neun Ordnungen von ihnen. Warum nicht zehn?

»Da drüben«, sagte der Verschmolzene durch eine Dolmetscherin und zeigte auf einen bestimmten Abschnitt der Mauer. »Reißt das nieder.«

Moasch wischte sich über die Stirn und runzelte sie, als sich die übrigen Glaven dort an die Arbeit machten. Warum sollten sie die Mauer einreißen? Würde sie nicht gebraucht werden, sobald dieser Teil des Palastes wieder aufgebaut wurde?

»Neugierig, Mensch?«

Moasch zuckte zusammen und stellte fest, dass eine Gestalt durch die zerbrochene Decke herabgeschwebt war. Sie war ganz in Schwarz gekleidet. Herrin Leshwi besuchte noch immer Moasch – den Mann, der sie getötet hatte. Sie mochte eine wichtige Person unter den Sängern sein, aber nicht so etwas wie ein Großprinz. Eher ein Hauptmann. Oder eine Hauptfrau.

»Ich nehme einmal an, dass ich neugierig bin, Ehrwürdige Sängerin«, sagte Moasch. »Gibt es einen Grund dafür, dass dieser Teil des Palastes abgerissen werden soll?«

»Ja. Aber du musst diesen Grund nicht kennen.«

Er nickte und machte sich wieder an die Arbeit.

Sie summte in einem Rhythmus, den er mit Freude in Verbindung brachte. »Deine Leidenschaft macht dir alle Ehre.«

»Ich habe gar keine Leidenschaft. Ich spüre nur Taubheit.«

»Du hast ihm deinen Schmerz gegeben. Er wird ihn zurückgeben, Mensch, wenn du ihn brauchst.«

Das war in Ordnung, solange er den Ausdruck des Verrats vergessen konnte, den er in Kaladins Blick gesehen hatte.

»Hnanan will mit dir sprechen«, sagte die Ehrwürdige. Dabei war dieser Name kein richtiges Wort, sondern eher ein gesummter Laut mit besonderem Rhythmus. »Komm zu uns nach oben.«

Sie flog davon. Moasch stellte seine Spitzhacke beiseite und folgte auf eine gewöhnlichere Weise, indem er die Front des Gebäudes umrundete. Sobald er sich von den zuschlagenden Hacken und dem Klappern der Steine entfernt hatte, hörte er Schluchzen und Jammern. Nur die elendsten Menschen hatten hier, in den zerstörten Gebäuden nahe des Palastes, Unterschlupf gesucht.

Am Ende würden sie zusammengetrieben und zum Arbeiten auf die Gehöfte geschickt werden. Aber bis dahin war die großartige Stadt ein Ort des Weinens und des Schmerzes. Die Leute glaubten, die Welt sei an ihr Ende gekommen, aber da hatten sie nur zur Hälfte recht. Es war allein *ihre* Welt, die am Ende war.

Er betrat den Palast ungehindert und stieg die Treppe hoch. Die Verschmolzenen benötigten keine Wächter. Es war schwierig, sie zu töten, und selbst wenn es gelang, würden sie einfach beim nächsten Ewigsturm wiedergeboren, falls sie einen willigen Parscher fanden, der die Last zu tragen bereit war.

In der Nähe der königlichen Gemächer kam Moasch an zwei Verschmolzenen vorbei, die Bücher in einer Bibliothek lasen. Sie hatten ihre langen Mäntel abgelegt und schwebten dicht über dem Boden mit bloßen Füßen, die aus lockeren, gekräuselten Hosenbeinen hervorlugten. Die Zehen waren abwärts gerichtet. Schließlich fand Moasch Hnanan jenseits des königlichen Balkons, wo sie in der Luft schwebte. Ihre Schleppe wogte im Wind hinter ihr.

»Ehrwürdige Sängerin«, sagte er vom Balkon aus. Obwohl Hnanan eine ähnliche Stellung wie eine Großprinzessin innehatte, wurde von Moasch nicht verlangt, dass er sich vor ihr verneigte. Anscheinend hatte er sich einen gewissen Respekt verdient, indem er eine ihrer besseren Kämpferinnen getötet hatte.

»Du hast gute Arbeit geleistet«, sagte sie auf Alethi, aber mit starkem Akzent. »Du hast einen König in diesem Palast zu Fall gebracht.«

»Ob König oder Sklave, ein Feind war er – für mich und die meinen.«

»Ich habe mich weise genannt«, sagte sie, »und Stolz für Leshwi empfunden, weil du ausgewählt wurdest. Noch jahrelang werden mein Bruder, meine Schwester und ich uns dafür rühmen, dass wir dich erwählten.« Dabei sah sie ihn an. »Odium hat einen Befehl für dich. Das ist selten für einen Menschen.«

»Sprecht ihn aus.«

»Du hast einen König getötet«, sagte sie und zog etwas aus einem Futteral in ihrer Robe. Es war ein seltsames Messer, in dessen Griff ein Saphir eingelassen war. Die Waffe bestand aus einem goldenen Metall, das so hell war, dass es beinahe weiß wirkte. »Würdest du dasselbe mit einem Gott tun?«



Navani verließ Thaylen-Stadt durch das Ausfallstor in der Mauer und lief über das zerbrochene Feld. Sie achtete nicht auf die Rufe der Soldaten, die ihr folgten. Sie hatte so lange gewartet und den Rückzug der Armee beobachtet, wie es ihr vernünftig erschienen war.

Dalinar ging mit Hilfe von Lopen und Hauptmann Kaladin, die ihn zu beiden Seiten stützten. Er zog einen Schwarm von Erschöpfungssprengeln hinter sich her. Navani lief zu ihm und umarmte ihn trotzdem heftig. Er war der Schwarzdorn. Er würde eine kräftige Umarmung überleben.

Kaladin und Lopen zogen sich ein wenig zurück. »Er gehört mir«, sagte sie zu ihnen.

Sie nickten und bewegten sich nicht.

»Die Leute in der Stadt brauchen eure Hilfe«, sagte sie. »Ich werde schon mit ihm fertig, Jungs.«

Schließlich flogen sie davon, und Navani versuchte Dalinar unter den Armen zu packen. Er schüttelte den Kopf, erwiderte aber noch immer ihre Umarmung. In der einen Hand hielt er einen großen Stein, eingewickelt in seinen Mantel, und drückte ihn gegen Navanis Rücken. Was war das?

»Ich glaube, ich weiß, warum die Erinnerungen zurückgekehrt sind«, flüsterte er. »Odium wollte, dass ich mich erinnere, sobald ich ihm gegenüberstand. Ich musste lernen, abermals standzuhalten. Meine vielen Schmerzen während der letzten beiden Monate waren ein Segen.«

Sie hielt ihn umarmt auf diesem steinernen Feld, aufgebrochen von den Donnerbrocken und übersät mit Männern, die den leeren Himmel anjammerten, ihre Taten beweinten und wissen wollten, warum sie im Stich gelassen worden waren.

Dalinar widerstand Navanis Versuchen, ihn zur Stadtmauer hin zu ziehen. Stattdessen küsste er sie mit tränennassen Augen. »Danke dafür, dass du mich inspiriert hast.«

»Inspiriert?«

Er ließ sie los und hob den Arm, an dem noch immer die Uhr und das Schmerzrial hingen, beides Dinge, die sie ihm gegeben hatte. Das Gehäuse war aufgeplatzt, und die Edelsteine lagen frei. »Das hat mich daran erinnert«, sagte er, »wie wir Fabriale herstellen.«

Müde wickelte er seinen Uniformmantel auseinander und enthüllte einen großen Rubin. Er glimmerte in einem bizarren, dunklen Licht. Irgendwie schien er zu versuchen, das Licht um ihn herum in sich einzusaugen.

»Ich möchte, dass du ihn für mich aufbewahrst«, sagte Dalinar. »Untersuche ihn. Finde heraus, warum dieser Edelstein in der Lage

ist, einen der Ungemachten zu beherbergen. Aber zerbrich ihn nicht. Wir dürfen es nicht wagen, ihn wieder freizulassen.«

Sie biss sich auf die Lippe. »Dalinar, so etwas habe ich schon einmal gesehen – nur viel kleiner, wie eine Kugel.« Sie sah ihn an. »Gavilar hatte ihn geschaffen.«

Dalinar berührte den Stein mit dem bloßen Finger. Tief im Innern schien sich etwas zu regen. Hatte er wirklich einen *Ungemachten* in diesem Ding da eingesperrt?

»Untersuche ihn«, wiederholte er. »Aber in der Zwischenzeit möchte ich, dass du noch etwas anderes tust, Liebste. Etwas Unkonventionelles und vielleicht auch Unbequemes.«

»Alles, was du willst«, sagte sie. »Was ist es?«

Dalinar sah ihr in die Augen. »Ich möchte, dass du mir das Lesen beibringst.«



Nun wollten alle feiern. Schallan, die Strahlende und Schleier setzten sich einfach auf den Mauergang und lehnten mit dem Rücken gegen die Brustwehr.

Die Strahlende befürchtete, die Stadt könnte während der Feierlichkeiten ungeschützt sein. Und was war mit dem Feind, gegen den sie auf den Straßen gekämpft hatten? Die Verteidiger mussten sich sicher sein, dass es nicht bloß ein hinterlistiges Ablenkungsmanöver gewesen war.

Schleier machte sich Sorgen, weil die Stadt geplündert werden könnte. Eine Stadt im Chaos bedeutete eine tödliche Wildnis. Schleier wollte auf der Straße sein und sich darum kümmern, dass niemand ausgeraubt wurde.

Schallan dagegen wollte nur schlafen. Sie fühlte sich ... schwächer und ... müder als die beiden anderen.

Jasnah kam über den Mauergang auf sie zu und beugte sich zu ihr herunter. »Schallan? Geht es dir gut?«

»Ich bin bloß müde«, log Schleier. »Ihr habt keine Vorstellung davon, wie erschöpfend das war, Hellheit. Ich könnte einen starken Tropfen vertragen.«

»Ich vermute, das würde kaum etwas helfen«, gab Jasnah zurück und erhob sich wieder. »Ruh dich hier eine Weile aus. Ich werde mich vergewissern, dass der Feind nicht zurückkehrt.«

»Ich schwöre, es in Zukunft besser zu machen, Hellheit«, sagte die Strahlende und ergriff Jasnahs Hand. »Ich will meine Aufgabe als Mündel erfüllen. Ich werde lernen und studieren, bis *Ihr* der Meinung seid, dass ich fertig bin. Und ich werde auch nicht wieder weglaufen. Ich habe begriffen, dass ich noch einen sehr langen Weg vor mir habe.«

»Das ist gut, Schallan.« Jasnah ging weg.

Schallan. *Welche ... von ihnen ... bin ich?* Sie hatte behauptet, dass es ihr bald besser gehen werde, aber so schien es nicht zu sein. Verzweifelt suchte sie nach einer Antwort und starrte dabei ins Nichts, bis sich Navani ihr näherte und neben ihr niederkniete. Hinter ihr verneigte sich Königin Fen respektvoll vor Dalinar, der die Verbeugung erwiderte.

»Bei den Stürmen, Schallan«, sagte Navani. »Ihr wirkt, als könntet Ihr die Augen kaum noch aufhalten. Ich schicke Euch eine Sänfte, die Euch in die oberen Bereiche der Stadt bringt.«

»Das Eidtor ist vermutlich verstopft«, sagte die Strahlende. »Ich möchte niemandem, der in größerer Not ist, den Platz wegnehmen.«

»Seid nicht dumm, Kind«, sagte Navani und umarmte sie. »Ihr müsst so viel durchgemacht haben. Devmrh, würdest du bitte eine Sänfte für Hellheit Davar besorgen?«

»Meine eigenen Füße reichen vollkommen aus«, sagte Schleier und sah die Schreiberin, die in Erfüllung von Navanis Befehl aufgesprungen war, finster an. »Ich bin stärker, als Ihr glaubt – nichts für ungut, Hellheit.«

Navani schürzte die Lippen, doch dann wurde sie von Dalinars und Fens Gespräch abgelenkt. Sie planten gerade, den Azisch zu

schreiben und ihnen zu erklären, was hier geschehen war. Schleier vermutete, dass er zu Recht besorgt war. Die Ereignisse des heutigen Tages würden sich als Gerücht vom Verrat der Alethi herumsprechen. Bei den Stürmen, wenn sie nicht selbst hier gewesen wäre, hätte sie einem solchen Gerücht vermutlich geglaubt. Es kam nicht jeden Tag vor, dass eine ganze Armee zum Feind überlief.

Die Strahlende beschloss, dass sie sich eine Weile ausruhen sollten. Schallan akzeptierte das und lehnte den Kopf gegen die Mauer. Sie floss dahin ...

»Schallan?«

Diese Stimme. Sie öffnete die Augen und stellte fest, dass Adolin den Wehrgang entlang auf sie zulief. Er schlitterte ein wenig und fiel neben ihr auf die Knie, dann hob er die Hände – und zögerte, als sähe er sich etwas höchst Zerbrechlichem gegenüber.

»Sieh mich nicht so an«, sagte Schleier. »Ich bin kein brüchiges Kristallstück.«

Adolin kniff die Augen zusammen.

»Wirklich«, sagte die Strahlende. »Ich bin genauso ein Soldat wie die anderen Männer hier oben auf der Mauer auch. Behandle mich – außer in gewisser Hinsicht – ganz so wie sie.«

»Schallan ...«, sagte Adolin und ergriff ihre Hand.

»Was ist?«, fragte Schleier.

»Etwas stimmt nicht.«

»Natürlich«, sagte die Strahlende. »Dieser Kampf hat uns alle vollkommen erschöpft.«

Adolin blickte ihr tief in die Augen. Sie wechselte von einer Persönlichkeit in die andere und wieder zurück. Im einen Moment war sie Schleier. Dann die Strahlende. Und Schallan spähte hindurch ...

Adolins Hand schloss sich um die ihre.

Schallan hielt den Atem an. *Da*, dachte sie. *Das ist sie. Das ist die, die ich bin.*

Er weiß es.

Adolin entspannte sich, und nun erst bemerkte sie, wie zerrissen seine Kleidung war. Sie hob die Schutzhand vor ihre Lippen. »Adolin, ist alles in Ordnung mit dir?«

»Oh!« Er schaute auf seine zerfetzte Uniform und die zerkratzten Hände hinunter. »Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht, Schallan. Das meiste Blut stammt nicht von mir. Nun, ich meine ... also ... das vermute ich zumindest. Aber ich fühle mich schon besser.«

Sie nahm sein Gesicht in ihre Freihand. »Du solltest dir nicht zu viele Narben einfangen. Ich erwarte, dass du hübsch bleibst.«

»Ich bin kaum verletzt, Schallan. Renarin hat mir geholfen.«

»Dann ist es also in Ordnung, wenn ich das hier tue?«, fragte Schallan und umarmte ihn. Er reagierte, indem er sie noch näher an sich zog. Er roch nach Schweiß und Blut – nicht gerade die angenehmsten Düfte, aber das war *er*, und sie war *Schallan*.

»Wie geht es dir?«, fragte er. »Ehrlich.«

»Ich bin müde«, flüsterte sie.

»Möchtest du eine Sänfte haben?«

»Warum fragt mich das jeder?«

»Ich könnte dich tragen«, sagte er, machte sich von ihr los und grinste. »Aber natürlich, du bist eine Strahlende. Vielleicht könntest stattdessen *du* mich tragen? Ich bin schon bis in die obersten Bezirke der Stadt und zurück gelaufen ...«

Schallan lächelte, bis weiter hinten auf der Mauer eine schimmernde Gestalt in Blau zwischen den Zinnen landete. Kaladin stand ruhig da, seine blauen Augen leuchteten, und flankiert wurde er von Fels und Lopen. Überall drehten sich die Soldaten nach ihm um. Selbst in einer Schlacht mit vielen Strahlenden Rittern würde Kaladin immer auffallen, weil er eine besondere Art hatte, zu fliegen und sich zu bewegen.

Sofort übernahm Schleier. Sie stand auf, als Kaladin zu Dalinar ging. *Was ist mit seinen Stiefeln passiert?*

»Schallan?«, fragte Adolin.

»Eine Sänfte klingt *großartig*«, sagte Schleier. »Danke.«

Adolin errötete, dann nickte er und ging auf einen der Treppentürme zu und begab sich hinunter in die Stadt.

»Hm ...«, sagte Muster. »Ich bin verwirrt.«

»Wir müssen die Lage von einem logischen Standpunkt aus betrachten«, sagte die Strahlende. »Wir gehen schon seit Monaten einer Entscheidung aus dem Weg – seit jenen Tagen, die wir mit dem Sturmgeseigneten in den Klüften verbracht haben. Ich denke inzwischen darüber nach, dass eine Verbindung von zwei Strahlenden Rittern möglicherweise eine gerechtere und passendere Einheit bilden könnte.«

»Überdies«, fügte Schleier hinzu, »musst du dir nur seine Augen ansehen. Sie laufen fast über vor kaum gezügelter Leidenschaft.« Grinsend ging sie auf ihn zu.

Dann wurde sie langsamer.

Adolin kennt mich.

Was tat sie da bloß?

Sie schob Schleier und die Strahlende beiseite, und als diese sich wehrten, stopfte Schallan sie in den hintersten Winkel ihres Hirns. Sie waren nicht sie. Sie war nur gelegentlich die beiden anderen. Aber sie waren *nicht Schallan*.

Kaladin zögerte auf dem Wehrgang, doch Schallan winkte ihm lediglich zu und begab sich dann in die andere Richtung – müde, aber entschlossen.



Venli stand an der Reling eines der fliehenden Schiffe.

Die großsprecherischen Verschmolzenen, die sich in der Kapitänskajüte miteinander unterhielten, waren bis zum Deck zu hören. Sie redeten vom nächsten Mal und davon, was sie dann tun und wie sie gewinnen würden. Sie sprachen auch von vergangenen Siegen und deuteten zaghaft an, warum sie diesmal verloren hatten. Zu wenige von ihnen waren bisher erwacht, und jene, die erwacht waren, besaßen kaum Erfahrung im Umgang mit Körpern.

Was für eine seltsame Art, mit einer Niederlage fertigzuwerden. Sie stimmte sich trotzdem auf den Rhythmus der Anerkennung ein. Es war ein alter Rhythmus. Sie liebte es, diesen Rhythmen nach ihrem eigenen Willen zuhören zu können. Sie konnte sich entweder auf die alten oder auf die neuen einstimmen und ihre Augen rot färben, außer wenn sie Sturmlicht in sich aufnahm. Timbre hatte ihr dies ermöglicht, indem sie das Leersprengsel in ihr gefangen hatte.

Das bedeutete, dass sie es vor den Verschmolzenen verbergen konnte. Und vor Odium. Sie stieß sich vom Dollbord ab, entfernte sich von der Kajüte und ging an der Seite des Schiffes entlang, das geschwind durch das Wasser pflügte und in Richtung Marat unterwegs war.

»Dieses Band hätte eigentlich nicht möglich sein sollen«, flüsterte sie Timbre zu.

Timbre pulsierte im Rhythmus des Friedens.

»Ich bin ebenfalls froh«, flüsterte Venli. »Aber warum gerade ich? Warum nicht einer der Menschen?«

Timbre pulsierte in Verärgerung und bemühte dann den Rhythmus der Verlorenen.

»So viele? Ich hatte keine Vorstellung davon, dass der Verrat der Menschen so vielen das Leben gekostet hat. Und was ist mit deinem Großvater?«

Erneut: Verärgerung.

»Ich weiß auch nicht, wie weit ich den Menschen vertraue. Eschonai hat es jedenfalls getan.«

Nicht weit von ihr entfernt arbeiteten Seeleute in der Takelage und unterhielten sich leise auf Thaylenisch. Sie waren Parscher, ja, aber auch Thaylener. »Ich weiß nicht, Vldgen«, sagte gerade einer von ihnen. »Ja, einige von denen waren gar nicht so schlecht. Aber was sie mit uns gemacht haben ...«

»Heißt das denn, dass wir sie umbringen müssen?«, fragte seine Gefährtin und fing ein geworfenes Seil auf. »Das scheint mir nicht richtig zu sein.«

»Sie haben uns unsere Kultur genommen, Vldgen«, sagte ihr Mann. »Verdammt, schließlich haben sie uns unsere *Identität* gestohlen. Und sie werden nie zulassen, dass auch nur eine kleine Gruppe von Parschern in Freiheit bleibt. Ich sage dir, sie werden uns nachjagen.«

»Wenn sie das tun, werde ich kämpfen«, sagte Vldgen. »Aber ... ich weiß nicht. Können wir es nicht einfach genießen, dass wir zum *Denken* fähig sind? Dass wir existieren?« Sie schüttelte den Kopf und verknotete das Seil mit einem anderen. »Ich wünschte bloß, ich wüsste, wer wir sind.«

Timbre pulsierte im Rhythmus des Lobes.

»Die Lauscher?«, flüsterte Venli dem Sprengsel zu. »Wir haben Odium keinen sonderlich großen Widerstand geleistet. Sobald wir auch nur eine *Andeutung* von Macht bekommen haben, sind wir zu ihm zurückgerannt.« Das war ihr Fehler gewesen. Venli hatte sie zu neuen Informationen und neuen Kräften getrieben. Sie hatte schon immer danach gedürstet. Nach etwas Neuem.

Timbre pulste im Rhythmus des Trostes, dann wechselte sie langsam zu Entschlossenheit.

Venli summte die gleiche Verwandlung.

Etwas Neues.

Aber auch etwas Altes.

Sie ging auf die beiden Seeleute zu. Sofort nahmen sie Haltung an und salutierten vor ihr, da sie die einzige hochgestellte Persönlichkeit an Bord war, die eine Form der Macht besaß. »Ich weiß, wer ihr gewesen seid«, sagte sie zu den beiden.

»Wirklich?«, fragte die Frau.

»Ja.« Venli streckte die Hand aus. »Arbeitet ruhig weiter. Währenddessen werde ich euch von den Lauschern erzählen.«



Ich glaube, du hast gute Arbeit geleistet, Szeth, sagte das Schwert in Szeths Hand, als sie sich über Thaylen-Stadt erhoben. *Ja, du hast*

nicht viele von ihnen vernichtet, aber ... was du brauchst, ist bloß noch ein wenig mehr Übung!

»Danke, Schwert-Nimi«, sagte er, als er Nin erreicht hatte. Der Herold schwebte mit nach unten gerichteten Zehen in der Luft, hatte die Hände hinter dem Rücken verschränkt und beobachtete die in der Ferne verschwindenden Schiffe der Parscher.

»Es tut mir leid, Meister«, sagte Szeth schließlich. »Ich habe dich erzürnt.«

»Ich bin nicht dein Meister«, erwiderte Nin. »Und du hast mich auch nicht erzürnt. Warum sollte ich unzufrieden sein?«

»Du hast entschieden, dass die Parscher die wahren Eigentümer dieses Landes sind und die Himmelsbrecher ihren Gesetzen folgen sollen.«

»Der einzige Grund dafür, dass wir uns etwas Äußerem verschwören, liegt in dem Wissen um die Mangelhaftigkeit unseres eigenen Urteilsvermögens. *Mein* Urteilsvermögen ist jedenfalls mangelhaft.« Er kniff die Augen zusammen. »Ich bin einmal in der Lage gewesen zu fühlen, Sezth-Sohn-Neturo. Früher hatte ich Mitleid. Ich kann mich an jene Tage erinnern, bevor ...«

»Die Folter?«, fragte Szeth.

Er nickte. »Die Jahrhunderte im Schmorschlund – das ist der Ort, den ihr Verdammnis nennt – haben mir die Möglichkeit genommen, etwas zu empfinden. Jeder von uns kommt irgendwie zurecht, aber nur Ischar hat mit gesundem Geist überlebt. Wie dem auch sei, möchtest du wirklich einem Menschen mit deinem Eid folgen?«

»Ich weiß, es ist nicht ebenso vollkommen wie die Befolgung des Gesetzes«, sagte Szeth, »aber es fühlt sich richtig an.«

»Das Gesetz wurde von Menschen gemacht, deshalb kann es nicht vollkommen sein. Es ist nicht die Vollkommenheit, nach der wir streben, denn Vollkommenheit ist unmöglich zu erreichen. Vielmehr ist es Beständigkeit. Hast du die Worte gesprochen?«

»Noch nicht. Ich schwöre, dem Willen Dalinar Kholins zu folgen. Das ist mein Eid.« Bei diesen Worten bildeten sich Schneekristalle in der

Luft um ihn herum und fielen zu Boden. Er spürte eine Woge. Zustimmung? Von dem verborgenen Sprengsel, das sich ihm selbst nur sehr selten zeigte.

»Ich glaube, deine Worte sind angenommen worden. Hast du deine Suche nach dem nächsten Ideal gewählt?«

»Ich werde die Schin von ihren falschen Anführern befreien, wenn Dalinar Kholin zustimmt.«

»Wir werden sehen. Du wirst herausfinden, dass er ein harscher Meister ist.«

»Er ist ein guter Mensch, Nin-Sohn-Gott.«

»Genau deshalb.« Nin salutierte still vor ihm und bewegte sich durch die Luft fort. Er schüttelte den Kopf, als Szeth ihm folgte, und sagte: »Jetzt musst du den Mann beschützen, den du früher einmal zu töten versucht hast, Szeth-Sohn-Neturo.«

»Was ist, wenn wir uns auf dem Schlachtfeld begegnen sollten?«

»Dann werden wir beide mit Zuversicht kämpfen, denn wir wissen, dass wir den Regeln unseres Eides folgen. Lebewohl, Szeth-Sohn-Neturo. Ich werde dich wieder besuchen und deine Ausbildung in der Disziplin unserer zweiten Kunst überwachen: der Woge der Division. Du wirst schon jetzt Zugang zu ihr haben, aber sei vorsichtig. Sie ist gefährlich.«

Damit ließ er Szeth allein im Himmel zurück, mit einem Schwert in der Hand, das sich voller Glück etwas vorsummt und schließlich gestand, es habe Nin nie wirklich leiden können.



Schallan hatte gelernt, dass, gleichgültig wie schlecht die Dinge standen, immer irgendwann irgendjemand Tee machen würde.

Heute war es Teschav, und Schallan nahm einen Becher dankbar entgegen. Dann suchte sie in dem Kommandoposten im oberen Bereich der Stadt nach Adolin. Nun, da sie sich wieder bewegte, stellte sie fest, dass sie ihre Müdigkeit zu überwinden vermochte. Sie hatte neuen Schwung, und Schwung war eine mächtige Antriebskraft.

Adolin war nicht hier, aber eine der Läuferinnen hatte ihn vor kurzer Zeit gesehen. Schallan befand sich also auf der richtigen Spur. Sie ging zur Hauptstraße zurück und kam an Männern vorbei, die Bahren mit Verwundeten trugen. Ansonsten waren die Straßen aber fast menschenleer. Die Leute waren in die Sturmbunker oder Häuser geschickt worden, während Königin Fens Soldaten Edelsteine aus dem Schatzbunker einsammelten, Amarams Truppenreste zusammentrieben und dafür sorgten, dass niemand plünderte.

Schallan blieb an einer Stelle stehen, wo eine Gasse einmündete. Der Tee war bitter gewesen, aber gut. Sie kannte Teschav und vermutete, dass sich in dieser besonderen Mischung etwas befunden hatte, das Schallan wach und auf den Beinen hielt. Die Schreiberinnen kannten Teesorten für alle Lebenslagen.

Eine Weile beobachtete sie die Leute, dann schaute sie nach oben und dorthin, wo Kaladin gerade auf einem Dach in der Nähe landete. Er sollte als Nächster das Eidtor bedienen und Renarin ablösen.

Der Windläufer stand wie ein Wächter da und überblickte die Stadt. Würde das für ihn zur Gewohnheit werden? Irgendwo auf einem hohen Posten zu stehen und hinabzuschauen? Sie hatte gesehen, wie neidisch er die Verschmolzenen in ihren fließenden Gewändern beobachtet hatte, weil sie sich wie der Wind bewegen konnten.

Schallan richtete ihren Blick wieder auf die Hauptstraße, als sie eine vertraute Stimme von dort hörte. Adolin kam herbei, angeführt von dem Botenmädchen, das nun auf Schallan deutete. Endlich. Das Botenmädchen verneigte sich und eilte zum Kommandoposten zurück.

Adolin ging zu ihr und fuhr sich dabei mit den Fingern durch den blonden und schwarzen Haarschopf. Trotz des zerkratzten Gesichts und der zerfetzten Uniform sah er fantastisch aus. Vielleicht war das der Vorteil von dauerhaft verwuscheltem Haar – es passte zu allem. Aber sie hatte keine Ahnung, wie er es geschafft hatte, seine Uniform so stark einzustauben. Hatte er gegen einen Sandsack gekämpft?

Sie zog ihn an sich heran und legte sich seinen Arm um die Schulter.
»Was hast du getan?«

»Vater hat mich gebeten, nach jedem einzelnen der thaylenischen Splitterträger zu sehen und Bericht zu erstatten. Ich habe dir eine Sänfte organisiert.«

»Danke«, sagte sie. »Ich habe mir einen Überblick über die Nachwehen des Kampfes verschafft. Ich glaube, wir haben gute Arbeit geleistet. Nur die Hälfte der Stadt ist zerstört – was seit unseren Bemühungen in Kholinar eine große Verbesserung darstellt. Wenn wir so weitermachen, werden vielleicht tatsächlich einige Menschen das Ende der Welt überleben.«

Er ächzte. »Du scheinst inzwischen in besserer Laune zu sein.«

»Teschav hat mir Tee gemacht«, sagte sie. »Vermutlich werde ich gleich in die Wolken springen. Bring mich bloß nicht zum Lachen. Ich klinge wie ein Axthund-Junges, wenn ich aufgedreht bin.«

»Schallan ...«, sagte er.

Sie sah ihm in die Augen und folgte seinem Blick. Über ihnen war Kaladin in die Luft gestiegen, vermutlich weil er etwas untersuchen wollte, das sie von hier unten aus nicht erkennen konnten.

»Ich wollte dich vorhin nicht allein lassen«, sagte Schallan. »Es tut mir leid. Ich hätte dir nie erlauben dürfen davonzulaufen.«

Er holte tief Luft und nahm den Arm von ihrer Schulter.

Ich habe es vermässelt!, dachte Schallan sofort. *Sturmwater. Ich habe es zerstört.*

»Ich habe beschlossen«, sagte Adolin, »mich zurückzuziehen.«

»Adolin, ich wollte nicht ...«

»Ich muss es aussprechen, Schallan. Bitte.« Er versteifte sich. »Ich werde zulassen, dass er dich bekommt.«

Sie blinzelte. »... dass *er mich* bekommt.«

»Ich bin dir im Weg«, sagte Adolin. »Mir ist nicht entgangen, wie ihr beiden euch anseht. Ich möchte nicht, dass du dich gezwungen fühlst, Zeit mit mir zu verbringen, nur weil du Mitleid mit mir hast.«

Bei allen Stürmen! Jetzt versucht er alles zu zerstören! »Nein«, sagte Schallan. »Erstens lasse ich mich nicht behandeln, als wäre ich ein Wanderpokal. Du entscheidest doch nicht, wer mich bekommt.«

»Ich will nicht ...« Er holte noch einmal tief Luft. »Es ist schwer für mich, Schallan. Ich versuche nur, das Richtige zu tun. Mach es mir nicht noch schwerer.«

»Habe ich denn keine Wahl?«

»Du hast deine Wahl doch schon getroffen. Ich sehe genau, wie du ihn anschaust.«

»Ich bin eine *Künstlerin*, Adolin. Ich weiß ein hübsches Bild zu schätzen, wenn ich es sehe. Das bedeutet aber nicht, dass ich es von der Wand nehmen und schlimme Dinge mit ihm treiben will.«

Kaladin landete in einiger Entfernung auf einem Dach und schaute noch immer in eine andere Richtung. Adolin zeigte auf ihn. »Schallan. Er kann *wirklich* fliegen.«

»Ach? Und das ist es, was Frauen angeblich in ihrem Gegenüber suchen? Steht das im *Handbuch der höflichen Dame zu allen Fragen von Brautwerbung und Familie*? Vielleicht in der Bekenah-Ausgabe? ›Meine Damen, ihr könnt keinen Mann ehelichen, der nicht fliegen kann.« Da spielt es keine Rolle, ob der Auserwählte hübsch wie die Sünde ist, freundlich zu jedem, dem er begegnet, ohne Ansehen der gesellschaftlichen Stellung, leidenschaftlich im Hinblick auf seine Kunst und demütig auf die schönste und unheimlichste Weise. Es spielt auch keine Rolle, ob er dich und deine Schwierigkeiten wirklich versteht und dich dazu ermuntert, du selbst zu sein und dich nicht zu verstecken. Es spielt keine Rolle, ob du ihm das Hemd vom Leib reißen und ihn in die nächste Gasse zerren willst, wenn du in seiner Nähe bist, und ihn küssen möchtest, bis er nicht mehr atmen kann. Wenn er aber nicht fliegen kann, musst du die Beziehung natürlich sofort beenden!«

Sie verstummte, rang nach Luft, keuchte.

»Und ...«, sagte Adolin. »Dieser Knabe ... bin ich das?«

»Du bist ein so großer Narr.« Sie packte seine zerfetzte Jacke und zog ihn zu einem Kuss an sich heran. Leidenschaftssprengsel kristallisierten sich in der Luft um die beiden herum. Die Wärme des Kusses belebte sie stärker, als es der Tee getan hatte. Er brachte sie

innerlich zum Brodeln und zum Kochen. Sturmlicht war schon nett, aber das hier ... *das* war eine Energie, gegenüber der das Sturmlicht nur wie ein matter Abglanz erschien.

Bei den Stürmen, sie liebte diesen Mann.

Als sie den Kuss beendete, zog er sie noch näher an sich heran. Er atmete schwer.

»Bist du ... bist du dir sicher?«, fragte er. »Ich ... Sieh mich nicht so böse an, Schallan. Ich muss das sagen. Die Welt ist jetzt voller Götter und Herolde, und du gehörst zu ihnen. Ich hingegen bin ein Niemand, ein Nichts. Das ist ein Gefühl, an das ich noch nicht gewöhnt bin.«

»Das ist vermutlich das Beste, was dir je passiert ist, Adolin Kholin. Außer *mir* natürlich.« Sie kuschelte sich an ihn. »Ich möchte im Interesse einer allumfassenden Ehrlichkeit zugeben, dass Schleier tatsächlich ein wenig um Kaladin den Sturmgesegneten herumscharwenzelt ist. Sie hat einen schrecklichen Geschmack, was Männer angeht, und ich konnte sie überzeugen, sich zurückzuhalten.«

»Das ist beängstigend, Schallan.«

»Ich werde nicht zulassen, dass sie auf mich einwirkt. Das verspreche ich.«

»Das meinte ich nicht«, sagte Adolin. »Ich meinte ... dich, Schallan. Es ist beängstigend, dass du hin und wieder zu anderen Personen wirst.«

»Hin und wieder sind wir alle eine andere Person. Ist dir das etwa nicht bekannt?«

»Nicht so wie bei dir.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Aber ich ... ich glaube, ich habe inzwischen damit aufgehört, neue Rollen und Personen zu erschaffen. Drei reichen erst einmal.« Sie drehte sich um und lächelte ihn an, während seine Hände noch um ihre Hüfte lagen. »Wie gefällt dir das denn? Drei Verlobte statt nur einer. Manche Männer würden beim Gedanken an solche Verkommenheit und Ausschweifung das große Sabbern

bekommen. Wenn du das möchtest, kann ich praktisch jede Frau für dich sein.«

»Aber genau das ist es, Schallan. Ich will nicht jede Frau. Sondern *dich*.«

»Das könnte das Schwierigste von allem sein. Aber ich glaube, ich schaffe das, Adolin. Vielleicht mit ein wenig Hilfe?«

Er grinste sein etwas albernes Grinsen. Bei den Stürmen, wie konnte sein Haar bloß so gut aussehen, obwohl *Kies* darin steckte?

»Also ...«, sagte er. »Du hattest davon gesprochen, mich zu küssen, bis ich keine Luft mehr bekomme. Aber hier bin ich, und ich bin noch nicht einmal ...«

Er verstummte, als sie ihn erneut küsste.



Kaladin ließ sich am Rande eines Daches hoch über Thaylen-Stadt nieder.

Diese arme Stadt. Zuerst der Ewigsturm und seine stetige Rückkehr. Die Thaylener hatten gerade erst gelernt, wie sie ihre Häuser wieder aufbauen konnten, und jetzt mussten sie mit weiteren zerstörten Gebäuden fertigwerden, die eine Schneise der Verwüstung bis zu dem Leichnam des Donnerbrockens bildeten, der einer umgekippten Statue gleich am Boden lag.

Wir können gewinnen, dachte er. *Aber jeder Sieg macht uns mehr Angst.*

Er hielt einen kleinen Stein in der Hand und zerrieb ihn mit dem Daumen. Dort unten, in einer Gasse abseits der Hauptstraße, küsste eine Frau mit fließenden roten Haaren einen Mann in einer zerfetzten Uniform. Manche Menschen waren in der Lage, trotz ihrer Wunden und Narben zu feiern. Kaladin akzeptierte das. Er wünschte sich nur zu erfahren, wie sie das schafften.

»Kaladin?«, sagte Syl. Sie umwand ihn als ein Band aus Licht. »Du solltest dich nicht schlecht fühlen. Die Worte müssen zu ihrer eigenen Zeit kommen. Es wird dir gut gehen.«

»Es geht mir immer gut.«

Er schaute mit zusammengekniffenen Augen auf Schallan und Adolin hinunter und stellte fest, dass er keine Verbitterung empfand. Stattdessen spürte er ... etwas wie Zustimmung?

»Oh, sie«, sagte Syl. »Also, ich *weiß*, dass du vor keinem Kampf davonläufst. Diese Runde hast du verloren, aber ...«

»Nein«, sagte er. »Sie hat ihre Wahl getroffen. Das kannst du deutlich sehen.«

»Kann ich das?«

»Du solltest es wenigstens können.« Er rieb wieder mit dem Finger über den Stein. »Ich glaube nicht, dass ich sie geliebt habe, Syl. Ich habe etwas ... anderes gefühlt. Eine Erleichterung meiner Bürde, wenn ich in ihrer Nähe war. Sie erinnert mich an jemanden.«

»An wen?«

Er öffnete die Handfläche, und sie landete darauf und nahm die Gestalt einer jungen Frau in einem flatternden Kleid und mit fließenden Haaren an. Sie beugte sich hinunter, betrachtete den Stein in seiner Hand und streichelte ihn. Syl konnte schockierend unschuldig sein und mit großen Augen in die aufregende Welt blicken.

»Das ist ein niedlicher Stein«, sagte sie vollkommen ernst.

»Danke.«

»Woher hast du ihn?«

»Ich habe ihn dort unten auf dem Schlachtfeld gefunden. Wenn du ihn nass machst, verändert er die Farbe. Jetzt sieht er braun aus, aber mit ein wenig Wasser kannst du ihn weiß, schwarz und grau färben.«

»Ooohh.«

Er ließ zu, dass sie den Stein noch eine Weile betrachtete. »Es stimmt also?«, fragte er schließlich. »Das, was man über die Parscher sagt? Dass dies hier ihr Land, ihre *Welt* war, bevor wir gekommen sind? Dass ... dass wir die Bringer der Leere waren?«

Sie nickte. »Odium ist die Leere, Kaladin. Er saugt die Gefühle in sich auf und lässt sie nicht mehr los. Ihr ... ihr habt ihn mitgebracht.

Damals war ich noch nicht lebendig, aber ich kenne diese Wahrheit. Er war euer erster Gott, bevor ihr euch Ehr zugewendet habt.«

Kaladin atmete langsam aus und schloss die Augen.

Die Männer von Brücke Vier hatten ihre Schwierigkeiten mit dieser Vorstellung. Und das sollten sie auch. Anderen im Militär war es gleich, aber seine Männer ... sie *wussten*.

Man konnte sein Zuhause beschützen. Man konnte töten, um die Menschen in diesem Zuhause zu beschützen. Aber was war, wenn man dieses Zuhause gestohlen hatte? Was war, wenn die Personen, die man tötete, nur das zurückhaben wollten, was rechtmäßig ihnen gehörte?

Die Berichte aus Alethkar besagten, dass die Parscher-Armeen nach Norden vordrangen und die Alethi-Armeen in dieser Gegend in Herdaz eingedrungen waren. Was würde mit Herdstein geschehen? Mit seiner Familie? Sicherlich würde er angesichts einer bevorstehenden Invasion seinen Vater überzeugen können, nach Urithiru zu gehen. Aber was dann?

Alles war so kompliziert. Die Menschen lebten seit tausenden von Jahren auf diesem Land. Konnte wirklich jemand erwarten, dass sie es verließen – wegen der Dinge, die ein Volk des Altertums getan hatte, wie schändlich diese Taten auch gewesen sein mochten?

Gegen wen kämpfte er? Wen verteidigte er?

Die Verteidiger? Oder die Eindringlinge?

»Die Wiedererschaffung«, sagte er zu Syl. »Ich hatte sie mir immer als einzelnes Ereignis vorgestellt. Als einen Tag, an dem alle Ritter ihre Splitter abgegeben haben, so wie es in Dalinars Vision der Fall war. Aber ich glaube nicht, dass es wirklich so geschehen ist.«

»Wie dann?«, fragte Syl.

Kaladin kniff die Augen zusammen und beobachtete, wie das Licht der untergehenden Sonne auf dem Ozean spielte. Er sagte: »Sie haben etwas herausgefunden, über das sie nicht hinwegsehen konnten. Und schließlich mussten sie sich ihm stellen.«

»Sie haben die falsche Wahl getroffen.«

Kaladin steckte den Stein in die Tasche. »Bei den Eiden geht es um Wahrnehmung, Syl. Das hast du mir bestätigt. Wichtig ist dabei nur, dass wir der festen Auffassung sind, unseren Prinzipien zu gehorchen. Wenn wir diese Auffassung nicht mehr haben, ist es nur noch eine Formalität, Rüstungen und Waffen abzulegen.«

»Kal ...«

»Ich werde das nicht tun«, sagte er. »Ich glaube, dass uns die Vergangenheit von Brücke Vier ein wenig pragmatischer gemacht hat, als es die alten Strahlenden gewesen sind. Wir werden euch nicht im Stich lassen. Aber wir müssen herausfinden, was wir zu tun haben, und am Ende könnte es unangenehm werden.«

Kaladin verließ das Gebäude, peitschte sich in die Luft und flog in einem weiten Bogen über die Stadt. Er landete auf einem Dach, auf dem sich der größte Teil von Brücke Vier niedergelassen hatte und Fladenbrot mit Kuma aß – mit geschnittenem Lavis und Gewürzen. Sie hätten etwas Besseres als Reiseproviant haben können, aber ihnen schien nichts anderes in den Sinn zu kommen.

Teft stand ein wenig abseits und glühte leicht. Kaladin winkte den anderen Männern zu, ging zu Teft am Rand des Daches und schaute über den Ozean dahinter.

»Es ist fast Zeit, die Männer wieder an die Arbeit zu schicken«, bemerkte Teft. »König Taravangian möchte, dass wir die Verwundeten von den Notaufnahmestationen zum Eidtor fliegen. Die Männer wollten vorher eine Essenspause einlegen, obwohl sie nicht besonders viel getan haben. Als wir herkamen, hattest du die Schlacht schon gewonnen, Kal.«

»Ich wäre tot, wenn ihr das Eidtor nicht aktiviert hättet«, sagte Kaladin leise. »Irgendwie wusste ich, dass du es tun würdest, Teft. Ich wusste, dass ihr zu meiner Rettung kommt.«

»Dann hast du mehr gewusst als ich selbst.« Teft stieß einen Seufzer aus.

Kaladin legte die Hand auf Tefts Schulter. »Ich weiß, wie sich das anfühlt.«

»Ja«, sagte Teft. »Vermutlich. Aber sollte es sich nicht eigentlich besser anfühlen? Das Verlangen nach meinem Moos ist noch immer da, sturmverdammt!«

»Es verändert uns nicht, Teft. Wir sind noch immer der, der wir vorher waren.«

»Verdammnis!«

Kaladin warf einen Blick auf die anderen. Lopen versuchte gerade, Lyn und Laran mit der Geschichte über den Verlust seines Arms zu beeindrucken. Es war die siebte Schilderung, die Kaladin mitbekam, und jede war ein wenig anders.

Bart ..., dachte Kaladin und spürte den Verlust wie einen Stich in die Seite. *Er und Lopen wären gut miteinander ausgekommen.*

»Es wird nicht leichter, Teft«, sagte er. »Eher wird es schwerer, glaube ich, je mehr du über die Worte erfährst. Glücklicherweise wirst du Hilfe erhalten. Du warst da, als ich dich gebraucht habe, und so werde ich für dich da sein.«

Teft nickte und zeigte auf Fels. »Was ist mit ihm?«

Zum ersten Mal erkannte Kaladin, dass sich Fels nicht beim Rest der Mannschaft befand. Der große Hornesser, dessen Sturmlicht erloschen war, saß auf der Treppe eines Tempels unter ihnen. Der Splitterbogen lag quer über seinem Schoß. Den Kopf hielt er gesenkt. Offensichtlich dachte er über das nach, was er getan hatte. Er hatte einen Eid gebrochen, auch wenn er dadurch Kaladin das Leben gerettet hatte.

»Wir heben die Brücke gemeinsam an, Teft«, sagte Kaladin. »Und wir tragen sie gemeinsam.«



Dalinar weigerte sich, Thaylen-Stadt sofort zu verlassen, aber er ging mit Navani einen Kompromiss ein, indem er zustimmte, sich in seine Villa im Herrscherbezirk zu begeben und dort auszuruhen. Auf dem Weg dorthin hielt er beim Tempel von Talenelat an, aus dem alle

Menschen vertrieben worden waren, damit er als Treffpunkt für die Generäle dienen konnte.

Diese waren noch nicht hier angekommen, und so hatte er ein wenig Zeit für sich selbst. Er betrachtete die Reliefs, die dem Herold geweiht waren. Er wusste, dass er weiter hinauf gehen und schlafen sollte, zumindest bis der Botschafter der Azisch eintraf. Aber da war etwas an diesen Bildern von Talenelat'Elin, der den überwältigenden feindlichen Kräften stark und mächtig gegenüberstand ...

Musste er in seinen letzten Gefechten je gegen Menschen kämpfen?, dachte Dalinar. Schlimmer noch, hat er sich wohl jemals gefragt, was er getan hat? Was wir alle getan haben, indem wir diese Welt an uns gerissen haben?

Dalinar stand noch vor den Bildern, als eine zerbrechlich wirkende Gestalt den Türdurchgang zum Tempel verdunkelte. »Ich habe meine Ärzte mitgebracht«, sagte Taravangian, dessen Stimme in der großen Steinkammer widerhallte. »Sie kümmern sich bereits um die Verwundeten in der Stadt.«

»Danke«, sagte Dalinar.

Taravangian betrat den Tempel nicht. Er stand bloß da und wartete, bis Dalinar leise seufzte. »Ihr habt mich im Stich gelassen«, sagte er. »Ihr habt diese Stadt im Stich gelassen.«

»Ich hatte angenommen, dass Ihr untergehen werdet«, sagte Taravangian, »Und deshalb habe ich mir eine Position verschafft, von der aus ich die Kontrolle über die Koalition an mich bringen kann.«

Dalinar fuhr zusammen. Er wandte sich zu dem alten Mann um, der als Silhouette in der Tür stand. »Was habt Ihr getan?«

»Ich bin der Meinung gewesen, dass sich die Koalition von Euren Fehlern nur dann erholen kann, wenn ich selbst das Kommando übernehme. Ich konnte nicht mehr an Eurer Seite stehen, mein Freund. Zum Besten Roschars habe ich die Seiten gewechselt.«

Trotz ihrer Gespräche vom vergangenen Abend – und trotz seines Wissens darum, wie Taravangian seine Verpflichtungen einschätzte –

war Dalinar schockiert. Das war eine brutale Politik, die nur dem Nutzen verpflichtet war.

Endlich betrat Taravangian das Innere des Tempels und fuhr mit der runzligen Hand an den Wandreliefs entlang. Er gesellte sich zu Dalinar, und gemeinsam betrachteten sie das Abbild eines mächtigen Mannes, der hoch erhoben zwischen zwei steinernen Säulen stand – und den Durchgang von den Menschen zu den Ungeheuern versperrte.

»Ihr ... seid nicht aus Zufall zum König von Jah Keved geworden, nicht wahr?«, fragte Dalinar.

Taravangian schüttelte den Kopf. Jetzt schien Dalinar alles offensichtlich zu sein. Taravangian war leicht zu unterschätzen, wenn man annahm, er sei ein langsamer Denker. Aber sobald man die Wahrheit kannte, lösten sich plötzlich andere Rätsel.

»Wie?«, fragte Dalinar.

»Da ist diese Frau in Kharbranth«, sagte er. »Sie ist zwar unter dem Namen Dova bekannt, aber wir glauben, dass es sich bei ihr um Battah'Elin handelt. Sie sagte uns, die Wüstwerdung sei nahe.« Er sah Dalinar an. »Ich hatte nichts mit dem Tod Eures Bruders zu tun. Aber als ich hörte, welche außergewöhnlichen Dinge der Attentäter vollbracht hat, habe ich ihn suchen lassen. Jahre später konnte ich ihn erst aufspüren und habe ihm konkrete Anweisungen gegeben ...«



Moasch trat aus dem Palast von Kholinar in die Schatten einer Nacht, die schon allzu lange bevorgestanden hatte.

Die Menschen drängten sich im Palastgarten – sie waren aus ihren Häusern vertrieben worden, weil sie Platz für die Parscher machen mussten. Einige Flüchtlinge hatten Planen zwischen Bänke aus Schieferborke gespannt und auf diese Weise sehr niedrige Zelte geschaffen, die nur wenige Fuß hoch waren. Lebenssprengel hüpfen zwischen ihnen und den Gartenpflanzen umher.

Moaschs Ziel war ein Mann, der im hinteren Teil des Gartens kichernd in der Dunkelheit saß. Er war ein Wahnsinniger, dessen Augenfarbe in der Nacht verlorengegangen war.

»Hast du mich gesehen?«, fragte der Mann, als sich Moasch hinkniete.

»Nein«, sagte Moasch und ramnte dem Mann das seltsame goldene Messer in den Bauch. Der Mann nahm es mit einem stillen Ächzen hin, lächelte ein dummes Lächeln und schloss die Augen.

»Warst du wirklich einer von ihnen?«, fragte Moasch. »Ein Herold des Allmächtigen?«

»War, war, war ...« Nun zitterte der Mann heftig und riss die Augen weit auf. »War ... nein. Nein, was ist dieser Tod? *Was ist dieser Tod!*«

Zusammengekauerte Gestalten regten sich, und einige der Weiseren huschten davon.

»Ich werde ergriffen!«, kreischte der Mann, dann schaute er hinunter auf das Messer in Moaschs Hand. »Was ist das?«

Der Mann zitterte noch eine Weile, dann zuckte er heftig und wurde reglos. Als Moasch das gelb-weiße Messer herauszog, trieb dunkler Rauch hinter ihm her, und übrig blieb eine geschwärzte Wunde. Der große Saphir am Griff zeigte ein gedämpftes Glimmen.

Moasch warf einen Blick über die Schulter auf die Verschmolzenen, die hinter dem Palast im Nachthimmel hingen. Dieser Mord schien eine Tat zu sein, die sie selbst zu begehen nicht gewagt hatten. Warum nicht? Was hatten sie gefürchtet?

Moasch hielt das Messer hoch und zeigte es ihnen, aber es gab keinen Jubel. Nichts begleitete diesen Akt außer dem Gemurmel einiger Leute, die schlafen wollten. Diese gebrochenen Sklaven waren die einzigen anderen Zeugen des Augenblicks.

Der letzte Tod von Jezrien. Von Yaezir. Von Jezerezeh'Elin, dem König der Herolde. Eine Gestalt, die in Mythen und Überlieferungen als der größte Mensch bekannt war, der jemals gelebt hatte.



Lopen sprang hinter einen Felsen und grinste, als er dort das kleine Sprengsel in Gestalt eines Blattes hocken sah. »Hab dich gefunden, Trampel.«

Rua verwandelte sich in die Gestalt eines launischen, etwa neun oder zehn Jahre alten Jungen. Rua lautete sein Name, aber Lopen hatte – natürlich – einen eigenen Namen für ihn und nannte ihn »Trampel«.

Rua stieg als Band aus Licht in die Luft. Die Mitglieder von Brücke Vier standen bei einigen Zelten im Unteren Bezirk von Thaylen-Stadt, unmittelbar im Schatten der Mauer. Hier kümmerte man sich in einer großen Krankenstation um die Verwundeten.

»Lopen!«, rief Teft. »Hör auf, verrückt zu sein! Komm her und hilf uns.«

»Ich bin nicht verrückt!«, rief Lopen zurück. »Ich bin der am wenigsten Verrückte der ganzen Bande! Und das wisst ihr alle!«

Teft seufzte und winkte Peet und Leyten zu. Gemeinsam peitschten sie sehr vorsichtig eine große, mindestens zwanzig Fuß im Quadrat messende Plattform in die Luft. Sie war voller genesender Verwundeter. Die drei Brückenmänner flogen damit auf die höher gelegenen Bereiche der Stadt zu.

Rua schwirrte auf Lopens Schulter, nahm wieder die Gestalt eines Jungen an, streckte die Hand gegen die Brückenmänner aus und versuchte sich an der Geste, die Lopen ihm beigebracht hatte.

»Wie amüsant«, sagte Lopen. »Aber das ist der falsche Finger. Nein. Der ist es auch nicht. Trampel, das ist dein Fuß.«

Das Sprengsel vollführte die Geste nun vor Lopen.

»Das ist es«, sagte Lopen. »Du kannst mir dafür danken, Trampel, dass ich dir zu diesem großen Fortschritt in deiner Ausbildung verholfen habe. Die Leute – und auch kleine Dinge, die aus Nichts bestehen – werden oft durch Lopens Nähe inspiriert.«

Er drehte sich um und schlenderte in ein Zelt voller Verwundeter, dessen hintere Begrenzung ein sauberer, bronzefarben schimmernder Teil der Stadtmauer bildete. Lopen hoffte, dass die Thaylener

anerkannten, wie hübsch das war. Wer verfügte schon über eine Metallmauer? Lopen würde eine um den Palast ziehen, den er sich bauen lassen wollte. Aber die Thaylener waren seltsam. Was sonst konnte man über ein Volk sagen, dem es so tief im Süden und in der Kälte gefiel? Die örtliche Sprache hörte sich wie Zähneklappern an.

In dem Zelt befanden sich Verwundete, denen es so gut ging, dass sie weder Renarins noch Lifts Hilfe brauchten, wohl aber die der gewöhnlichen Ärzte. Sie starben nicht – *noch* nicht. Später vielleicht. Aber später starb irgendwann doch ohnehin jeder, und so war es vermutlich richtig, dass ihnen diejenigen vorgezogen wurden, deren Eingeweide sich selbstständig gemacht hatten.

Das Ächzen und Jammern deutete an, dass sie es nur als kleinen Trost betrachteten, nicht unmittelbar sterben zu müssen. Die Feuerer taten, was sie konnten, aber die meisten der richtigen Wundärzte waren weiter oben in der Stadt im Einsatz. Taravangians Streitkräfte hatten sich entschlossen, an der Schlacht teilzunehmen, nachdem alle leichten Aufgaben – wie zum Beispiel das Sterben, das nicht viel Geschick verlangte – bereits erledigt waren.

Lopen nahm sein Gepäck und kam an Dru vorbei, der gerade frisch ausgekochte Bandagen zusammenlegte. Selbst nach all den Jahrhunderten taten sie noch das, was die Herolde ihnen beigebracht hatten. Wenn man Verbände auskochte, tötete man damit die Fäulnis Sprengsel.

Lopen klopfte Dru auf die Schulter. Der schlanke Alethi schaute auf und nickte Lopen zu. Seine Augen waren gerötet. Es war nicht leicht, einen Soldaten zu lieben, und nun, da Kaladin allein aus Alethkar zurückgekehrt war ...

Lopen ging weiter und setzte sich neben einen verwundeten Mann auf eine Pritsche. Er war ein Thaylener, hatte herabhängende Brauen und trug einen Verband um den Kopf. Er starrte vor sich hin und blinzelte nicht.

»Möchtest du einen Trick sehen?«, fragte Lopen den Soldaten.

Der Mann zuckte mit den Achseln.

Lopen hob das Bein und legte den Stiefel auf die Pritsche des Mannes. Die Schnürriemen waren aufgegangen. Lopen hielt die eine Hand hinter seinen Rücken, während er mit der anderen die Riemen packte und sie sich um die Finger wickelte und festzog. Er schaffte es, einen ausgezeichneten Knoten sowie eine hübsche Schleife zu ziehen, die sogar symmetrisch war. Vielleicht konnte er einen Feuerer dazu bringen, ein Gedicht darüber zu schreiben.

Der Soldat zeigte keine Reaktion. Lopen lehnte sich zurück und zog sein Gepäck an sich heran, in dem es leise klirrte. »Mach doch keine so düstere Miene. Das ist schließlich nicht das Ende der Welt.«

Der Soldat hielt den Kopf schräg.

»Also gut, streng genommen ist es das schon – vielleicht. Aber für das Ende der Welt ist es eigentlich gar nicht schlecht, oder? Ich dachte, wir versinken in einem scheußlichen Bad aus Eiter und Schicksal, wenn alles endet, und atmen schwer, während die Luft um uns herum schmilzt, und dann stoßen wir einen letzten brennenden Schrei aus und genießen die Erinnerung an die letzte Liebe einer Frau.« Lopen klopfte gegen den Mantel des Mannes. »Ich weiß nicht, wie es bei dir ist, Kumpel, aber meine Lunge brennt nicht. Die Luft wirkt auch nicht besonders geschmolzen. Wenn man bedenkt, wie schlimm es hätte sein können, dann muss man doch ziemlich dankbar sein. Vergiss das nicht.«

»Ich ...« Der Mann blinzelte.

»Ich wollte damit sagen, dass du dich an meine genauen Worte erinnern sollst. Das ist es, was du der Frau sagen sollst, mit der du zusammenlebst. Das hilft ungemein.« Er holte eine Flasche mit thaylenischem Lavis-Bier aus seinem Gepäck, die er aus den Trümmern gerettet hatte. Rua hörte kurz auf damit, um die Spitze des Zeltes herumzufliegen, und stieg ab und warf einen Blick auf die Flasche.

»Willst du einen Trick sehen?«, fragte Lopen.

»Einen ... noch einen?«, fragte der Mann zurück.

»Normalerweise reiße ich den Verschluss mit einem Fingernagel auf. Ich habe große herdazianische Nägel – extrahart. Du hast weichere, wie die meisten Menschen. Hier kommt also der Trick.«

Lopen rollte das Hosenbein mit der einen Hand hoch. Er drückte die Flasche gegen das Bein und schnippte mit einer raschen Handbewegung den Verschluss weg. Dann hielt er die Flasche dem Mann entgegen.

Dieser griff mit dem bandagierten Stumpf seines rechten Arms nach ihr, der über dem Ellbogen endete. Er schaute darauf, zog eine Grimasse und streckte stattdessen die linke Hand aus.

»Wenn du Witze brauchst«, sagte Lopen, »ich habe da ein paar, die ich nicht mehr benötige.«

Der Soldat trank still. Sein Blick flog zur Vorderseite des Zelt, wo Kaladin gerade eingetreten war. Er glühte sanft und sprach mit einigen Ärzten. Da er Kaladin kannte, vermutete Lopen, dass er den Ärzten erklärte, wie sie ihre Arbeit zu tun hatten.

»Du bist einer von ihnen«, sagte der Soldat. »Ein Strahlender.«

»Sicher«, sagte Lopen. »Aber eigentlich nicht *wirklich*. Ich versuche noch immer herauszufinden, wie der nächste Schritt aussieht.«

»Der nächste Schritt?«

»Das mit dem Fliegen und dem Sprengsel hab ich hinbekommen«, sagte Lopen. »Aber ich weiß noch nicht, ob ich wirklich gut darin bin, Leute zu retten.«

Der Mann schaute auf die Flasche in seiner Hand. »Ich ... glaube, das machst du ganz ausgezeichnet.«

»Das ist keiner von den Leuten, sondern ein Bier. Verwechsle das nicht. Sehr peinlich, aber ich werd's niemandem verraten.«

»Wie ...«, sagte der Mann. »Wie kann man das werden? Es heißt ... es heißt, es heilt dich ...«

»Sicher, es heilt alles – außer dem, was sich in der Steinknospe am oberen Ende deines Halses befindet. Aber für mich ist es genau das Richtige. Ich bin schließlich der einzige geistig Gesunde in dieser Gruppe. Das könnte ein Problem sein.«

»Warum?«

»Es heißt, du musst gebrochen sein«, sagte Lopen und warf einen Blick auf sein Sprengsel, das vor Aufregung einige Schleifen zog und dann davonflog, um sich zu verstecken. Lopen würde nach dem kleinen Kerl suchen müssen – er mochte dieses Spiel gern. »Kennst du diese große Frau, die Schwester des Königs? Die Tussi mit einem Blick, der eine Splitterklinge zum Zerspringen bringen kann? Sie sagt, dass die Macht irgendwie in deine Seele eindringen muss. Also habe ich versucht, viel zu weinen und zu jammern, weil mein Leben so schrecklich ist, aber ich glaube, der Sturmvater weiß, dass ich lüge. Es ist schwer, so zu tun, als wäre man traurig, wenn man ein Lopen ist.«

»Vielleicht bin ich gebrochen«, sagte der Mann leise.

»Gut, gut! Wir haben noch keinen Thaylener, und in letzter Zeit wirkt es fast so, als würden wir versuchen, einen aus jedem Land zu rekrutieren. Wir haben sogar einen Parscher!«

»Darf ich einfach fragen?«, wollte der Mann wissen, dann nahm er einen Schluck Bier.

»Sicher. Frage. Folge uns. Arbeite für Lyn. Aber du wirst die Worte sprechen müssen.«

»Die Worte?«

»Leben vor Tod, Stärke vor Schwäche, Reise vor Eierkuchen. Das ist nur der leichte Teil. Der schwere lautet: ›Ich werde jene beschützen, die sich nicht selbst zu beschützen vermögen‹ und ...«

Ein plötzlicher Blitz aus Kälte traf Lopen, und die Edelsteine im Raum flackerten und erloschen. Ein Symbol kristallisierte sich in Frost auf den Steinen um Lopen herum und verschwand unter den Pritschen. Es war das alte Symbol der Windläufer.

»Was?« Lopen sprang auf. »Was? Jetzt?«

Er hörte ein fernes Grollen, das wie Donner klang.

»JETZT?«, fragte Lopen und schüttelte die Faust gen Himmel. »Ich hatte mir das für einen dramatischen Augenblick aufgespart, du

Knalldödel. Warum hast du nicht vorhin schon zugehört? Wir waren uns allesamt sicher, dass wir sterben werden, und so!«

Er erhielt den deutlichen Eindruck einer Stimme, die wie aus weiter Ferne klang.

IHR WART NOCH NICHT BEREIT.

»Sturmverdammt sollst du sein!« Lopen machte eine zweifache obszöne Geste in Richtung Himmel – darauf hatte er lange gewartet. Rua gesellte sich zu ihm, machte die gleiche Geste, und dann ließ er sich zwei zusätzliche Arme wachsen, sodass seine Reaktion noch mehr Gewicht erhielt.

»Na wunderbar«, sagte Lopen. »He, Haken! Ich bin jetzt ein voller Strahlender Ritter. Du darfst mich ruhig loben.« Kaladin schien ihn nicht einmal bemerkt zu haben. »Einen Augenblick«, sagte Lopen zu dem einarmigen Soldaten und ging zu Kaladin hinüber, der nun mit einer Schreiberin sprach.

»Bist du sicher?«, fragte Kaladin sie. »Weiß Dalinar davon?«

»Er hat mich geschickt, Herr«, sagte die Frau. »Hier ist eine Karte mit der Position, die von der Spannfeder aufgezeichnet wurde.«

»He, Haken«, sagte Lopen. »Hast du ...«

»Glückwunsch, Lopen, gute Arbeit. Du bist Vizekommandeur nach Teft, bis ich zurückkomme.«

Kaladin stürmte aus dem Zelt und peitschte sich in den Himmel. Er schoss davon, und die Zeltklappe raschelte unter dem Luftzug, den er dabei verursachte.

Lopen stemmte die Hände in die Hüften. Rua landete auf seinem Kopf und gab ein leises Quieken von sich, das Wut und Freude gleichzeitig andeutete, während er hinter Kaladin eine doppelte grobe Geste machte.

»Überspann den Bogen nicht, Trampel«, ermahnte ihn Lopen.



»Komm«, sagte Asch, hielt Talns Hand und zog ihn die letzten Stufen der Treppe hoch.

Er sah sie matt und benommen an.

»Taln«, flüsterte sie. »*Bitte.*«

Die letzten Schimmer seiner Geisteskräfte waren verblasst. Früher hätte ihn nichts vom Schlachtfeld abhalten können, wenn andere Menschen dort starben. Heute aber hatte er sich während des Kampfes versteckt und gejammert. Nun folgte er ihr wie ein Trottel.

Talenel'Elin war genauso gebrochen wie der Rest von ihnen.

Ischar, dachte sie. *Ischar wird wissen, was zu tun ist.* Sie kämpfte die Tränen nieder. Ihn dahinschwinden zu sehen war wie der Anblick der erlöschenden Sonne. All die Jahre hatte sie gehofft, dass er vielleicht ... vielleicht ...

Was denn? Dass er in der Lage wäre, sie alle zu erlösen?

Jemand in der Nähe fluchte bei ihrem Namen, und sie hätte ihm gern eine Ohrfeige gegeben. *Schwört nicht bei unserem Namen. Malt keine Bilder von uns. Betet nicht an unseren Statuen.* Sie würde es alles ausmerzen. Sie würde jedes Bild zerstören. Sie ...

Asch atmete tief ein und aus, zog wieder an Talns Hand und brachte ihn in eine Reihe mit den anderen Flüchtlingen, die die Stadt verlassen wollten. Nur Ausländer wurden nach draußen gelassen, damit das Eidtor nicht überlastet wurde. Sie würden nach Azir zurückgehen, wo ihre Hautfarbe nicht auffiel.

Was für ein Geschenk du ihnen gemacht hast!, hatte er gesagt. *Du hast ihnen Zeit gegeben, sich endlich zwischen den Wüstwerdungen zu erholen. Zeit für den Fortschritt ...*

O Taln. Hätte er sie nicht einfach hassen können? Hätte er sie nicht ...

Asch blieb stehen, als etwas in ihrem Innern *riss*.

O Gott. O Adonalsium!

Was war das? *Was war das?*

Taln wimmerte und brach wie eine Marionette zusammen, deren Fäden durchgeschnitten worden waren. Asch taumelte und sank auf die Knie. Sie schlang die Arme um sich und zitterte. Es war nicht der

Schmerz. Es war etwas viel, viel Schlimmeres. Ein Verlust, ein Loch in ihrem Innern; ein Stück ihrer Seele war herausgeschnitten worden.

»Frau?«, fragte ein Soldat, während er auf sie zulief. »Frau, ist alles in Ordnung? He, hol doch jemand einen der Heiler, Frau, was ist los?«

»Sie ... sie haben ihn irgendwie getötet ...«

»Wen?«

Sie sah hoch zu dem Mann, und ihr Blick verschwamm vor Tränen. Das glich überhaupt nicht den anderen Toden. Das war etwas Schreckliches. Sie konnte ihn gar nicht mehr spüren.

Sie hatten etwas mit Jezriens Seele gemacht.

»Mein Vater«, sagte sie, »ist tot.«

Sie verursachten einen Aufruhr unter den Flüchtlingen, und jemand löste sich aus der Gruppe der Schreiberinnen vor ihnen. Es war eine Frau in dunkelvioletter Kleidung. Die Nichte des Schwarzdorns. Sie sah zuerst Asch und dann Tain an, und schließlich fiel ihr Blick auf das Papier, das sie in der Hand hielt. Es enthielt schockierend genaue Zeichnungen von Asch und Tain – nicht so, wie sie auf den Bildern dargestellt waren, sondern es waren Porträts nach dem Leben. Wer ... warum?

Das ist sein Zeichenstil, bemerkte ein Teil von Asch. *Warum hat Midius Bilder von uns weggegeben?*

Das Gefühl des innerlichen Zerreißens endete. Es geschah so plötzlich, dass Asch zum ersten Mal seit tausenden von Jahren ohnmächtig wurde.



Ja, ich begann meine Reise allein, und ich beendete sie allein.

Aber das bedeutet nicht, dass ich sie allein unternahm.

Aus Der Weg der Könige, Nachwort

Kaladin flog über den aufgewühlten Ozean. Dalinar war es gelungen, wieder zu Kräften zu kommen, sodass er in der Lage war, Kaladin mit Sturmlicht geradezu zu überladen, auch wenn ihn dies offensichtlich sehr erschöpft hatte.

Kaladin hatte diese Ladung dazu benutzt, nach Kharbranth zu gelangen, wo er die Nacht über geschlafen hatte. Sogar mit Sturmlicht war der Körper irgendwann überfordert. Nach einem weiteren langen Flug hatte er am nächsten Tag das Meer von Tarat erreicht.

Nun flog er mit Hilfe von Edelsteinen, die er in der königlichen Schatzkammer von Kharbranth beschlagnahmt hatte. Rauch stieg von einigen Orten entlang der Küste Alethkars auf, wo sich die Städte noch immer der Parscher-Invasion widersetzen. Kaladins Karte

flatterte zwischen seinen Fingern, und er suchte die Küste nach der Felsformation ab, die ihm die Schreiberin aufgezeichnet hatte.

Als er sie endlich entdeckte, befürchtete er, nicht mehr genug Sturmlicht für einen sicheren Rückflug zu haben. Er ging nieder und marschierte mit dem Plan in der Hand zu Fuß weiter. Er durchquerte ein kaltes und felsiges Land, das ihn an die Zerbrochene Ebene erinnerte.

An einem ausgetrockneten Flussbett fand er eine kleine Gruppe von Flüchtlingen, die sich in einer Höhle im Fels zusammengekauert hatten. Ein mageres Feuer durchwob die Luft mit Rauch und beleuchtete zehn Personen in braunen Mänteln. Sie waren so unauffällig wie die meisten anderen, denen er auf seiner Suche begegnet war. Das einzige Merkmal, das diese Gruppe von den anderen unterschied, war ein kleines Symbol, das sie auf eine alte Leinwand gemalt hatten, die zwischen zwei Pfosten vor dem Lager gespannt war.

Es war das Symbol von Brücke Vier.

Zwei der Gestalten erhoben sich vom Feuer und zogen ihre Kapuzen zurück. Zwei Männer: der eine groß und schlaksig, der andere klein, rauflustig und an den Schläfen ergraut.

Drehy und Narb.

Sie vollführten einige zackige Salute vor Kaladin. Drehy hatte alte Narben auf seinem Gesicht, und Narb wirkte, als hätte er seit Wochen nicht mehr geschlafen. Sie hatten sich die Stirn mit Asche bedeckt, damit ihre Tätowierungen nicht mehr zu sehen waren. In einfacheren Zeiten wäre das nicht gelungen. Die Brandmale wiesen sie grundsätzlich als entlaufene Sklaven aus.

Syl stieß ein reines Freudengelächter aus und schwirrte zu ihnen hinüber. An ihrer Reaktion war zu erkennen, dass sie beschlossen hatte, sich auch den anderen zu zeigen. Hinter ihnen schälten sich drei Personen aus Schallans Dienerschaft aus ihren Mänteln. Die anderen Leute kannte Kaladin nicht, aber einer von ihnen war sicherlich der

Kaufmann, den sie gefunden hatten – ein Mann, der noch immer eine Spannfeder besaß.

»Kal«, sagte Narb, als ihm Kaladin auf den Rücken klopfte. »Da ist etwas, das wir dir nicht durch die Spannfeder gesagt haben.«

Kaladin runzelte die Stirn, als sich Drehy dem Feuer zuwandte und eine der Personen davor aufhob. Ein Kind? In Lumpen. Ja, ein verängstigter kleiner Junge, etwa drei oder vier Jahre alt, mit aufgesprungenen Lippen und verängstigtem Blick.

Elhokars Sohn.

»Wir beschützen jene«, sagte Drehy, »die sich nicht selbst beschützen können.«



Taravangian war nicht in der Lage, die erste Seite des heutigen Rätsels zu lösen.

Dukar, der Sturmwächter, nahm das Papier entgegen und überflog es. Er schüttelte den Kopf. Dumm heute.

Taravangian lehnte sich auf seinem Stuhl in Urithiru zurück. Immer öfter schien er in der letzten Zeit dumm zu sein. Vielleicht aber war das auch nur seine subjektive Wahrnehmung.

Acht Tage waren seit der Schlacht auf dem Thaylen-Feld vergangen. Er wusste nicht, ob Dalinar ihm je wieder trauen würde, aber es war ein kalkuliertes Risiko gewesen, ihm ein wenig von der Wahrheit zu sagen. Taravangian war noch immer ein Teil der Koalition. Sie war gut, auch wenn ... wenn ...

Bei den Stürmen! Es war mühsam, durch den Flaum in seinem Kopf hindurch zu denken. Er schloss die Augen.

»Heute ist er geistesschwach«, sagte Dukar zu Mrall, Taravangians dickarmigem Leibwächter. »Er kann reagieren, sollte aber keine wichtigen politischen Entscheidungen treffen. Wir dürfen nicht auf seine Deutung des Diagramms vertrauen.«

»Vargo?«, fragte Adrotagia. »Wo möchtest du gern den Tag verbringen? Vielleicht in den vedenischen Gärten?«

Taravangian öffnete die Augen wieder und sah seine treuen Freunde an. Dugar und Mrall. Und Adrotagia, die jetzt so alt aussah. Fühlte sie sich so wie er? War sie schockiert, wenn sie in den Spiegel schaute, und fragte sie sich, wohin die Zeit entschwunden war? Als sie jung gewesen waren, hatten sie die Welt erobern wollen.

Oder sie hatten sie retten wollen.

»Majestät?«, fragte Adrotagia.

Oh. Richtig. Manchmal schweiften seine Gedanken ab. »Wir können nichts unternehmen, bevor nicht der Ewigsturm vorbeigezogen ist. Richtig?«

Adrotagia nickte und streckte ihm ihre Berechnungen entgegen. »Er ist schon fast hier.« Die Menschen hatten die acht Tage seit der Schlacht in der eitlen Hoffnung verbracht, dass der Ewigsturm nun nie mehr wiederkehren würde. »Er wird nicht so stark sein wie im vorangegangenen Zyklus, aber kommen wird er auf alle Fälle. Er hat schon Azir erreicht und wird in der nächsten Stunde auf Urithiru treffen.«

»Dann sollten wir warten.«

Adrotagia reichte ihm einige Briefe, die von seinen Enkeln in Kharbranth eingetroffen waren. Er konnte zwar lesen, wenn er dumm war, aber es dauerte länger, bis er einige der Worte verstand. Gvori war zum Studium an der Schule der Stürme aufgenommen worden, die für all ihre Schüler Zugang zum Palanaeum bot. Karavangia, die mittlere Enkelin, war als Mündel angenommen worden und hatte ihm eine Zeichnung aller drei Enkel geschickt. Die kleine Ruli stand in der Mitte. Sie grinste und zeigte dabei eine Zahnlücke. Und sie hatte Taravangian ein Blumenbild geschickt.

Er berührte die Tränen auf seiner Wange, als er zu Ende gelesen hatte. Keiner der drei Enkel wusste etwas von dem Diagramm, und er wollte, dass dies auch so blieb.

Adrotagia und Dugar unterhielten sich leise miteinander in einer Zimmerecke; Teile des Diagramms verwirrten sie. Sie beachtetten

Maben – die Kammerdienerin – nicht weiter, die gerade Taravangians Stirn betastete, da er in letzter Zeit viel gehustet hatte.

Welche Narren wir doch sein können, dachte Taravangian, während er die Finger auf das Blumenbild legte. *Wir wissen nie so viel, wie wir zu wissen glauben. Vielleicht ist in dieser Hinsicht mein kluges Selbst das dümmere von uns beiden.*

Er bemerkte die Ankunft des Ewigsturms stets nur aufgrund des Schlags von Adrotagias Uhr – einem wundervollen kleinen Gegenstand, den Navani Kholin ihr geschenkt hatte.

»Das Diagramm ist schon zu oft falsch gewesen«, sagte Mrall zu Adrotagia und Dukar. »Es hat vorhergesagt, dass Dalinar Kholin umfällt, wenn er unter Druck gerät, und zum Kampfmeister des Feindes wird.«

»Möglicherweise hatte Graves recht«, sagte Dukar und rieb sich nervös die Hände. Er warf einen Blick auf das Fenster, dessen Läden vorgelegt worden waren, obwohl der Ewigsturm niemals diese Höhe erreichen würde. »Der Schwarzdorn hätte zu einem Verbündeten werden können. Das ist es, was das Diagramm meinte.«

»Nein«, sagte Taravangian. »Das meinte es nicht.«

Sie sahen ihn an. »Vargo?«, fragte Adrotagia.

Er versuchte die richtigen Worte für eine Erklärung zu finden, aber es war, als wollte er Öl in seiner Faust festhalten.

»Wir befinden uns in einer gefährlichen Lage«, sagte Dukar. »Eure Majestät haben Dalinar zu viel enthüllt. Wir werden jetzt unter Beobachtung stehen.«

... das ... Fenster ...

»Dalinar weiß nichts von dem Diagramm«, entgegnete Adrotagia. »Und er weiß auch nicht, dass wir die Sänger nach Urithiru geführt haben. Er weiß nur, dass der Attentäter von Kharbranth kontrolliert wurde – und er glaubt, dass uns der Wahnsinn des Herolds zum Handeln ermutigt hat.«

Öffne ... das ... Fenster ... Niemand sonst hörte die Stimme.

»Das Diagramm wird immer fehlerhafter«, beharrte Mrall. Obwohl er kein Gelehrter war, war er doch in alle Pläne eingeweiht. »Wir sind zu weit von seinen Versprechungen abgewichen. Unsere Pläne benötigen eine Veränderung.«

»Es ist zu spät«, sagte Adrotagia. »Die Konfrontation wird bald stattfinden.«

ÖFFNE ES.

Taravangian stand von seinem Stuhl auf. Er zitterte. Adrotagia hatte recht. Die Konfrontation, die von dem Diagramm vorhergesagt war, würde schon sehr bald stattfinden.

Sie würde schneller kommen, als Adrotagia es vermutete.

»Wir müssen auf das Diagramm vertrauen«, flüsterte Taravangian, als er an ihnen vorbeiging. »Wir müssen der Version meines Selbst vertrauen, die wusste, was zu tun ist. Wir müssen daran glauben.«

Adrotagia schüttelte den Kopf. Es gefiel ihr nicht, wenn jemand von ihnen Worte wie »glauben« verwendete. Er versuchte, das nicht zu vergessen. Er vergaß es nicht, wenn er klug war.

Mögen dich die Stürme holen, Nachtschauerin, dachte er. Odiums Sieg wird auch dich töten. Hättest du mich nicht einfach beschenken können, anstatt mich zu verfluchen?

Er hatte um die Fähigkeit gebeten, sein Volk zu retten. Er hatte um Mitleid und Scharfsinn gebeten – und er hatte beides erhalten. Aber nie gleichzeitig.

Er berührte die Fensterläden.

»Vargo?«, fragte Adrotagia. »Möchtest du frische Luft hereinlassen?«

»Nein, leider nicht, sondern etwas anderes.«

Er öffnete die Läden.

Und stand plötzlich an einem Ort endlosen Lichts.

Der Boden unter ihm glühte, und in der Nähe strömten Flüsse vorbei, die aus geschmolzenem Gold zu bestehen schienen. Taravangian sah Odium als zwanzig Fuß großen Menschen mit Schin-Augen und einem Zepter vor sich. Sein Bart war nicht zottelig, wie es der von

Taravangian gewesen war, aber er war auch nicht buschig. Er wirkte beinahe wie der Bart eines Feuerers.

»Also«, sagte Odium. »Taravangian, nicht wahr?« Er blinzelte, als sähe er Taravangian zum ersten Mal. »Kleiner Mann, warum hast du uns geschrieben? Warum hast du deiner Wogenbinderin den Auftrag erteilt, das Eidtor zu entsperren und unsere Armeen Urithiru angreifen lassen?«

»Ich möchte dir nur dienen, großer Gott«, sagte Taravangian und sank auf die Knie.

»Falle nicht vor mir nieder«, sagte der Gott und lachte. »Ich sehe, dass du kein Speichellecker bist, und du kannst mich mit deinen Versuchen, wie einer zu wirken, nicht zum Narren halten.«

Taravangian holte tief Luft, blieb aber auf den Knien. Ausgerechnet heute nahm Odium persönlich Kontakt mit ihm auf? »Es geht mir gerade nicht gut, großer Gott. Ich ... äh ... bin schwach und bei schlechter Gesundheit. Darf ich mich wieder mit dir treffen, wenn es mir besser geht?«

»Armer Mann!«, sagte Odium.

Ein Sessel wuchs aus dem goldenen Boden hinter Taravangian, und Odium trat auf ihn zu. Plötzlich war er kleiner, eher von menschlicher Größe. Sanft zog er Taravangian auf die Beine und drückte ihn in den Sessel. »Ist das nicht besser?«

»Ja ... danke.« Taravangian runzelte die Stirn. So hatte er sich dieses Gespräch nicht vorgestellt.

»Nun«, sagte Odium, während er sein Zepter leicht auf Taravangians Schulter legte. »Glaubst du wirklich, ich würde mich jemals mit dir treffen, wenn du dich gut fühlst?«

»Ich ...«

»Begreifst du nicht, dass ich diesen Tag gerade wegen deiner Unpässlichkeit ausgewählt habe, Taravangian? Glaubst du wirklich, du wirst je in der Lage sein, mit mir aus einer Position der *Stärke* heraus zu verhandeln?«

Taravangian leckte sich über die Lippen. »Nein.«

»Gut, gut. Wir verstehen uns. Also, was hast du getan ...« Er trat zur Seite, und ein goldener Ständer mit einem Buch darauf erschien. Das Diagramm. Odium blätterte darin herum, und die goldene Landschaft veränderte sich und wurde zu einem Schlafzimmer mit feinen Holzmöbeln. Taravangian erkannte es an der gedrängten Schrift, die jede Oberfläche bedeckte, vom Boden bis zur Decke und zum Kopfbrett des Bettes.

»Taravangian!«, sagte Odium. »Das ist *bemerkenswert*.« Die Wände und Möbel verblassten und ließen nur die Wörter zurück, die nun in der Luft hingen und in einem goldenen Licht erglühnten. »Du hast dies geschafft, ohne Zugang zu Fortune oder dem Geistigen Reich zu haben? Wirklich unglaublich.«

»D... danke?«

»Erlaube mir, dir zu zeigen, wie weit ich sehe.«

Goldene Wörter drangen wie in einer Explosion aus jenen hervor, die Taravangian in dem Diagramm aufgeschrieben hatte. Millionen und Abermillionen gleißender Buchstaben brannten in der Luft und erstreckten sich bis in die Unendlichkeit. Jeder von ihnen nahm ein kleines Element dessen auf, was Taravangian geschrieben hatte, und führte es in einer Breite aus, die viele Bände benötigt hätte.

Taravangian keuchte auf, als er für einen Augenblick in die Ewigkeit schaute.

Odium betrachtete Wörter, die Taravangian einst an die Seite einer Kommode geschrieben hatte. »Ich verstehe. Alethkar übernehmen? Ein kühner Plan. Ein wirklich kühner Plan. Aber warum hast du mich ermuntert, Urithiru anzugreifen?«

»Wir ...«

»Unnötig! Ich verstehe. Die Aufgabe von Thaylen-Stadt als Versicherung dafür, dass der Schwarzdorn fällt und deine Opposition beseitigt wird. Ein Vorspiel für mich, und es ist offensichtlich geglückt.« Odium wandte sich ihm zu und lächelte. Es war ein wissendes, zuversichtliches Lächeln.

Glaubst du wirklich, ich würde mich jemals mit dir treffen, wenn du dich gut fühlst?

All das Geschriebene ragte hoch über Taravangian auf und versperrte mit Millionen von Wörtern den Blick auf die Landschaft. Ein klügeres Selbst hätte versucht, sie zu lesen, aber diese dümmere Version von ihm war lediglich eingeschüchtert. Und ... konnte das ... zu seinem Besten sein? Wenn er all das läse, würde es ihn nur verschlingen. Er würde sich darin verlieren.

Meine Enkel, dachte er. *Die Menschen von Kharbranth. Die guten Menschen der Welt.* Er zitterte, als er daran dachte, was mit ihnen allen geschehen mochte.

Jemand musste die schwierigen Entscheidungen treffen. Er rutschte aus seinem goldenen Sessel, während Odium einen weiteren Abschnitt des Diagramms betrachtete. Da. Dort hinten, wo das Bett gestanden hatte. Ein Teil der Worte hatte die Farbe von Gold zu Schwarz gewechselt. Was war das? Als er sich näherte, sah Taravangian, dass die Worte von der Ewigkeit geschwärzt waren, die in diesem Punkt an seiner Wand ihren Ausgang nahm. Als wäre hier etwas passiert. Eine Kräuselung in dem, was Odium sehen konnte ...

Und gleichsam als Wurzel erschien ein Name. Renarin Kholin.

»Dalinar sollte nicht aufsteigen«, sagte Odium und trat hinter Taravangian.

»Du brauchst mich«, flüsterte Taravangian.

»Ich brauche niemanden.«

Taravangian hob den Blick, und vor ihm schimmerten einige Worte. Es war eine Botschaft von ihm selbst, aus der Vergangenheit. Unglaublich! Hatte er ... sogar das hier vorhergesehen?

Danke.

Er las sie laut vor. »Du hast dich mit einem Wettstreit der Kampfmeister einverstanden erklärt. Du musst dich zurückziehen, damit dieser Wettkampf nicht stattfindet, und deshalb darfst du dich nicht wieder mit Dalinar Kholin treffen. Sonst nämlich kann er dich

zum Kampf zwingen. Das bedeutet, dass du deine Agenten die Arbeit für dich tun lassen musst. Du brauchst mich.«

Odium trat an die Worte heran, die Taravangian vorgelesen hatte, und betrachtete sie. Dann – als er die Tränen auf Taravangians Wangen sah – runzelte er die Stirn.

»Deine Leidenschaft«, sagte Odium, »gereicht dir zur Ehre. Was erbittest du im Gegenzug?«

»Beschütze die Menschen, über die ich herrsche.«

»Lieber Taravangian, glaubst du nicht, dass ich sehe, was du planst?« Odium deutete auf eine Schrift an der Stelle, wo einst die Decke gewesen war. »Du strebst danach, zum König aller Menschen zu werden – und dann müsste ich sie alle beschützen. Nein. Wenn du mir hilfst, werde ich deine Familie beschützen. Jeden, der bis zu zwei Generationen von dir entfernt ist.«

»Das reicht nicht.«

»Dann müssen wir verhandeln.«

Die Wörter verblassten überall um ihn herum. Sie ließen ihn allein. Allein und dumm. Er blinzelte die Tränen aus den Augenwinkeln. »Kharbranth«, sagte er. »Beschütze nur Kharbranth. Alle anderen Nationen kannst du ruhig vernichten. Lass mir nur meine Stadt. Das ist es, was ich von dir erbitte.«

Die Welt war verloren, die Menschheit war dem Untergang geweiht.

Sie hatten geplant, so viel mehr zu retten. Aber ... nun begriff er, wie wenig sie wussten. Eine Stadt vor den Stürmen. Ein Land gerettet, auch wenn der Rest geopfert werden musste.

»Kharbranth«, erklärte Odium. »Die Stadt selbst und alle Menschen, die in ihr geboren wurden, mitsamt ihren Ehepartnern. Sie werde ich verschonen. Stimmst du dem zu?«

»Sollten wir ... einen schriftlichen Vertrag aufsetzen?«

»Unser Wort ist der Vertrag. Ich bin kein Sprengsel Ehre, das nur dem genauen Buchstaben eines Versprechens folgt. Wenn du mit mir eine Übereinkunft schließt, werde ich mich nicht nur an ihren Wortlaut, sondern auch an ihren Geist halten.«

Was konnte er anderes tun? »Ich gehe den Handel ein«, flüsterte Taravangian. »Das Diagramm wird dir dienen, und dafür wird mein Volk geschützt. Aber ich warne dich, denn der Attentäter hat sich auf Dalinar Kholins Seite geschlagen. Ich war gezwungen, meine Verbindung zu ihm offenzulegen.«

»Ich weiß«, sagte Odium. »Und trotzdem bist du noch von Nutzen. Zuerst brauche ich die Splitterklinge, die du so geschickt gestohlen hast. Und dann wirst du für mich herausfinden, was die Alethi bisher über diesen Turm wissen ...«



Schallan atmete Sturmlicht aus und gestaltete eine Illusion, die nur möglich war, wenn sie und Dalinar zusammen waren. Wirbelnde Nebelschwaden trieben umher und bildeten Meere und Berge – den ganzen Kontinent Roschar, eine Masse lebhafter Farben.

Die Großprinzen Aladar und Hatham bedeuteten ihren Generälen und Schreiberinnen, um die Landkarte herumzugehen, die den großen Raum fast völlig ausfüllte und ungefähr in Hüfthöhe über dem Boden schwebte. Dalinar stand genau in der Mitte zwischen den Bergen in der Nähe von Urithiru, und die Illusion verschwamm und löste sich dort auf, wo sie seine Uniform berührte.

Adolin schlang von hinten die Arme um Schallan. »Es sieht wunderschön aus.«

»*Du* siehst wunderschön aus«, erwiderte sie.

»Du *bist* wunderschön.«

Hellheit Teschav stand in ihrer Nähe, und obwohl die Frau für gewöhnlich eine stoische Gelassenheit ausstrahlte, glaubte Schallan diesmal doch die Andeutung eines Augenrollens zu erkennen. Nun, Teschav war so alt, dass sie vermutlich schon fast vergessen hatte, wie es sich anfühlen mochte, frei zu atmen, von dem Gefühl der Liebe ganz zu schweigen.

Adolin machte Schallan erregend schwindlig. Die Wärme seiner Nähe erschwerte es ihr, die Illusion aufrechtzuerhalten. Sie kam sich

so einfältig vor – sie waren nun schon seit Monaten verlobt, und sie fühlte sich wohl bei ihm. Aber etwas hatte sich verändert. Etwas Unglaubliches.

Endlich war es Zeit. Der Termin für die Hochzeit war bereits auf die nächste Woche gelegt worden. Sobald die Alethi sich zu etwas entschlossen hatten, führten sie es auch durch. Nun, das war gut. Schallan wollte in einer Beziehung ohne Eide nicht zu weit gehen, und – bei den Stürmen! – sogar diese eine Woche fühlte sich allmählich wie eine ganze Ewigkeit an.

Aber sie musste Adolin noch einige Dinge erklären – vor allem den Schlamassel mit den Geisterblütern. In letzter Zeit war es ihr zwar gelungen, sie zu vergessen, aber es wäre eine Erleichterung, wenn sie endlich jemanden hätte, mit dem sie über dieses Thema sprechen durfte. Schleier konnte es ihm erklären – Adolin gewöhnte sich allmählich an sie, auch wenn er freiwillig keinen näheren Umgang mit ihr gepflegt hätte. Er behandelte sie wie einen Saufkumpan, der für sie beide arbeitete.

Dalinar schritt durch das Trugbild und hielt die Hand über Iri, Rira und Babatharnam. »Verwandle diesen Teil des Landes in ein kräftiges Gold.«

Es dauerte einige Augenblicke, bis sie bemerkte, dass er mit ihr sprach. Der dumme Adolin und seine dummen Arme. Dumme, starke und doch sanfte Arme, die sich dicht unter ihren Brüsten um sie schlangen ...

Richtig. Richtig. Das Trugbild.

Sie tat das, was Dalinar von ihr verlangt hatte, und war belustigt darüber, dass die Schreiberinnen und Generäle angestrengt *nicht* in ihre Richtung schauten. Einige unterhielten sich flüsternd über Adolins Erbe, das ihn zum Teil als einen Mann aus dem Westen auswies, der es gewohnt sei, seine Zuneigung allzu öffentlich zu zeigen. Die sehr unterschiedliche Herkunft seiner Eltern schien die Alethi zu stören. Sie waren ein eher pragmatisches Volk und verstanden seine Haare als Anzeichen für ein erobertes Volk, das in die überlegene Kultur der

Alethi integriert worden war. Aber wenn er sich nicht genauso verhielt, wie sie es erwarteten, verlangten sie eine Erklärung.

Den Berichten der Spannfedern zufolge war der größte Teil der unbedeutenderen Königreiche um den Reinsee herum von Iri erobert worden, das sich mit den Verschmolzenen zusammengetan und Land erobert hatte, auf das es schon seit Generationen ein Auge geworfen hatte. Das sicherte ihnen insgesamt drei Eidtore. Schallan malte diese Reiche auf der Karte nach Dalinars Wunsch mit einem kräftigen Gold an.

Azir und dessen Protektorate strich sie in einem Muster aus Blau und Braun an, dem Symbol der Azisch-Schreiberinnen für die Koalition zwischen ihren Reichen. Der Kaiser von Azir hatte weiteren Verhandlungen zugestimmt; sie befanden sich nicht fest in der Koalition. Sie wollten die Versicherung bekommen, dass Dalinar seine Truppen vollkommen unter Kontrolle hatte.

Schallan tönkte die Landschaft auf Dalinars Bitte hin in weiteren Farben. Marat und die Länder in der Umgebung wurden golden, so wie – leider – auch Alethkar. Länder, die sich noch nicht gebunden hatten, wie Schinovar und Tukar, färbte sie grün ein. Das Ergebnis war das bedrückende Bild eines Kontinents mit viel zu wenigen Farben der Koalition.

Die Generäle unterhielten sich über Taktik. Sie wollten nach Tu Bayla eindringen – in das große Land, das sich zwischen Jah Keved und dem Reinsee erstreckte. Man argumentierte, dass die Koalition in zwei Teile aufgespaltet würde, wenn der Feind es besetzen sollte. Die Eidtore erlaubten einen raschen Zugang zu den Hauptstädten, aber viele andere Städte lagen zu weit von den Zentren der Macht entfernt.

Dalinar durchquerte den Raum und zog Kräuselungen des Trugbildes hinter sich her. Er hielt bei Adolin und Schallan an, die vor Herzad standen. Und vor Alethkar.

»Zeigt mir Kholinar«, sagte er sanft.

»So funktioniert das nicht, Hellherr«, erwiderte sie. »Ich muss zuerst etwas zeichnen, und dann ...«

Er berührte sie an der Schulter, und ein Gedanke traf sie. Ein anderes Muster.

»Das ist das, was der Sturmwater sieht«, sagte Dalinar. »Es ist nicht konkret, und deshalb können wir uns nicht auf die Einzelheiten verlassen, aber es sollte uns einen Eindruck geben. Bitte.«

Schallan drehte sich um, streckte die Hand gegen die Wand aus und bemalte sie mit Sturmlicht. Als die Illusion Gestalt annahm, schien die Seite des Raums zu verschwinden, sodass sie wie von einem Balkon auf Kholinar hinausschauen konnten.

Das Tor, das ihnen am nächsten lag, war noch immer zerbrochen und zeigte zerstörte Gebäude im Innern der Stadt. Aber die Räumungsarbeiten hatten schon gewisse Fortschritte gemacht. Parscher schritten durch die Straßen und patrouillierten auf den unzerstörten Abschnitten der Mauer. Verschmolzene flogen über ihnen durch die Luft und zogen ihre langen Gewänder hinter sich her. Eine Flagge flatterte auf einem Hausdach: rote Linien auf schwarzem Grund. Ein fremdes Symbol.

»Kaladin hat gesagt, dass sie nicht gekommen sind, weil sie zerstören wollen«, meinte Adolin, »sondern weil sie vorhaben zu erobern.«

»Sie wollen ihre Welt zurück«, sagte Schallan. Sie drückte sich gegen ihn, um seinen Körper an dem ihren zu spüren. »Könnten wir ... ihnen nicht einfach das überlassen, was sie bereits eingenommen haben?«

»Nein«, sagte Dalinar. »Solange Odium den Feind anführt, wird er versuchen, uns ganz aus diesem Land zu vertreiben und die Welt so zu verändern, dass sie keine weitere Wüstewerdung mehr braucht. Weil wir nicht mehr da sind.«

Die drei standen wie auf einem Felsensims und überblickten die Stadt. Vor der Mauer arbeiteten Menschen und bestellten die Erde. Aus dem Innern stieg dort Rauch auf, wo die Festungen der

Hellaugen Widerstand gegen die Invasion geleistet hatten. Dieser Anblick quälte Schallan, und sie versuchte sich vorzustellen, wie sich Adolin und Dalinar fühlen mochten. Sie hatten Thaylenah schützen können, ihr Heimatland aber verloren.

»Unter uns ist ein Verräter«, sagte Dalinar leise. »Jemand hat Brücke Vier angegriffen, um die Ehrenklinge zu bekommen, denn sie wurde gebraucht, um das Eidtor zu entsperren und den Feind hereinzulassen.«

»Entweder das«, sagte Schallan gedämpft, »oder es wurde von einem Strahlenden geöffnet, der – oder die – die Seiten gewechselt hat.«

Unerklärlicherweise hatte sich der Attentäter in Weiß zu ihnen gesellt. Er saß draußen im Zimmer und bewachte – in seiner Funktion als Dalinars neuer Leibwächter – die Tür. Offen und ohne Besorgnis hatte er erklärt, dass die Mehrheit des Ordens der Himmelsbrecher beschlossen hatte, Odium zu dienen. Schallan hätte so etwas niemals für möglich gehalten, aber dies – und Renarins Band mit einem verdorbenen Sprengsel – deutete an, dass sie niemandem trauen durften, nur weil er die Ideale gesprochen hatte.

»Glaubst du, es könnte Taravangian gewesen sein?«, fragte Adolin.

»Nein«, sagte Dalinar. »Warum sollte er mit dem Feind zusammenarbeiten? Alles, was er bisher getan hat, war darauf ausgelegt, für ein sicheres Roschar zu sorgen – wenn auch mit brutalen Mitteln. Aber ich wundere mich trotzdem. Ich kann es mir nicht leisten, allzu vertrauensvoll zu sein. Das ist wohl eine Haltung, die ich Sadeas zu verdanken habe.«

Der Schwarzdorn schüttelte den Kopf, dann sah er Schallan und Adolin an. »Wie dem auch sei, Alethkar braucht jedenfalls einen *König*. Mehr denn je.«

»Der Erbe ...«, begann Adolin.

»Zu jung«, sagte Dalinar. »Jetzt ist nicht die Zeit für eine Regentschaft. Gavinor kann als dein Erbe benannt werden, Adolin, aber wir müssen dafür sorgen, dass ihr beide heiratet und die

Monarchie sichert. Zum Besten Alethkars und zum Besten der ganzen Welt.« Er kniff die Augen zusammen. »Die Koalition braucht mehr, als ich ihr geben kann. Ich werde sie zwar weiterhin anführen, aber ich bin nie ein guter Diplomat gewesen. Ich brauche jemanden auf dem Thron, der Alethkar mitreißen *und* den Respekt der anderen Monarchen erringen kann.«

Adolin spannte sich an, und Schallan ergriff seine Hand und hielt sie in festem Griff. *Du kannst dieser Mann sein, wenn du es willst*, dachte sie. *Aber du musst nicht unbedingt das sein, was er aus dir machen will.*

»Ich werde die Koalition auf deine Krönung vorbereiten«, sagte Dalinar. »Vielleicht am Tag vor der Hochzeit.« Er drehte sich um und wollte gehen. Dalinar Kholin war eine Naturgewalt, wie ein Sturm. Er blies die anderen einfach um und ging davon aus, dass sie am Boden liegen *wollten*.

Adolin sah Schallan an, dann reckte er den Kiefer vor und packte seinen Vater am Arm. »Ich habe Sadeas getötet, Vater«, flüsterte Adolin.

Dalinar erstarrte.

»Ich bin es gewesen«, fuhr Adolin fort. »Ich habe den Kriegskodex gebrochen und ihn in dem Tunnel getötet. Weil er gegen unsere Familie gehetzt hatte. Weil er uns wieder und wieder betrogen hatte. Ich habe ihn aufgehalten, weil es getan werden musste, und weil ich wusste, dass du es nie würdest tun können.«

Dalinar drehte sich um und sagte mit einem harschen Wispern: »Was? Sohn, *warum* hast du das vor mir geheim gehalten?«

»Weil du *du* bist.«

Dalinar atmete tief ein. »Wir werden das regeln«, sagte er. »Wir werden dafür sorgen, dass Buße geleistet wird. Es wird unserem Ruf schaden. Bei den Stürmen, das kann ich jetzt wirklich nicht gebrauchen. Aber wir werden es richten.«

»Das ist schon geschehen. Was ich getan habe, tut mir nicht leid. Ich würde es sofort wieder tun.«

»Wir werden weiter darüber sprechen, sobald die Krönung ...«

»Ich werde *nicht* König sein, Vater«, sagte Adolin. Er schaute zu Schallan hinüber, und sie nickte ihm zu, dann drückte sie wieder seine Hand. »Hast du nicht gehört, was ich gerade gesagt habe? Ich habe den Kodex gebrochen.«

»Jeder in diesem sturmverdammtten Land bricht den Kodex«, sagte Dalinar laut, dann blickte er über seine Schulter. Leiser fuhr er fort: »*Ich* habe den Kodex hunderte Male gebrochen. Du musst nicht vollkommen sein. Du musst nur deine Pflicht tun.«

»*Nein*. Ich werde Großprinz sein, nicht aber König. Ich ... nein. Ich werde diese Bürde nicht tragen. Und bevor du dich beschwerst, dass niemand von uns das will, muss ich dir sagen, dass ich in dieser Position schrecklich wäre. Glaubst du etwa, die anderen Monarchen würden auf *mich* hören?«

»Ich selbst kann nicht der König von Alethkar sein«, sagte Dalinar sanft. »Ich muss die Strahlenden anführen, und deshalb muss ich jede Macht in Alethkar ablehnen. Ich darf diesen Unsinn eines Großkönigs nicht mitmachen. Wir brauchen in Alethkar einen Herrscher, der sich nicht herumstoßen lässt, sondern der mit Diplomaten auf eine diplomatische Art umzugehen vermag.«

»Also, dann kann ich wohl kaum gemeint sein«, sagte Adolin.

»Wer dann?«, wollte Dalinar wissen.

Schallan hielt den Kopf schräg. »Habt ihr schon einmal an ...«



Palona durchblättert die letzten Klatschberichte aus Taschikk und suchte nach den pikantesten Neuigkeiten.

Um sie herum stritten sich Könige und Prinzen in dem großen Konferenzraum von Urithiru. Einige beschwerten sich darüber, dass es ihnen nicht erlaubt sei, an Dalinars Unterredungen mit seinen Generälen im Stockwerk über ihnen teilzunehmen. Die Nataner waren noch immer der Ansicht, dass ihnen die Kontrolle über das Eidtor auf der Zerbrochenen Ebene übertragen werden sollte, während die

Azisch – wieder einmal – darüber sprachen, wie Gott selbst prophezeit habe, dass Wogenbinder die Welt vernichten würden.

Jeder Einzelne war äußerst hartnäckig und sehr laut – selbst jene, die nicht Alethi sprachen. Die wenigsten warteten auf die Übersetzungen ihrer Dolmetscherinnen; sie wollten ihre Nörgeleien sofort loswerden.

Sebarial – Turi – schnarchte leise neben Palona. Das war nichts als Schauspielerei. Er brachte dasselbe falsche Schnarchen hervor, wenn sie ihm von dem Roman zu erzählen versuchte, den sie gerade gelesen hatte. Aber wenn sie verstummte, wurde er wütend. Er schien die Geschichten gern zu hören, doch nur solange er darüber schimpfen konnte, dass sie zu trivial und weiblich seien.

Sie stieß ihn an, und er blinzelte mit dem einen Auge, während sie ihm einen ihrer Klatschberichte unter die Nase hielt und auf eine Zeichnung darin zeigte. »Yezier und Emul«, flüsterte sie. »Der Prinz und die Prinzessin wurden zusammen in Thaylen-Stadt gesehen, wie sie miteinander getuschelt haben, während ihre Leibwächter mit dem Aufräumen der Trümmer beschäftigt waren.«

Turi grunzte.

»Jeder glaubt, dass sie ihre Romanze fortsetzen, auch wenn sie nicht darüber reden können, da es den Monarchen in Azir verboten ist, ohne Zustimmung des Kaisers zu heiraten. Aber die Gerüchte sind falsch. *Ich* glaube, sie macht dem Splitterträger Halam Khal den Hof.«

»Geh doch zu ihr und rede mit ihr«, sagte Turi und zeigte träge mit dem Finger auf die Prinzessin von Yezier, deren Übersetzerinnen sich gerade lautstark über die Gefahren des Wogenbindens beschwerten.

»O Turi«, sagte Palona. »Du kannst doch die Leute nicht einfach fragen, ob der Klatsch irgendeine Wahrheit enthält. Du bist wirklich ein hoffnungsloser Fall.«

»Und ich war der Meinung, wegen meines schlechten Geschmacks bei Frauen ein hoffnungsloser Fall zu sein.«

Die Tür des Raumes wurde aufgestoßen, und der Lärm sandte eine Schockwelle durch die Anwesenden, die sofort verstummten. Sogar Turi setzte sich auf und bemerkte, dass Jasnah Kholin in der Tür stand.

Sie trug eine kleine, aber deutlich erkennbare Krone auf dem Kopf. Anscheinend hatte die Kholin-Familie ihre neue Herrscherin gefunden.

Turi grinste über die besorgten Gesichter der anderen im Raum. »O je«, flüsterte er Palona zu. »Also, *das* sollte interessant werden.«



Moasch hieb wieder mit der Spitzhacke zu.

Zwei Wochen arbeitete er nun schon, und noch immer war er hier und räumte Trümmer weg. Töte einen Gott. Geh zurück an die Arbeit.

Na gut, er hatte nichts dagegen. Es würde noch Monate, vielleicht sogar Jahre dauern, bis der ganze Schutt aus der Stadt entfernt war. Bis alles aus Alethkar herausgeschafft war.

An den meisten Tagen dieser Woche war er der Einzige gewesen, der hier beim Palast gearbeitet hatte. Allmählich kehrte sich die Stadt um: Die Menschen wurden verfrachtet, die Sänger zogen ein, aber sie ließen ihn beim Steineklopfen allein, und kein Wächter war zu sehen.

Daher war er überrascht, als er hörte, wie sich neben ihm eine weitere Spitzhacke in den Stein bohrte. Schockiert wirbelte er herum. »Khen?«

Die stämmige Parscherin machte sich daran, Steine zu spalten.

»Khen, du bist aus der Sklaverei befreit worden«, sagte Moasch. »Dein Angriff auf den Palast hat dir die Leidenschaft der Gnade eingebracht.«

Khen arbeitete weiter. Nam und Pal kamen herbeigelaufen. Sie trugen Kriegsform. Zwei andere, die den Angriff ebenfalls überlebt hatten. Das war nur einer Handvoll gelungen.

Sie hoben ihre Spitzhacken und machten sich genauso an die Arbeit.

»Pal«, sagte Moasch, »du ...«

»Sie wollen, dass wir Bauern werden«, sagte sie. »Ich möchte aber keine Bäuerin mehr sein.«

»Und ich mag keine Hausdienerin mehr sein«, sagte Khen. »Ich will keine Getränke mehr servieren.« Sie sprachen zu den Rhythmen wie richtige Sänger.

»Ihr klopft lieber Steine?«, fragte Moasch.

»Wir haben etwas gehört. Deshalb wollten wir in deiner Nähe sein.«

Moasch zögerte, doch dann trieb ihn seine Benommenheit dazu, weiterzuarbeiten und den stetigen Schlag des Metalls auf Stein zu hören, der es ihm erlaubte, zwischen den Zeiten zu schweben.

Etwa eine Stunde später kamen sie zu ihm. Es waren neun fliegende Verschmolzene, deren gekräuselte Roben sich unter ihnen ausbreiteten, als sie um Moasch herum niederstiegen.

»Leshwi?«, fragte er. »Altehrwürdige?«

Sie hielt etwas mit beiden Händen vor sich hin. Es war eine lange, schmale Waffe. Eine Splitterklinge mit sanfter Rundung, das Metall war fast völlig unverziert. Elegant, beinahe demütig, so wie Splitterklingen nun einmal waren. Moasch hatte sie als das Schwert des Attentäters in Weiß gekannt. Nun betrachtete er sie als etwas anderes. Als die Klinge von Jezerezeh. Als die Ehrenklinge.

Moasch griff zögernd danach, und Leshwi summte im Rhythmus des Warnens. »Wenn du sie ergreifst, wirst du sterben. Moasch wird nicht mehr existieren.«

»Moaschs Welt existiert nicht mehr«, sagte er und packte die Waffe am Griff. »Er könnte sich zusammen mit ihr ins Grab legen.«

»Vyer«, sagte sie. »Komm mit uns in den Himmel. Du hast eine Aufgabe.« Sie und die anderen peitschten sich nach oben.

Komm mit uns in den Himmel. Graves hatte ihm gesagt, dass die Ehrenklingen ihre Macht jedem verliehen, der sie in den Händen hielt.

Ganz langsam nahm Moasch die Kugel entgegen, die Khen ihm anbot. »Was hat sie gesagt? Vyer?« Sie hatte den Namen so ausgesprochen, dass er sich auf »Feuer« reimte.

»Das ist einer ihrer Namen«, sagte Khen. »Ich habe gehört, dass er bedeutet: Jener, der Beruhigt.«

Vyer, Jener, der Beruhigt, sog das Licht der Kugel ein.

Es war süß und schön, und – so war ihm versprochen worden – es brachte die Leidenschaft mit. Er hielt sich daran fest und peitschte sich in den Himmel.



Obwohl sich Schallan monatelang an die Vorstellung einer Heirat hatte gewöhnen können, fühlte sie sich am Tag der Hochzeit nicht bereit dazu.

Es bedeutete Mühe, Aufwand, Bürde und Ärger.

Nach Dalinars und Navanis stürmischer und gehetzter Hochzeit war jedermann fest entschlossen, diese hier *richtig* zu feiern. Also musste Schallan herumsitzen und wurde herausgeputzt. Ihre Haare wurden geflochten, und ihr Gesicht wurde von Expertinnen des königlichen Alethi-Hofes angemalt. Wer hätte geahnt, dass es so etwas gab?

Sie erduldet alles, und schließlich wurde sie auf einen Thron gesetzt, während vor ihr die Schreiberinnen eine lange Schlange bildeten und ihr Stapel von Keteks und Bannglyphen gaben. Noura überreichte ihr ein Kästchen mit Weihrauch vom Kaiser der Azisch und ein wenig getrocknetem Fisch von Lift. Ein Marati-Teppich kam von Königin Fen. Sowie getrocknete Früchte. Und Parfüms.

Ein Paar Stiefel. Ka schien verlegen zu sein, als sie die Kiste öffnete und das Geschenk von Kaladin und Brücke Vier herausholte, aber Schallan lachte nur. Es war ein dringend benötigter Augenblick der Erleichterung in der Anspannung dieses Tages.

Sie erhielt Geschenke von geschäftlichen Organisationen, Familienmitgliedern, und eines von jedem Großprinzen und jeder Großprinzessin – außer Ialai, die Urithiru in Ungnaden verlassen hatte. Obwohl Schallan dankbar war, stellte sie fest, dass sie sich am liebsten in ihrem Kleid verkrochen hätte. Sie bekam so vieles, was sie gar nicht haben wollte – vor allem diese große Aufmerksamkeit.

Also, du heiratest einen Alethi-Großprinzen, dachte sie, als sie sich auf ihrem Hochzeitsthron wand. *Was hattest du erwartet?* Wenigstens würde sie nicht als Königin enden.

Nachdem die Feuerer sie mit Segen, Salbungen und Gebeten bedacht hatten, wurde sie in einen kleinen Raum mit einer Kohlenpfanne, einem Fenster und einem Spiegel geschleift, den sie ganz für sich allein hatte. Auf einem Tisch lag alles, was sie zum Malen eines letzten Gebetes benötigte. Nun konnte sie meditieren. Irgendwo nahm Adolin gerade die Geschenke der Männer entgegen. Vermutlich waren es Schwerter. Schwerter und noch mehr Schwerter.

Die Tür wurde geschlossen, und Schallan stellte sich vor den Spiegel. Ihr saphirgrünes Kleid besaß einen altertümlichen Schnitt und hatte zwei herabhängende Ärmel, die weit über ihre Hände hinausreichten. Kleine Rubine, die in die Stickereien eingearbeitet waren, schimmerten in zusätzlichem Licht. Über ihren Schultern lag eine goldene Weste, die zu dem reichhaltigen Kopfputz passte, der in ihre Zöpfe eingewebt war.

Sie wollte einfach nur fliehen.

»Hm ...«, sagte Muster. »Das ist ein gutes Du, Schallan.«

Ein gutes Ich. Sie atmete aus. Schleier bildete sich auf der einen Seite des Raumes und lehnte gegen die Wand. Die Strahlende erschien neben dem Tisch, klopfte mit einem Finger darauf und erinnerte sie daran, dass sie ein Gebet schreiben sollte – aus Gründen der Tradition, auch wenn es ihr sonst nichts bedeutete.

»Wir haben uns dazu entschieden«, sagte Schallan.

»Eine würdige Union«, sagte die Strahlende.

»Ich vermute, er wird gut für dich sein«, sagte Schleier. »Außerdem ist er ein Weinkenner. Wir hätten es schlechter treffen können.«

»Aber nicht viel besser«, sagte die Strahlende und schenkte Schleier einen scharfen Blick. »Es ist gut, Schallan.«

»Ein Fest«, meinte Schleier. »Ein Fest für *dich*.«

»Es ist richtig, wenn ich es genieße«, sagte Schallan, als hätte sie gerade etwas Kostbares entdeckt. »Es ist richtig, wenn ich feiere.

Auch wenn es um die Welt nicht gut steht, ist es doch richtig.« Sie lächelte. »Ich ... ich habe es verdient.«

Schleier und die Strahlende verblassten. Als Schallan wieder in den Spiegel schaute, fühlte sie sich von der ganzen Aufmerksamkeit nicht mehr so peinlich berührt. Es war in Ordnung.

Es war in *Ordnung*, glücklich zu sein.

Sie malte ihre Bannglyphe, aber ein Klopfen an der Tür hinderte sie daran, die Glyphe zu verbrennen. Was war das? Es war noch nicht so weit.

Sie drehte sich mit einem Grinsen um. »Herein.« Vermutlich hatte Adolin einen Weg gefunden, herzukommen und einen Kuss von ihr zu stehlen ...

Die Tür wurde geöffnet.

Drei junge Männer in abgetragener Kleidung standen hinter ihr. Balat, der größte, mit rundem Gesicht. Wikim, noch immer hager und mit einer Haut, die genauso blass war wie die von Schallan. Und Juschu, der inzwischen etwas dünner war, als sie ihn in Erinnerung hatte, auch wenn er noch immer recht dicklich wirkte. Alle drei waren jünger, als Schallan sie in ihrem Kopf behalten hatte, obwohl es schon mehr als ein Jahr her war, seit sie die Männer gesehen hatte.

Ihre Brüder.

Schallan stieß einen Freudenruf aus, eilte ihnen entgegen und lief an Freudensprengseln vorbei, die wie blaue Blütenblätter wirkten. Sie versuchte alle drei gleichzeitig zu umarmen und kümmerte sich dabei nicht um ihr sorgsam angelegtes Kleid. »Wie? Wann? Was ist geschehen?«

»Es war eine lange Reise durch Jah Keved«, sagte Nan Balat. »Schallan, wir haben es erst erfahren, als wir durch dieses Gerät hierhertransportiert wurden. Ist es wahr – du *heiratest*? Den Sohn des *Schwarzdorns*?«

Sie hatte ihnen so vieles zu erzählen. Bei den Stürmen, diese Tränen würden die ganze Schminke auflösen. Sie würde alles noch einmal erdulden müssen.

Sie war so überwältigt, dass sie nichts sagen und nichts erklären konnte. Schallan umarmte sie wieder, und Wikim beschwerte sich über diese Zuneigungsbezeugung gerade so, wie er es schon immer getan hatte. Sie hatte die drei dermaßen lange nicht gesehen, und er beschwerte sich? Aus irgendeinem Grund machte sie das noch trunkener vor Glück.

Navani erschien hinter ihnen und blickte über Balats Schulter. »Ich werde die Feier verschieben lassen.«

»Nein!«, sagte Schallan.

Nein. Sie würde es *genießen*. Sie zog ihre Brüder an sich, einen nach dem anderen. »Nach der Hochzeit werde ich alles erklären. Es gibt so *vieles* zu erklären ...«

Als sie Balat umarmte, reichte er ihr einen kleinen Zettel. »Er hat gesagt, ich soll dir das hier geben.«

»Wer?«

»Er hat gesagt, du wüsstest das.« Balat zeigte noch immer diesen heimgesuchten Blick, der einen Schatten über ihn legte. »Was geht hier vor? Wieso kennst du *solche* Leute?«

Sie faltete den Brief auseinander.

Er war von Mraize.

»Hellheit«, sagte Schallan zu Navani, »würdet Ihr meinen Brüdern Ehrenplätze zuweisen?«

»Natürlich.«

Navani nahm die drei jungen Männer mit und entfernte sich zusammen mit Eylita, die vor der Tür auf sie gewartet hatte. Bei den Stürmen! Ihre Brüder waren zurückgekehrt. Sie *lebten*.

»Ein Hochzeitsgeschenk«, stand in Mraizes Mitteilung.

»Eine Bezahlung für geleistete Arbeit. Ihr seht, dass ich meine Versprechen halte. Ich bitte um Entschuldigung für die Verzögerung.

Ich beglückwünsche Euch zu Eurer bevorstehenden Heirat, kleines Messer. Ihr habt Euch gut geschlagen. Ihr habt die

Ungemachte, die sich in diesem Turm befand, in die Flucht geschlagen, und als Bezahlung dafür erlassen wir Euch einen Teil dessen, was Ihr uns für die Zerstörung unseres Seelengießers schuldet.

Eure nächste Mission ist gleichermaßen wichtig. Einer der Ungemachten scheint bereit zu sein, sich von Odium zu lösen. Unsere Ziele und die der Strahlenden stimmen in diesem Punkt überein. Ihr werdet dieses Ungemachte Wesen aufspüren und es überreden, den Geisterblütern zu dienen. Falls Euch das nicht möglich sein sollte, werdet Ihr es einfangen und an uns ausliefern.

Einzelheiten werden folgen.«

Sie senkte das Blatt, dann verbrannte sie es in der Kohlenpfanne, die eigentlich für ihr Gebet bereitgestellt worden war. Also wusste Mraize von Sja-anat. Wusste er auch, dass sich Renarin unbeabsichtigt mit einem ihrer Sprengsel verbunden hatte? Oder war das ein Geheimnis, das Schallan vor den Geisterblütern bewahren konnte?

Nun, darüber würde sie sich später Gedanken machen. Heute musste sie an einer Hochzeit teilnehmen. Sie zog die Tür auf und begab sich nach draußen. Und ging einem Fest entgegen.

Dem Fest, sie selbst zu sein.



Dalinar betrat seine Gemächer, die noch voller Speisen von dem Hochzeitsfest waren, und freute sich, nach all den Feierlichkeiten endlich ein wenig Ruhe und Frieden zu finden. Der Attentäter wartete vor seiner Tür, wie es ihm zur Gewohnheit geworden war. Szeth war der einzige Wächter, den Dalinar im Augenblick hatte, denn Rial und seine übrigen Leibwächter befanden sich allesamt in Brücke Dreizehn – und diese ganze Mannschaft diente als Knappen für Teft.

Dalinar lächelte in sich hinein, ging zu seinem Schreibtisch hinüber und setzte sich. An der Wand ihm gegenüber hing eine Splitterklinge. Es war ein vorübergehender Ort dafür; er musste noch den richtigen

Platz für sie finden. Aber erst einmal wollte er sie in seiner Nähe haben. Die Zeit drängte.

Er nahm die Feder und schrieb.

In den letzten drei Wochen hatte er große Fortschritte gemacht, aber bei jedem einzelnen Buchstaben, den er auf das Papier kratzte, fühlte er sich noch unsicher. Er arbeitete eine gute Stunde daran, bis Navani zurückkehrte und in ihre gemeinsamen Gemächer schlüpfte. Sie trat zum Balkon, öffnete die Tür und ließ das Licht der untergehenden Sonne herein.

Einer ihrer Söhne war nun verheiratet. Adolin war nicht der Mann, für den Dalinar ihn gehalten hatte – aber sollte Dalinar ihm das nicht vergeben? Er tauchte seine Feder in die Tinte, dann schrieb er weiter. Navani trat hinter ihn, legte ihm beide Hände auf die Schultern und betrachtete seine Schreibübungen.

»Hier«, sagte Dalinar und reichte ihr das Blatt. »Erzähl mir, was du davon hältst. Ich bin auf ein Problem gestoßen.«

Während sie las, widerstand er dem Drang, sich nervös hin und her zu bewegen. Das hier war genauso schlimm wie sein erster Tag bei den Schwertmeistern. Navani nickte, lächelte ihn an, nahm die Feder und schrieb einige Bemerkungen auf das Blatt, mit denen sie die Fehler erklärte. »Was ist das für ein Problem?«

»Ich weiß nicht, wie man ›Ich‹ schreibt.«

»Ich habe es dir doch gezeigt. Hier. Hast du es vergessen?« Sie schrieb einige Buchstaben auf. »Nein, warte mal. Du hast das Wort ja einige Male in diesem Text verwendet, also musst du doch wissen, wie es geschrieben wird.«

»Du hast gesagt, in der förmlichen Frauenschrift haben die Pronomen ein Geschlecht, und ich habe mich daran erinnert, dass du mir beigebracht hast, das ›Ich‹ sei weiblich.«

Navani zögerte und hielt die Feder in die Luft. »Oh. Richtig. Ich glaube ... ich meine ... hm. Ich glaube nicht, dass es ein männliches ›Ich‹ gibt. Du kannst die neutrale Form benutzen, wie es auch die Feuerer tun. Oder ... nein, hier. Ich bin ein Idiot.« Sie schrieb einige

Buchstaben auf. »Das hier benutzt du, wenn du ein Zitat von einem Mann in der ersten Person bringst.«

Dalinar rieb sich das Kinn. Die meisten Worte in dem geschriebenen Text waren dieselben wie in einem Gespräch, aber kleine Hinzufügungen, die man nicht laut las, änderten den Kontext. Und dabei war der Subtext – die verborgenen Kommentare des Schreibenden – noch gar nicht in Betracht gezogen. Navani hatte mit einiger Verlegenheit erklärt, dass sie einem Mann, der um eine Lesung bat, niemals vorgetragen wurden.

Wir haben den Frauen die Splitterklingen weggenommen, dachte er und schaute auf jene, die an der Wand hing, gegenüber von seinem Schreibtisch. *Und sie haben uns die Schriftkunde genommen. Ich frage mich, wer das Bessere bekommen hat.*

»Hast du dir schon Gedanken darüber gemacht«, sagte Navani, »wie Kadasch und die Feuerer auf deinen Schreibunterricht reagieren werden?«

»Ich bin doch schon exkommuniziert. Sie können nicht mehr viel tun.«

»Sie könnten dich verlassen.«

»Nein«, sagte Dalinar. »Ich glaube nicht, dass sie das tun werden. Ich glaube eher ... Ich glaube, Kadasch würde mich verstehen. Hast du ihn bei der Hochzeit beobachtet? Er hat die Schriften der alten Theologen gelesen und eine Berechtigung für den modernen Vorinismus zu finden versucht. Er will mir zwar nicht glauben, aber bald wird ihm nichts anderes mehr übrig bleiben.«

Daran schien Navani zu zweifeln.

»Hier«, sagte Dalinar. »Wie hebe ich ein Wort hervor?«

»Setze diese Zeichen da über und unter das Wort, das du betonen möchtest.«

Er nickte dankbar, tauchte wieder seine Feder ein und schrieb das, was er Navani gegeben hatte, noch einmal, wobei er die angemahnten Veränderungen vornahm.

»Die wichtigsten Worte, die ein Mann sagen kann, lauten: ›Ich werde es besser machen.« Das sind allerdings nicht die wichtigsten Worte, die irgendein Mann sagen kann. Ich bin ein Mann, und sie sind das, was ich sagen musste.

Der alte Kodex der Strahlenden Ritter sagt: ›Reise vor Ziel.« Einige nennen das eine Binsenweisheit, aber es ist weitaus mehr. Eine Reise kann Schmerz und Versagen bedeuten. Es sind nicht nur die Schritte vorwärts, die wir akzeptieren müssen. Es ist auch das Stolpern. Die Beschwernis. Das Wissen darum, dass wir versagen werden. Dass wir jenen um uns herum wehtun werden.

Aber wenn wir stehen bleiben, wenn wir die Person akzeptieren, die wir sind, wenn wir stürzen, dann endet die Reise. Dieses Versagen wird zu unserem Ziel.

Die Reise zu lieben bedeutet, ein solches Ende nicht hinzunehmen. Ich habe durch schmerzhaftes Erfahrung herausgefunden, dass der wichtigste Schritt, den ein Mensch machen kann, immer der nächste ist.

Ich bin sicher, dass sich einige durch diese Aufzeichnungen bedroht fühlen werden. Andere dagegen werden sich vielleicht eher befreit fühlen. Die meisten aber werden den Eindruck haben, dass dieser Text gar nicht existieren sollte.

Ich muss ihn trotzdem schreiben.«

Zufrieden lehnte er sich zurück. Es schien, dass er mit dem Öffnen dieser Tür eine neue Welt betreten hatte. Er konnte den *Weg der Könige* lesen. Er konnte die Biographie Gavilars lesen, die seine Nichte geschrieben hatte. Er konnte seine eigenen Befehle an jene Männer niederschreiben, die ihm folgen würden.

Noch wichtiger war, dass er dies hier niederschreiben konnte: seine Gedanken, seine Schmerzen, sein *Leben*. Er sah zur Seite und bemerkte, wie Navani die leeren Blätter, um die er sie gebeten hatte, auf seinen Schreibtisch legte. Es waren zu wenige. Viel zu wenige.

Er tauchte seine Feder wieder in die Tinte. »Würdest du die Balkontür wieder schließen, mein Edelsteinherz?«, bat er sie. »Das Sonnenlicht lenkt mich von dem anderen Licht ab.«

»Dem anderen Licht?«

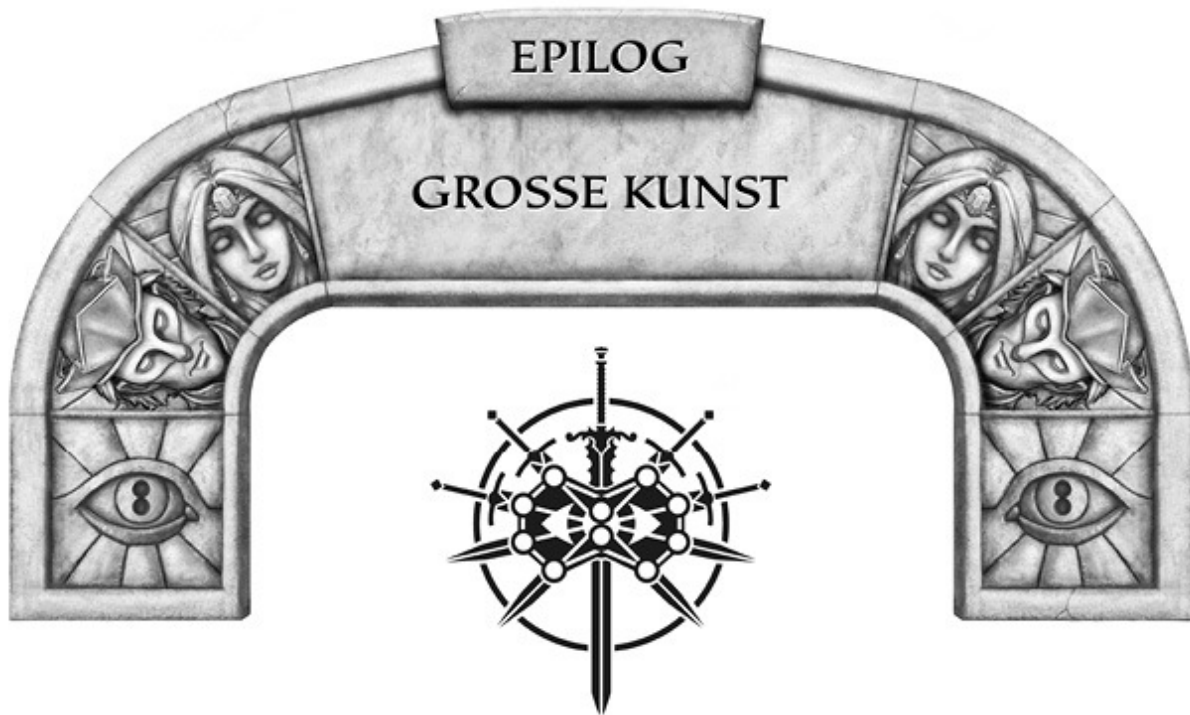
Geistesabwesend nickte er. Was kam als Nächstes? Wieder betrachtete er die vertraute Splitterklinge. Breit wie er – und dick, wie er es manchmal auch war – und mit einem Haken am Ende. Sie war das beste Zeichen seiner Ehre und seiner Demütigung. Sie hätte Fels, dem Hornesser-Brückenmann gehören sollen. Er hatte Amaram getötet und sie errungen, zusammen mit zwei weiteren Splintern.

Fels hatte darauf bestanden, dass Dalinar Eidbringer an sich nahm. Eine beglichene Schuld, hatte der Windläufer erklärt. Widerstrebend hatte Dalinar zwar zugestimmt, aber er hatte die Splitterklinge erst dann angefasst, nachdem er sie mit einem Tuch umwickelt hatte.

Als Navani die Balkontür zuzog, schloss er die Augen und spürte die Wärme eines fernen, unsichtbaren Lichts. Dann lächelte er, und mit einer Hand, die noch so unsicher war wie die Beine eines Kindes, das seine ersten Schritte machte, nahm er sich ein neues leeres Blatt vor und schrieb darauf den Titel seines Buches.

Eidbringer, mein Ruhm und meine Schande.

Geschrieben von der Hand Dalinar Kholins.



Jede große Kunst wird gehasst«, sagte Schelm.

Er schlurfte einen Schritt weiter in der Reihe, in der er sich mit hunderten anderer Personen befand.

»Es ist geradezu obszön schwer, wenn nicht gar unmöglich, etwas zu erschaffen, das niemand hasst«, fuhr Schelm fort. »Umgekehrt ist es unglaublich leicht, wenn nicht gar gefordert, etwas zu erschaffen, das niemand liebt.«

Auch Wochen nach dem Fall Kholinars roch es an diesem Ort noch nach Rauch. Obwohl die neuen Herren der Stadt zehntausende Menschen vor die Mauer geschickt hatten, wo sie das Land bestellen mussten, würde es noch Monate, wenn nicht gar Jahre dauern, bis Kholinar neu besiedelt war.

Schelm stach dem Mann vor ihm einen Finger zwischen die Schulterblätter. »Das ergibt einen Sinn, wenn man lange genug darüber nachdenkt. In der Kunst geht es um *Gefühle*, um *Untersuchungen* und auch darum, *sich an Orte zu begeben, an denen nie zuvor ein Mensch gewesen ist, um dort neue Dinge zu finden und zu erforschen*. Die einzige Möglichkeit, etwas zu

erschaffen, das niemand hasst, besteht darin, dafür zu sorgen, dass es gleichfalls nicht geliebt werden kann. Wenn du alle Gewürze aus der Suppe nimmst, schmeckt sie am Ende wie Wasser.«

Der grob wirkende Mann vor ihm drehte sich um, sah ihn an und wandte sich wieder von ihm ab.

»Der menschliche Geschmack ist so unterschiedlich wie die menschlichen Fingerabdrücke«, sagte Schelm. »Niemand mag alles, jeder mag irgendetwas nicht, jemand mag das, was du hasst – aber gehasst zu werden ist besser als gar nichts. Um eine Metapher zu bemühen: In einem guten Gemälde geht es oft um den Kontrast: das hellste Hell und das dunkelste Dunkel. Kein grauer Brei. Dass etwas gehasst wird, beweist noch nicht, dass es große Kunst ist, aber das Fehlen von Hass stellt sicherlich einen Beweis dafür dar, dass es *keine* große Kunst ist.«

Sie schlurften einen weiteren Schritt voran.

Er stach dem Mann erneut in die Schulter. »Und so, mein lieber Herr, versuche ich bloß, meine eigene Kunst zu verbessern, wenn ich sage, dass du die Verkörperung der Widerwärtigkeit bist. Du siehst so hässlich aus, dass es wirkt, als hätte jemand versucht – und wäre dabei gescheitert –, die Warzen in deinem Gesicht durch die Anwendung von Schmirgelpapier zu entfernen. Du bist weniger ein menschliches Wesen als vielmehr ein Misthaufen mit gewissen Ansprüchen und Erwartungen. Nähme jemand einen Stock und schläge dich damit wiederholt, würde das deine Wirkung nur verbessern.

Dein Gesicht entzieht sich jeder Beschreibung, aber nur, weil allen Dichtern bei deinem Anblick übel wird. Du bist das, womit Eltern ihre Kinder erschrecken, auf dass sie gehorsam sind. Ich würde dir ja raten, einen Sack über den Kopf zu stülpen, aber man muss auch an den armen Sack denken! Die Theologen benutzen dich als Beweis für die Existenz Gottes, denn hinter einer solchen Scheußlichkeit kann nur Absicht stecken.«

Der Mann erwiderte nichts. Da stach ihn Schelm wieder, und nun murmelte er etwas auf Thaylenisch.

»Du ... du sprichst kein Alethi, nicht wahr?«, fragte Schelm. »Natürlich nicht.« Das passte.

Nun, es wäre langweilig, all das auf Thaylenisch zu wiederholen. Also ging Schelm an dem Mann vorbei und setzte sich vor ihn in die Reihe. Das endlich rief eine Reaktion hervor. Der bullige Mann packte Schelm und wirbelte ihn herum, dann schlug er ihm ins Gesicht.

Schelm fiel rückwärts auf den Steinboden. Die Reihe schlurfte weiter; die Menschen weigerten sich, ihn anzusehen. Vorsichtig betastete er seinen Mund. Ja ... es schien, dass ...

Ein Zahn war herausgebrochen. »Erfolg!«, sagte er auf Thaylenisch und mit einem schwachen Lispeln. »Vielen Dank, guter Mann. Ich bin froh, dass du meine Aktionskunst zu schätzen weißt – zumindest nachdem ich mich vorgedrängt habe.«

Schelm warf den Zahn beiseite, stand auf und machte sich daran, seine Kleidung abzustauben. Dann hielt er inne. Er hatte schließlich hart gearbeitet, um den Staub aufzutragen. Also steckte er die Hände in die Taschen seines zerschlissenen braunen Mantels und schlenderte durch eine Gasse davon. Er kam an ächzenden Menschen vorbei, die um Erlösung und Gnade winselten. Er nahm es auf und ließ es wirken.

Es war keine Maske, die er aufsetzte. Sondern echter Kummer. Echter Schmerz. Weinen ertönte überall um ihn herum, als er sich in den Teil der Stadt begab, der dem Palast am nächsten lag. Nur die Hoffnungslosesten und die Elendsten wagten es, hier zu bleiben, in der Nähe der Invasoren und ihrer wachsenden Macht.

Er umrundete den Hof und trat vor die große Treppe, die nach oben zum Palast führte. War es Zeit für seine große Darbietung? Seltsamerweise zögerte er. Sobald er diese Treppe hochschritt, war er dazu verpflichtet, die Stadt zu verlassen.

Er hatte ein viel besseres Publikum bei diesen armen Leuten hier gefunden, als es ihm unter den Hellaugen Alethkars je begegnet war.

Seine Zeit hier hatte er genossen. Doch wenn Rayse erfuhr, dass sich Schelm in der Stadt befand, würde er seinen Streitkräften befehlen, sie dem Erdboden gleichzumachen – und das würde er als geringen Preis für die bestenfalls ungewisse Aussicht darauf ansehen, Schelm ein Ende zu bereiten.

Er wartete noch ein wenig, dann bewegte er sich quer über den Hof und sprach leise mit einigen der Leute, die er während der letzten Wochen kennengelernt hatte. Schließlich hockte er sich neben Kheni, die noch immer ihre leere Wiege schaukelte und mit gleichermaßen leeren Augen auf den Platz schaute.

»Es fragt sich«, flüsterte er ihr zu, »wie viele Leute ein Kunststück lieben müssen, damit es interessant und wertvoll wird. Wenn du unausweichlich Hass hervorrufen wirst, wie viel Freude und Genuss sind dann erforderlich, um ein Gleichgewicht herzustellen?«

Sie gab keine Antwort. Ihr Mann befand sich wie immer in der Nähe.

»Wie sind meine Haare?«, fragte Schelm Kheni. »Oder vielmehr: Wie ist mein Mangel an Haaren?«

Wieder: keine Antwort.

»Der fehlende Zahn ist eine neue Hinzufügung«, sagte Schelm und betastete die Lücke. »Ich glaube, er verleiht mir eine besondere Note.«

Aufgrund der unterdrückten Heilfähigkeit würde es mehrere Tage dauern, bis der Zahn nachgewachsen war. Der richtige Trank hatte dazu geführt, dass ihm das Haar in Büscheln ausgefallen war.

»Soll ich mir ein Auge ausstechen?«

Kheni sah ihn ungläubig an.

Du hörst also doch zu. Er klopfte ihr auf die Schulter. *Noch einer. Noch einer, dann gehe ich.*

»Warte hier«, sagte er zu ihr und schritt dann eine abzweigende Gasse entlang, die nach Norden führte. Er hob einige Fetzen auf – die Überreste eines Sprengsel-Kostüms. Es waren nicht viele davon übrig geblieben. Er nahm eine Schnur aus seiner Tasche und wickelte sie um die Fetzen.

In der Nähe waren mehrere Gebäude den Angriffen des Donnerbrockens zum Opfer gefallen. In einem von ihnen spürte er Leben, und als er auf die Trümmer zuing, streckte sich ein kleines schmutziges Gesicht heraus.

Er lächelte das Mädchen an.

»Deine Zähne sehen aber heute komisch aus«, sagte sie zu ihm.

»Diese Aussage nehme ich dir übel, denn das Komische sind nicht die Zähne, sondern es ist das Fehlen eines Zahnes.« Er streckte ihr die Hand entgegen, aber sie wich in das Innere des Schutthaufens zurück.

»Ich darf Mama nicht allein lassen«, flüsterte sie.

»Das verstehe ich«, sagte Schelm, nahm die Stofffetzen und die Schnur heraus und formte beides zum Umriss einer kleinen Puppe.

»Die Antwort auf die Frage quält mich schon seit einiger Zeit.«

Das kleine Gesicht lugte wieder hervor und betrachtete die Puppe.

»Die Frage?«

»Die Frage, die ich vorhin gestellt habe«, sagte Schelm. »Die, die du nicht hören konntest. Weißt du die Antwort?«

»Du bist unheimlich.«

»Richtige Antwort, aber falsche Frage.« Er ließ die kleine Puppe über die geborstene Straße spazieren.

»Für mich?«, flüsterte das Mädchen.

»Ich muss die Stadt verlassen«, sagte er. »Und ich kann sie nicht mitnehmen. Jemand muss auf sie aufpassen.«

Eine schmutzige Hand streckte sich der Puppe entgegen, aber Schelm zog sie zurück. »Sie hat Angst vor der Dunkelheit. Du musst sie ins Licht bringen.«

Die Hand verschwand in den Schatten. »Ich kann Mama nicht allein lassen.«

»Das ist zu schade«, sagte Schelm. Er hob die Puppe an seine Lippen und flüsterte einige auserlesene Worte.

Als er sie wieder abstellte, ging sie aus eigener Kraft weiter. Ein leises Keuchen war in den Schatten zu hören. Die kleine Puppe

tapste auf die Straße zu. Schritt für Schritt für Schritt ...

Das Mädchen, das etwa vier Jahre alt war, kam schließlich aus den Schatten hervor und rannte hinter der Puppe her. Schelm stand auf und säuberte sich die Hände an seinem Mantel, der nun grau war. Das Mädchen hob die Puppe auf und umarmte sie, und Schelm hob das Mädchen auf und entfernte sich von dem Trümmergebäude – und von den Knochen eines Beins, das aus dem Innern herausragte.

Er trug das Mädchen zu dem Platz, schob die leere Wiege von Kheni leise weg und kniete sich vor sie. »Ich glaube, als Antwort auf meine Frage ... ich glaube, es ist nur eine einzige Person nötig.«

Sie blinzelte, und dann sah sie das Kind in seinen Armen an.

»Ich muss die Stadt verlassen«, sagte Schelm. »Und jemand muss sich um sie kümmern.«

Er wartete, bis Kheni endlich die Arme ausstreckte. Schelm gab ihr das Kind, dann erhob er sich. Khenis Mann ergriff seinen Arm und lächelte. »Kannst du nicht noch ein wenig bleiben?«

»Ich glaube, du bist der Erste, der mich das fragt, Cob«, sagte Schelm. »Und um die Wahrheit zu sagen: Dieses Gefühl macht mir Angst.« Er zögerte, dann bückte er sich und berührte die Puppe in den Händen des Kindes. »Vergiss, was ich dir vorhin gesagt habe«, flüsterte er. »Pass stattdessen auf *sie* auf.«

Er drehte sich um und stieg die Treppe zum Palast hinauf.

Während er ging, begann er mit dem Schauspiel. Das Zucken des Wahnsinns, der schlurfende Schritt. Er kniff das eine Auge zu, beugte sich vor, atmete abgerissen und rasselnd. Dann murmelte er in sich selbst hinein und zeigte seine Zähne – aber nicht den, der fehlte, denn das war unmöglich.

Er schritt in den Schatten des Palastes und in den der Wächterin, die über ihm in der Luft schwebte, während der Wind ihre lange Robe kräuselte. Vatwha lautete ihr Name. Vor tausenden von Jahren hatte er mit ihr getanzt. Wie all die anderen war sie später dazu ausgebildet worden, nach ihm zu suchen.

Aber die Ausbildung war nicht gut genug gewesen. Als er unter ihr herging, schenkte sie ihm kaum einen Blick. Er beschloss, dies nicht als Beleidigung zu verstehen, denn es war genau das, was er wollte. Er musste wie Suppe sein, die so fade war, dass sie nach Wasser schmeckte. Wie schade. In diesem Fall war seine Kunst dann am besten, wenn sie nicht wahrgenommen wurde.

Vielleicht würde er seine Philosophie überarbeiten müssen.

Er ließ den Wachtposten hinter sich und fragte sich, ob es wohl jemand für verwunderlich hielt, dass die Verschmolzenen so viel Zeit in diesem eingestürzten Teil des Palastes verbrachten. Fragte sich jemand, warum sie hier so hart arbeiteten, Steinblöcke wegschafften und Mauern niederrissen?

Es war gut zu wissen, dass sein Herz noch immer flatterte, wenn er ein Schauspiel zum Besten gab. Er schlich sich an die Arbeiten heran, und zwei einfachere Sänger-Wächter befahlen ihm fluchend, er solle sich zu den übrigen Bettlern in den Garten begeben. Er verneigte sich mehrmals und versuchte ihnen einigen Tand aus seiner Tasche zu verkaufen.

Der eine Sänger schob ihn aus dem Weg, und er reagierte wie in Panik. Er hastete an ihnen vorbei und eine Rampe hoch zu den Hauptarbeiten. Einige Handlanger spalteten Steine, und ein Blutfleck war auf dem Boden zu sehen. Die beiden Sänger-Wächter riefen ihm zu, er solle verschwinden. Schelm machte eine verängstigte Miene und beeilte sich zu gehorchen, aber er stolperte und fiel gegen die Palastwand – gegen einen Teil, der noch stand.

»Sieh«, sagte er zu der Wand, »du hast kaum eine Wahl.«

Die Verschmolzenen über ihm sahen ihn an.

»Ich weiß, dass dir jemand anders lieber wäre«, sagte Schelm, »aber jetzt ist nicht die Zeit, wählerisch zu sein. Du bist der Grund dafür, dass ich in dieser Stadt bin; dessen bin ich mir inzwischen sicher.«

Die beiden Sänger-Wächter näherten sich ihm; der eine verneigte sich entschuldigend vor den Verschmolzenen in der Luft. Sie hatten

noch nicht begriffen, dass ein solches Verhalten die Ehrwürdigen Sängern recht wenig beeindruckte.

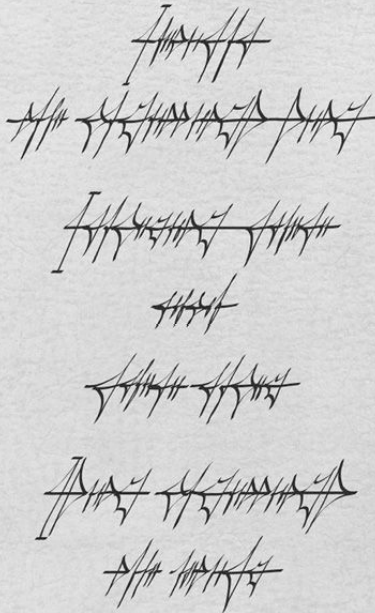
»Entweder du gehst jetzt mit mir«, sagte Schelm zu der Wand, »oder du wartest ab und wirst gefangen. Ehrlich gesagt weiß ich nicht einmal, ob du genug Verstand hast, um mir zuzuhören. Aber wenn du ihn hast, dann solltest du wissen, dass ich dir Wahrheiten geben werde. Und ich kenne einige sehr *saftige* Wahrheiten.«

Die Wächter hatten ihn erreicht. Schelm stieß gegen sie und drückte sich wieder an die Wand.

Etwas glitt aus einer Spalte in der Mauer. Es war ein Muster, das sich bewegte und den Stein sprenkelte. Es kroch auf seine Hand, die er sogleich in seine zerfetzte Kleidung steckte, als ihn die Wachen unter den Armen packten und hinaus in den Garten schleiften. Dort warfen sie ihn zwischen die Bettler.

Sobald sie gegangen waren, rollte sich Schelm herum und betrachtete das Muster, das nun seine Handfläche bedeckte. Es schien zu zittern.

»Leben vor Tod, kleines Wesen«, flüsterte Schelm.



SCHLUSSBEMERKUNG

Vereinigt, von neuen Anfängen singt: „Zum Trotz
der Wahrheit, lieben. Der Wahrheit trotzen!“
Singt Anfänge, neu Vereinigte.

Ketek, geschrieben von Jasnah Kholin anlässlich der
Hochzeitsfeierlichkeiten ihres Mündels Schallan Davar

ARS ARCANUM

DIE ZEHN ESSENZEN UND IHRE HISTORISCHEN BEZIEHUNGEN

Nummer	Edelstein	Essenz	Körperlicher Bezugspunkt	Seelengießerische Fähigkeit	Vorrangige/nachrangige göttliche Eigenschaften
1 Jes	Saphir	Zephyr	Einatmen	Durchscheinendes Gas, Luft	Schutz/Führen
2 Nan	Rauchstein	Dunst	Ausatmen	Undurchsichtiges Gas, Rauch, Nebel	Gelehrt/gebend
3 Chach	Rubin	Funke	Die Seele	Feuer	Tapfer/gehorsam
4 Vev	Diamant	Lucentia	Die Augen	Quarz, Glas, Kristall	Liebevoll/heilend
5 Palah	Smaragd	Brei	Das Haar	Holz, Pflanzen, Moos	Gerecht/zuversichtlich
6 Schasch	Granat	Blut	Das Blut	Blut, alle nicht öligen Flüssigkeiten	Schöpferisch/aufrichtig
7 Betab	Zirkon	Talg	Öl	Alle Arten von Öl	Weise/vorsichtig
8 Kak	Amethyst	Folie	Die Nägel	Metall	Resolut/erbauend
9 Tanat	Topas	Talus	Der Knochen	Fels und Stein	Verlässlich/einfallsreich
10 Ischi	Heliodor	Sehne	Fleisch	Fleisch (menschliches und tierisches)	Fromm/lenkend

Die vorstehende Liste ist eine unvollkommene Zusammenstellung des traditionellen Vorin-Symbolismus, der in Beziehung zu den Zehn Essenzen steht. In ihrer Gesamtheit bilden sie das Doppelauge des Allmächtigen, ein Auge mit zwei Pupillen, das die Erschaffung der Pflanzen und Geschöpfe darstellt. Dies ist auch die Grundlage für die Form des Stundenglases, das oft mit den Strahlenden Rittern in Verbindung gebracht wird.

Alte Gelehrte haben auch die zehn Orden der Strahlenden Ritter auf diese Liste gesetzt, zusammen mit den Herolden, von denen jeder eine althergebrachte Beziehung zu einer der Zahlen und Essenzen besaß.

Ich bin mir noch nicht sicher, wie die zehn Stufen des Bindens der Leere oder ihre Verwandte, die Alte Magie, in dieses Schema passen, falls sie dort überhaupt hineingehören. Meine Nachforschungen deuten schon an, dass es tatsächlich eine weitere Reihe von Fähigkeiten gibt, die noch esoterischer sind als die des Bindens der Leere. Vielleicht passte die Alte Magie dort hinein,

obwohl ich allmählich vermute, dass es sich bei ihr um etwas vollkommen anderes handelt.

Ich bitte zu bemerken, dass ich gegenwärtig glaube, dass das Konzept des »körperlichen Bezugspunktes« eher eine Frage der philosophischen Interpretation als eines tatsächlichen Attributs dieser Investitur und ihrer Manifestationen ist.

DIE ZEHN WOGEN

Als Gegenstücke zu den Essenzen, den klassischen Elementen, die auf Roschar verehrt und angewendet wurden, dienen die Zehn Wogen. Diese – gedacht als fundamentale Kräfte, durch welche die Welt erhalten wird – sind eigentlich eine Repräsentation von zehn grundlegenden Fähigkeiten, die den Herolden und später den Strahlenden Rittern durch ihre Bande verliehen wurden.

Haftung: Die Woge des Drucks und des Vakuums

Gravitation: Die Woge der Schwerkraft

Division: Die Woge der Zerstörung und des Verfalls

Abrasion: Die Woge der Reibung

Progression: Die Woge des Wachsens und Heilens oder des Neuwachsens

Illumination: Die Woge des Lichts, des Klangs und verschiedener Wellenformen

Transformation: Die Woge des Seelengießens

Transportation: Die Woge der Bewegung und der realmatischen Transition

Kohäsion: Die Woge der starken axialen Verbindung

Tension: Die Woge der schwachen axialen Verbindung

ÜBER DIE ERSCHAFFUNG DER FABRIALE

Bisher wurden fünf Gruppen von Fabrialen entdeckt. Die Methoden ihrer Erschaffung werden von der Gemeinschaft der Fabrialkünstlerinnen sorgsam gehütet, aber sie scheinen das Werk passionierter Wissenschaftlerinnen zu sein und im Gegensatz zum mystischen Wogenbinden zu stehen, wie es von den Strahlenden Rittern durchgeführt wurde. Ich bin immer mehr davon überzeugt, dass die Erschaffung dieser Geräte eine erzwungene Versklavung transformativer kognitiver Wesenheiten nötig macht, die bei den örtlichen Gemeinschaften als »Sprengsel« bekannt sind.

Verändernde Fabriale

Verstärker: Diese Fabriale sind so gestaltet, dass sie etwas verstärken. Sie können Hitze, Schmerz oder sogar einen nicht allzu starken Wind hervorrufen. Sie werden – wie alle Fabriale – mit Sturmlicht betrieben. Am besten scheinen sie bei Kräften, Gefühlen und Sinneseindrücken zu funktionieren.

Die sogenannten Halbsplitter von Jah Keved werden aus dieser Art von Fabrialen hergestellt, die mit einem Metallstück verbunden werden, was ihre Haltbarkeit verstärkt. Ich habe Fabriale dieses Typs gesehen, in denen viele verschiedene Edelsteine steckten. Ich vermute, dass jeder der zehn Polsteine darin wirken wird.

Verminderer: Diese Fabriale bewirken das Gegenteil der Verstärker und scheinen denselben Beschränkungen wie ihre Vettern zu unterliegen. Diejenigen Fabrialkünstlerinnen, die mich in ihr Vertrauen gezogen haben, glauben offenbar, dass sogar noch größere Fabriale als jene möglich sind, die wir bislang hergestellt haben, was besonders auf die Verstärker und Verminderer zutrifft.

Paarbildende Fabriale

Vereiniger: Durch das Aufladen eines Rubins und mit einer Methode, die mir nicht enthüllt wurde (auch wenn ich einen Verdacht habe), kann ein vereinigtes Paar von Edelsteinen erschaffen werden. Dieser Prozess macht es nötig, den ursprünglichen Rubin zu zerteilen. Die beiden Hälften rufen dann über eine bestimmte räumliche Entfernung hinweg parallele Reaktionen hervor. Spannfedern sind die gewöhnlichste Form dieses Fabrialtyps.

Die Kräfte werden dabei bewahrt. Wenn eines zum Beispiel mit einem schweren Stein verbunden ist, benötigt man dieselbe Kraft, um das verbundene Fabrial zu heben, die man einsetzen müsste, um den Stein zu heben. Bei der Erschaffung des Fabrials scheint ein Prozess genutzt zu werden, durch den sich bestimmen lässt, wie weit die beiden Hälften voneinander entfernt sein dürfen, um noch eine Wirkung hervorzurufen.

Umkehrer: Wenn man einen Amethyst anstelle eines Rubins benutzt, kann man ebenfalls vereinigte Hälften eines Edelsteins erschaffen, aber diese beiden arbeiten dann in *entgegengesetzte* Richtungen. Wenn man zum Beispiel den einen anhebt, wird der andere niedergedrückt.

Diese Fabriale sind erst vor kurzer Zeit entdeckt worden, und schon werden die Möglichkeiten ihres Einsatzes erforscht. Diese Art von Fabrialen scheinen gewissen Beschränkungen zu unterliegen, aber ich konnte bislang nicht herausfinden, worin sie bestehen.

Warnfabriale

Hierbei gibt es nur eine einzige Art von Fabrialen, die landläufig als Warner bekannt geworden sind. Ein Warner kann jemanden vor einem Gegenstand in der Nähe, einem Gefühl, einer Sinnesempfindung oder einem Phänomen warnen. Diese Fabriale nutzen als Brennpunkt einen Heliodor. Ich weiß nicht, ob dies der einzige Edelstein ist, mit dem sie zusammenwirken, oder ob Heliodore aus einem anderen Grund benutzt werden.

Bei dieser Art von Fabrial bestimmt die Menge an Sturmlicht, mit der man es auflädt, seine Reichweite. Daher ist die Größe des Edelsteins in diesem Fall sehr wichtig.

WINDLAUFEN UND PEITSCHEN

Die Berichte über die seltsamen Fähigkeiten des Attentäters in Weiß haben mich zu einigen Informationsquellen geführt, die, wie ich annehme, allgemein unbekannt sind. Die Windläufer waren ein Orden der Strahlenden Ritter und haben zwei grundlegende Arten des Wogenbindens praktiziert. Die Auswirkungen dieses Wogenbindens waren unter den Mitgliedern des Ordens als die drei Arten des Peitschens bekannt.

Einfaches Peitschen: Änderung der Schwerkraft

Diese Art von Peitschen war diejenige, die im Orden am häufigsten benutzt wurde, auch wenn es nicht die einfachste war. (Diese Auszeichnung gebührt dem Vollen Peitschen, siehe unten.) Das Einfache Peitschen bedeutete die Aufhebung des Gravitationsbandes zwischen einem Wesen oder einem Gegenstand und dem Planeten unter ihm und verband es zeitweise mit einem anderen Gegenstand oder einer anderen Richtung.

Dies erzeugte eine Veränderung der Schwerkraft und drehte die Energien des Planeten um. Das Einfache Peitschen erlaubte es einem Windläufer, die Wände hochzulaufen, Gegenstände und Personen in die Luft zu schleudern und ähnliche Effekte hervorzurufen. Wenn ein Windläufer in der Beherrschung dieser Art des Peitschens weit fortgeschritten war, konnte er sich leichter machen, indem er einen Teil seiner Körpermasse an einen Gegenstand über sich band. (Mathematisch gesprochen wurde das Gewicht einer Person halbiert, wenn sie ein Viertel ihrer Masse an etwas über sich band. Wenn sie die Hälfte ihrer Masse an einen Gegenstand über sich band, machte sie sich dadurch schwerelos.)

Mehrmaliges Einfaches Peitschen konnte auch einen Gegenstand oder eine Person mit dem doppelten, dreifachen oder mehrfachen Eigengewicht nach unten drücken.

Volles Peitschen: Das Zusammenbinden von Objekten

Ein Volles Peitschen scheint auf den ersten Blick dem Einfachen Peitschen sehr ähnlich zu sein, aber es gehorcht völlig anderen Prinzipien. Während das eine mit der Schwerkraft zu tun hatte, unterlag das andere der Kraft (oder der Woge, wie es die Strahlenden nannten) der Haftung, denn es band Gegenstände so zusammen, als wären sie nur ein einziges Ding. Ich glaube, diese Woge hat etwas mit dem atmosphärischen Druck zu tun.

Um ein Volles Peitschen durchzuführen, lud ein Windläufer einen Gegenstand mit Sturmlicht auf und drückte ihn dann gegen einen anderen Gegenstand. Die beiden Gegenstände wurden dann durch ein äußerst kräftiges Band zusammengehalten, als wären sie gemeinsam von einer Woge der Kraft erfasst worden. Und es war kaum möglich, sie wieder voneinander zu trennen. Die meisten Materialien brachen eher auseinander, als dass das Band zwischen ihnen durchtrennt wurde.

Umgekehrtes Peitschen: Aufladen eines Gegenstandes mit Gravitationszug

Ich glaube, dass dies nur eine besondere Abart des Einfachen Peitschens war. Dieses Peitschen erforderte von allen drei Arten das wenigste Sturmlicht. Der Windläufer lud etwas auf, gab einen geistigen Befehl und verlieh dem Gegenstand dadurch Schwerkraft, wodurch andere Objekte von ihm angezogen wurden.

Im Prinzip erschuf dieses Peitschen eine Blase um den Gegenstand herum, die das spirituelle Band zwischen ihm und dem Boden nachahmte. Daher fiel es bei dieser Art des Peitschens viel schwerer, auf Dinge einzuwirken, die den Boden berührten, da ihre Verbindung mit dem Planeten dort am stärksten war. Fallende oder fliegende Gegenstände waren am leichtesten zu beeinflussen. Auch auf andere Dinge konnte eingewirkt werden, aber dazu war weitaus mehr Sturmlicht und Geschick erforderlich.

Lichtweben

Eine zweite Form des Wogenbindens bezieht sich auf die Manipulation von Licht und Klang bei der Erschaffung von Illusionen, wie sie überall im Kosmeer bekannt sind. Aber im Gegensatz zu den Variationen, die auf Sel existieren,

weist diese Methode ein mächtiges spirituelles Element auf und bedarf nicht nur eines voll ausgeprägten geistigen Bildes, sondern auch einer bestimmten Verbindung mit und zu ihm. Die Illusion fußt nicht nur auf dem, was sich der Lichtweber vorstellt, sondern auch auf dem, was er zu erschaffen *wünscht*.

In vielfacher Hinsicht ist diese Fähigkeit der yolischen Variante am ähnlichsten, was ich als sehr aufregend empfinde. Ich wünschte, ich könnte mich mehr in diese Fähigkeit vertiefen, um ein volles Verständnis darüber zu erlangen, wie sie mit den kognitiven und spirituellen Attributen zusammenhängt.

Seelengießen

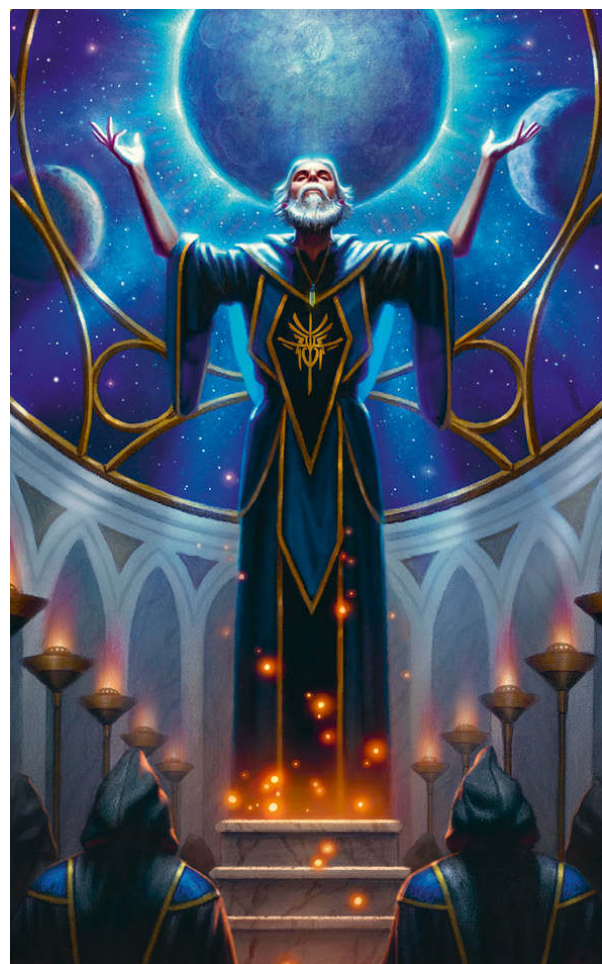
Wesentlich für die Ökonomie Roschars ist die Kunst des Seelengießens, durch die eine Form von Materie unmittelbar in eine andere verwandelt wird, indem ihre spirituelle Natur verändert wird. Dies wird auf Roschar mithilfe von Instrumenten erreicht, die als Seelengießer bekannt sind. Diese Geräte (deren Mehrheit darauf eingestellt zu sein scheint, Stein in Getreide oder Fleisch umzuwandeln) dienen zur Ernährung von Armeen oder zur Aufstockung des Angebots städtischer Nahrungsmittelläden. Sie haben es den Reichen auf Roschar (wo Wasser wegen des häufigen Großsturmregens niemals knapp ist) ermöglicht, Armeen aufzustellen, die ansonsten nicht vorstellbar wären.

Was mich am Seelengießen zutiefst fasziniert, ist jedoch das, was wir daraus für die Welt und ihre Investitur folgern können. Zum Beispiel sind bestimmte Edelsteine zur Hervorbringung bestimmter Ergebnisse erforderlich. Wenn man Getreide erschaffen will, muss der Seelengießer jedoch auf diese Umwandlung eingestellt sein und einen Smaragd (keinen anderen Edelstein) besitzen. Darauf gründet sich ein Wirtschaftssystem, das nicht auf der Seltenheit der Edelsteine basiert, sondern auf ihren Möglichkeiten. Da bei einigen dieser Edelsteine die chemische Struktur gleich ist, stellt die *Farbe* (abgesehen von den Unreinheiten des Steins) den wichtigsten Wertfaktor dar. Diese Wichtigkeit der Farbe ist bemerkenswert, insbesondere im Hinblick auf ihre Beziehung zu anderen Formen der Investitur.

Diese Beziehung muss wesentlich für die Erschaffung der Tabelle gewesen sein, die ich oben mitgeteilt habe und die zwar keine großen wissenschaftlichen Erkenntnisse verschafft, aber eng mit den Überlieferungen verbunden ist, die sich um das Seelengießen ranken. Ein Smaragd kann zur Erschaffung von Nahrungsmitteln eingesetzt werden und wird daher traditionell mit einer ähnlichen Essenz verbunden. Es wird angenommen, dass es auf Roschar zehn Elemente gibt und nicht die traditionellen vier oder sechzehn, je nach der örtlichen Tradition.

Seltsamerweise scheinen diese Edelsteine mit den ursprünglichen Fähigkeiten der Seelengießer verbunden zu sein, die einen Orden der Strahlenden Ritter dargestellt haben – aber sie sind wohl nicht wesentlich für die tatsächliche Investitur, wenn sie von einem lebenden Strahlenden durchgeführt wird. Ich kenne die Verbindung zwar nicht, aber sie scheint etwas Wertvolles anzudeuten.

Die Seelengießer als Instrumente wurden erschaffen, um die Fähigkeiten der Woge des Seelengießens (oder der Transformation) zu *imitieren*. Dies ist eine *weitere* mechanische Imitation von etwas, das früher nur einigen wenigen im Rahmen einer Kunst der Investitur zustand. Die Ehrenklingen von Roschar sind möglicherweise das erste Beispiel dafür – aus einer tausendjährigen Vergangenheit. Ich glaube, dies ist für die Entdeckungen auf Scadrial und die Kommodifizierung der Allomantie und Ferrochemie bedeutend.











Sie wollen gleich weiterlesen? Unsere Empfehlungen für Sie...

Brandon Sanderson

Der Weg der Könige

Roman



KOSTENLOS REINLESEN



[Kostenlos reinlesen](#)

Roschar ist eine sturmtoste Welt, die über Jahrtausende von übermenschlichen Kriegern regiert wurde, deren Schwerter jedes Leben auslöschen konnten. Doch die Krieger sind verschwunden und Roschar droht zu zerfallen. Das Schicksal der Welt liegt nun in den Händen derer, die es wagen, die magischen Schwerter zu ergreifen . . . Mit „Der Weg der Könige“ eröffnet Brandon Sanderson das große

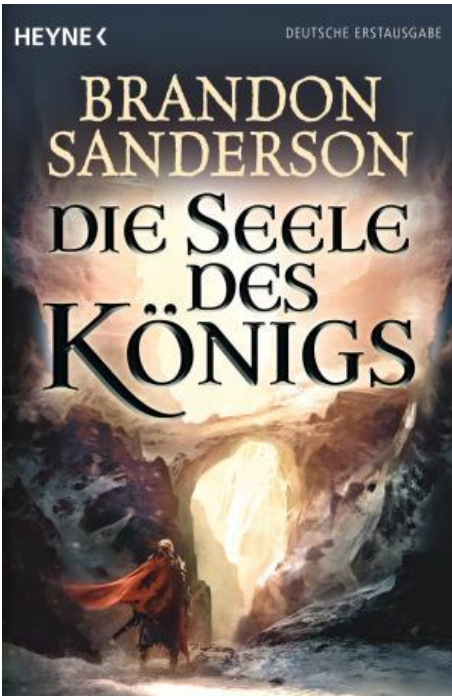
Fantasy-Epos des 21. Jahrhunderts und zieht seine Leser in eine Welt, wie sie noch nie zuvor in der Literatur erschaffen wurde. Dies ist die Geschichte von Dalinar, Heerführer von Alethkar und Bruder des ermordeten Königs. Seit dem Tod des Königs sind die Fürsten des mächtigsten Reiches von Roschar zerstritten, und der Krieg mit dem Barbarenvolk im Osten zieht sich länger hin als erwartet. Dabei trägt Fürst Dalinar nicht nur schwer an dem Vermächtnis seines toten Bruders, sondern auch an den unheimlichen Visionen, die ihn des Nachts überfallen: Visionen aus einem vergangenen Zeitalter, als die Völker von Roschar vereint waren, als die Menschen noch Seite an Seite mit den Göttern kämpften und die magischen Schwerter dem Schutz des Lebens dienten. Visionen, die in Fürst Dalinar nicht nur eine neue Hoffnung auf Einheit unter den Menschen wecken, sondern auch eine tiefe Furcht. Denn noch weiß keiner, welches Schicksal die Zukunft von Roschar für all jene bereithält, die das Rätsel der Vergangenheit lösen können . . .

[Anmeldung zum Random House Newsletter](#)

[Leseprobe im E-Book öffnen](#)

Brandon Sanderson

Die Seele des Königs



KOSTENLOS REINLESEN



[Kostenlos reinlesen](#)

In einer Welt, in der Magie und Schicksal untrennbar mit der Stadt Elantris verbunden sind, erzählt Brandon Sanderson die einzigartige Geschichte einer jungen Assassinin, die auf frischer Tat ertappt wurde und nun zum Tode verurteilt werden soll. Doch schon bald erkennt der königliche Berater, dass ihre besonderen magischen Fähigkeiten vielleicht die einzige Rettung für das Königreich sind ...

[Anmeldung zum Random House Newsletter](#)

[Datenschutzhinweis](#)

BRANDON SANDERSON

DER WEG DER KÖNIGE

ROMAN

HEYNE <
E-BOOKS

Von Brandon Sanderson sind im Wilhelm Heyne Verlag erschienen:

Sturmklänge
Die Seele des Königs
Der Rithmatist

DIE RÄCHER:

Steelheart
Firefight
Calamity

DIE STURMLICHT-CHRONIKEN:

Der Weg der Könige
Der Pfad der Winde
Die Worte des Lichts
Die Stürme des Zorns

BRANDON
SANDERSON

DER WEG DER KÖNIGE

Die Sturmlicht-Chroniken

ERSTER ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Michael Siefener

WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Originalausgabe ist unter dem Titel
The Way of Kings – Book One of The Stormlight Archive (Part I)
bei Tor/Tom Doherty Associates, LLC, New York, erschienen.

4. Auflage

Paperback-Ausgabe 12/2015

Copyright © 2010 by Dragonsteel Entertainment, LLC

Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Straße 28,
81673 München

Redaktion: Joern Rauser

Illustrationen und Karten: Isaac Stewart, Ben McSweeney, Greg Call

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Schaber Datentechnik, Austria

E-Book Produktion: Satzwerk Huber, Germering

ISBN: 978-3-641-05944-6

V006

www.heyne.de

*Für Emily,
die so geduldig, so freundlich
und auch so wunderbar ist,
dass Worte es eigentlich gar nicht
beschreiben können.
Ich will es trotzdem versuchen.*

INHALT

[Präludium](#)

[Prolog: Töten](#)

[**ERSTER TEIL: Über dem Schweigen**](#)

Zwischenspiele

ZWEITER TEIL: Die leuchtenden Stürme

Zwischenspiele

DRITTER TEIL: Sterben

Schlussbemerkung

Ars Arcanum

ILLUSTRATIONEN

[Karte von Roschar](#)

[Karte von Alethkar und den Unbeanspruchten Bergen](#)

Schallans Skizzenbuch: Himmelsaale

Karte des Holzplatzes

Schallans Skizzenbuch: Chulle

Hauptkarte der Zerbrochenen Ebene

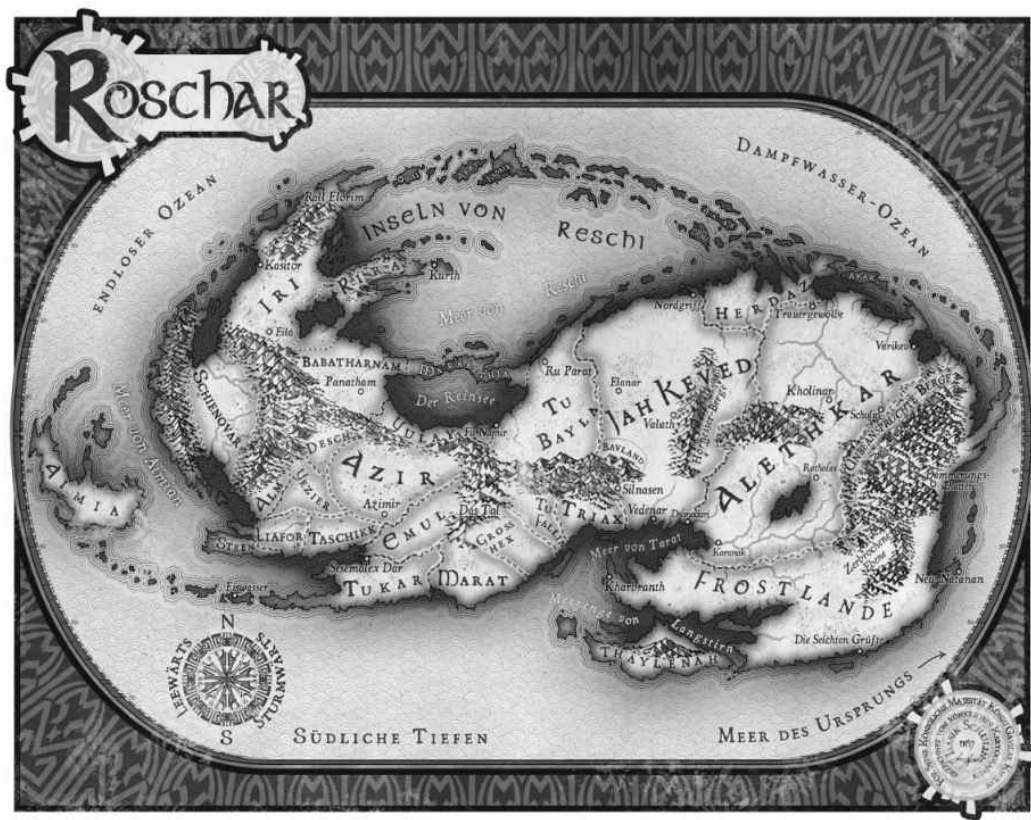
Der Alethi-Kodex des Krieges

Karte der Kriegslager

Historisches Bild eines Großschalentiers

Karte von Kharbranth

Karte der Vier Städte, aus Kabsals Beweisführung



PRÄLUDIUM

Kalak umrundete einen Felsvorsprung und kam taumelnd vor dem sterbenden Körper eines Donnerbrockens zum Stillstand. Die gewaltige steinerne Bestie lag auf der Seite, die rippenähnlichen Ausbuchtungen in der Brust waren gebrochen und gesplittert. Das Ungeheuer erinnerte entfernt an ein Skelett und hatte unnatürlich lange Glieder, die aus den granitenen Schultern sprossen. Die Augen leuchteten als tiefrote Flecken aus dem speerspitzenartigen Gesicht, sodass es aussah, als brenne ein Feuer tief im Innern des Steins. Doch allmählich verblassten sie.

Auch noch nach all den Jahrhunderten erzitterte Kalak unwillkürlich, wenn er einen Donnerbrocken sah. Die Klaue des Untiers war genauso lang wie Kalak selbst. Von solchen Klauen war er früher schon getötet worden, und es war keinesfalls angenehm gewesen.

Selbstverständlich war der Tod nur selten angenehm.

Er schritt um die Kreatur herum und nahm vorsichtig seinen Weg über das Schlachtfeld. Die Ebene war von missgestalteten Felsen übersät, natürliche Steinsäulen ragten überall um ihn herum auf, und unzählige Leichen lagen auf dem Boden. Nur wenige Pflanzen gediehen hier.

Die Steinklippen und Hügel trugen zahlreiche Wunden. Einige waren zerschmettert und wiesen tiefe Löcher auf; dort hatten die Wogenbinder gekämpft. Seltener kam er an merkwürdig geformten schartigen Höhlungen vorbei. Dort hatten sich Donnerbrocken aus dem Stein befreit, um sich in den Kampf zu stürzen.

Viele der Leichen um ihn herum waren menschlich, einige hingegen nicht. Blut mischte sich. Rot. Orange. Violett. Obwohl sich keiner der Körper regte, hing ein undeutlicher Nebel aus Lauten in der Luft: Schmerzesstöhnen, Kummerschreie. Es klang nicht nach einem Sieg. Rauch wogte von gelegentlichen Vegetationsflecken oder von Haufen brennender Leichname empor. Sogar einige Felsen schwelten. Die

Staubbringer hatten ihre Arbeit gut gemacht.

Aber ich habe überlebt, dachte Kalak und hielt sich die Hand gegen die Brust, als er auf den Treffpunkt zulief. *Diesmal habe ich wirklich überlebt*.

Das war gefährlich. Wenn er nämlich starb, würde er zurückgeschickt werden; es blieb ihm keine Wahl. Doch auch wenn er die Wüstwerdung überlebte, musste er zurückkehren. Zurück an den Ort, den er so fürchtete. Zurück an den Ort des Schmerzes und des Feuers. Was wäre, wenn er einfach beschloss, nicht zu gehen?

Gefährliche Gedanken, vielleicht sogar verräterische Gedanken. Er hastete voran.

Der Ort des Treffens lag im Schatten einer großen Felsformation: ein in den Himmel ragender Steinhelm. Wie immer hatten die Zehn diesen Ort schon vor der Schlacht bestimmt. Die Überlebenden würden sich hierher begeben. Seltsamerweise wartete nur einer der anderen auf ihn. Es war Jezrien. Waren die übrigen acht denn allesamt gestorben? Das war schon möglich. Die Schlacht war diesmal so wild gewesen – eine der schlimmsten, die er je erlebt hatte. Der Feind wurde immer hartnäckiger.

Aber nein. Kalak runzelte die Stirn, als er an den Fuß des steinernen Helms trat. Sieben großartige Schwerter standen hier voller Stolz, waren mit der Spitze in den Boden gerammt worden. Jedes stellte ein Meisterwerk aus fließenden Formen dar, mit hineingetriebenen Glyphen und Mustern. Er erkannte jedes einzelne. Wenn ihre Herren gestorben wären, dann wären die Schwerter allerdings verschwunden.

Diese Klingen waren Waffen, deren Macht sogar die der Splitterschwerter noch übertraf. Sie waren einmalig. Kostbar. Jezrien stand außerhalb des Schwertkreises und blickte nach Osten.

»Jezrien?«

Die Gestalt in Weiß und Blau warf ihm einen Blick zu. Selbst nach all den Jahrhunderten wirkte Jezrien noch immer wie ein junger Mann, der kaum sein dreißigstes Jahr erreicht hatte. Sein kurzer schwarzer

Bart war sauber geschnitten, aber die einst so kostbare Kleidung war nun angesengt und blutbespritzt. Er verschränkte die Arme hinter dem Rücken und wandte sich Kalak zu.

»Was ist los, Jezrien?«, fragte Kalak. »Wo sind die anderen?«

»Fort.« Jezriens Stimme klang ruhig, tief und majestätisch. Obwohl er seit Jahrhunderten keine Krone mehr getragen hatte, war sein königliches Betragen doch geblieben. Er schien immer ganz genau zu wissen, was zu tun war. »Man könnte es ein Wunder nennen. Diesmal ist nur einer von uns gestorben.«

»Talenel«, sagte Kalak. Sein Schwert fehlte.

»Ja. Er ist gefallen, während er die Passage beim nördlichen Wasserweg verteidigte.«

Kalak nickte. Taln hatte die Angewohnheit, sich offensichtlich hoffnungslose Schlachten auszusuchen und diese dann doch zu gewinnen. Außerdem pflegte er in diesen Schlachten zu sterben. Er war jetzt an jenem Ort, zu dem sie zwischen den Wüstwerdungen gingen. Es war der Ort der Nachtmahre.

Kalak stellte fest, dass er zitterte. Seit wann war er bloß so schwach? »Jezrien, ich kann diesmal nicht zurückkehren.« Kalak flüsterte die Worte, trat dabei an den anderen Mann heran und packte ihn am Arm. »Ich *kann nicht*.«

Kalak spürte, wie bei diesem Eingeständnis etwas in ihm zerbrach. Wie lange dauerte es schon? Es waren doch Jahrhunderte, vielleicht sogar Jahrtausende der Tortur. Es fiel so schwer, den Überblick nicht zu verlieren. Diese Haken, die sich jeden Tag aufs Neue ins Fleisch bohrten. Diese Feuer, die ihm das Fleisch von den Armen sengten, das Fett darunter verbrannten und sich bis in den Knochen fraßen. Er konnte es riechen. Allmächtiger, er konnte es tatsächlich *riechen*!

»Lass dein Schwert hier«, sagte Jezrien.

»Wie bitte?«

Jezrien deutete mit dem Kopf auf den Schwertkreis. »Ich wurde auserwählt, auf dich zu warten. Wir waren uns nicht sicher, ob du überlebt hast. Und dann ... wurde eine Entscheidung gefällt. Es ist an

der Zeit, dass der Eidpakt beendet wird.«

Kalak verspürte einen scharfen Stich des Grauens. »Was soll das nützen?«

»Ischar glaubt, dass es genügt, wenn nur noch einer von uns an den Eidpakt gebunden ist. Vielleicht gelingt es uns ja, den Kreislauf der Wüstwerdungen zu durchbrechen.«

Kalak sah in die Augen des unsterblichen Königs. Schwarzer Rauch erhob sich aus einem kleinen Fleck links von ihnen. Hinter ihnen drang das Ächzen der Sterbenden herbei. In Jezriens Augen entdeckte Kalak Qual und Kummer. Vielleicht sogar Feigheit. Dieser Mann hing geradezu am seidenen Faden von einer Klippe.

Allmächtiger im Himmel, dachte Kalak. *Du bist doch auch am Ende, nicht wahr?* Das waren sie alle.

Kalak drehte sich um und ging zu der Seite, wo ein niedriger Felsvorsprung einen Teil des Schlachtfeldes überblicken ließ.

Es waren so viele Leichen, und zwischen ihnen taumelten die Lebenden umher. Viele Männer trugen primitive Umhänge und hielten Speere mit Bronzespitzen in den Händen. Im Gegensatz zu ihnen steckten andere in schimmernden Rüstungen. Eine kleine Gruppe ging vorbei: Vier Männer in zerrissenen, gegerbten Tierhäuten und minderwertigem Leder gesellten sich zu einer mächtigen Gestalt in einer wunderschönen und erstaunlich kunstvollen Silberrüstung. Was für ein Gegensatz!

Jezrien trat neben ihn.

»Sie betrachten uns als Gottheiten«, flüsterte Kalak. »Sie verlassen sich auf uns, Jezrien. Wir sind alles, was sie haben.«

»Sie haben die Strahlenden. Das muss doch genügen.«

Kalak schüttelte den Kopf. »Dem wird er nicht unterworfen bleiben. Der Feind. Er wird einen Weg finden. Das weißt du auch.«

»Vielleicht.« Der König der Herolde gab keine weitere Erklärung von sich.

»Und Taln?«, fragte Kalak. *Das brennende Fleisch. Die Feuer. Die Schmerzen, wieder und wieder und wieder ...*

»Es ist besser, dass nur ein Mann leidet – statt zehn«, flüsterte Jezrien. Er wirkte so kalt. Wie ein Schatten, geboren aus Hitze und Licht, der auf einen ehrenwerten und aufrichtigen Mann fiel und dieses schwarze Trugbild hinterließ. Jezrien ging zum Schwerterkreis zurück. Seine eigene Klinge bildete sich zwischen seinen Händen, erschien aus dem Nebel und war noch feucht, als sie sich gefestigt hatte. »Es ist entschieden, Kalak. Wir müssen unseren Weg gehen und werden nicht nach den anderen suchen. Unsere Klingen müssen hier zurückbleiben. Der Eidpakt endet jetzt.« Er hob sein Schwert und rammte es neben den anderen sieben in den Stein.

Jezrien zögerte, blickte das Schwert an, neigte den Kopf und wandte sich ab, als wäre er beschämt. »Wir haben diese Bürde freiwillig auf uns genommen. Wir können sie auch wieder abwerfen, wenn wir dies wollen.«

»Was sagen wir aber den Menschen, Jezrien?«, fragte Kalak. »Was werden sie über diesen Tag verkünden?«

»Das ist einfach«, erwiderte Jezrien, während er fortging. »Wir sagen ihnen, dass sie endlich gewonnen haben. Das ist nur eine kleine Lüge. Und wer weiß, vielleicht stellt sie sich am Ende als die Wahrheit heraus.«

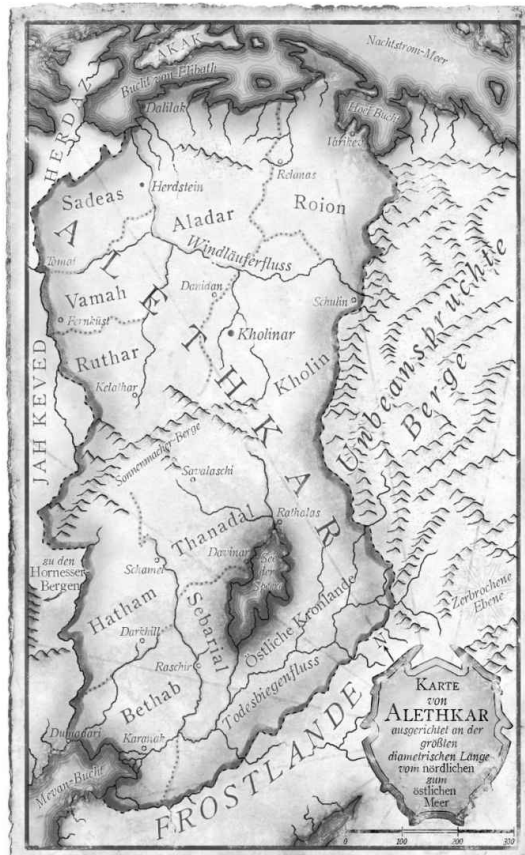
Kalak beobachtete, wie Jezrien durch die versengte Landschaft schritt. Endlich rief er seine eigene Klinge herbei und stieß sie neben den anderen acht in den Stein. Er drehte sich um und schlug eine Richtung ein, die derjenigen Jezriens entgegengesetzt war.

Unwillkürlich musste er einen Blick zurück auf den Kreis der Schwerter werfen – und dann auf die einzige offene Stelle darin. Auf jene Stelle, an der sich das zehnte Schwert hätte befinden sollen.

Einer von ihnen war verloren. Einen hatten sie aufgegeben.

Verzeih uns, dachte Kalak und ging weiter.

4500 JAHRE SPÄTER



Karte von Alethkar und Umgebung, gezeichnet von den königlichen Landvermessern Seiner Majestät Gavilar Kholin, ca. 1167



»Die Liebe der Menschen ist ein kaltes Ding, ein Bergbach, nur drei Schritt vom Eise entfernt. Wir sind die seinen. O Sturmwater ... wir sind die seinen. Es dauert nur tausend Tage, und der Ewigsturm kommt.«

Gesammelt am ersten Tag der Woche Palah im Monat Schasch im Jahr 1171, einunddreißig Sekunden vor dem Tod. Person war eine dunkeläugige schwangere Frau mittleren Alters. Das Kind hat nicht überlebt.

Szeth-Sohn-Sohn-Vallano, der Unwahrer von Schinovar, trug an dem Tag, an dem er einen König töten würde, Weiß. Die weiße Kleidung war eine Parschendi-Tradition und ihm daher fremd. Aber er tat das, was seine Meister von ihm verlangten und fragte nicht nach dem Grund dafür.

Er saß in einem großen Steinraum, der von gewaltigen Feuergruben gewärmt wurde, von denen ein grelles Licht auf die Feiernden fiel und Schweißperlen auf ihrer Haut hervorrief, während sie tanzten, tranken, johlten, sangen und klatschten. Einige fielen mit rotem Gesicht zu Boden. Das Gelage hatte sie überfordert, ihre Mägen hatten sich als ebenso schwach wie minderwertige Weinschläuche erwiesen. Sie wirkten, als wären sie tot, zumindest bis ihre Freunde sie aus der Festhalle zu den Betten schleppten, die auf sie warteten.

Szeth bewegte sich nicht im Rhythmus der Trommeln, trank nicht von dem saphirnen Wein und tanzte auch nicht. Er saß auf einer Bank im hinteren Teil des Raumes, ein stiller Diener in weißer Robe. Nur wenige von jenen, die die Vertragsunterzeichnung feierten, bemerkten ihn überhaupt. Er war nichts als ein Diener aus Schien und wurde leicht übersehen. Die meisten hier im Osten hielten Szeths Art für gelehrig und harmlos. Grundsätzlich hatten sie damit auch Recht.

Die Trommler spielten einen neuen Rhythmus. Die Schläge durchfuhren Szeth wie ein Quartett pochender Herzen, die Wogen aus unsichtbarem Blut durch den Raum pumpten. Szeths Meister – die von den Angehörigen zivilisierterer Königreiche als Wilde abgetan wurden – saßen an ihren eigenen Tischen. Es waren Männer mit schwarzer Haut, die von roten Striemen geädert war. Sie hießen Parschendi – Vettern der gelehrigeren Dienervölker, die aber fast überall auf der Welt als Parscher bekannt waren. Bei ihnen handelte es sich um eine Kuriosität. Sie nannten sich nicht selbst Parschendi: Das war der Alethi-Name für sie. Grob übersetzt bedeutete er *Parscher, die denken können*. Niemand schien dies als Beleidigung aufzufassen.

Die Parschendi hatten die Musikanten mitgebracht. Zuerst waren die Alethi-Hellaugen noch zögerlich gewesen. Für sie waren Trommeln die primitiven Instrumente des einfachen dunkeläugigen Volkes. Doch der Wein war der große Ersticker sowohl aller Tradition als auch allen Anstands, und nun tanzten die Alethi mit ungehemmter Hingabe.

Szeth stand auf und bahnte sich einen Weg durch den Raum. Das Gelage dauerte schon sehr lange; sogar der König hatte sich bereits vor Stunden zurückgezogen. Aber viele feierten noch immer. Auf seinem Weg war Szeth gezwungen, um Dalinar Kholin – den Bruder des Königs – herumzugehen, der betrunken an einem kleinen Tisch zusammengebrochen war. Der alternde, aber noch immer kräftige Mann winkte all jene weg, die ihn ermuntern wollten, zu Bett zu gehen. Wo aber war denn Jasnah, die Tochter des Königs? Elhokar, der Sohn und Erbe des Königs, saß am Hochtisch und leitete das

Fest in der Abwesenheit seines Vaters. Er befand sich im Gespräch mit zwei Männern, einem dunkelhäutigen Azisch-Mann, der einen merkwürdig hellen Hautfleck auf der Wange hatte, und einem Mann, der wie ein Alethi aussah und andauernd einen Blick über die Schulter warf.

Die Zechgesellen des Erben waren unbedeutend. Von ihm selbst hielt sich Szeth weit entfernt, schritt an den Seiten des Raums entlang und kam an den Trommlern vorbei. Musiksprengsel zischten durch die Luft um sie herum; die winzigen Geister nahmen die Gestalt wirbelnder, durchscheinender Bänder an. Als Szeth die Trommler passierte, bemerkten sie ihn. Gewiss würden sie sich bald zurückziehen, zusammen mit den übrigen Parschendi.

Sie schienen nicht beleidigt zu sein, machten auch keinen wütenden Eindruck. Aber sie würden schon bald den Vertrag brechen, den sie erst vor wenigen Stunden abgeschlossen hatten. Das ergab zwar keinen Sinn, doch Szeth stellte keine Fragen.

Am Rande des Raumes schritt er an Reihen von stetig brennenden azurfarbenen Lichtern vorbei, die sich dort ausstülpten, wo Wand und Boden zusammentrafen. Sie enthielten Sapphire, die mit Sturmlicht aufgeladen waren. Weltlich, gotteslästerlich. Wie konnten die Menschen dieser Länder etwas so Heiliges zur bloßen Beleuchtung benutzen? Schlimmer noch, es hieß, dass die Alethi-Gelehrten kurz davor standen, neue Splitterklingen zu erschaffen. Szeth hoffte, dass dies nur Prahlerei war. Denn wenn *das* geschah, dann würde sich die ganze Welt verändern. Vermutlich würde es damit enden, dass die Menschen in allen Ländern – vom fernen Thaylenah bis zum hoch gelegenen Jah Keved – mit ihren Kindern Alethisch sprachen.

Diese Alethi waren ein großes Volk. Sogar wenn sie betrunken waren, hatten sie noch etwas Edles an sich. Die Männer waren groß, wohlgestaltet und trugen dunkle Seidenmäntel, die in Brusthöhe an den Seiten geknöpft und reich mit Silber und Gold bestickt waren. Jeder Einzelne sah wie ein General im Felde aus.

Die Frauen wirkten noch großartiger. Sie trugen zwar üppige, aber

eng anliegende Seidenkleider, deren helle Farben einen starken Kontrast zu den dunklen Tönen darstellten, die von den Männern bevorzugt wurden. Der linke Ärmel eines jeden Kleides war länger als der rechte und bedeckte die Hand. Die Alethi besaßen einen seltsamen Sinn für Anstand.

Die Frauen trugen ihre tiefschwarzen Haare hochgesteckt; sie waren entweder kunstvoll geflochten oder glatt getürmt. Oft waren sie mit Goldbändern oder anderem Schmuck durchwoben oder mit Edelsteinen geschmückt, die vor Sturmlicht glühten. Wundervoll. Zwar gotteslästerlich, aber wundervoll.

Szeth ließ den Festsaal hinter sich. Kurz darauf kam er an der Tür zum Bettlerfest vorbei. Es war eine Alethi-Tradition, einigen der ärmsten Männer und Frauen ein Fest auszurichten, das dem des Königs und seiner Gäste entsprach. Ein Mann mit einem langen grauschwarzen Bart brach im Eingang zusammen und grinste närrisch – ob vor Trunkenheit oder vor Geistesschwäche, das konnte Szeth nicht sagen.

»Hast du mich gesehen?«, fragte der Mann mit schleppender Zunge. Er lachte, redete Unsinn und griff nach einem Weinschlauch. Offensichtlich war er bloß betrunken. Szeth drückte sich an ihm vorbei und ging an einer Reihe von Statuen entlang, die die zehn Herolde aus der alten Vorin-Theologie darstellten: Jezerezeh, Ischi, Kelek und Talenelat. Er zählte sie und stellte fest, dass es nur neun waren. Offenbar fehlte eine. Warum war Schalaschs Statue entfernt worden? Es hieß, dass König Gavilar sehr große Stücke auf seine Vorin-Frömmigkeit hielt. Nach der Meinung mancher war er sogar *zu* fromm.

Hier bog der Gang nach rechts ab und führte am Rand des überwölbten Palastes vorbei. Er befand sich im zweiten Stock, in dem die Gemächer des Königs lagen. Wände, Decke und Boden bestanden aus Stein. Das war götterlästerlich. Über Stein durfte niemand gehen. Aber was sollte Szeth tun? Er war ein Unwahrer. Er tat das, was seine Meister von ihm verlangten.

Heute bedeutete dies, dass er Weiß tragen musste: eine lockere weiße Hose, die im Bund mit einer Kordel gehalten wurde, und darüber ein dünnes Hemd mit langen Ärmeln, das über der Brust offen war. Es war Tradition bei den Parschendi, dass Mörder in Weiß gekleidet waren. Weiß, damit man gewarnt war.

Denn wenn ein Mann ermordet werden sollte, dann hatte er das Recht, seinen Mörder kommen zu sehen.

Szeth wandte sich nach rechts und nahm den Korridor, der unmittelbar zu den Privatgemächern des Königs führte. Fackeln brannten an den Wänden. Ihr Licht war ebenso unbefriedigend für ihn wie eine dünne Brühe nach langem Fasten. Winzige Flammensprengsel umtanzten sie wie Insekten, die ausschließlich aus geronnenem Licht bestanden. Die Fackeln waren nutzlos. Er griff in seinen Beutel und nach den Kugeln, die dieser enthielt, doch er zögerte, als er weitere blaue Lichter in der Ferne vor sich sah. Es waren zwei Sturmlichtlampen, die an der Wand hingen und in deren Herzen strahlende Saphire leuchteten. Szeth ging an eine dieser Lampen heran, streckte die Hand aus und schloss sie um das Juwel, auch wenn es in Glas eingeschlossen war.

»Du da!«, rief eine Stimme auf Alethi. Vor einer Abzweigung standen zwei Wächter. Die Wache war verdoppelt worden, denn heute Nacht befanden sich Wilde in Kholinar. Zwar wurden diese Wilden nun als Verbündete betrachtet, aber Bündnisse konnten sehr zerbrechlich sein.

Dieses hier würde keine Stunde mehr halten.

Szeth beobachtete, wie die beiden Wächter näher kamen. Sie hatten Speere dabei. Es waren keine Hellaugen, daher durften sie keine Schwerter tragen. Ihre roten Brustpanzer waren jedoch genauso üppig verziert wie ihre Helme. Sie mochten zwar Dunkelaugen sein, doch gehörten sie zu den hochgestellten Bürgern, die Ehrenpositionen in der königlichen Wache bekleideten.

Der erste Wächter blieb wenige Schritte vor Szeth stehen und deutete mit seinem Speer auf ihn. »Geh weiter. Dies hier ist kein Ort

für dich.« Er hatte die gebräunte Haut der Alethi und einen dünnen Bart, der um den Mund herumliief und am unteren Ende dichter wurde.

Szeth bewegte sich nicht.

»Also«, meinte der Wächter, »worauf wartest du noch?«

Szeth holte tief Luft und sog das Sturmlicht in sich hinein. Es strömte in ihn ein, sickerte aus den beiden Saphirlampen an den Wänden und sammelte sich in ihm, als hätte er es eingeatmet. Das Sturmlicht tobte in seinem Inneren, und plötzlich wurde es im Korridor dunkler. Nun lag er im Schatten wie ein Hügelkamm, der plötzlich durch eine vorüberziehende Wolke vom Sonnenlicht abgeschnitten wurde.

Szeth spürte die Wärme des Lichts und seine Wildheit wie einen Sturm, der ihm unmittelbar in die Adern gespritzt worden war. Das Gefühl der Macht wirkte belebend, schien ihm aber auch gefährlich. Es trieb ihn zur Tat. Zur Bewegung. Zum Zuschlagen.

Er hielt den Atem an und klammerte sich an das Sturmlicht. Schon spürte er, wie es wieder aus ihm sickerte. Sturmlicht konnte nur für kurze Zeit – höchstens für wenige Minuten – festgehalten werden. Dann strömte es wieder aus, denn der menschliche Körper war zu porös dafür. Szeth hatte gehört, dass die Bringer der Leere es vollkommen in sich halten konnten. Doch gab es sie überhaupt? Seine Bestrafung sprach dafür, dass dem nicht so war. Seine Ehre hingegen verlangte jedoch, dass sie existierten.

Brennend vor heiliger Energie wandte sich Szeth den Wächtern zu. Sie sahen, dass Sturmlicht aus ihm austrat; Fetzen davon dampften wie durchscheinender Rauch aus seiner Haut. Der vordere Wächter blinzelte und runzelte die Stirn. Szeth war sich sicher, dass der Mann so etwas noch nie zuvor beobachtet hatte. Szeth hatte bisher noch jeden Steinwandler getötet, der gesehen hatte, wozu er fähig war.

»Was ... was bist du?« Die Stimme des Wächters hatte ihre Sicherheit verloren. »Geist oder Mensch?«

»Was bin ich?«, flüsterte Szeth. Ein wenig Licht drang zwischen seinen Lippen hervor, während er an dem Mann vorbei- und den langen Korridor hinunterblickte. »Es tut mir ... leid.«

Szeth blinzelte und peitschte sich zu einem Punkt am fernen Ende des Korridors. Das Sturmlicht schoss in einem Blitz aus ihm hervor, kühlte seine Haut, und dann zog ihn der Boden nicht mehr an. Stattdessen wurde er nun zu dem fernen Punkt gezogen – für ihn war es so, als wäre diese Richtung plötzlich das Unten geworden.

Dies war das Einfache Peitschen, die erste der drei Arten des Peitschens. Es verlieh ihm die Fähigkeit, jene Kraft zu verändern, die die Menschen am Boden hielt, ob sie nun von Sprengseln oder von Gott herrührte. Durch dieses Peitschen kam er in die Lage, Menschen oder Gegenstände an unterschiedliche Oberflächen zu binden oder in unterschiedliche Richtungen zu zwingen.

Aus Szeths Blickwinkel war der Korridor nun ein tiefer Schacht, den er hinunterfiel, und die beiden Wächter standen auf einer der Schachtwände. Sie waren entsetzt, als Szeths Füße sie im Gesicht trafen und umwarfen. Szeth veränderte seinen Blickwinkel und peitschte sich zu Boden. Das Licht leckte aus ihm hervor. Der Boden des Korridors wurde wieder zum Unten, und er landete zwischen den beiden Wächtern. Seine Kleidung knisterte, Eiskristalle fielen aus ihr heraus. Er erhob sich und machte sich daran, seine Splitterklinge zu rufen.

Einer der Wächter tastete nach seinem Speer. Szeth senkte die Hand und berührte den Soldaten an der Schulter, während er den Blick nach oben gerichtet hielt. Er konzentrierte sich auf einen Punkt, der sich über ihm befand, während er das Licht aus seinem Körper und in den Wächter zwang und den armen Mann dann gegen die Decke peitschte.

Der Wächter schrie entsetzt auf, als das Oben für ihn zum Unten wurde. Licht floss aus seinem Körper, er prallte gegen die Decke und ließ seinen Speer fallen. Er wurde aber nicht gegen die Decke gepeitscht, sondern fiel neben Szeth auf den Boden.

Töten. Das war die größte aller Sünden. Und dennoch war Szeth hier der Unwahre und ging gotteslästerlich über Steine, die zum Bauen benutzt worden waren. Und es würde damit nicht enden. Als

Unwahrer war es ihm nur verboten, ein bestimmtes Leben zu nehmen.
Und das war sein eigenes.

Beim zehnten Schlag seines Herzens fiel die Splitterklinge in seine wartende Hand. Sie formte sich, als bestünde sie aus zusammengezogenem Nebel. Wasser perlte an dem Metall entlang. Seine Splitterklinge war lang, dünn, zweischneidig und kleiner als die meisten anderen. Szeth schwang sie, zog eine Linie in den Steinboden und schnitt durch den Hals des zweiten Wächters.

Wie immer tötete die Splitterklinge auf eigentümliche Weise. Obwohl sie mit Leichtigkeit durch Stein, Stahl oder andere unbelebte Materialien fuhr, wurde das Metall durchlässig, wenn es lebendige Haut berührte. Sie schnitt durch den Hals des Wächters, ohne eine Spur zu hinterlassen. Doch sobald sie wieder ausgetreten war, rauchten und brannten die Augen des Mannes. Sie wurden schwarz, schrumpften im Kopf – und tot fiel er nach vorn. Eine Splitterklinge zerschnitt nicht das lebendige Fleisch, sondern die Verbindung zwischen Körper und Seele.

Oben keuchte der erste Wächter. Es war ihm gelungen, auf die Beine zu kommen, und nun stand er auf der Decke des Korridors. »Ein Splitterträger!«, rief er. »Ein Splitterträger greift die Halle des Königs an! Zu den Waffen!«

Endlich, dachte Szeth. Sein Gebrauch des Sturmlichts war den Wächtern unvertraut, aber eine Splitterklinge erkannten sie, wenn sie sie sahen.

Szeth bückte sich und hob den Speer auf, der von der Decke herabgefallen war. Dabei stieß er den Atem aus, den er angehalten hatte, seit er das Sturmlicht in sich eingesaugt hatte. Es hatte ihm Kraft verliehen, aber die beiden Lampen hatten nicht viel davon enthalten, und er würde bald wieder atmen müssen. Das Licht strömte nun schneller aus ihm.

Szeth stellte den Speer mit dem unteren Ende auf den Boden und schaute hoch. Der Wächter schrie nicht mehr und riss die Augen weit auf, als die Schöße seines Hemdes allmählich nach unten glitten und

der Boden unter ihm wieder seine gewohnte Anziehungskraft ausübte. Das Licht, das aus seinem Körper floss, verdämmerte.

Er blickte auf Szeth hinunter. Und hinunter auf die Speerspitze, die unmittelbar auf sein Herz zeigte. Violette Angstsprenksel krochen aus der Steindecke um ihn herum.

Das Licht versickerte. Der Wächter fiel.

Er brüllte auf, als der Speer seine Brust pfahlte. Szeth ließ ihn los, und so fiel er mit einem dumpfen Laut zu Boden, während der Körper am einen Ende noch zuckte. Mit der Splitterklinge in der Hand lief er einen Seitenkorridor entlang und folgte dabei der Karte, die er sich eingeprägt hatte. Er schoss um eine Ecke und drückte sich flach gegen die Wand, als ein Trupp von Wachmännern die beiden Toten entdeckte. Sofort schlugen die Neuankömmlinge Alarm.

Seine Anweisungen waren klar und deutlich. Töte den König und Sorge dafür, dass du dabei gesehen wirst. Die Alethi sollten wissen, dass er unterwegs war und was er vorhatte. Warum? Warum hatten die Parschendi in diesen Vertrag eingewilligt, um noch in derselben Nacht einen Mörder loszuschicken?

Weitere Edelsteine glühten an den Wänden des Ganges. König Gavilar schätzte die Zurschaustellung seines Reichtums, aber er konnte nicht wissen, dass er Szeth damit die Kraft des Peitschens verlieh. Die Dinge, die Szeth tat, waren seit Jahrtausenden nicht mehr beobachtet worden. Aus jenen Zeiten gab es keine genauen Überlieferungen, und die Legenden waren schrecklich falsch.

Szeth spähte in den Korridor. Einer der Wächter an der Kreuzung sah ihn, deutete auf ihn und schrie etwas. Szeth sorgte dafür, dass sie ihn deutlich wahrnahmen, dann schoss er davon. Er holte tief Luft und saugte das Sturmlicht aus den Lampen in sich hinein. Sein Körper wurde lebendiger, und er lief noch schneller; seine Muskeln barsten beinahe vor Energie. Das Licht wurde in ihm zu einem Sturm; das Blut donnerte in seinen Ohren. Es war schrecklich und wundervoll zugleich.

Szeth rannte an zwei Korridoren vorbei und dann in einen seitlich

abzweigenden hinein. Er warf die Tür zu einem Vorratsraum auf, zögerte einen Augenblick – gerade so lange, dass der erste Wächter um die Ecke biegen und ihn erkennen konnte. Dann hastete er in den Raum. Er bereitete sich auf ein Volles Peitschen vor, hob den Arm und gebot dem Sturmlicht, sich zu sammeln. Seine Haut brach in ein grelles Leuchten aus. Dann streckte er die Hand zum Türrahmen hin und schleuderte ein weißes Glänzen darauf, das ihn wie Farbe überzog. Er schlug die Tür zu, gerade als ihn die Wächter erreicht hatten.

Das Sturmlicht hielt die Tür in den Angeln, als würden hundert Arme sie sichern. Ein Volles Peitschen band Gegenstände zusammen und hielt sie an Ort und Stelle, bis das Sturmlicht versickerte. Er war schwerer zu erschaffen – und erschöpfte das vorhandene Sturmlicht schneller – als das Einfache Peitschen. Die Türklinke erzitterte, und dann splitterte das Holz, als sich die Wachen mit ihrem ganzen Gewicht dagegenwarfen. Ein Mann rief nach einer Axt.

Szeth durchquerte den Raum mit schnellen Schritten und umrundete die verhüllten Möbelstücke, die hier eingelagert waren. Die Hüllen bestanden aus rotem Stoff und die Möbel aus dunklen, teuren Hölzern. Er erreichte die gegenüberliegende Wand, bereitete sich auf eine weitere Blasphemie vor, hob seine Splitterklinge und schlitze geradewegs durch den dunkelgrauen Stein. Die Mauer war einfach zu durchdringen: eine Splitterklinge zerschnitt jeden unbelebten Gegenstand. Es folgten zwei senkrechte Schnitte, dann ein waagerechter knapp über dem Boden, und ein großes viereckiges Stück war ausgestanzt. Szeth drückte mit der Hand dagegen und zwang das Sturmlicht in den Stein.

Hinter ihm gab die Tür allmählich nach. Er warf einen Blick über die Schulter, konzentrierte sich auf die erzitternde Tür und bereitete sich darauf vor, den Block in ihre Richtung zu peitschen. Eis kristallisierte sich auf seiner Kleidung. Das Peitschen eines so großen Gegenstandes erforderte eine ganze Menge Sturmlicht. Der Aufruhr in ihm legte sich wie ein Unwetter, das zu einem leichten Nieselregen

wird.

Er trat zur Seite. Der große Steinblock erzitterte und glitt in den Raum hinein. Normalerweise wäre es unmöglich gewesen, den Block zu bewegen. Sein eigenes Gewicht hätte ihn am Boden gehalten. Doch nun war es gerade dieses Eigengewicht, das ihn aus der Wand löste, denn die Tür des Zimmers war jetzt das Unten. Mit einem tiefen, mahlenden Geräusch glitt der Block aus der Wand, schoss durch die Luft und zerschmetterte dabei zahlreiche Möbel.

Schließlich gelang es den Soldaten, die Tür aufzubrechen. Sie taumelten gerade in den Raum hinein, als der gewaltige Block gegen sie schmetterte.

Szeth drehte den schrecklichen Schreien, dem Splittern von Holz und dem Brechen von Knochen den Rücken zu. Er duckte sich, trat durch das neu geschaffene Loch und betrat den dahinter liegenden Gang.

Szeth ging ihn langsam hinunter, zog das Sturmlicht aus den Lampen, an denen er vorbeikam und entfachte erneut den Aufruhr in sich. Die Lampen leuchteten schwächer, in dem Korridor wurde es dunkler. Eine mächtige hölzerne Tür befand sich an seinem Ende, und als sich Szeth ihr näherte, lösten sich kleine Angstsprengsel – geformt wie Klümpchen purpurfarbenen Klebstoffs – aus den Steinen und huschten auf die Tür zu. Sie wurden von dem Schrecken angezogen, den man auf der anderen Seite empfand.

Szeth drückte die Tür auf und betrat den letzten Gang, der zu den Gemächern des Königs führte. Große rote Keramikvasen säumten diesen Gang, und zwischen ihnen standen nervöse Soldaten, die einen langen, schmalen Teppich flankierten. Auch er war rot: wie ein Fluss aus Blut.

Die Speerträger ganz vorn warteten gar nicht erst darauf, dass er ihnen nahe kam. Sie rannten auf ihn zu und senkten ihre kurzen Wurfspere. Szeth streckte die Hand zur Seite aus, schoss Sturmlicht in den Türrahmen und setzte die dritte und letzte Art des Peitschens ein: das Umgekehrte Peitschen. Es funktionierte völlig anders als die beiden übrigen, da es nicht dazu führte, dass der Türrahmen

Sturmlicht ausstrahlte, sondern alles Licht in der Nähe einzusaugen schien und den Dingen so einen seltsamen Halbschatten verlieh.

Die Wächter warfen ihre Speere. Szeth stand still da und hielt die Hand auf dem Türrahmen. Ein Umgekehrtes Peitschen erforderte zwar ununterbrochene Berührung, kostete aber vergleichsweise wenig Sturmlicht. Alles, was sich ihm in dieser Phase näherte – vor allem leichtere Gegenstände –, wurde von dem Gegenstand, den er berührte, sofort angezogen.

Die Speere drehten sich in der Luft, schossen an ihm vorbei und bohrten sich in den Holzrahmen. Als Szeth ihren Aufprall spürte, sprang er in die Luft und peitschte sich auf die rechte Wand zu. Seine Füße trafen mit einem dumpfen Laut auf sie.

Sofort richtete er seine Perspektive neu aus. Aus seinem Blickwinkel standen nicht er, sondern die Soldaten auf der Wand, und der blutrote Teppich floss wie ein langer Gobelin zwischen ihnen hindurch. Szeth schoss den Korridor entlang, schlug mit seiner Splitterklinge zu und durchtrennte die Hälse von zwei Männern, die ihre Speere auf ihn geworfen hatten. Ihre Augen brannten noch, dann brachen sie zusammen.

Die anderen Wächter im Gang wurden von Panik gepackt. Einige versuchten ihn anzugreifen, andere riefen um Hilfe, wieder andere wichen vor ihm zurück. Die Angreifer hatten Schwierigkeiten; sie waren verwirrt, weil sie gegen jemanden kämpfen mussten, der an der Wand hing. Szeth schlug einige nieder, sprang in die Luft, machte eine Rolle und peitschte sich auf den Boden zurück.

Er kam mitten unter den Soldaten auf. Zwar war er völlig umzingelt, aber er hielt eine Splitterklinge in der Hand.

Der Legende zufolge waren die Splitterklingen vor unzähligen Jahrhunderten zuerst von den Strahlenden Rittern getragen worden. Sie waren die Gabe ihres Gottes gewesen und hatten ihnen helfen sollen, Schreckenswesen aus Stein und Flammen zu bekämpfen, die Dutzende Fuß groß gewesen waren und deren Augen vor Hass gebrannt hatten. Dies waren die Bringer der Leere gewesen. Wenn

der Gegner eine Haut hatte, die so hart war wie Stein, dann blieb Stahl dagegen machtlos. Etwas Übernatürliches war nötig gewesen.

Szeth richtete sich auf, seine lockere weiße Kleidung kräuselte sich, und er biss die Zähne zusammen, als er an seine Sünden dachte. Er schlug zu – in seiner Waffe spiegelte sich das Fackellicht. Er vollführte drei elegante, weite Schwünge. Szeth konnte weder die Ohren vor ihren Schreien verschließen noch verhindern, dass er die Männer fallen sah. Sie sanken zu Boden wie Spielzeug, das von einem Kind achtlos umgestoßen wurde. Wenn die Klinge das Rückgrat eines Mannes traf, starb er mit brennenden Augen. Wenn sie mitten durch ein Glied schnitt, tötete sie dieses Glied. Einer der Soldaten stolperte weg von Szeth; sein Arm baumelte nutzlos von der Schulter herab. Er würde nie wieder in der Lage sein, ihn zu spüren oder zu benutzen.

Szeth senkte seine Splitterklinge und stand inmitten der Leichname mit den glühenden Augen. Hier in Alethkar sprachen die Menschen oft von den Legenden und dem hart errungenen Sieg über die Bringer der Leere. Aber wenn Waffen, die zum Kampf gegen die Nachtmahre erschaffen worden waren, gegen einfache Soldaten eingesetzt wurden, dann war ihr Leben wahrlich nichts mehr wert.

Szeth drehte sich um und schritt weiter. Seine Sandalen huschten über den weichen roten Teppich. Wie immer glitzerte die Splitterklinge silbern und sauber. Wenn man mit einer solchen Klinge tötete, gab es kein Blut. Das schien wie ein Zeichen zu sein. Die Splitterklinge war nur ein Werkzeug: Sie konnte ja nicht für die Morde verantwortlich gemacht werden, die mit ihr begangen wurden.

Die Tür am Ende des Ganges flog auf. Szeth erstarrte, als eine kleine Gruppe Soldaten herausströmte. In ihrer Mitte befand sich ein Mann in königlichen Gewändern, der den Kopf so gesenkt hielt, als wolle er Pfeilen ausweichen. Die Soldaten trugen ein tiefes Blau, die Farbe der königlichen Garde, und sie hielten bei den Leichen keineswegs staunend an. Sie waren auf das vorbereitet, was ein Splitterträger anrichten konnte. Sie öffneten eine Seitentür und

schoben ihren Schützling hinein, während sich einige von der Gruppe lösten und ihre Speere auf Szeth richteten.

Eine weitere Gestalt trat aus den Gemächern des Königs. Dieser Mann trug eine glitzernde blaue Rüstung, die aus ineinandergreifenden Platten gefertigt war. Im Gegensatz zu gewöhnlichen Rüstungen besaß diese kein sichtbares Leder an den Gelenken, sondern nur kleinere Platten, die mit ungeheurer Präzision zusammengefügt waren. Diese Rüstung war ganz wundervoll: In das Blau waren als Umrandung einer jeden Platte goldene Bänder eingelegt, und den Helm schmückten drei Wellen kleiner, hornähnlicher Schwingen.

Ein Splitterpanzer, das übliche Gegenstück zu einer Splitterklinge. Der Mann trug ebenfalls ein solches Schwert, das gewaltige sechs Fuß lang war und auf der Klinge ein Muster aus lodernden Flammen trug. Die Waffe bestand aus silbrigem Metall und glitzerte so stark, als glühe sie von innen heraus. Es war eine Waffe, die dazu erschaffen war, dunkle Götter zu töten. Und sie war weitaus größer als jene, die Szeth besaß.

Szeth zögerte. Er erkannte die Rüstung nicht, und er war auch nicht gewarnt worden, auf einen anderen Splitterträger zu stoßen. Überdies hatte er keine Zeit gehabt, sich die verschiedenen Panzer und Klingen einzuprägen, die den Alethi gehörten. Aber bevor er dem König nachsetzte, musste er sich um diesen Splitterträger kümmern. Einen solchen Feind durfte er nicht im Rücken haben.

Außerdem konnte ihn der Splitterträger vielleicht besiegen, töten und damit sein elendes Leben beenden. Sein Peitschen würde bei jemandem, der in einem Splitterpanzer steckte, nichts bewirken, und diese Rüstung stärkte den Mann und seine Fähigkeiten. Szeths Ehre erlaubte es ihm nicht, seine Mission zu verraten oder den Tod zu suchen. Aber wenn ihn der Tod ereilen sollte, dann würde er ihn eben willkommen heißen.

Der Splitterträger schlug zu, und Szeth peitschte sich an die Seite des Korridors, sprang hoch und landete auf der Wand. Er tanzte

rückwärts und hielt seine Klinge in der ausgestreckten Hand. Der Splitterträger nahm eine bedrohliche Kampfhaltung ein, die hier im Osten sehr beliebt war. Er bewegte sich weitaus geschmeidiger, als man es von einem Mann in einer so großen Rüstung erwartet hätte. Ein Splitterpanzer war etwas Besonderes: so alt und magisch wie die Klinge, zu der er gehörte.

Der Splitterträger schlug zu. Szeth wich zur Seite aus und peitschte sich zur Decke hoch, während die Klinge des Splitterträgers in die Mauer schnitt. Szeth empfand Erregung über diesen Wettkampf, schoss vor und griff mit einem Stoß an, der auf den Helm des Splitterträgers zielte. Der Mann duckte sich, ging auf die Knie, und Szeths Klinge schnitt durch die leere Luft.

Szeth sprang zurück, als der Splitterträger seine Waffe nach oben führte und in die Decke stach. Szeth besaß keinen Splitterpanzer und wollte auch keinen haben. Seine Fähigkeit des Peitschens wurde von den Edelsteinen beeinträchtigt, die dem Panzer seine Kraft gaben, und deshalb kam nur das eine oder das andere für ihn in Frage.

Als sich der Splitterträger umdrehte, hastete Szeth quer über die Decke. Wie erwartet schwang der Splitterträger seine Waffe wieder, und Szeth sprang zur Seite und rollte sich ab. Er kam erneut auf die Beine, wirbelte herum, peitschte sich auf den Boden und landete hinter dem Splitterträger. Er rammte seine Klinge in den ungeschützten Rücken des Gegners.

Unglücklicherweise besaßen die Panzer einen großen Vorteil: Sie konnten eine Splitterklinge abfangen. Szeths Waffe traf genau, und ein Netz aus glühenden Rissen legte sich über den Rücken des Panzers, aus denen das Sturmlicht sickerte. Ein Splitterpanzer bog sich nicht wie gewöhnliches Metall, und er trug auch keine Einkerbungen davon. Szeth hätte den Splitterträger noch mindestens einmal an derselben Stelle treffen müssen, um ein Loch in den Panzer zu bohren.

Szeth tänzelte außer Reichweite, als der Splitterträger wütend seine Waffe schwang und auf Szeths Knie zielte. Der Sturm, der in Szeth

tobte, verschaffte ihm mehrere Vorteile – einschließlich der Fähigkeit, sich von kleinen Wunden schnell zu erholen. Aber er konnte keine Glieder heilen, die von einer Splitterklinge getötet worden waren.

Er umrundete den Splitterträger, wartete auf den richtigen Moment und schoss vor. Der Splitterträger schwang erneut seine Waffe, aber Szeth peitschte sich kurz auf die Decke zu. Er stieg in die Luft, sprang über die feindliche Waffe hinweg und peitschte sich sofort wieder auf den Boden zurück. Während er landete, schlug er zu und traf, aber der Splitterträger erholte sich rasch, führte einen perfekten Gegenschlag aus und hätte Szeth um ein Haar erwischt.

Der Mann konnte gefährlich gut mit seiner Waffe umgehen. Viele Splitterträger verließen sich zu sehr auf die Macht ihres Schwertes und ihrer Rüstung. Doch dieser Mann war da ganz anders.

Szeth sprang an die Wand und führte schnelle, heftige Angriffe gegen den Splitterträger: wie ein immer wieder zuschnappender Aal. Der Feind wehrte ihn mit weiten, ausgreifenden Schlägen ab. Mit seiner langen Klinge hielt er sich Szeth vom Leibe.

Das hier dauert viel zu lange!, dachte Szeth. Wenn es dem König gelang, sich in einem Versteck zu verbarrikadieren, würde Szeth seine Mission nicht erfüllen können, egal wie viele Gegner er auch töten mochte. Er duckte sich, um einen weiteren Schlag zu führen, aber der Splitterträger zwang ihn wieder zurück. Jede Sekunde, die dieser Kampf noch dauerte, verhalf dem König zur Flucht.

Es war an der Zeit, leichtsinnig zu werden. Szeth sprang in die Luft, peitschte sich zur anderen Seite des Korridors und flog mit den Füßen voran auf seinen Gegner zu. Der Splitterträger schwang zwar sofort seine Waffe, aber Szeth peitschte sich in einen anderen Flugwinkel und setzte sogleich auf dem Boden auf. Die Splitterklinge fuhr durch die Luft über ihm.

Er landete in gebückter Haltung und benutzte seinen Schwung, um sich vorwärtszuwerfen. Er schlug dort auf die Rüstung ein, wo sie bereits einen Sprung erhalten hatte, und traf sie mit voller Wucht. Ein Stück des Panzers zerschmetterte, Teile geschmolzenen Metalls

flogen davon. Der Splitterträger grunzte auf, fiel auf ein Knie und hob die Hand an seine Seite. Szeth stellte den Fuß dagegen und stieß ihn mit der Kraft des Sturmlichts, das noch in ihm war, zurück.

Der schwere Splitterträger prallte gegen die Tür zu den Gemächern des Königs, zerschmetterte sie und fiel in den Raum dahinter. Szeth setzte ihm nicht nach, sondern rannte durch die Tür rechts von ihm, hinter der der König verschwunden war. In dem Gang hinter ihr lag der gleiche rote Teppich, und Sturmlichtlampen an den Wänden gaben Szeth die Möglichkeit, den brodelnden Aufruhr wieder in sich anzufachen.

Energie loderte erneut in ihm auf, er wurde schneller. Wenn er sich genug Vorsprung verschaffte, konnte er mit dem König fertigwerden und zum Kampf gegen den Splitterträger zurückkehren. Es würde aber nicht leicht werden. Ein Volles Peitschen gegen eine Tür würde einen Splitterträger nicht aufhalten, und aufgrund seiner Rüstung konnte der Mann übernatürlich schnell laufen. Szeth warf einen Blick über die Schulter.

Der Splitterträger folgte ihm nicht. Der Mann setzte sich in seiner Rüstung auf und wirkte benommen. Szeth sah ihn undeutlich, wie er in der Tür saß, umgeben von Holzsplittern. Vielleicht hatte ihn Szeth doch stärker verwundet, als er geglaubt hatte.

Oder vielleicht ...

Szeth erstarrte. Er dachte an den gesenkten Kopf des Mannes, der mit verdecktem Gesicht von den Wachen hinausgeführt worden war. Der Splitterträger folgte Szeth noch immer nicht. Dieser Krieger war so geschickt. Es hieß, dass nur wenige Männer vor Gavilar Kholins Schwertkünsten bestehen konnten. War es etwa möglich, dass ...

Szeth drehte sich um, schoss zurück, vertraute seinen Instinkten. Sobald ihn der Splitterträger sah, sprang er geschickt auf die Beine. Szeth rannte schneller. Wo war der König am sichersten? Auf der Flucht und in den Händen einiger Gardisten? Oder hinter einem Splitterpanzer und in der Verkleidung eines bloßen Leibwächters?

Gerissen, dachte Szeth, als der Splitterträger, der vorhin noch so

schwerfällig gewirkt hatte, wieder eine Kampfhaltung einnahm. Szeth griff mit neuer Kraft an und schwang seine Klinge mit rasender Geschwindigkeit. Der Splitterträger – der König – parierte grimmig, und zwar mit langen, beeindruckenden Schlägen. Szeth wich vor einem von ihnen zurück und spürte den Wind, den die Waffe verursachte, nur wenige Zoll vor ihm. Er berechnete seinen nächsten Schlag, schoss vor und duckte sich unter dem Gegenschlag des Königs hinweg.

Der König erwartete einen weiteren Hieb gegen seine Seite, drehte sich und hielt den Arm schützend vor das Loch in seinem Panzer. Das gab Szeth die Möglichkeit, an ihm vorbei in die königlichen Gemächer zu rennen.

Der König wirbelte herum und setzte Szeth nach, der durch das erste verschwenderisch ausgestattete Gemach lief, die Hand ausstreckte und alle Möbelstücke berührte, an denen er vorbeikam. Er füllte sie mit Sturmlicht an und peitschte sie auf einen Punkt hinter dem König zu. Die Möbel fielen um, als wäre das Zimmer auf die Seite gedreht worden. Sofas, Sessel und Tische stürzten auf den überraschten König zu. Gavilar beging den Fehler, mit seiner Splitterklinge nach ihnen zu schlagen. Die Waffe fuhr mit Leichtigkeit durch ein großes Sofa, aber die einzelnen Stücke regneten trotzdem auf ihn herab, und er geriet ins Taumeln. Als Nächstes traf ihn ein Schemel und warf ihn zu Boden.

Gavilar rollte sich den Möbeln aus dem Weg und machte einen Ausfall nach vorn. Aus den Rissen im Panzer leckte das Sturmlicht. Szeth konzentrierte sich, sprang in die Luft, peitschte sich nach hinten und zur rechten Seite, während der König auf ihn zukam. Er wich dem Hieb des Königs aus und katapultierte sich durch zweimaliges Einfaches Peitschen nach vorn. Sturmlicht blitzte aus ihm, seine Kleidung gefror, und er wurde doppelt so schnell wie bei einem freien Fall auf den König zugeschleudert.

Die Haltung des Königs zeugte von dessen Überraschung, als sich Szeth mitten in der Luft drehte und auf ihn zuwirbelte. Er rammte

seine Klinge gegen den Helm des Königs, peitschte sich danach sofort zur Decke, fiel nach oben und prallte gegen das Steindach. Er hatte sich zu schnell in zu viele verschiedene Richtungen gepeitscht, also hatte sein Körper die Orientierung verloren, sodass es schwierig wurde, elegant zu landen. Taumelnd kam er auf die Beine.

Unter ihm machte der König einen Schritt zurück und versuchte sich so hinzustellen, dass er seine Klinge hoch zu Szeth stoßen konnte. Der Helm des Mannes war zerbrochen, Sturmlicht trat aus. Er versuchte seine Seite mit der geborstenen Panzerung zu schützen. Der König machte einen Ausfall mit nur einem Arm und schwang das Schwert in Richtung Decke. Sofort peitschte sich Szeth nach unten, da er befürchtete, dass er durch den Angriff des Königs sein Schwert nicht mehr rechtzeitig zurückziehen konnte.

Szeth hatte seinen Gegner unterschätzt. Der König warf sich in Szeths Angriff und vertraute darauf, dass sein Helm den Schlag abfing. Gerade als Szeth den Helm ein zweites Mal traf – und ihn zerschmetterte –, schlug Gavilar mit der anderen gepanzerten Hand zu und rammte sie Szeth mitten ins Gesicht.

Blendendes Licht blitzte in Szeths Augen auf und bildete einen Gegenpol zu dem plötzlichen Schmerz, der sich in seinem Gesicht ausbreitete. Alles verschwamm und wurde blass.

Schmerz. Ein so großer *Schmerz!*

Er kreischte auf. Das Sturmlicht verließ ihn in einem Schwall, und er taumelte rückwärts gegen etwas Hartes. Es waren die Balkontüren. Noch mehr Schmerz breitete sich in seinen Schultern aus, als stäche jemand mit hundert Dolchen gleichzeitig auf ihn ein. Er fiel zu Boden, rollte herum und kam schließlich zum Stillstand. Seine Muskeln zitterten. Dieser Schlag hätte jeden gewöhnlichen Menschen getötet.

Keine Zeit für Schmerzen. Keine Zeit für Schmerzen. Keine Zeit für Schmerzen!

Er blinzelte, schüttelte den Kopf. Die Welt vor ihm wirkte verschwommen und dunkel. War er blind geworden? Nein. Draußen war es dunkel. Er befand sich auf dem hölzernen Balkon – die Macht

des Schlages hatte ihn durch die Türen getrieben. Irgendetwas verursachte ein dumpfes Geräusch. Schwere Schritte. Der Splitterträger!

Szeth stolperte auf die Beine; sein Blick war noch immer unklar. Blut strömte ihm über das Gesicht, und Sturmlicht drang aus seiner Haut und blendete sein linkes Auge. Das Licht. Es würde ihn heilen, wenn es denn möglich war. Sein Kiefer fühlte sich an, als sei er ausgerenkt. Oder gebrochen? Er hatte seine Splitterklinge fallen lassen.

Ein hoch aufragender Schatten bewegte sich vor ihm. Die Rüstung des Splitterträgers verlor so viel Sturmlicht, dass er nur unter Mühen gehen konnte. Aber er kam auf Szeth zu.

Szeth schrie, kniete nieder, sandte Sturmlicht in den hölzernen Balkon und peitschte dagegen. Die Luft um ihn herum gefror. Der Sturm heulte und schoss an seinen Armen hinab ins Holz. Er peitschte es, wieder und wieder, es sollte in die Tiefe stürzen – zum vierten Mal bereits, als Gavilar auf den Balkon trat. Unter dem zusätzlichen Gewicht gab er nach. Das Holz knirschte und bog sich.

Der Splitterträger zögerte.

Szeth peitschte ein fünftes Mal auf den Balkon ein. Die Stützstreben barsten, und das gesamte Gebilde riss von dem Gebäude ab. Szeth schrie durch den gebrochenen Kiefer und benutzte seinen letzten Rest Sturmlicht, um sich auf die Mauer des Hauses zu peitschen. Er drehte sich zur Seite, flog an dem entsetzten Splitterträger vorbei, traf gegen die Mauer und rollte an ihr entlang.

Der Balkon stürzte in die Tiefe, und der König hob schockiert den Blick, während er den Halt verlor. Der Sturz war kurz. Im Mondlicht beobachtete Szeth ernst – mit noch immer verschwommenem Blick und auf einem Auge blind –, wie der Anbau auf dem Steingrund darunter zerschellte. Die Palastmauer erzitterte, und das Knirschen und Splittern des Holzes hallte von den Gebäuden in der Nähe wider.

Szeth befand sich noch auf der Wand. Ächzend erhob er sich. Er fühlte sich schwach, hatte sein Sturmlicht zu schnell verbraucht und den Körper überanstrengt. Er taumelte an der Wand des Gebäudes

herunter, näherte sich dem Trümmerhaufen, konnte kaum auf den Beinen stehen.

Der König bewegte sich noch. Ein Splitterpanzer bewahrte seinen Träger zwar vor den Auswirkungen eines solchen Sturzes, aber ein langes, blutiges Stück Holz steckte in Gavilars Seite und hatte ihn dort durchbohrt, wo Szeth ein Loch in die Rüstung geschlagen hatte. Szeth kniete nieder und betrachtete das schmerzzerfurchte Gesicht des Mannes, die scharf umrissenen Züge, ein kantiges Kinn, einen weiß gefleckten Bart und verblüffend blassgrüne Augen. Gavilar Kholin.

»Ich ... hatte dich ... schon erwartet«, sagte der König unter Keuchen.

Szeth griff ihm unter die Brustplatte und zog dort an den Riemen. Sie lösten sich, er nahm den vorderen Teil der Rüstung ab und entblößte dabei die Edelsteine unter ihr. Zwei von ihnen waren zerbrochen und ausgebrannt. Drei glühten noch. Benommen sog Szeth die Luft ein und nahm das Licht in sich auf.

Der Sturm tobte wieder in ihm. Weiteres Licht drang aus seinem Gesicht und heilte ihm Haut und Knochen. Die Schmerzen waren noch immer stark; das Sturmlicht wirkte nicht sofort. Es würde noch Stunden dauern, bevor er sich erholt hatte.

Der König hustete. »Du kannst ... Thaidakar sagen, dass ... er zu spät kommt.«

»Ich weiß nicht, wer das ist«, sagte Szeth, während er aufstand. Die Worte drangen undeutlich aus seinem gebrochenen Kiefer. Er streckte die Hand zur Seite aus und rief seine Splitterklinge wieder herbei.

Der König runzelte die Stirn. »Wer dann ...? Restares? Sadeas? Ich hätte nie geglaubt ...«

»Meine Meister sind die Parschendi«, sagte Szeth. Zehn Herzsschläge vergingen, und die Klinge fiel in seine Hand: feucht vom Schweißwasser.

»Die Parschendi? Das ergibt doch keinen Sinn.« Gavilar hustete

erneut, griff sich mit zitternder Hand an die Brust und tastete nach einer Tasche. Er zog eine kleine Kristallkugel daraus hervor, die an einer Kette hing. »Du musst das hier nehmen. Sie dürfen es nicht bekommen.« Er wirkte benommen. »Sag ... sag meinem Bruder ... er muss die wichtigsten Worte finden, die ein Mensch sagen kann ...« Gavilar verstummte.

Szeth zögerte, kniete sich schließlich hin und nahm die Kugel entgegen. Sie war seltsam und glich nichts, was er je gesehen hatte. Obwohl es vollkommen dunkel war, schien sie irgendwie zu glühen – in einem Licht, das schwarz zu sein schien.

Die Parschendi?, hatte Gavilar gesagt. *Das ergibt doch keinen Sinn.*

»Nichts ergibt mehr einen Sinn«, flüsterte Szeth und steckte die seltsame Kugel ein. »Alles steht vor dem Zusammenbruch. Es tut mir leid, König der Alethi. Ich bezweifle, dass dir das noch etwas bedeutet.« Er stand auf. »Wenigstens musst du nicht zusammen mit dem Rest von uns den Untergang der Welt beobachten.«

Gavilers Splitterklinge materialisierte sich neben dem Körper des Königs aus dem Nebel und fiel – nun, da sein Meister tot war – klappernd auf den Steinboden. Sie war ein Vermögen wert; ganze Königreiche waren untergegangen, nur weil einige Männer unbedingt eine Splitterklinge hatten besitzen wollen.

Alarmrufe drangen aus dem Inneren des Palastes. Szeth musste verschwinden. Aber ...

Sag meinem Bruder ...

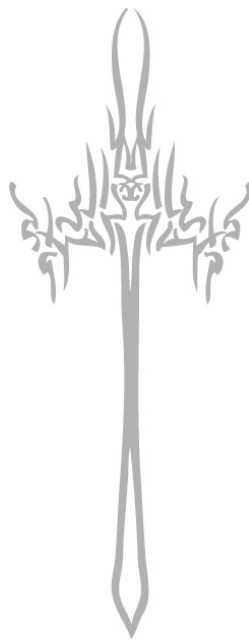
Für Szeths Volk war die letzte Bitte eines Sterbenden heilig. Er ergriff die Hand des Königs, tauchte sie in das Blut des Mannes und schrieb damit auf das Holz: *Bruder, du musst die wichtigsten Worte finden, die ein Mensch sagen kann.*

Und dann floh Szeth in die Nacht hinein. Er ließ die Splitterklinge des Königs zurück; er hatte keine Verwendung für sie. Die Klinge, die Szeth bei sich trug, war ihm schon Fluch genug.

ERSTER TEIL

Über dem Schweigen

KALADIN · SCHALLAN





»Ihr habt mich getötet. Ihr Bastarde habt mich getötet! Während die Sonne noch heiß brennt, sterbe ich!«

Gesammelt am fünften Tag der Woche Chach, im Monat Tanat des Jahres 1171, zehn Sekunden vor dem Tod. Person war ein dunkeläugiger Soldat im Alter von einunddreißig Jahren. Auswahl wird als zweifelhaft angesehen.

FÜNF JAHRE SPÄTER

Ich werde sterben, nicht wahr?«, fragte Cenn.

Der wettergegerbte Soldat neben Cenn drehte sich um und betrachtete ihn. Der Veteran trug einen gestutzten Vollbart. Das schwarze Haar an seinen Schläfen wurde allmählich grau.

Ich werde sterben, dachte Cenn und umfasste seinen Speer. Der Schaft war feucht vom Schweiß. *Ich werde sterben. O Sturmvater, ich werde sterben ...*

»Wie alt bist du, mein Sohn?«, fragte der Veteran. Cenn erinnerte sich nicht an den Namen des Mannes. Es fiel ihm schwer, sich überhaupt an irgendetwas zu erinnern, während er beobachtete, wie die andere Armee auf dem felsigen Schlachtfeld eine Formation bildete. Das machte einen so zivilisierten Eindruck. So säuberlich und

organisiert. Kurzspeerer in den vordersten Reihen, Langspeerer und Wurfspieße dahinter, Bogenschützen an den Seiten. Die dunkeläugigen Speerwerfer besaßen eine Ausrüstung wie diejenige Cenns: ledernes Wams, kniehohes Rock, eine einfache Stahlkappe und ein dazu passender Brustpanzer.

Viele Hellaugen trugen vollständige Rüstungen. Sie saßen auf Pferden, ihre Ehrengarden drängten sich um sie und steckten in Brustpanzern, die tiefrot und waldgrün glitzerten. Waren die Splitterträger bei ihnen? Hellherr Amaram war kein Splitterträger. Aber vielleicht einer seiner Männer? Was war denn, wenn Cenn gegen einen solchen kämpfen musste? Gewöhnliche Menschen töteten keinen Splitterträger. Es war bisher so selten geschehen, dass jedes dieser Ereignisse zur Legende geworden war.

Es geschieht wirklich, dachte er mit wachsendem Entsetzen. Dies hier war kein Exerzieren im Lager. Dies hier war keine Übung auf dem Feld, bei der Holzstecken geschwungen wurden. Das hier war *echt*. Als er sich dieser Tatsache gegenüber sah – und sein Herz pochte wie das eines verängstigten Tieres und die Beine gaben nach –, erkannte Cenn plötzlich, dass er ein Feigling war. Er hätte die Herden nicht verlassen sollen. Er hätte niemals ...

»Sohn?«, fragte der Veteran. »Wie alt bist du?«

»Fünfzehn, Herr.«

»Und wie heißt du?«

»Cenn, Herr.«

Der massige, bärtige Mann nickte. »Ich bin Dallet.«

»Dallet«, wiederholte Cenn und starrte weiter die andere Armee an. Es waren so viele Soldaten! Tausende. »Ich werde sterben, nicht wahr?«

»Nein.« Dallet hatte eine barsche Stimme, die jedoch irgendwie beruhigend klang. »Es wird dir gut ergehen. Halte einfach den Kopf hoch. Und bleib bei deiner Einheit.«

»Aber ich habe kaum drei Monate Ausbildung gehabt!« Er konnte schwören, das leise Klappern der feindlichen Rüstungen und Schilde

zu hören. »Ich kann diesen Speer kaum halten. Sturmwater, ich bin *tot*. Ich kann nicht ...«

»Mein Sohn«, unterbrach ihn Dallet leise, aber nachdrücklich. Er hob die Hand und legte sie auf Cenns Schulter. Der Rand von Dallets großem rundem Schild, der ihm über den Rücken hing, fing das Licht ein und warf es zurück. »Es wird alles *gut* ausgehen.«

»Wie kannst du das wissen?« Es klang wie eine flehende Bitte.

»Weil du in der Einheit von Kaladin dem Sturmgeseigneten bist, mein Junge.« Ein anderer Soldat neben ihnen nickte zustimmend.

Hinter ihnen reihte sich eine Schwadron Soldaten nach der anderen auf – es waren Tausende. Cenn befand sich unmittelbar an der Front, zusammen mit den etwa dreißig anderen Männern aus Kaladins Einheit. Warum war Cenn im letzten Augenblick noch einer neuen Einheit zugeteilt worden? Es musste etwas mit Lagerpolitik zu tun haben.

ENDE DER LESEPROBE

MIT EINEM KLICK BESTELLEN

amazon.de

[Mit einem Klick bestellen](#)

Die fantastischen Welten von

BRANDON SANDERSON

Alle Infos, alle Romane und
exklusives Bonusmaterial auf
www.brandon-sanderson.de



Brandon Sanderson

DATENSCHUTZHINWEIS

Inhalt

1. [INHALT](#)
2. [PRÄLUDIUM](#)
3. [4500 JAHRE SPÄTER](#)
 1. [PROLOG: TÖTEN](#)
4. [ERSTER TEIL](#)
 1. [1 – STURMGEGEGNET](#)